



Deutsche Revue

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart.

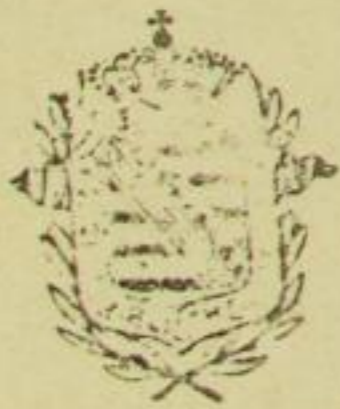
Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

fünfzehnter Jahrgang. — Erster Band.

(Januar bis März 1890.)



Breslau.

Verlag von Eduard Trewendt.

388. 4.

Inhalt

des

Ersten Quartal-Bandes des Jahrgangs XV.

(Januar bis März 1890.)

	Seite.
Gustav Freytag: Karl von Normann	1
M. Passow: Sita's Fußspangen. Ein indisches Sittenbild aus dem Jahre 1855. I. II.	6. 145
Aus dem Leben des Grafen Albrecht von Roon. VIII. IX. X. 34. 129.	257
Camille Flammarion: Das Geheimniß der Telepathie und die moderne Naturwissenschaft	52
Georg von Mayr: finanzielle Kriegsbereitschaft im Frieden. I. II.	61. 207
Eduard Flegels Tagebuch von April 1885 bis August 1886. I. II. III.	71. 216. 359
Ludwig Büchner: Über wahre und falsche Wunder	87
M. von Freydorf: Pfingsttage im Elsaß 1874. I. II.	95. 184
Vizeadmiral Batsch: Ein Wort über die Seeverbindung Berlins	169
Ein Mitarbeiter Bismarcks.	173
H. Schlesinger: Die Naturwissenschaften und deren Einfluß auf die Fort- schritte der Humanität	201
S. Kyn: Die Hexe. Novelle. I.	271
Robert William Felkin: Emin Pascha in Zentralafrika.	310
M. Carriere: Giordano Bruno über die Deutschen	320
Alfred Kirchhoff: Woher kommt der Unterschied von Norddeutsch und Süd- deutsch?	328

	Seite
Kardinal Manning: Die Arbeit, ihre Würde und ihr Recht. I.	332
Adolf Bauer: Wehrpflicht und Kriegführung bei den Griechen	339

Berichte aus allen Wissenschaften:

Volkswirtschaft.

Lannhardt: Die Thaler im deutschen Münzwesen	107
--	-----

Geschichte.

Arthur Kleinschmidt: Jewdokia Lapuchin	112
--	-----

J. Caro: Heinrich von Sybel's „Begründung des deutschen Reichs durch Wilhelm I.“	225
---	-----

Philologie.

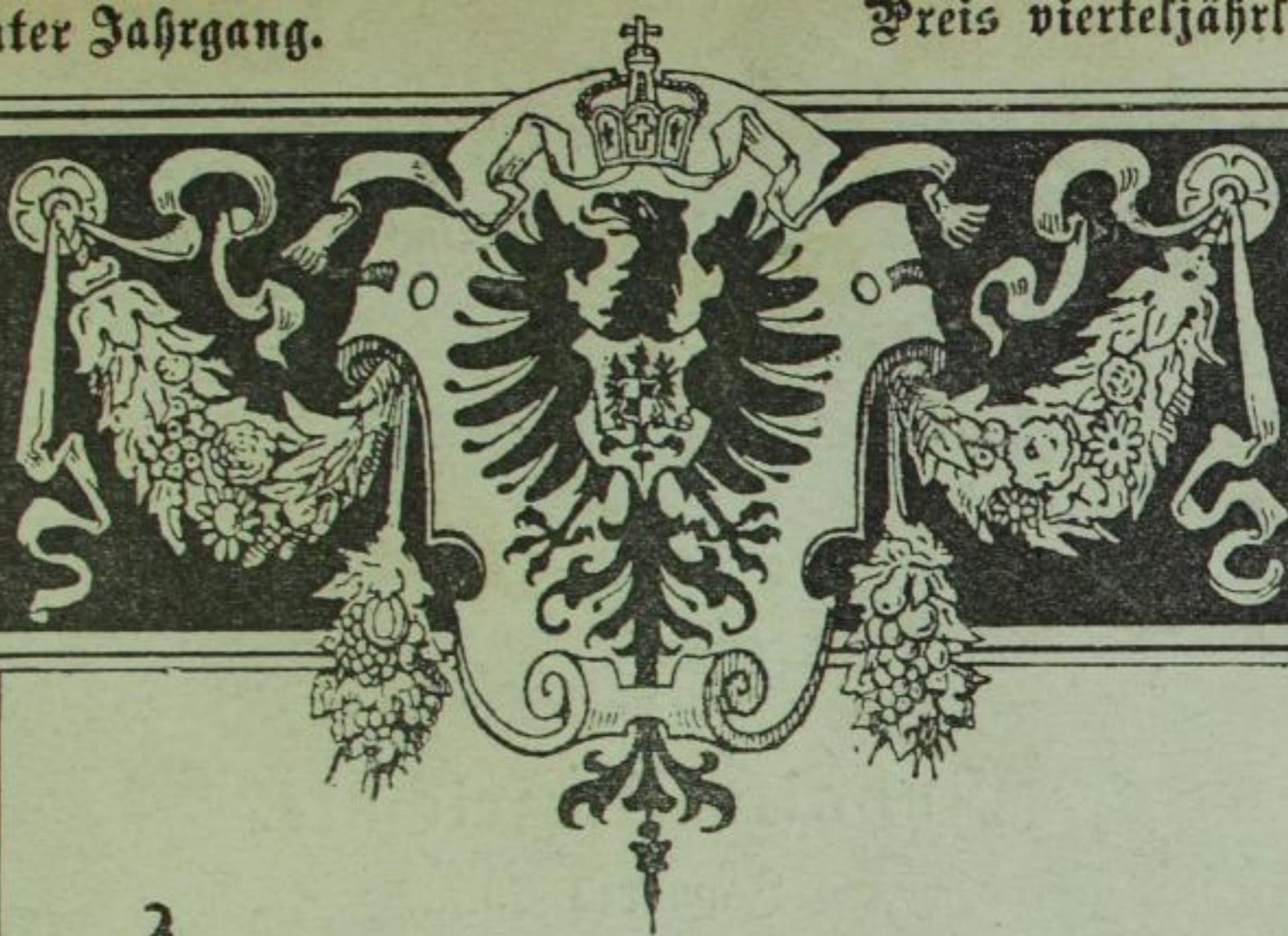
Karl Blind: Ein schottisches Märchen vom Aschenputtel und seinem Gold- und Glaschuh	229
--	-----

Zeitbeschwerden:

Schulmeisterei und Pedanterei	366
Über Mangel an Ehrlichkeit	371

Kleine Revuen:

Naturwissenschaftliche Revue.	245
Litterarische Revue	120. 374
Litterarische Berichte	125. 253. 377
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes	380



Deutsche Revue

über das
gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben
von

Richard Fleischer.

1890. Januar.

Vierteljährlich erscheinen drei Oktavhefte und
halbjährlich ein Kunstheft

Breslau und Berlin.

Verlag von Eduard Trewendt.

Breslau

Berlin

Expedition: Lauenzienstraße 60. Expedition: NW Mittelstraße 26. 27.



Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Inhalts-Verzeichnis.

Januar 1890.

	Seite
I. Gustav Freytag: Karl von Normann.	1
II. A. Passow: Sita's Fußspangen. Ein indisches Sittenbild aus dem Jahre 1855. I.	6
III. Aus dem Leben des Grafen Albrecht von Roon. VIII.	34
IV. Camille Flammarion: Das Geheimnis der Telepathie und die moderne Naturwissenschaft.	52
V. Georg von Mayr: finanzielle Kriegsbereitschaft im Frieden. I.	61
VI. Eduard Flegels Tagebuch von April 1885 bis August 1886. I.	71
VII. Ludwig Büchner: Über wahre und falsche Wunder.	87
VIII. A. von Freytag: Pfingsttage im Elsaß 1874. I.	95
IX. Berichte aus allen Wissenschaften	107
1. Volkswirtschaft. Launhardt: Die Thaler im deutschen Münzwesen.	
2. Geschichte. Arthur Kleinschmidt: Sewdokia Lapuchin. Nach Familienpapieren.	
X. Litterarische Revue.	120
XI. Litterarische Berichte.	125

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Karl von Normann.

Von

Gustav Freytag.

Die folgenden Zeilen bringen die kurze Lebensskizze eines Verstorbenen, welcher dem Kaiser Friedrich, während dieser Kronprinz war, in den letzten Jahrzehnten desselben von allen Männern seiner Umgebung wohl am nächsten stand, als Vorstand des Kabinetts lange für den hohen Herrn lebte und diesem auch auf dem Todespfade schnell nachfolgte.

Das Geschlecht der Normann gehört zu den alten, ritterlichen Familien von Rügen, Pommern und Mecklenburg, und hat von dort seine Söhne nach Dänemark, Schweden, in das deutsche Binnenland, im vorigen Jahrhundert bis nach Württemberg gesendet. Der deutsche Beiname, welchen Männer des Geschlechtes schon seit dem Ende des 13. Jahrhunderts in slavischer Umgebung bewahrten, und der allmählich zum Familiennamen wurde, weist auf germanischen Ursprung. Nicht wenige der Normann gewannen reichlichen Anteil an der Bildung ihrer Zeit und wurden in vier Jahrhunderten durch Kriegsdienst, aber auch als Gesandte, Hofbeamte, Rechtsgelehrte, Professoren den Zeitgenossen ehrenwert. Einem Matthäus von Normann aus der Mitte des 16. Jahrhunderts ist die Wissenschaft noch heut für seine Sammlung „wendisch-rugianischer Landgebräuche“ sehr dankbar; ein Heinrich wurde als fürstlicher Rat 1555 zur Vollziehung des Passauer Religionsvertrages nach Augsburg gesandt; und als Kaspar von Normann, Radziwillischer Geheimer Rat und Kanzler, 1617 zu Leipzig mit dem gelehrten Philipp Hainhofer aus Augsburg über allerlei Kuriositäten an Höfen anmutig diskurierte und über den kunstvollen Schreibtisch, welchen Hainhofer dem Herzog Philipp II. von Pommern geliefert hatte und dessen Oberteil in der Berliner Kunstammer bis auf unsere Zeit erhalten blieb, da erwies dieser Normann in Kenntnissen und wohlgefälligem Wesen schon damals die Art seiner Familie, wie 250 Jahre später der Geschlechtsgenosse Karl, von welchem hier erzählt wird. Karls Großvater Axel von Normann, schwedischer General, verließ 1815 mit sieben Brüdern und seinen drei Söhnen unter großen persönlichen Opfern den schwedischen Dienst, als Schwedisch-Pommern preussisch wurde; er folgte darin

dem starken Zug einer Vaterlandsliebe, die unter den Deutschen jener Landschaft allgemein war, obwohl die fremde Herrschaft nicht bedrückt hatte. Er siedelte sich in der kleinen Kreisstadt Franzburg an, die unter 200jähriger fremder Hoheit ebenfalls ihre deutsche Eigenart mit Zähigkeit festgehalten hatte; ihm folgten so viele andere seines Geschlechtes dorthin, daß der Ort in der Umgegend den Scherznamen die Normandie erhielt. Dort verlebte der Enkel Karl (geb. 21. September 1827) die erste Jugend. In der anmutigen Landschaft, an einem großen Landsee schnitt der Kleine seine Rohrpfifen, er spielte in den alten Mauern des Schlosses, eines früheren Klosters, das der Großvater bewohnte, und war glücklich, wenn er den alten schwedischen Diener des Hauses auf der Jagd begleiten durfte. Unauslöschlich hafteten die Eindrücke dieser frühen Kinderjahre in seiner Seele. Acht Jahre alt zog er mit den Eltern nach Greifswald. Sein Vater Karl Heinrich war Rechtsanwalt und Justizrat, die Mutter Wilhelmine eine Tochter des General-Superintendenten Ziemssen; der Vater ein strenger, in sich gefehrter Mann, aller Geselligkeit abhold, der in seinen Freistunden am liebsten über den Büchern verweilte, geschichtlichen und poetischen. Der Sohn dagegen hatte ein weiches, liebebedürftiges Gemüt, war heiter und neckisch, ein Liebling seiner Gespielen, nach dem Urtheil der Lehrer auch ein hoffnungsvoller Schüler. Er hatte vom Vater frühzeitig die Freude an Geschichte und schöner Litteratur überkommen und gebrauchte die Feder gern und mit Geschick. Dieser litterarische Zug ist ihm durch sein ganzes Leben geblieben, er wurde für ihn die Grundlage einer nicht gewöhnlichen humanen Bildung. Vom Gymnasium schied er, sich am Rhein für die militärische Laufbahn vorzubereiten, und verweilte einige Jahre zu Aachen. Im Jahre 1845 wurde er Fähnrich, 1848 Leutnant im 2. Jägerbataillon zu Greifswald. Seine Jugendgenossen waren verwundert, daß der übermütige Späsmacher und Zeichner von Karrikaturen in der Fremde so schnell ernsten Sinn und ruhige Haltung gewonnen hatte. Aber die Macht, welche die Poesie immer auf ihn ausgeübt hatte, machte sich sofort wieder in seinem Leben geltend. In befreundetem Hause wurde ihm Emma Anderssen lieb, deren Familie sich ebenfalls aus Schweden nach Pommern und in den preussischen Dienst gezogen hatte; Rückerts Liebesfrühling im Herzen gestand er ihr im schönen Mai mitten im Wald seine Neigung. Die Eltern der Liebenden hielten für wünschenswert, die junge Liebe durch Aufschub zu prüfen. Normann erbat Urlaub für ein Jahr, ging nach Berlin und Wien, von dort durch Italien nach Paris und London. Er arbeitete in dieser Zeit angestrengt an seiner Bildung, auch für die Kenntniss fremder Sprachen, und schrieb 1851 in der preussischen Wehrzeitung seinen ersten Aufsatz „Militärische Briefe eines Reisenden.“ Als er nach Greifswald zurückgekehrt war, wurde 1851 Verlobung und Vermählung gefeiert. Die Geliebte seiner Jugend blieb auch die Freundin und die Vertraute seiner Seele bis zu seinem Lebensende. Zwei Jahre lebte er in stillem Hausglück in der Thätigkeit eines hoffnungsvollen Offiziers. Von 1853—1856 wurde er zur allgemeinen Kriegsschule (jetzt Akademie) nach Berlin kommandiert. Als er darauf zum topographischen Bureau nach Hohenzollern befehligt war, zog ihm Über-

anstrengung in dem bergigen Bezirk, den er zur Vermessung erhalten hatte, ein Leiden zu, das die Fortsetzung des Kommandos verhinderte und das er erst in der Heimat überwand. Doch blieb seine Gesundheit eine zarte. Im Jahre 1858 wurde er Premierleutnant, bereits 1859 Hauptmann. Aus dem wohlthuenden, geselligen Leben in Greifswald entführte ihn eine Versetzung nach Magdeburg, wo er 1860 als Hauptmann in das 26. Infanterie-Regiment trat. Als ein guter Kamerad und tüchtiger Offizier gewann er auch dort Liebe und Achtung und den Verkehr mit bedeutenden Menschen. Aber ihm war nicht beschieden, in der kriegerischen Laufbahn zu bleiben.

Schon in Greifswald war er dem Kronprinzen zufällig bekannt geworden und hatte auf der Kriegsschule in Berlin zugleich mit dem hohen Herrn Vorträge gehört. Als nun im Jahre 1864 Ernst von Stockmar wegen seiner Krankheit die Stellung als Privatsekretär des Kronprinzen und der Kronprinzessin niederlegen mußte, empfahl er Normann in seine Stelle, und der Kronprinz erbat diesen. Zuerst auf sechs Monate vom Heere abkommandiert, dann wieder auf ein Jahr, wurde Normann im Jahre 1868 als Major zur Disposition gestellt. Zunächst ward er Privatsekretär der Kronprinzessin. Der Übergang vom Schwert zur Feder wurde für ihn nicht schwer, ihm half seine reiche litterarische Bildung und daß er französisch und englisch mit Fertigkeit sprach und schrieb. Die umfangreiche Korrespondenz der hohen Frau und ihre lebendige Teilnahme an Litteratur und Kunst, den Kulturaufgaben und wohlthätigen Anstalten gab nicht geringe Arbeit. Außerdem aber übernahm Normann bald auch beim Kronprinzen das sogenannte Korrespondenz-Sekretariat; in dieser Thätigkeit hatte er die von Privatpersonen, Vereinen, amtlichen Körperschaften an den Kronprinzen gerichteten Briefe, Gesuche und Eingaben diesem mündlich vorzutragen und die darauf zu erteilenden Antworten und Bescheide zu entwerfen und zur Unterschrift vorzulegen, oder auch selbst die Antworten „im höchsten Auftrage“ abzugeben. Außerdem hatte er dem Kronprinzen die Tageslitteratur vorzubereiten, auf wichtigere Artikel aufmerksam zu machen, über die bedeutenderen Erscheinungen auf dem gesamten Gebiet der Litteratur zu berichten, von größeren Werken eine gedrängte Übersicht zu geben und die Teile, welche eigene Durchsicht des Herrn forderten, näher zu bezeichnen. Diese Aufgaben brachten es mit sich, daß neben den Vorträgen und schriftlichen Arbeiten sich ein lebendiger Verkehr mit Künstlern, Schriftstellern, Bittsuchern, Abordnungen und Vereinen entwickelte, der oft mehr Zeit und Kraft erforderte als die eigentliche Berufsarbeit. Endlich nahmen ihn auch vielfach Geschäfte der Schatzverwaltung in Anspruch, mit denen ein umfangreiches, nicht gerade anmutiges Kosten- und Rechnungswesen verknüpft war. Dies aber galt nur für die erste Zeit seiner Amtsthätigkeit. In späteren Jahren war er an fast allen Arbeiten und Sorgen des Kronprinzen, großen und kleinen, im Staat und in der Familie, als Vertrauter mit seinem ganzen Herzen und mit seiner Feder beteiligt, und wenn der Kronprinz im Krieg oder auf Reisen abwesend war, hatte er die ganze geschäftliche Korrespondenz zu besorgen. In diesen Stellungen blieb er durch zwanzig Jahre. Ihm kam dabei zu gute, daß

er ein durchgebildeter Soldat war, sodaß er auch in militärischen Angelegenheiten dem Kronprinzen als Mann von Fach zur Seite stehen konnte. Er besaß neben seiner militärischen eine reiche wissenschaftliche Bildung, die Fähigkeit, sich überall leicht zurecht zu finden, ein festes, maßvolles Urtheil und über allem eine wundervolle Begabung, vor neuen und heiklen Aufgaben mit Tact und sicherem Gefühl das Richtige zu erkennen. So lebte er sich, ohne seine eigene freie Auffassung der Dinge aufzugeben, schnell in den Rücksichten und unter den Personen des jungen Hofes ein und wurde dem Kronprinzen nicht nur durch seine Einsicht und die gewandte Pflichttreue, noch mehr durch die innige persönliche Ergebenheit wertvoll. Es gab wenig, was der Herr nicht mit ihm besprach, und bei den verschiedenartigsten Aufgaben, welche dem Kronprinzen nahe traten, wurde Normann stiller Beirat und der geschäftlich Ausführende. Für die anspruchslöse Hilfe, welche der vertraute Sekretär des Fürsten einem geliebten Herrn leistet, und für die hingebende Tagesarbeit, welche neben endlosen Kleinigkeiten auch hochwichtige Angelegenheiten umfaßt, hat der Beamte von der Öffentlichkeit keine Anerkennung zu erwarten, auch das Beste, was er thut, vollbringt er zum Vorteil und zur Ehre seines Herrn, um diesen von unrichtigen Schritten abzuhalten und ihm das Ansehen zu mehren. Oft suchte der Kronprinz in freien Stunden seinen Vertrauten auf, er fand dort Trost und gutes Urtheil; und nächst der Kronprinzessin war es Normann, in dessen treuer Seele er niederlegte, was er ersehnte und für die Zukunft beabsichtigte. Selten ist ein so volles Zutrauen dem Diener eines Fürsten zuteil geworden, und ein besserer Bewahrer des Anvertrauten, ein selbstloserer Ratgeber, als Normann war, wird schwerlich zu finden sein. Diese Stunden gehörten auch zu denen, wo der hohe Herr sich am behaglichsten fühlte, ganz heimisch in der Seele des ergebenen und gescheiten Mannes, dessen schnelles Verständnis und treue Herzlichkeit immer wohl thaten. Es war ein schönes und warmes Verhältnis zwischen Herrn und Diener, einzig in seiner Art.

Die Arbeit im Kabinet wurde jährlich durch Fürstenreisen unterbrochen, bei denen Normann Begleiter war. So war er 1865 mit den Herrschaften in Windsor und 1866 mit dem Kronprinzen zur Vermählung des jetzigen Kaisers von Rußland mit der Prinzessin Dagmar in Petersburg. Während des Krieges mit Oesterreich mußte er als Kavaliere der Kronprinzessin in Berlin zurückbleiben, in der schweren Zeit, als der kleine Prinz Sigismund starb. Lautlos, ohne Glockengeläut, fuhr der Leichenwagen des Sohnes die lange Allee bis zur Friedenskirche dahin, nur begleitet von der Kronprinzessin, ihrer Dame und Normann, denselben Weg, der vor einem Jahre den Vater zur letzten Ruhe geführt hat. Normann aber ging von dort nach Oesterreich, dem Kronprinzen über diese Tage mündlich zu berichten. Darauf war er 1869 mit der Kronprinzessin den Winter über in Cannes, sah in Paris den Kaiser Napoleon und erhielt einen lebhaften Eindruck von den Eigentümlichkeiten des französischen Hofes. Und wieder im Kriege 1870 blieb er als der einzige Herr vom Hofe bei der Kronprinzessin zurück, er war thätig bei allen Einrichtungen für die Verwundeten, leitete in Homburg das Barackenlazarett, welches die hohe Frau eingerichtet hatte, und

unterhielt die ganze Verbindung des Kronprinzen mit der Heimat. Nach dem Frieden begannen wieder die Familien- und Festreisen seiner Herrschaften, bei denen er begleitete, nach England, an deutsche Höfe, Ostende und Belgien, im Jahre 1874 nach Kassel, wo die hohen Eltern der Prüfung des Prinzen Wilhelm am Gymnasium beiwohnten. Im Winter 1875 war er eifrig, an dem großen Maskenfest des jungen Hofes zu helfen, auch durch Verse, für welche er eine anmutige Begabung hatte. Im Jahre 1879 machten die Verhandlungen wegen Verlobung des Prinzen Wilhelm zu thun, die Ahnenfrage und ähnliches beschäftigten lange, dafür wurde er bei der Vermählung am 21. Februar 1881 zum Schloßhauptmann von Freienwalde ernannt.

Auch das äußere Leben begünstigte den vertrauten Verkehr des Kronprinzen mit seinem Getreuen. Seit 1867 wohnte Normann in dem kleinen Hause zu Bornstedt, an seine Wohnung stieß der Salon der Herrschaften. Dort leitete Normann auch die Verwaltung des Gutes, baute Arbeitshäuser, Wirtschaftsgebäude, ein neues Schulhaus, ließ die Wiesen entwässern und wirtschaftete auf diesem kleinen Fleck Erde, wie der Amtmann einer geliebten Guts herrschaft. Es waren glückliche Jahre für ihn. Später setzte der Kronprinz durch, daß Normann das kleine Schloß Lindstedt zur Sommerwohnung erhielt, es war von Friedrich Wilhelm IV. künstlerisch eingerichtet, stattlich durch Portikus und Säulenhallen, der Kronprinz überließ zur Ausstattung der Wohnung einige Möbel aus seiner Junggesellenzeit. Im Jahre 1883 mußte Normann, mehr nach dem Wunsch der Herrschaften als nach eigenem, die Sorge für den Hofhalt als Hofmarschall übernehmen. Doch auch jetzt blieb er für manche größere Sachen der Vertraute und Sekretär seines Herrn. Im Herbst dieses Jahres begleitete er noch den Kronprinzen auf der großen Reise in Spanien und Italien und hatte reichlich Gelegenheit, außer den Höfen auch die Kunstschätze in beiden Ländern kennen zu lernen.

Aber im Jahr 1884 schied er vom Hofe und ging in den Staatsdienst über. Nach kurzer Vorbereitung wurde er im Sommer preußischer Gesandter für Braunschweig, Oldenburg und Lippe. Im frühen Morgen des Tages, an welchem Normann den Hofhalt des Kronprinzen verließ, kam dieser auf das Zimmer des Scheidenden, umarmte und küßte ihn, dankte für seine Dienste und sagte: „Wenn ich Kaiser bin, sind Sie der erste, den ich in meine Nähe rufe.“ Normann empfand mit Rührung den Wert dieser Worte, aber er wußte wohl, daß die Aufgabe seines Lebens fortan eine andere sein werde.

Er war aus dem vertrauten Privatdienst bei dem Thronfolger in den Staatsdienst übergetreten. Er hatte sich jetzt mit Bescheidenheit und Pflichttreue dem Willen des Reichskanzlers und den dienstlichen Forderungen eines verantwortlichen Amtes zu fügen. Dafür gewann er das Selbstgefühl, unmittelbaren Anteil an den Staatsgeschäften zu erhalten, und daß er selbst zu vertreten hatte, was ihm wohl oder übel gelang. Bald erhielt er Gelegenheit, während Einrichtung der Regentschaft in Braunschweig seine Brauchbarkeit zu erweisen, und er durfte wohl annehmen, daß ihm eine für Preußen nützliche, für ihn selbst ehrenvolle Laufbahn bevorstand. Er hatte sich in die neuen Verhältnisse eingelebt und fühlte sich

darin glücklich. Aber tief ergriff sein warmes Herz die Erkrankung des geliebten Kronprinzen, und den leidenschaftlichen Schmerz, der die ganze Nation aufregte, fühlte er im Mark seines Lebens.

Einige Zeit, nachdem der franke Kaiser Friedrich in Charlottenburg angekommen war, wurde gegen Normann ein Wunsch des hohen Herrn ausgesprochen, ihn in seiner Nähe zu haben, und es war von der Versetzung Normanns nach Berlin die Rede. Als er deshalb zum Kaiser gerufen wurde und an das Leidenslager trat, breitete der liegende Kaiser, da er den Eintretenden erblickte, beide Arme nach ihm aus, Normann sank vor dem Lager weinend auf die Knie, und der Kaiser hielt ihn lange umschlungen. Es war das letzte Wiedersehen.

Wenige Wochen nach dem Kaiser starb (am 17. Juli 1888) auch Karl von Normann durch einen Herzschlag ohne Krankheit.

Er war, da er starb, 61 Jahre alt, aber er schien nach Aussehen und Wesen jünger; ein Mann von großer Anmut der Seele, gescheit, klar, taktvoll, und von einer hervorragenden Begabung, in schwierigen Fragen das Richtige zu finden. Dabei von gewinnender Herzengüte, den größten Geschäften gewachsen und doch von fröhlicher Hingabe an die kleinen Eindrücke des Tages, frei und groß im Urteil, pflichtgetreu als Beamter, zuverlässig als Freund.



Sita's Fußspangen.¹⁾

Ein indisches Sittenbild aus dem Jahre 1855.

Von

A. Passow.

Erstes Kapitel.

Eine hindustanische Räuberbande.

Eine gebirgige Gegend im Westen Ostindiens. Einsam und wild in hehrer Schönheit prangend, war sie mit der mannigfaltigen Fülle ihres tropischen Pflanzenlebens und ihren schroff abfallenden Felsen ein großartiges Werk der Natur.

¹⁾ Die zur Schilderung der hindustanischen Sitten benutzten Quellen sind: Rowe, Every Day Life in India. — Baboo I. Dass, Domestic Manners of the Hindus. — Wurm, Geschichte der indischen Religion. — The Asiatic Quarterly Review. — The Indian Antiquary. — The Englishmans Overland Mail u. s. w.

Das Gerüst der Erzählung bildet ein Kriminalfall aus dem Jahre 1855, den Colonel Meadows Taylor in seiner Autobiographie erwähnt und in seinem vierbändigen Roman „Seeta, a Tale of the Mutiny“ als Nebenepisode skizziert hat. —

Es war Mitternacht. Eine gewaltige Windsbraut hatte mit ihrem Gefolge von Regen, Donner und Blitz dem Schwirren, Summen und Zirpen der vielstimmigen Insektenwelt, dem Gefreisch der Nachtvögel und dem Geheul der Schakale ein jähes Ende bereitet und die Luft ihrer Schwüle entlastet. Die schwarzen Wolkenmassen waren von dannen gezogen, und der Mond, der, von diesem Teile der Erde aus gesehen, in goldgrünem Lichte schimmert, blickte strahlend hernieder auf die dunkel bewaldeten Berge und auf die noch dunklere Schlucht in ihrer Mitte. Tiefe Stille ruhte auf der Landschaft; doch bedeutete diese Lautlosigkeit keinen Frieden. Die indischen Urwälder und Dschungel wissen nichts von Eintracht; tierische und pflanzliche Selbstsucht, der Eigennuß in seiner ausgeprägtesten Gestalt, haust in ihnen. Selbst die majestätischen Riesenbäume, die zu dem Aufbau ihrer markigen Stämme vieler Jahrhunderte bedurften, sind Räuber in des Wortes echterster Bedeutung. Nur für das eigene Gedeihen sorgend, jeden ebenbürtigen Nachbarn befehdend, jeden schwächeren rücksichtslos erstickend, breiten sie unter der dicken Moosdecke des Erdreiches ihre gierig saugenden Wurzeln nach allen Seiten hin aus. Mit ihren dichten Laubkronen fangen sie von den Spenden des Regens, des Windes und der Sonne weit mehr auf, als ihnen zugedacht ist, und lassen die zu ihren Füßen sehnsüchtig auf Nahrung hoffenden Farren, Büsche und Kräuter erbarmungslos darben. Doch während sie sich so auf Kosten anderer bereichern, heften sich diebische Schmarozerpflanzen, die sie nicht abzuschütteln vermögen, mit geschmeidigen Armen um ihren Stamm, ihre Äste und Zweige und trinken ihnen vampyrartig einen Teil des Lebensaftes aus, den sie anderen vorenthalten.

Auch die beiden Männer, die auf einem schmalen Pfad, der von wilden Tieren niedergetreten und nicht von Menschen angelegt zu sein schien, zur nahen Schlucht bergabstiegen, hegten Räubergedanken. Ihre Tracht kennzeichnete sie als Hindus; sie waren mit langen Speeren bewaffnet und hielten Fackeln in den Händen, denn das Mondlicht erleuchtete nur wenige Teile ihres Weges.

Es raschelte im Untergestrüpp; — war es eine Cobra, die durch das Laub schlüpfte, oder war es ein hungriger Tiger?

Der jüngere der beiden Wanderer, ein hübscher, braunäugiger Mensch, blickte scheu nach der Richtung des Geräusches. Sein Gefährte verlachte ihn: „Du bist kein echter Räuber!“ höhnte er, „so oft einige Blätter vom Baume fallen, zitterst du.“

„Was würdest du thun, wenn uns ein Tiger begegnete?“ sagte der Jüngere, dem Vorwurf ausweichend.

„Frage lieber, was würde er thun?“ antwortete der Ältere. „Hast du dir heute Nachmittag nicht von den Leuten im letzten Dorfe erzählen lassen, daß der Tiger, der dieses Gebiet beherrscht und ihren Herden nachstellt, kein Menschenfresser ist, sondern von Knaben verschucht wird?“

„Ja, — aber er kann in jedem Augenblick der Wut einer werden. Wenn ich der Erste wäre, den er verzehrte, und mein Geist fortan auf seinem Haupte reiten und ihn allnächtlich zu neuem Menschenfraß anhezen müßte, — das wäre

qualvoll! Ich bitte dich, laß uns schneller gehen, damit wir bald ans Ziel kommen.“

Der ältere Hindu lachte abermals spöttisch, verdoppelte aber dennoch seine Schritte. Vielleicht war auch er nicht so furchtfrei, als er zu sein vorgab. Schweigend eilten sie nebeneinander dahin; ihr Bestimmungsort war eine Felsengrotte in der Schlucht. Es war dies einer der vielen Versammlungsplätze und Schlupfwinkel, welche die Räuberbande oder Dakeutschar, der sie angehörten, im mittleren und westlichen Indien besaß.

Die Stätte war von dem Hauptmann der rohen Gefellen vortrefflich gewählt; denn sie galt in der ganzen Umgegend für einen Lieblingsaufenthalt böser Geister und ward von allem ehrlichen Volk ängstlich gemieden.

Buldeo Singh, so hieß der jüngere der Dakeuts, brach nach einer Weile abermals das Schweigen: „Fühlt ihr euch wirklich wohl in der Schlucht?“ forschte er. „Man sagt, daß die Dämonen dort einen giftigen Fieberatem haben. Wen sie anhauchen, der stirbt.“

„Mag sein. Was kümmert das mich? Uns hauchen sie nicht an; im Gegenteil, sie sind mit uns im Bunde. Von dem Blut der Menschenopfer, die wir unserer Göttin Kali darbringen, erhalten sie ihr Teil. Sie wissen das und frohlocken schon im voraus; denn Geister sind immer durstig.“

Buldeo zuckte zusammen und schaute mit prüfenden Blicken auf seinen Gefährten.

„Seltsam, daß dieser das Wort „Menschenopfer“ so leicht aussprach, als sei es eine gleichgiltige Sache. Würde auch er noch einmal dahin kommen, es so kaltblütig von den Lippen fallen zu lassen?“

Das Herz war ihm bleischwer. Als Sohn rechtlicher Eltern war er in zwar ärmlichen, aber geordneten Verhältnissen unter guten Menschen erwachsen. Die Sehnsucht nach Reichtum lockte ihn in schlechte Gesellschaft und verleitete ihn, sich einer Dakeutbande anzuschließen. Vor vier Wochen hatte er dieser einen feierlichen Treueschwur in dem Wahne geleistet, fortan ein lustiges Leben zu führen. Er hatte sich getäuscht. Aller Frohsinn war von ihm gewichen. Bei dem ersten räuberischen Einbruch, den er im Verein mit seinen Genossen mehrere Tagereisen von dieser Gegend auf einem einsamen, reichen Gehöft erfolgreich ausübte, gewann er die Einsicht, daß solches Thun die Seele mit grauenvollen Bildern erfüllt. Voll Entsetzen sah er sich durch eigene Schuld in eine Sklaverei verkauft, aus der es kein Entrinnen gab. Denn wehe dem Flüchtling, der dieser Dakeutsgemeinschaft abtrünnig zu werden suchte und den Zorn der ganzen Genossenschaft auf sich heraufbeschwor! —

Der Pfad wurde enger und abschüssiger. Behutsam klonnen die Männer von Stein zu Stein thalabwärts. Ein unbedachter Schritt hätte sie zu Fall gebracht.

Nach einigen Minuten erreichten sie das Ufer eines Gebirgsbaches, der sich laut tosend von einem hohen Basaltfelsen in die Tiefe stürzte. Das Mondlicht tanzte, Irrlichter nachahmend, auf den Wellen.

„Der kommt mit einem fecken Sprunge ans Ziel; wir machen es ihm nicht nach!“ scherzte der ältere Hindu.

„Liegt unsere Höhle am Fuße des Wasserfalls?“

Der Gefragte nickte.

„Habt ihr sie euch selbst gegraben?“

„Als ob wir uns mit solcher Arbeit plagten? Unser Schlupfwinkel ist uralte. Einer unserer Brüder, ein Brahmane und gelehrter Mann, — er ist im vorigen Jahre bei einem Beutezug umgekommen — hat uns erzählt, daß die Höhle vor zweitausend Jahren von Menschen gemacht sei, die sich von unseren Göttern losgesagt hatten und einem Mann nachfolgten, der Buddha hieß. Sein Abbild steht noch in unserer Grotte. Es soll früher sehr kräftig und wunderthätig gewesen sein. Jetzt aber thut es keinem etwas zuleide, und Buddhisten giebt es, wie du weißt, in unserer Gegend nicht mehr. Die sind längst fortgezogen.“

Das Ende ihres Weges war nicht so steil als der Anfang. Sie hätten sonst dieses Gespräch nicht zu führen vermocht. Jetzt kamen sie in die Nähe ihres Bestimmungsortes. Ein Feuerschein und wüstes Geschrei verriet ihnen den Lagerplatz der Bande. Derselbe befand sich in einer Bihara, einem jener eigenartigen Felsentempel, die zu den ältesten Werken indischer Baukunst gehören.

Die Bihara dieser Schlucht war tief in den Basalt hineingehauen. Ihren Mittelpunkt bildete eine nicht sehr hohe, weite Säulenhalle, die einst von buddhistischen, weltflüchtigen Büßern des Altertums als Betsaal benutzt worden war. Im Hintergrunde des Raumes hatten sie in einer Nische eine bis zur Decke emporragende Statue ihres Lehrers in sitzender Stellung errichtet. Diese Buddhafigur war aus dem harten Gestein herausgemeißelt. Zu beiden Seiten der Halle lagen dunkle Zellen, in denen die Mönche gewohnt und geschlafen hatten.

Ein lautes Leben herrschte in der Grotte. Achtzehn Hindus, meistens kräftige, wettergebräunte Gestalten mit scharf ausgeprägten Gesichtern, saßen zechend, plaudernd und singend um ein großes Feuer. Von Zeit zu Zeit warfen sie dürres Holz in die Flammen. Diese loderten hoch auf und beleuchteten das breite, unschöne Antlitz der Statue, welches mit gutmütiger Gelassenheit auf jene Gruppe von Bösewichtern hinabblickte, die den ihm geweihten Platz zu einer Räuberhöhle mißbrauchten.

Die Ankömmlinge wurden mit Jubelgeschrei begrüßt. Sie setzten sich zu ihren Brüdern ans Feuer und stillten ihren Durst aus einer mit Branntwein gefüllten Schale, welche im Kreise herumgereicht ward. Mehrere der Dakeuts hatten zu viel getrunken und befanden sich in streitsüchtiger Stimmung.

„Ich erwarte diesmal den größten Anteil von der Beute,“ schrie einer der Zechenden. Er hieß Gulab Gogal. „Bei der letzten Teilung erhielt ich zu wenig.“

„Du Narr!“ antwortete ihm sein Nachbar, indem er ihm einen derben Rippenstoß versetzte. „Unser Hauptmann gab dir mehr als genug. Ich möchte doch wissen, was du bei dem Einbruch geleistet hast?“

„Hoho! ich habe die Frau des reichen Knausers totgestochen, da sie uns nicht zeigen wollte, wo ihr Mann das Geld vergraben hatte.“

„Frauen umbringen kann jede Memme!“ brüllte der Chor wild durcheinander. „Du wagst dich immer nur an solche, die sich nicht zu wehren vermögen.“

„Still; ich will etwas singen. Ich weiß ein schönes Lied!“ schrie ein dicker Räuber in den Lärm hinein. Seine kräftige Stimme übertönte das Geschrei der Streitenden.

„Ja, Lurmann, das ist recht!“ riefen mehrere. „Ein Lied, gib uns ein Lied!“

Alles ward still und Lurmann sang:

„Ich weiß einen Räuber mit kühnem Gesicht;
Sein Mund ist gar keck, doch sein Herz ist es nicht.
Und merkt er Gefahr, so verkriecht er sich schnell.
O wahrlich, das ist mir ein kluger Gesell.“

Nicht kämpft er mit Männern; er schlägt nur die Frau.
Den Männern, den starken, ist, ach, nicht zu traun!
Sie könnten ihn treffen mit ihrem Geschöß,
Drum meidet sie weislich mein kluger Genöß.“

Ein schallendes Gelächter brach aus, und dann wiederholte die ganze Bande die Schlußstrophe:

„Sie könnten ihn treffen mit ihrem Geschöß,
Drum meidet sie weislich mein kluger Genöß.“

Gulab ward wütend: „Ihr habt kein Recht, mich zu verspotten,“ rief er überlaut und stürzte sich mit drohend geballten Fäusten auf den Sänger. Dieser erhob sich und empfing seinen Angreifer mit einigen wuchtigen Faustschlägen.

„Platz da, Platz für Lurmann und Gulab! Bildet einen Kreis, setzt Richter ein;“ diese und ähnliche Vorschläge ertönten von allen Seiten.

Plötzlich erschien im Eingang der Grotte der Dakeut-Hauptmann Azrael. Seine Gestalt wirkte wie ein Zauberbann. Der Tumult legte sich; völlige Ruhe trat ein; die Ringenden ließen die Arme sinken.

Azrael schaute mit finsterner Miene von einem zum anderen. „Zank und immer wieder Zank!“ sagte er mit grollendem Tone, indem er das untere Ende seines langen Speeres auf den Boden stieß. „Wie oft muß ich euch daran erinnern, daß ihr Eintracht geschworen habt! Eure funkelnden, feuchten Augen verraten mir, daß ich euch abermals beim Trinken ertappe. Wo ist der heillose Branntwein, euer ärgster Feind?“

Zwei Räuber schleppten aus dem Hintergrund der Höhle einen kupfernen Kessel herbei und setzten ihn vor ihrem Hauptmann auf die Erde. Dieser stieß ihn mit dem Fuße um. Sein Inhalt ergoß sich über den Boden und lief in die Glut. Die vom Alkohol gespeisten Flammen schlugen hoch auf.

„Trinkt, wenn ihr Lust habt, aber nicht vor unseren Zusammenkünften; merkt euch das, Leute,“ sagte Azrael mit Nachdruck. „Wer meinem Befehle zuwiderhandelt, geht bei der nächsten Teilung leer aus.“ Er schaute sich im Kreise um; keiner seiner Untergebenen wagte es, ihm ein Wort zu entgegnen.

„Wo ist unser Freund, der Geldwechsler Ram Daß?“ fragte der Hauptmann nach kurzer Pause. „Hat er uns im Stich gelassen?“

Ein Mann trat aus der Kude und berichtete, der Betreffende habe die Grotte nicht betreten wollen. Er sitze unter dem nächsten Mangobaum.

„Gut!“ rief Azrael. „Ich gehe sofort zu ihm. Verhaltet euch inzwischen ruhig. Ist mein Gespräch mit Ram Daß beendet, so teilen wir die Beute unseres letzten Raubzuges.“

Zweites Kapitel.

Der Mordplan.

Azrael, der Anführer der Dakeuts, war ein stattlicher Mann von etwa vierzig Jahren, breitschultriger und größer als alle seine Gefährten. Der obere Teil seines wettergebräunten Gesichtes war regelmäßig gebildet, sein Mund jedoch durch eine dickaufgeworfene Unterlippe verunstaltet. Auf seiner für gewöhnlich furchenfreien Stirn entstand in jähzorniger Stimmung unmittelbar über dem Nasenansatz ein dichtes Faltenknäuel. Seine Bande fürchtete dies Unheil verkündende Zeichen seiner bösen Laune.

Wie es kam, daß Azrael ein Dakeuthauptmann geworden war, wußte keiner seiner Leute. Finster und einsilbig nach seiner Art, erzählte er seinen Anhängern niemals etwas von seiner Vergangenheit. Sie hatten nur erfahren, daß er von Geburt ein Brahmane, ein sehr vornehmer Hindu war und viel gelernt hatte. Auch jetzt noch trieb er das Sanskrit, die heilige Sprache der Inder, in der die Fülle ihrer Religionsbücher geschrieben ist, mit großem Eifer. Als wandernder Priester durchzog er Städte und Dörfer und las daselbst Abschnitte vor aus den uralten Heldengedichten der Hindus, dem Ramayana und dem Mahabharata. Überall sammelte sich um ihn eine große Schar von andächtig lauschenden Zuhörern. Alte und junge, vornehme und geringe hingen andächtig an seinen Lippen, wenn er mit ausdrucksvoll wohlklingender Stimme bedeutsame Stellen aus jenen geweihten Werken erst im Sanskrit und dann in der Landessprache vortrug. Weit und breit ward sein Name mit Verehrung genannt, und außer seinen Getreuen ahnte kein Mensch, daß seine Hände mit Blut besudelt waren. Vorsichtigerweise beging er in jeder der vielen Ortschaften, die er auf seinen weiten Fußreisen besuchte, selten mehr als einen Einbruch. Die erbeuteten Wertgegenstände verkaufte er nicht in der Provinz, in welcher sie gestohlen waren. Was er im westlichen Indien raubte, ward im östlichen verhandelt; den Gewinn aus nördlichen Ortschaften ließ er durch seine Helfershelfer nach dem Süden bringen und dort in klingende Münze umsetzen. — Auch war er klug genug, sich nur an Eingeborenen, niemals an Europäern zu vergreifen.

Als Azrael die Höhle verließ und sich zu dem ihm bezeichneten Mangobaume begab, erhob sich der Mann, der ihn unter demselben erwartete, von dem Teppich, auf welchem er gesessen hatte, und empfing ihn mit demütig gekrümmtem Rücken. Er hieß Ram Daß und war ein Geldwechsler. Er wohnte in einem stattlichen

Hause in der Nähe des Städtchens Schah-Gunje in dem Dorfe Gogulpur und galt für einen zwar sehr geizigen, aber rechtschaffenen Menschen.

„Setz dich!“ sagte Azrael mit der Handbewegung eines Gönners, indem er sich ebenfalls auf den Teppich niederließ. „Meine Zeit ist knapp bemessen. Sprich, hast du meine Befehle pünktlich vollzogen und die Beute unseres letzten Raubes verkauft?“

„Ach, mein Gebieter!“ entgegnete Ram Daß in winselndem Tone. „Ich that, was ich konnte; aber die Zeiten sind schlecht, die Menge der Kauflustigen ist gering. Die Perlen habe ich nicht unterzubringen vermocht und mit den Silbergerätschaften hatte ich wenig Glück, da sie sehr leicht waren.“

„Das lügst du, Schurke!“ sagte Azrael im mürrischen Tone. „Die Gegenstände sind gediegen und so schön gearbeitet, daß sie bei dem niedrigen Preise, den ich ansetzte, eine Menge Käufer anlocken mußten. Du hast sicherlich viel Geld herausgeschlagen und ein hübsches Sümmlen für dich bei Seite geschafft!“

„O, denkt das nicht!“ rief der Geldwechsler, flehend die Hände emporhebend. „Jedes Wort, das ich Euch sage, ist eitel Wahrheit! Hier ist meine Aufzählung, prüft sie und Ihr werdet finden, daß sie richtig ist.“ Er zog ein Stückchen Papier aus der Tasche und hielt es dem Hauptmann hin.

„Ich habe keine Lust, es nachzurechnen,“ erklärte dieser abwehrend. „Nennt die Gesamtsumme des Erlöses.“

Ram Daß wiegte den Kopf hin und her. Er überlegte: sollte er die zweitausendfünfhundert Rupieen angeben, die auf dem Zettel verzeichnet standen, oder noch hundert hinzufügen? In Erwägung der Thatsache, daß Azrael in reizbarer Stimmung zu sein schien, nannte er die höhere Summe. „Ich habe sie hier bei mir liegen,“ fügte er hinzu, indem er einen Sack öffnete und eine Anzahl kleiner Beutelchen herauszog.

Auf Azraels Stirn entstanden die unheilvollen Furchen. „Du betrügst mich um tausend Rupieen,“ donnerte er den Händler an. „Gieb uns, was uns gebührt, oder ich lasse dich dort von der Höhe des Baches hinabwerfen und dir ein Sturzbad geben, von dem du dich nicht erholst. —“

Ram Daß erschrak, beteuerte aber dennoch seine Unschuld. Der Hauptmann hörte nicht darauf, — „wir verteilen einstweilen dies Geld; und den Rest von tausend Rupieen, den du uns betrügerisch vorenthalten wolltest, hole ich mir, sobald es mir beliebt!“ erklärte er, „gieb es mir schriftlich. Hast du dein Schreibzeug zur Hand?“

„Ja,“ antwortete Ram Daß zitternd, das Verlangte ebenfalls aus dem Sack ziehend. „Ihr macht mich zum Bettler, Herr!“ flugte er. „Tausend Rupieen habe ich nicht in meinem Besitz. — nehmt fünfhundert.“ Trotz seiner Angst vor Azraels Grimm konnte er das Handeln nicht lassen; es war ihm völlig in Fleisch und Blut eingegangen.

Azrael würdigte den Vorschlag keiner Antwort.

„Begnügt Euch mit sechshundert und fünfzig!“ bettelte Ram Daß beharrlich. „Es ist das Äußerste, was ich zu leisten vermag!“

„Es sei,“ antwortete Azrael. „Ich bin des Feilschens müde. Setzt aber stellt mir unverzüglich einen Schein aus, sonst mache ich kurzen Prozeß.“

Ram Daß gehorchte; Azrael betrachtete einen Augenblick sinnend die mit bebender Hand geschriebenen Schriftzüge, ließ sie im Winde trocknen und schob sie in die Falten seines Turbans.

„Und nun noch ein Wort, Herr,“ begann Ram Daß aufs neue. „Ein kurzes Wort!“

„Rede!“

Der Wechsler blickte scheu nach allen Seiten, als befürchte er Lauscher. Azrael lachte spöttisch. „Es behorcht uns niemand,“ sagte er, „als vielleicht die Geister jener Steine.“

Ram Daß blickte in abergläubischer Besorgnis zu zwei großen Felsblöcken empor, die in ihrer Nähe lagen. Dann begann er leise in dem einförmigen Tone eines Kindes, das etwas Auswendig gelerntes her sagt: „Mein Großvater war ein begüterter Mann. Als er starb, vermachte er all' sein Hab und Gut seinem ältesten Sohne, meinem Onkel Huri Daß. Mein Vater erhielt nichts. Er ließ sich die Enterbung gefallen, denn er war anspruchlos und zaghaft.“

„Der Erblasser wird gute Gründe gehabt haben, ihm seinen Teil vorzu-enthalten,“ schaltete Azrael ein.

Ram Daß achtete nicht auf diese Bemerkung, sondern fuhr in seiner Mitteilung fort. „Als meines Vaters Leiche auf den Scheiterhaufen gelegt ward, blieb mir Armen nichts übrig als ein leeres Haus. Doch nicht allein diesen Kummer mußte ich erleben; nein, ich erfuhr auch noch ein anderes Herzeleid. Moro Daß, der Sohn des bevorzugten Erben, führte das schönste Mädchen der Stadt Schah Gunje heim. Ihr Vater hatte dem meinigen versprochen, mir seine Tochter Sita zur Frau zu geben, allein er hielt sein Wort nicht, sondern schenkte sie meinem reichen Vetter. Ich war außer mir vor Wut. Der Versuch, von meinem Onkel wenigstens einen Teil des mir gebührenden Vermögens zu erhalten, schlug fehl. Ich mußte mit leeren Händen wieder von dannen wandern, als ich eines Tages zu ihm ging und ihm meine Ansprüche vorhielt. Ich wandte mich mit meiner gerechten Klage an das englische Gericht, — doch verlor ich den Prozeß und hatte noch obendrein die Kosten zu bezahlen. In meiner Not und Bedrängnis komme ich nun zu Euch und Eurer tapferen Schar und bitte Euch: verhelft mir zu meinem Recht! Ich will es Euch lohnen.“

Azrael hatte aufmerksam zugehört. „Auf welche Weise sollen wir dir Beistand leisten?“ fragte er.

Ram Daß erhob abermals die Hände. „Ihr seid klug und erratet meine Wünsche. Wozu Euch auseinandersetzen, was deutlich auf der Hand liegt?“

Der Hauptmann neigte den Kopf nachdenklich; dann sagte er langsam und ernst: „Du möchtest deinen beiden Verwandten Huri und Moro Daß ein ehrenvolles Bett am Flußufer bereiten?“ Es war dieses eine Anspielung auf die hindustanische Sitte, die zum Zweck einer Leichenverbrennung errichteten Scheiterhaufen an fließenden Gewässern zu erbauen.

Die sonst so düsteren Augen des Geldwechslers funkelten schadenfroh. „Ihr habt es getroffen!“ antwortete er.

„Doch was würde dir das nützen? Wo ich mit meinen Genossen Ordnung schaffe, da hüßen die Erben ihren Nachlaß ein.“

„Nicht ganz, Gebieter, nicht ganz! Die bewegliche Habe nehmt ihr zwar mit; aber die unbewegliche bleibt stehen, — und mit dieser würde ich mich willig begnügen, — da mir ja außerdem die ganze reiche Kundschaft meines Onkels zufiele. Jetzt muß ich es mir gefallen lassen, daß unsere vornehmen Landsleute rings aus der Umgegend an meinem Hofe vorüber gehen und sich an ihn wenden. Dann aber habe ich das Feld für mich allein.“

„Ist Huri Daß ein Geldwechsler wie du? forschte Azrael.“

„Ja, Herr, und auch gleich mir ein Goldschmied. Allein während ich sehr arm bin, ist er reich. Die Aufträge, die er in den letzten acht Tagen erhalten hat, sind nicht in einer Stunde aufzuzählen. Er arbeitet augenblicklich mehrere kunstvolle Gerätschaften für den Tempel zu Gowindpur. Und vorgestern sind ihm Silber und Gold im Wert von zweitausend Rupieen eingehändigt, um daraus einen Hochzeitschmuck anzufertigen. Er hat einen Vorrat von kostbaren Edelsteinen im Hause, der euch mindestens zehntausend Rupieen einbringen würde. Die Hals-, Arm- und Fußgeschmeide seiner Schwiegertochter Sita können auf etwa tausend Rupieen geschätzt werden. Die Kupfergeräte in der Küche sehen aus wie neu, und die großen Kleidertruhen bergen schöne Gewänder und Stoffe aller Art.“

„Genug!“ unterbrach Azrael hastig den Versucher. „Sprichst du die Wahrheit, so ist ein Einbruch lohnend. Ich will deinen Vorschlag zu Räte ziehen. Sind Huri Daß und sein Sohn kräftige Männer?“

„Das sind sie, Gebieter. Ihr müßt euch auf eine energische Abwehr gefaßt machen.“

„Hat Moro Daß Nachkommen?“

„Nur einen einzigen Sohn, ein Kind von acht Monaten. Mit einem leichten Speerstich könnt ihr es stumm machen.“

Azrael lachte. „Wenn es so leicht ist, so besorgt es selbst.“

Kam Daß nahm abermals eine flehende Miene an. „Ihr könnt ungefährdet töten, ich nicht! Ihr wandert von Ort zu Ort; ich hafte auf der Scholle. Sorgt dafür, daß der männliche Stamm von Huri Daß erlischt, und ich danke es euch bis ans Ende meiner Tage.“ Er warf sich auf das Moos und berührte nach der Sitte indischer Hilfeheischender die Füße des Räubers.

„Steht auf!“ befahl dieser im barschen Tone. „Dies Gewinsel ist mir verhaßt. Sollen wir uns abplagen, während du faul zuschaust?“

„O, nein. Auch ich werde meinen Teil vollbringen. Das Haus meines Onkels grenzt an das meinige. Die Ummauerung unserer beiden Grundstücke ist so stark, daß ihr aus eigener Kraft nimmermehr einen Einbruch vollbringen könntet, und kämt ihr auch mit hundert Mann. Lasse ich euch aber in der Nacht in meine Wohnung, so wird es euch eine Kleinigkeit sein, einen Überfall in das Nachbargebäude auszuführen. Wann gedenkt ihr, euch einzustellen?“

Azrael überlegte. „Wenn wir überhaupt kommen, so geschieht es in der ersten Neumondnacht um elf Uhr. Ich gebe dir heute zwei zuverlässige Leute mit; zeige ihnen den Weg und was sie sonst wissen müssen, und bewirte sie gut. Sind Polizisten in eurem Dorfe?“

„Nein, mein Gebieter, Polizisten haben wir nicht, und unsere beiden Nachtwächter sind bejährt und furchtsam.“

„Gut. Begeht euch fort!“ Er wandte sich zur Höhle und rief: „Heh, Gowind und Seyram, begleitet unseren Freund in seinen Heimatsort. Ich folge euch in einigen Tagen, und dann erfahrt ihr, um was es sich handelt. Euren Anteil an unserer Beute hebe ich euch auf.“

Drittes Kapitel.

Die Schutzgöttin der Räuber.

Der Hauptmann verteilte, in der Bihara sitzend, das Geld, welches Ram Das ihm mitgebracht hatte. Schweigend nahmen die Räuber ihren Lohn in Empfang; keiner wagte es, in Gegenwart des gefürchteten Mannes die Summe seines Nachbarn mit der seinigen zu vergleichen. Die Bande machte jetzt den Eindruck völliger Eintracht und Zufriedenheit. Der letzte Beutel ward geleert, und Azrael sah sich im Kreise um.

„Munohar, hole mir die Art!“ rief er.

Diese Worte erregten große Freude. „Die Art, die geweihte Art!“ scholl es von allen Seiten.

„Das ist eine erwünschte Kunde!“ rief einer der Männer. „Ihr plant einen neuen Beutezug, Hauptmann. Hoffentlich liegt unser Ziel in der Nähe.“

„Die letzte Jagd ist ihm sauer genug geworden, dem dicken Burschen. Wenn der Weg so weit ist, verliert er den Atem!“ scherzte ein zweiter.

„Brüder!“ rief Azrael mit ernstem Tone in das Gelächter hinein. Die Äußerungen der Heiterkeit verstummten.

„Ich habe einen lohnenden Einbruchsplan entworfen. Seid ihr zur Erwerbung neuer Reichtümer bereit, so richte ich noch in dieser Stunde die Frage an unsre Schutzgöttin, ob sie uns helfen will.“

„Wir sind bereit“, antworteten die Dakeuts wie aus einem Munde.

„So schwört mir Gehorsam.“

Die Räuber streckten ihre Arme aus und neigten sich ehrfürchtig, „Wir legen im Geiste unsre Hände auf die Füße der heiligen Kali und schwören!“ riefen sie feierlich.

Laut schallte der Eid in das Thal hinein. Er erweckte das Echo, welches in den Felsnischen schlummerte. „Schwören, Schwören!“ tönte es vier, fünf Mal aus der dunklen Schlucht mit tiefer Stimme zurück.

„Die Geister des Grundes freuen sich unsrer Absicht und auch die raubfrohe Kali wird sich uns gewogen zeigen,“ flüsterten die Hindus einander zu. „Wir dürfen darauf rechnen, daß sie unser Opfergeschenk annehmen wird.“

Sie legten Turban und Obergewand ab. Diese beiden Teile ihres Anzugs halten die Hindus für den Göttern nicht wohlgefällig, weil sie von der mißachteten Kaste der Wäscher gewaschen werden. Barhäuptig, mit bis zur Hüfte entblößtem Oberkörper, stand die Schar erwartungsvoll vor ihrem Hauptmann.

Munohar, der älteste der Räuber, ein rüstiger Greis mit weißem Bart, holte aus einer der Seitenzellen der Bihara die geweihte Art, die größte Reliquie der Räuberbande, herbei. Azrael nahm sie in Empfang und schlug das kostbar gestickte Seidentuch, das ihr als Hülle diente, langsam auseinander. Hellschimmernd lag das blanke Werkzeug auf einem Stückchen Goldbrokat. Er hielt es samt der Unterlage hoch empor, so daß es alle seine Genossen zu sehen vermochten. Diese drängten sich mit dem Ruf „Heil Dir, du heilige Art!“ nahe herzu und berührten das Symbol des mörderischen Einbruchs mit der Hand. Die Züge der rohen Männer hatten den Ausdruck aufrichtiger Verehrung angenommen. Tiefer Ernst lag auf den wettergebräunten Gesichtern. Der Glaube, daß diesem Werkzeug eine wunderthätige Kraft innewohne, herrschte unerschütterlich in ihrem Herzen.

Alle Hindus sind fanatische Pantheisten. Keiner von ihnen wagt sich auf einen guten oder bösen Weg, ohne zuvor seiner Seele die Gewißheit der Beschirmung von wenigstens einer jener dreiunddreißig Millionen Naturkräfte zu verschaffen, von denen er glaubt, daß sie als erschaffende, erhaltende und zerstörende Götter und Geister in allen organischen und anorganischen Gebilden des gesamten Weltalls, ja zuweilen auch in Erzeugnissen menschlicher Kunst, ihre Wohnung aufgeschlagen haben.

So eigenartig religiös ist dieses seltsame Volk geartet, daß die Gerechten wie die Ungerechten, die Starken wie die Schwachen nur dann Vertrauen auf den Erfolg ihrer Thaten setzen, wenn sie sich sagen: „Eine überirdische Gewalt ist mit uns im Bunde.“

Dieses Anflammerungsbedürfnis an eine außersinnliche Macht rief und ruft in Indien die Ungeheuerlichkeit jener religiösen Verbrechergemeinschaften ins Leben, welche ihren Gipfelpunkt in dem geheimen Mörderorden der Thugs hatten. Aber wenn auch diese grauenvolle Genossenschaft, die sechs Jahrhunderte hindurch unentdeckt in den zahlreichen Wäldern und Dschungeln Ostindiens reiche, reisende, eingeborene Kaufleute beraubte und erdroffelte, im Jahre 1835 von der englischen Regierung ans Licht gezogen und durch die Hinrichtung ihrer 1262 Mitglieder lebensunfähig gemacht ward, so ist doch noch keine Aussicht vorhanden, daß auch die Dakautsbanden aufhören. Da jede derselben immer nur von einer engbegrenzten Zahl von Räubern gebildet wird und, einzeln stehend, bei ihrem Falle die übrigen unberührt läßt, so kann ihre Ausrottung nicht, wie die der Thugs, durch ein großes Entlarvungswerk geschehen, sondern bedingt eine endlose Reihe langwieriger Polizeiverfolgungen.

Mit der geweihten Art in der Hand trat Azrael aus der Grotte hinaus; seine Genossen folgten ihm. Unter einem Baume hielt der Zug still.

„Verteilt euch und holt Blumen und Blätter, damit wir unsern Altar schmücken!“ rief Azrael, auf einen Steinhaufen deutend, der am Stamm des Baumes aufgeschichtet lag. —

Einige der Räuber fingen alsbald an, Laub und Blüten abzuschneiden und auf dem Altar eine franzartige Unterlage für die Art herzurichten. Diejenigen der Dakuts, welche von Geburt Brahmanen waren, untersuchten eine Grube, welche vor den Steinen eingegraben war.

„Ist sie noch tief genug? fragte Azrael, zwei Fackelträger veranlassend, näher heranzutreten. „Vergeßt nicht, daß Kali streng auf die Erfüllung aller Satzungen erpicht ist. Führen wir die Opferregeln nicht mit peinlicher Genauigkeit aus, — so wird ihr die Speise, die wir ihr bieten, nicht behagen, und dann versagt sie uns ihren Beistand.“

„Gewiß, Herr; wir müssen doppelt aufmerksam in der Befolgung aller Vorschriften sein,“ antwortete der eine der Brahmanen. „Das Gesetz ist gegen uns, und das Volk haßt uns Räuber; um so dringender bedürfen wir der Hilfe unsrer heiligen Gönnerin.“

„Soll ich die Opferbutter in die Grube thun?“ forschte eifrig der zweite Brahmane. „Sie ist gut geklärt.“

„Ja, und dann sichtet geweihtes Sandelholz darüber und pflanzt eure Speere um das Holz, damit keine hungrigen Dämonen sich ihm nahen und die Göttin ihres Mahles berauben,“ ermahnte Azrael.

„Es ist alles bereit,“ erklärte der erste Brahmane nunmehr.

Die Räuber bildeten einen Kreis. Azrael kniete an dem Rande des Opferherdes nieder und sprach: „Erde, du bist die Mutter und die Stütze aller Menschen. Gütigen Herzens vergiebst du denen, die dir Leid bereiten. Verzeihe auch uns, daß wir dir Qualen durch das Feuer zufügen, das wir in dir entfachen. Erlaube, daß wir der Feindin alles Lebens ein Opfer spenden.“

Munohar, der Hüter der geweihten Art, holte aus der Höhle einen Hahn herbei, der dort in einem Korbe gefangen gehalten war.

Azrael erhob sich, nahm ihn in Empfang, bestreute ihn mit Sandelstaub und anderem wohlriechenden Pulver und besprengte ihn mit Wasser.

„Hahn, du bist das wachsamste aller Geschöpfe, wir opfern dich, um uns den Beistand der heiligen Kali, der Nimmersatten, der Göttin mit den schrecklichen Zähnen, zu verschaffen. Vergieb uns, daß wir dir das Leben rauben, und verhilf uns zu Reichtum und Macht.“ Azrael sprach diese Worte laut und langsam; dann zog er ein Messer aus seinem Gurt, das er nur zu solchen Zwecken gebrauchte. Mit einem geschickten Hiebe spaltete er dem Tier den Kopf und ließ das Blut in die Grube tröpfeln. Er zerschnitt das Fleisch, bestrich die einzelnen Teile reichlich mit Milch, Butter und Honig und that sie in den Opferherd.

Lustig prasselte das Feuer; die Flammen loderten hoch auf und verzehrten die Nahrung. Azrael sah eine Minute gedankenvoll auf die Glut; dann hob er beide Hände hoch empor und rief in die Luft hinaus: „Eile herbei, du gewaltigste aller Göttinnen; komme zu uns, du starke Beherrscherin des Weltalls! Siehe, wir

bringen dir Fleisch mit Blut gemischt; denn wir wissen, daß dein Hunger unersättlich ist. Heute spenden wir dir das reine Fleisch eines Hahnes, das macht dein Herz fröhlich für eine Stunde. In der ersten Nacht des kommenden Neumondes aber opfern wir dir zwei reine Menschen, die allzeit deine Sagen erfüllten und keine der uns vorgeschriebenen Waschungen unterließen; dann wirst du lächeln Woche um Woche. Trink und isß und hilf uns auf unfrem Beutezuge."

"Hilf uns Kali, mächtige Kali!" schallte es von aller Lippen.

Das laute Stimmengeschwirr schreckte einen Geier, der auf einem hohen Baumstumpfe hockte, jählings aus seiner Ruhe. Schlastrunken flatterte der mächtige Vogel mit schwerem Flügelschlage quer über die Dakeutbande dahin und ließ sich auf einem Felsen jenseits des Wasserfalles nieder. Die kleineren Schwingenträger ringsumher fuhren aus ihrem Schlummer auf. Die plötzliche Erscheinung des gefiederten Räubers beunruhigte sie auf das höchste. Angstvoll kreischend suchten sie hierhin und dorthin huschend einen dichteren Versteck zu gewinnen.

"Kali hat geantwortet und zwar deutlicher als je!" nahm Azrael wieder das Wort, indem er auf den Geier deutete. "Sie sendet uns ihren Vogel und ruft uns zu: raubt, wie er es thut; ich helfe euch!"

"Preis dir, Kali, Preis dir, Beschützerin der Dakeuts!" jubelten die Räuber.

Viertes Kapitel.

Ein hindustanisches Goldschmiedehaus.

Die zwei Dakeuts, welche Ram Daß begleiteten, erwiesen sich als eifrige Spione. Unter dem Vorwande, Bestellungen für einen Priester von Benares machen zu wollen, besuchten sie zu wiederholten Malen Huri Daß. Sie überzeugten sich von der Richtigkeit der Aussage ihres Bundesgenossen. Sein Haus und das seiner Verwandten waren durch ihre Bauart vor jedem Einbruche gesichert; beide besaßen, an einander grenzend und zusammen ein längliches Dreieck bildend, — nach außen hin keine Fenster und je eine stark mit Eisen beschlagene Haustür aus ungemein dickem Holz. Die Wohnräume und Schlafkammern sowie die Veranda, welche sich in jedem der beiden Gebäude befanden, erhielten ihr Licht durch einen großen gemeinsamen Binnenhof. Zwar zeigte eine Mauer, die diesen Platz durchquerte, die Grenzen der betreffenden Grundstücke an; allein die kleine Pforte dieser Scheidewand war nur schwach verriegelt, während die zur Straße führenden Thüren der beiden Häuser von ihren Besitzern allabendlich durch Eisenstangen verrammelt wurden.

Ram Daß zeigte seinen Gästen das alles. Er entwarf ihnen einen Plan vom Hause seines Onkels und teilte ihnen mit, wo der Betsaal sich befand. "Zur Rechten des Altars," sagte er, "hat Huri Daß unter dem Fußboden seine reichen Ersparnisse vergraben."

Als Azrael in seiner Priestertracht in der nahen Stadt Schah Gunje Abschnitte aus den Beden vorlas, hatte er ein langes Gespräch mit Ram Daß.

„Unmittelbar nach dem Anbruche der Dunkelheit lasse ich euch in mein Haus!“ versicherte dieser. „Ihr verbergt euch daselbst bis zur letzten Stunde vor Mitternacht und schleicht euch dann in den Nachbarhof. Das Übrige ergiebt sich von selbst. Keine Seele erfährt etwas davon, nicht einmal meine Frau.“

* * *

Etwa sechs Stunden vor dem geplanten Raube befanden sich Huri Daß und sein Sohn Moro in ihrer Werkstatt. Sie hatten ihre Arbeiter nachhause geschickt und betrachteten in freudiger Stimmung einige soeben beendete Tempelgeräte, welche die Priesterschaft des indischen Wallfahrtsortes Gowindpur bei ihnen bestellt hatte. Es waren zwei hohe, schöne Lampen und eine Weihwasser-schale. „Du bist ein echter Künstler,“ sagte der ältere Mann mit väterlichem Stolze zu dem jüngeren. „Der Schüler übertrifft den Meister. Ich gestehe es offen und freudig. Rufe Sita herbei, damit sie sich deines Werkes freue.“

Moro holte seine junge Gattin, und Huri rief derselben zu: „Tritt näher, Kind! Sieh, diese Arbeiten hat dein Mann vollbracht. Sahst du je etwas Schöneres?“

Sita weidete ihr Auge an den Kunstschätzen; dann schaute sie mit strahlendem Lächeln zu Moro empor. „Sie verdienen es, im Heiligtume des Siva-Tempels zu stehen,“ sagte sie bewegt. „Doch wer schafft sie hin? Die Reise nach Gowindpur ist weit.“

„Ich thue es selbst, liebe Frau,“ antwortete Moro, der nach der abergläubischen Sitte seines Volkes niemals Sita bei ihrem Eigennamen anredete, während sie hinwider es sorgsam vermied, das Wort „Moro“ auszusprechen. Es ist dies ein Brauch, der bei mehreren asiatischen Völkern gefunden wird, „Vater und ich haben soeben beschlossen,“ fuhr er fort, „daß ich mit unserem Diener schon in der nächsten Stunde aufbreche. Wir werden die Sachen sofort einpacken.“

„Doch ist dieses Unternehmen ein tiefes Geheimnis, Töchterchen; du darfst es weder unsern Mägden noch irgend einer Freundin vertrauen,“ erklärte Huri Daß. „Wer sich mit so kostbaren Gegenständen auf eine Reise begiebt, der thut wohl, seine Absicht keinem Menschen zu erzählen. Je stiller er von dannen zieht, um so sicherer ist er vor Nachschleichern und Wegelagerern.“

„Könnte nicht ein Anderer die Tempelgeräte nach Gowindpur bringen?“ fragte Sita, unruhig in ihrem Gemüte die Gefahren eines solchen Mittes erwägend. „Ich habe gehört, daß auf der Straße zu jener Stadt lezthin mancher Raubanfall vorgekommen ist. Ein Kaufmann aus Schah-Gunje soll vor kurzem nur durch die aufmerksame Beobachtung seines Sohnes mit dem Leben davongekommen sein. Er reiste nach Benares und führte kostbare Waren mit sich. Sein zehnjähriger Sohn begleitete ihn. Unterwegs gesellten sich zwei Pilger zu ihm, lebenswürdige Leute. Er freute sich der angenehmen Gefährten und gab ihnen auf dem nächsten Rastplatze von seiner Mahlzeit freigebig ab, was er entbehren konnte. Sie verzehrten den Reis; sein Brot aber berührten sie nicht; sie mutmaßten, daß es gesalzen sei. Der Kleine bemerkte das und flüsterte es seinem Vater zu.“

Dieser ward mißtrauisch; er gedachte der Erfahrung, daß diejenigen, die sich scheuen unser Salz zu genießen, feindliche Absichten gegen uns hegen. Er nahm sich vor, auf seiner Hut zu sein. Gelangten sie in eine Herberge, so ließ er sich eine besondere Schlafstätte anweisen. Aber eines Abends konnte er eine solche nicht erhalten. Er mußte in dem nämlichen Raume übernachten, in welchem seine verdächtigen Gefährten sich lagerten. Er schloß seine Augen nur zum Scheine. Sehr bald gewahrte er, daß einer der beiden Männer, als alles im Hause schlief, sich erhob und mit einem Dolch in der Hand sich ihm näherte. Den Atem anhaltend, erwartete er in äußerster Spannung den meuchelmörderischen Feind. kaum hatte derselbe seinen Ruheplatz erreicht, so sprang er empor und packte ihn mit beiden Händen so fest, daß er sich nicht zu rühren vermochte. Dabei schrie er aus Leibeskräften um Hilfe. Die Wirtsleute eilten herbei, und der Bösewicht wurde festgenommen."

"Es ist dies eine lehrreiche Geschichte," sagte Moro, der inzwischen eifrig beschäftigt gewesen war, die für den Sivatempel bestimmten Gegenstände einzupacken. — "Allein um mich brauchst du dich nicht zu sorgen. Unser Diener und ich sind starke Männer und außerdem schließen wir uns in einer der nächsten Wirtshäusern einer durch Soldaten begleiteten Karawane von etwa fünfzig Leuten an, welche zum Nau-Natrisfest nach Gowindpur zu wallfahrten beabsichtigten. Ich reite von hier gerades Weges nach Schah Gunje, übernachte in den gefährlichen Stunden bei deinem Vater und ziehe erst nach dem Aufgang der Sonne weiter. Um etwa elf Uhr morgens erreichen wir die betreffende Pilgerschar und sind dann vollends geborgen. Du siehst also, Frau, daß deine Sorgen überflüssig sind."

Sita erhob keinen Einwand mehr; sie fühlte sich aber dennoch bedrückt. So sind wir kurzichtigen Menschen; bei dem Versuch in die Zukunft zu blicken, wandern unsere Befürchtungen meistens nach einer falschen Richtung! Während wir gen Sünden gewendet, mit ängstlichen Augen nach einer Wolke spähen, die uns vielleicht unheilrohend von jener Himmelsrichtung aufsteigen könnte, — ballen sich in Norden, dicht hinter uns, Gewittermassen dunkelster Art zusammen, die wir erst dann bemerken, wenn sie sich unmittelbar über unserem Hause entladen.

Moro war jetzt reisefertig; doch legte er den inhaltsschweren Sack nicht eher auf die Ponies, als bis die Dunkelheit der Nacht, die in jener Gegend Indiens dem Tage weit rascher folgt als bei uns, das überaus kurze Zwielicht verdrängt hatte. Sita stand auf der Hausthürschwelle. Sie trug ihren Knaben, den kleinen Ishuri, nach hindustanischer Sitte nicht auf dem Arm, sondern auf der linken Hüfte.

Er zog sie in den Gang des Hauses hinein, auf dessen Flur eine Lampe gestellt war. Aufmerksam schaute er umher, ob auch keine Dienerin in der Nähe sei; — dann küßte er sie auf die Stirn und auf die Augen. Ein Hindu liebkost seine Frau niemals und unter keiner Bedingung in Gegenwart eines anderen Menschen, und sei dieser auch sein eigener Vater.

Sita aber setzte ihr Kind auf die Erde und strich mit den Fingerspitzen beider Hände langsam und sanft über das Gesicht des Gatten, wie wenn sie ihn

zu magnetisieren gedenke. „So nehme ich alles Unglück und alle Gefahren, die dich bedrohen, auf mich!“ murmelte sie leise. Es war dies eine Beschwörungsformel, auf welche ihr kindliches Gemüt großen Wert legte. „Du hast doch das Amulet deiner seligen Mutter dir fest auf die Brust gelegt?“ forschte sie.

„Ja, gewiß und nun lebwohl, — und sei heitern Sinnes, du Mutter meines Sohnes,“ antwortete er ihr. „Ich bin sicher, in Gowindpur neue Aufträge zu erhalten; denn die Arbeiten, die ich der Priesterschaft bringe, werden den Ruf unserer Werkstatt mehren.“

Sorglos ritt er von dannen; sorgenschwer blickte sie ihm nach.

* * *

Der gute, alte Goldschmied Huri Daß sah auf einen arbeitsvollen, aber lohnenden Tag zurück; er hatte viel verkauft, und mehrere gewinnversprechende Bestellungen waren eingelaufen. Jetzt besaß er ein Anrecht auf einen Feierabend. Er nahm seine Brille ab, schob sie in die Falten seines Turbans und begab sich wohlgenut zu einem Flusse, der dicht an seinem Grundstücke vorüberrauschte. Die hindustanische Religion verbietet ihren Anhängern eine Mahlzeit einzunehmen, ohne sich in einem fließenden Wasser oder an einem Brunnen vom Kopf bis zu den Füßen gereinigt zu haben. Nach dem Bade ließ Huri Daß sich von Sita die Abendmahlzeit reichen.

Die Hindus haben beim Essen seltsame Gebräuche zu beobachten. Der Goldschmied besaß, wie alle seine einer reinen Rasse angehörenden Landsleute in seinem Hause, obgleich dasselbe sehr groß war, nur eine einzige Stelle, auf der ihm seine Religion erlaubte, eine auf dem Feuer zubereitete Speise zu sich zu nehmen. Diese Speiseplätze heißen Chauka, befinden sich in der Küche unfern des Herdes, werden täglich gescheuert und gelten für die heiligste Stätte der ganzen Wohnung. —

Huri Daß betrat seine Chauka nicht in voller Kleidung. Er nahm das seine Brust bedeckende Gewand und seinen Turban ab; seine Schuhe hatte er bereits beim Wiederbetreten des Hauses ausgezogen. Dann hockte er sich mit emporgezogenen Knien, die linke, für unrein geltende Hand weit vom Körper abstreckend, auf den Fußboden nieder und aß mit der rechten Hand den Reis und die übrigen Dinge, welche Sita ihm, am Herde sitzend, von dort aus in kleinen Portionen zuerteilte.

Die Bereitung des Mahles gilt in Indien für ein ehrenvolles Hausfrauenamt. Kein Hindu darf ein Gericht anrühren, welches eine ihm an Rang untergeordnete Frau bereitet hat. Die Radschahs oder Fürsten essen nur, was eine Fürstin kochte. Sita aß nicht gleichzeitig mit ihrem Schwiegervater. Sie bediente ihn, und als er die Chauka verlassen hatte, nahm sie seinen Platz ein und ließ sich von einer ihrer beiden Mägde ihr Essen geben.

Der Tag war schwül gewesen, und Huri Daß freute sich des kühlen Abendwindes. Er saß in der geräumigen Veranda auf einem Kissen und rauchte, als Sita zu ihm trat und ihm ihr Kind brachte.

„Ich will unseren Liebling in Schlaf sängen,“ sagte sie, den Knaben auf die Erde setzend, „doch würde er sicherlich schlecht schlafen, hätte er nicht zuvor seinem Großvater eine gute Nacht gewünscht.“

Der kleine Ishuri, ein derbes, pausbäckiges Kind, klaräugig, dunkelhaarig, besann sich keinen Augenblick auf das, was ihm zu thun oblag. Er schob sich, ohne seine sitzende Stellung aufzugeben, mit hoherhobenen Armen pfeilschnell rutschend, der Stätte zu, auf welcher der Patriarch der Ruhe pflegte.

„Sein Herz treibt ihn zu dir!“ erklärte Sita erfreut.

„Nein, sein Magen!“ lachte Huri Daß; „er weiß, was ich hier für ihn habe.“ Er nahm aus seinem Turban ein Stückchen Zuckerwerk und hielt es seinem Enkel hin. Dieser freischte laut auf vor Entzücken und verdoppelte seine Anstrengungen. Jetzt erreichte er sein Ziel; er bemühte sich eifrig, sich am Arm seines Großvaters aufzurichten und diesem die Mäscherei aus der Hand zu nehmen. Zweimal mißlang es ihm; er fiel zur Erde zurück und freischte vergnügt. Der dritte Versuch war um so erfolgreicher. Mit einem Jubelruf erfaßte das Kind die süße Beute und steckte sie in den Mund.“

„Was man mit eigener Kraft sich erwirbt, mundet am besten!“ bemerkte Huri Daß. „Nicht wahr, mein Augapfel, das erfährst du in diesem Augenblicke?“ Mit zärtlichem Ausdruck betrachtete er den Jungen. „Wohl mir!“ sagte er bewegt, daß ich einen so prächtigen Enkel besitze, einen Enkel, der den guten Ruf und das Ansehen unseres Geschlechtes bewahren wird, wenn ich längst entschlafen bin und auch dein Gatte alt und schwach seine Werkzeuge aus der Hand legt. Ich bin ein glücklicher Mann, Sita.“ Er hielt inne in der Rundgebung der Zufriedenheit mit seinem Lose, denn er dachte an den Reid der Götter und Dämonen, die jeden Menschen strafen, der sich überhebt. Um ihren Zorn von sich abzuwenden, streckte er die rechte Hand, wie abwehrend, weit von sich und sprach laut: „Unberufen ihr überirdischen Mächte im Himmel, unberufen ihr überirdischen Mächte im Wasser und unberufen ihr Geister, die ihr uns umgibt und mit uns die nämliche Luft atmet!“

Fünftes Kapitel.

Der Einbruch.

Still war es im Hause des Goldschmieds, die Nacht hatte ihre dunklen Schwingen über dasselbe gebreitet. Die schweigsame Ablöserin des Tages gilt für die Freundin aller Menschen. Und doch — wie manchem naht sie sich feindlich! Dem Gesundermüdeten, dem, dessen Seele ruhig genug ist, der Macht des Schlafes zu erlauben, die Werkstatt seines Denkens und Empfindens mit all' ihren mehr oder minder eifigen Betriebskräften für ein Weilchen zu schließen, naht sie sich mit Balsam in den Händen. Erregte, sorgenbelastete Gemüter dagegen foltert sie durch eine erbarmungslose Steigerung ihrer Befürchtungen.

Sita sehnte sich nach Schlaf: er ward ihr nicht zuteil. Die Angst, daß ihrem Gatten auf seinem nächtlichen Ritt irgend ein Unglück zustößen werde,

peinigste sie in übertriebenem Grade. Vergebens suchte sie Trost in der Erinnerung an die vielen Reisen, die er seit seiner Verheiratung glücklich bestanden hatte. Das indische Sprüchwort: „wohl dem Manne, der sich niemals auch nur eine Weile von seinem Hause zu entfernen braucht!“ lag ihr wie eine warnende Mahnung im Sinn.

Lange stand sie sinnend an der Wiege ihres Kindes. — „Du kleine Lotusblume;“ sagte sie zärtlich, „noch ruhst du ungefährdet auf dem See des Lebens. Wird das immer so sein? Werden niemals stürmische Wellen sich erheben und dich losreißen von dem Ankergrund deiner Wurzeln?“

Horch! Ein Geräusch traf ihr Ohr. War es ein ungewohntes? Nein; der Nachtwächter Nurput, ein pflichttreuer Mann, trabte durch die beiden Straßen des Dorfes und rüttelte an allen Pforten und Thüren, um zu prüfen, ob sie diebesfest seien.

Sita verließ ihre Kammer und ging durch das Haus. Sie fand die beiden Mägde auf ihrer Lagerstatt sorglos schlafend. Auch ihr Schwiegervater genoß mit tiefen Atemzügen die Wohlthaten eines stärkenden Schlummers. Der alte Mann hatte sich seinen Schlafteppich und seine Kissen in die Veranda legen lassen. Es war dort am kühlsten.

Sie schlich zurück zu ihrem Kinde und von hier aus ruhelos in den Betsaal. Auf dem blumengeschmückten Altar war das heilige Feuer ungewöhnlich stark niedergebrannt. Sie versorgte es mit Nahrung, rieb sich etwas Asche auf die Stirn, schwenkte ihre rechte Hand mit einigen Salzkörnern darin dreimal um den Kopf und warf das Salz ins Feuer.

„Vielleicht hat mich im Laufe des Tages ein böser Blick getroffen,“ grübelte sie. „Ist es der Fall, so giebt mir gewiß ein Gebet den Gleichmut meines Geistes zurück.“ Sie kniete vor dem Bette der Hauptschutzgöttin des Hauses nieder, die sie nach Volkssitte allabendlich, als hätte sie Fleisch und Blut, auf ein weiches, seidenes Lager legte. Die Hände erhebend, flehte sie leise um innere Ruhe.

Der Aberglaube, daß ein Blick aus dem Auge eines schlechten, mißgünstigen Menschen in das Herz eines andern dringen und in diesem die Keime des Trostsinns ebenso sicher zu vernichten vermöge, wie die versengenden Sonnenstrahlen die Gräser und Kräuter des Feldes, ist in Indien allüberall verbreitet.

„Wer mag es sein, der es mir angethan hat,“ überlegte Sita, als sie wieder aufstand. „Ich habe keine Feindschaft gegen die Menschen, und so viel ich weiß, hat niemand etwas wider mich, Kam Daß, der Better meines Gatten, zürnt unserm Hause zwar, weil sein Vater nicht so viel erbte als mein Schwiegervater. Aber er erstreckt seinen Groll schwerlich auf mich. Trage ich doch keine Schuld an jenem Zwist. Im Gegenteile, ich bestrebe mich, ihn beizulegen.“

Die Hunde bellten laut in den verschiedenen Theilen des Dorfes. „Die armen Tiere, sie können auch nicht schlafen,“ fuhr sie in ihrem lautlosen Selbstgespräch fort.

Jetzt tönte ausnehmend leise, doch ihrem scharfen Ohre deutlich hörbar, ein langgezogener Pfiff durch die Luft. Sie lauschte mit vorgebeugtem Körper. Er

klang wie ein Signalzeichen, das am Eingang des Dorfes abgegeben wurde. Eine Minute später ward er ebenso leise und zwar von einer Stelle erwidert, die in der Nähe ihres Hauses sein mußte. Was bedeutet das? Sicherlich nichts Gutes.

„Es ist das Beste, ich wecke meinen Schwiegervater!“ beschloß sie nach kurzem Sinnen. „Er ist gütig, er wird mir nicht zürnen, auch wenn es sich herausstellen sollte, daß ich seine Nachtruhe ohne zwingenden Grund unterbrach.“

Sie betrat die Veranda. Eine Lampe warf aus einer Nische ihr mattes Licht quer über den Raum bis zu den breiten Aufgangsstufen des Vorbaues. Die winzig schmale Silberfichel des Mondes stand am Himmel. Ihr Schein traf, sich langsam von Ort zu Ort schiebend, das niedrige Gitter zwischen dem Grundstücke der beiden Familien. War es nicht, als regten sich eine Anzahl dunkler Gestalten in dem Hofe des Kam Daß? Sita riß sich die Augen, um aus diesen das vermeintliche Trugbild zu verscheuchen. Aber nein, es war keine Täuschung. Den Nachbarhof erfüllten fremde Menschen. Einer von ihnen trennte sich von den andern und näherte sich der vom Mondstrahl beleuchteten Pforte. Er war vermunnt und hatte eine Art in der Hand. Ihre blanken Schneide glitzerte; mit voller Wucht geschwungen, fauste sie auf das Holzwerk hinab. Das schwache Getäfel zerfrachte, und alsbald drang die Menge der Einschleicher über die Trümmer hinweg in den Innenhof hinein.

Sita schaute wie gebannt diesem Treiben zu. Ein jäher Schreck lähmte ihr die Glieder. Sie wollte schreien und konnte es nicht. Aber nur für eine Sekunde stand sie unter diesem Zauber; sie nahm sich gewaltsam zusammen und stürzte an das Lager ihres Schwiegervaters.

„Wache auf! Uns droht Gefahr!“ rief sie ihm zu! Sie neigte sich zu ihm hinab, rüttelte ihn am Arm und fuhr mit der flachen Hand über sein Gesicht, um die Macht des Schlummers zu brechen. Als das nicht half, kniete sie nieder und schob ihren Arm unter seinen Rücken, um ihn aufzurichten. Sie that es nicht sanft, nicht behutsam, — sondern mit heftiger Bewegung, — von Todesangst ergriffen. Ihr Herz klopfte laut.

Der Alte ermunterte sich und schaute umher. — Es währte nur eine verschwindend kurze Zeit, bis er die Sachlage klar erfaßt hatte. — „Räuber“, flüsterte ihm Sita bebend zu.

Er sprang in die Höhe und spähte nach einer Verteidigungswaffe; — er erblickte keine. In bebender Angst riß er mit gewaltsamer Kraftanstrengung einen der Vorhänge herab, welche sich zwischen den Seitenpfeilern der Veranda befanden. Er gedachte den Eisenstab loszuzerren, an dem der schwere Zeugstoff befestigt war. Seine fieberhaft zitternden Hände erwiesen sich jedoch als zu schwach, um dies auszuführen. Die Dakeuts stürmten die Stufen herauf, und er behielt nur noch Zeit genug, um ihnen den Vorhang entgegen zu schleudern und sich mit dem Ruf: „Sita, rette das Kind!“ in das Haus zu flüchten.

Doch wohin sollten sich die Bedrängten wenden? Das Gebäude glich einer Sackgasse: nirgend bot sich ihnen ein Fenster, aus dem sie nach der Straße

hätten entkommen können. Die Hausthür war infolge ihrer großen Querbalken schwer zu öffnen, und die Veranda war von Feinden besetzt.

Unglücklicherweise suchten sie in jenem Raum des Hauses Schutz, in welchem ihr Leben am meisten bedroht war. Sie eilten in die Nähe des Hausgottes in den Betsaal, und gerade dieser war es ja, in dem die Räuber das unter dem Fußboden verborgene Vermögen der Familie auszugraben gedachten.

Sita erreichte das Gemach zuerst. Sie hatte ihr Kind, um es im Augenblick der höchsten Gefahr in ihrer unmittelbaren Nähe zu haben, aus der Wiege gerissen und kauerte sich, dasselbe fest an die Brust pressend, dicht hinter dem Altare nieder, während Huri Daß schon auf der Schwelle von den nachstürmenden Verfolgern eingeholt und schwer verwundet ward. Als der erste Speerstich ihm in den Rücken drang, stieß er einen durchdringenden Schrei aus und stürzte der Länge nach hin.

Sita liebte den alten Mann mit der Zärtlichkeit einer Tochter. Einem unbezwinglichen Antriebe ihres warmen Herzens folgend, erhob sie sich aus ihrem Verstecke und eilte zu dem Lautröchelnden. Sie kniete neben ihm nieder, und mit der einen Hand ihr Kleid festhaltend, mit der andern ihren weißen Sari, ihr schleierartiges Kopftuch, über den teuren Greis ausbreitend, hob sie ihr schönes Antlitz zu dem ihr zunächst stehenden Räuber, einem großen, breitschultrigen Manne, auf und flehte ihn an: „O du, der du ihr Anführer zu sein scheinst, gedenke deines eigenen Vaters und schone sein graues Haupt. Nimm alles, was du hier im Hause findest, aber übe Barmherzigkeit an ihm und ich will dich segnen mein Lebenlang!“

Der Dakeut stutzte; er trat einige Schritte zurück und schaute betroffen auf die liebliche Gestalt der jungen Frau, welche ihn mit so heißer Inbrunst um die Schonung eines Lebens anflehte, das sich ohnehin bereits seinem Ende zuneigte, und um die Sorge für dasselbe die Gefahr vergaß, in der ihr eigenes jugendliches Dasein schwebte. Empfand er etwas wie Mitleid? Wer vermöchte das zu sagen? Das Gesicht des Räubers war gleich dem seiner Gefährten so völlig verhüllt, daß Sita nur seine Augen sah, und diese funkelten wild und unfreundlich. Die Männer hinter ihm brachen in ein schallendes Hohngelächter aus. „Nieder mit dem Weibe und ihrem Kinde! Wo ist ihr Mann, wo steckt Moro Daß, der Feigling?“ brüllte der Chor wild durcheinander.

Einige Speere sausten durch die Luft über Sita dahin, die sich tief in sich zusammenzog. Einer der Dakeuts, eine schlanke knabenhafte Gestalt, sprang mit ausgebreiteten Armen zwischen sie und seine Genossen. „Rührt sie nicht an!“ rief er, und seine Stimme bebte in Entrüstung. „Es ist eine Noth, dieser armen Frau etwas zuleide zu thun, und hat keinen Zweck.“

Seine Mahnung fand nicht den mindesten Beifall in der rohen Schar. „Mutterföhnchen! Weiberheld! alberner Narr!“ Eine Fülle solcher Schmähworte regneten auf den Verteidiger ein. Dieser ward unsanft bei Seite geschoben, und die wilden Jäger stürmten über und neben Sita in den Saal. Dabei erhielt sie mehrere Stiche, von denen zwei nur ihr Kleid streiften, —

einer jedoch ihr in die Seite fuhr. Es war ihr, als quelle etwas Warmes, Feuchtes aus der Wunde hervor und beneße ihr das Kleid; einen eigentlichen Schmerz verspürte sie nicht. Die Todesangst, welche sie um ihr Kind, ihren Schwiegervater und um sich selbst empfand, war so heftig, so allbeherrschend, daß sie jedes andere Fühlen und Denken völlig verdrängte. Sie trieb ihr das Blut mit Fieberhitze und Fieberschnelligkeit durch die Adern; laut pochte und hämmerte dieses ihr im Herzen, in den Schläfen und in den Pulsen der Füße und Handgelenke. Mit Donnergetöse brauste es ihr an den Ohren vorüber, so daß sie nicht einmal mehr das Stimmengeschrei der nach dem Schatze im Betsaal forschenden Dakeuts und das Hämmern ihrer Art vernahm.

Es war nicht Klugheit, nicht Ueberlegung, wenn sie jetzt still ausgestreckt dalag wie eine Tote. Die Furcht lähmte ihr die Glieder und raubte ihr die Fähigkeit, auch nur einen Laut auszustößen, und so zuckte sie kaum, als einer der Räuber im Vorübereilen sich zu ihr niederbog und ihr mit frecher Hand die beiden Goldspangen abriß, die nach Landesitte die zartknochigen Gelenke ihrer schmalen, nackten Füße umgaben. Sie besaß nur noch soviel Besinnung, um ihr Kind mit dem Oberkörper zu schützen und mit der Hand das leise aus seinem Munde hervordringende Wimmern zu dämpfen.

Sechstes Kapitel.

Die Flucht.

Nur während einer verschwindend kurzen Zeit fühlte sich Sita durch die Erregung ihres Blutes betäubt. Sehr bald fing dieses an, seinen Lauf zu mäßigen. So beklommen ihr auch noch das Herz schlug, so besaß sie doch wieder die Fähigkeit, mit Auge und Ohr die Vorgänge im Zimmer wahrzunehmen.

Die Dakeuts hatten den in drei Kisten verwahrten Schatz gefunden. Die erste derselben, ein kleines, leichtes Ding, war von ihnen aus dem Versteck gehoben und geöffnet worden. Sie leerten den wertvollen Inhalt dieses Behälters in kleine, bequem tragbare Säcke und beeilten sich, die zweite, sehr schwere Truhe aus der Erde zu graben. Es war ein mühsames Werk, das ihnen manchen zornigen Fluch entlockte.

Einige der Räuber wurden ausgesickt, Moro Daß im ganzen Hause zu suchen. Sie kehrten mit der Bemerkung zurück, daß sie statt seiner nur zwei Mägde gefunden und diese in eine fensterlose Kammer eingesperrt hätten, damit ihr Geschrei nicht gehört werde. Dieser Bericht verursachte laute Heiterkeit. „Er hat sich in Mägdelfleider gehüllt, um uns zu entgehen,“ scherzte der dickste Dakeut.

„Das muß untersucht werden, ja das muß untersucht werden!“ rief ein Teil der Übrigen.

„Still, seid fleißig!“ herrschte der breitschultrige Mann, vor dem Sita vergebens gekniet hatte. Die Dakeuts verstummten. Es ward so still im Saal, daß Sita das Knarren des unter die schwere Truhe gestemmten Hebels vernahm.

„So, nun noch einen kräftigen Druck!“ befahl der Breitschultrige, als ein Dakeut hereinstürmte, der offenbar im Hofe Wacht gehalten hatte. —

„Hauptmann, im Dorfe wird es lebendig. Ich hörte von verschiedenen Seiten her rufen und schreien,“ meldete er hastig in besorgtem Tone.

Zähneknirschend fuhr der Angeredete von seiner Arbeit auf, packte den Unglücksboten an der Gurgel und rüttelte ihn heftig.

„Du Schurke,“ donnerte er. „Du hast nicht acht gegeben. Moro Daß ist an deiner Nase vorbei auf die Straße gerannt und holt uns seinen ganzen Anhang auf den Hals. Warte nur, diese Unachtsamkeit tränke ich dir ein. Aber auch Moro, der Feigling, soll meine Rache fühlen. Ich steche ihn nieder, wo und wann ich ihn finde.“

Der Lärm im Orte hallte jetzt vernehmbar in den Saal hinein. Ein Schuß knallte. Es unterlag keinem Zweifel: der Einbruch war ruchbar geworden. Ein panischer Schrecken bemächtigte sich der Räuber. Sie ließen die große Kiste, deren Ausgrabung ihnen so viel Mühe verursacht hatte, ungeöffnet stehen, nahmen die bereits gefüllten Säcke unter den Arm, löschten Fackeln und Laternen aus und stoben von dannen wie Spreu, in die der Wind fährt.

„Wenn sie mein Kind nur nicht zertreten. Gütige Bhowani, beschütze es!“ betete Sita inbrünstig, indem sie mit Hand und Brust den zarten Körper des Lieblings vor den Füßen des fliehenden Trosses schirmte. Der Tumult des Aufbruchs verstummte, und an der Stelle des qualmenden Fackellichtes beherrschte jetzt nur noch das unentwegt brennende, heilige Altarfeuer die nächtliche Dunkelheit des Raumes.

Sita lauschte mit verhaltenem Atem. Waren sie wirklich fort, die Entsetzlichen? Durfte sie sich und ihr Kind als gerettet betrachten? Sie wagte es nicht, an ein solches Glück zu glauben. Vielleicht kehrten die Dakeuts zurück. War es nicht möglich, daß sie draußen keine Feinde, sondern Freunde fanden? Wer sollte es auch sein? Die beiden Nachtwächter waren alte, furchtsame Leute, und Polizisten gab es in Gogulpur nicht.

In dieser Erwägung blieb sie regungslos liegen. Als aber nach einigen Minuten die Stille des Hauses ungestört blieb, faßte sie sich ein Herz und flüsterte:

„Vater, lieber Vater, wie geht es dir?“

Er schwieg. Vorsichtig schob sie sich ihm näher und streckte die rechte Hand nach ihm aus. Sie berührte seinen Arm und flehte leise: „Ich bitte dich um alles, gib mir ein Zeichen deines Lebens.“ Er wandte ihr das Gesicht nicht zu; starr und steif lag er da. Eine düstere Ahnung stieg in ihre Seele und ließ sie alle Vorsicht vergessen. Sie richtete den Oberkörper halb auf und spähte, mit gespannter Angst forschend, zu dem stummen Manne hinüber. Sein bleiches, blutüberströmtes Antlitz gab eine erschütternde Antwort.

„O heilige Mutter, stärke mich!“ stöhnte sie und sank in ihre frühere Lage zurück. Die Erkenntnis, daß ihr Schwiegervater nicht mehr dem Leben angehörte, überwältigte sie in so hohem Maße, daß sie für einige Sekunden nicht an ihr

Kind dachte. Dann aber ergriff sie die Furcht, daß auch seine Seele entflohen sei. Es war so still! Blitzschnell setzte sie sich auf und preßte sein Gesichtchen an ihre Wange. Seine Augen waren geschlossen; doch der leise, warme Hauch, der aus den zierlichen Lippen drang, gab ihrem ängstlich horchenden Mutterherzen die sichere Gewähr, daß die tiefe Ruhe seiner kleinen Gestalt nicht von dem furchtbaren Yama, dem Gotte des Todes, verursacht war.

Der Knabe war inmitten der Schrecknisse behaglich eingeschlafen, einem Vögelchen gleich, das, von der Mutter Schwingen bedeckt, noch nichts von Gefahren weiß und einschlummert, während seine Beschützerin im Angesicht einer zu ihrem Nest sich aufschlängelnden Cobra an jeder Faser ihres Körpers zittert.

Auf der Schwelle des Saales erschien eine Frau mit einer Lampe in der Hand. Sita erkannte sie; es war Seventi, Rams Gattin.

Diese stieß beim Anblick der Leiche einen durchdringenden Schrei aus und stürzte wieder fort, kehrte aber gleich darauf mit ihrem Gatten zurück.

„Bei allen Göttern! Was ist hier vorgefallen, Frau Sita?“ rief er, dicht an sie herantretend und sich zu ihr niederbeugend, während seine Frau im Thürrahmen stehen blieb und eine Wehklage anhub, als sei ihr eigener Vater gestorben. „Ist mein Onkel tot?“ forschte er hastig weiter, noch ehe sie seine Frage beantwortet hatte, „und wo, — wo ist Moro und was ist aus seinem Kinde geworden?“

Seine Augen funkelten; sie hatten einen Ausdruck, welcher der fieberhaft erregten Sita das nämliche Grauen wie der jener Räuber einflößte. Sein Ton war weder der Ton verwandtschaftlicher Teilnahme noch der eines allgemeinen Mitleids mit ihrer traurigen Lage. Er that seine Fragen nicht ihret-, sondern seinetwillen. Dunkel fühlte sie seine Beweggründe heraus; einen klaren Gedanken zu fassen, war sie jetzt nicht imstande.

„Moro ist verreist. Rührt mich nicht an, ich will allein aufstehen,“ entgegnete sie ihm, seine ihr zur Stütze sich anbietende Hand heftig von sich stoßend.

„Ihr könnt es nicht, Frau Sita; Ihr seht aus wie der Tod. Ihr seid sicherlich verwundet. Erlaubt mir wenigstens, daß ich Euch das Kind abnehme.“

„Um keinen Preis der Welt,“ erwiderte sie, den kleinen Schläfer so fest an sich pressend, als wolle er ihn ihr rauben. „Ruft meine Mägde. Die Räuber haben sie hinten im Hause eingeschlossen.“

Er schob, widerwillig sich ihrem Geheiß fügend, von dannen. Es war alles anders gegangen, als er erwartet hatte. Daß Moro auch gerade heute verreisen mußte!

Als er fort war, erhob sich Sita mit höchster Anspannung ihrer seelischen Kräfte, das Gefühl der Ohnmacht überwindend, das sich ihrer zu bemächtigen drohte.

Inzwischen hatte sich der Binnenhof mit Dorfbewohnern aller Art angefüllt, welche durch die von den fliehenden Räubern geöffnete und nicht wieder geschlossene Thür des Nachbargebäudes unter dem Schutze eines zufällig aus Schah Gunje mit zwei Untergebenen eingetroffenen Darogahs, Fackeln und Knütteln in den

Händen tragend, eingedrungen waren. Dem in englischem Solde stehenden eingeborenen Polizeiinspektor ward es nicht leicht, die neugierig erregte Menge, welche laut lärmend in das gefährdete Haus zu stürmen beabsichtigte, in dem Hofe fest zu halten.

Mehr als einmal hatte er mit erhobener, eindringlicher Stimme zu befehlen: „Daß mir kein Unbefugter die Verandastufen betritt; sobald ich eurer Hilfe bedarf, rufe ich euch,“ ehe er auf eine Befolgung seines Gebotes rechnen durfte.

Er gab seinen beiden Polizisten den Auftrag, für die Ausführung seines Geheißes zu sorgen, und ging dann schnellen Schrittes in das Haus. Die Lampe der Gattin des Ram Daß und der schwache Schein des Altarfeuers riefen ihn in den Betsaal.

Im gewöhnlichen Lauf der Dinge würde er dies Heiligtum der Wohnung nicht ohne die Vorbemerkung betreten haben, daß auch er jener reinen Kaste angehöre, von der die Goldschmiede eine geehrte Abteilung bildeten, und daß daher sein Fuß den geweihten Boden in keiner Weise beflecke. Bei dieser Gelegenheit aber bedurfte die Wohnstätte der Huri Daß'schen Hausgötter ohnehin einer Entföhnung und Reinigung durch heiligen Kuhdünger und geweihtes Wasser, durch vieler Brahmanen Gebete und Beschwörungen. Es war daher gleichgiltig, zu welcher Kaste die Eintretenden sich zählten.

Der Darogah schritt an der ihm ausweichenden und mit ihrem Gejammer schein innehaltenden Seventi vorüber und wandte sich an Sita, die, von der einen Magd unterstützt, mitten im Saale stand, während die andere den kleinen, jetzt erwachten Ishuri auf der Hüfte hielt.

Sita war bleich. Aus Lippen und Wangen war ihr die Farbe gewichen, und aus ihren großen, braunen Augen sprach das Entsetzen, das ihre Seele in der Rückerinnerung an die soeben durchlebten Stunden durchzitterte. Ihr Blick glitt durch den Saal von einem Gegenstande zum anderen, als wolle sie sich durch die Betrachtung der aus ihrer Ordnung gerissenen Dinge die Bürgschaft geben lassen, daß der erlittene Einbruch kein Traum, sondern eine traurige Wirklichkeit war. Als ihr Auge den Toten erreichte, zuckten ihre Lippen in heftigem Schmerz.

„Hier ist kein guter Aufenthalt für Euch, Herrin!“ sagte der Darogah mit ehrerbietigem Tone. „Laßt Euch in Eure Kammer führen. Erst wenn Ihr Euch etwas erholt und gekräftigt habt, werdet Ihr besser als jetzt imstande sein, mir einen Bericht über das Geschehene abzulegen.“

„So ist es nicht meine Pflicht hier zu bleiben und darauf zu achten, daß alles gethan wird, was gethan werden muß?“ fragte sie, auf die Leiche und die Kisten deutend.

„Nein, nein, Frau Sita! ich nehme alles auf mich,“ rief Ram Daß dienst-eifrig. Sich zu dem Darogah wendend, fügte er, sich vorstellend, hinzu: „Ich bin der Geldwechsler Ram Daß und ein Brudersohn des Toten und daher als nächster Verwandter verpflichtet und berechtigt, die einstweilen leere Stelle des Hausherrn einzunehmen.“

Sita richtete sich höher auf. Hilfsuchend streckte sie die Arme nach dem Polizeibeamten aus. „Duldet es nicht,“ bat sie mit dringendem Tone, „daß jener dort meinen Gatten vertritt, es würde nicht mit seinen Wünschen übereinstimmen. Schickt sofort einen Boten zu meinem Vater, dem Bankier Narendra in Schah Gunje; dieser ist der einzige, dem eine solche Befugnis eingeräumt werden kann.“

„Das soll geschehen, Herrin, und zwar sofort. Ich kenne Euren Vater, denn ich bin in jener Stadt angestellt. Auch bin ich mit den Zuständen hier in Gogulpur genau genug bekannt, um zu wissen, daß diese beiden Häuser durch einen langdauernden Zwist getrennt sind. Ich sehe daher ein, daß der Better Eures Mannes nicht die geeignete Persönlichkeit zur Beaufsichtigung Eurer Wohnung ist, und gebe Euch die feierliche Versicherung, daß ich selbst bis zur Ankunft des Bankiers Narendra alle erforderlichen Anordnungen treffen werde. Es soll dabei nach jeder Richtung hin der Sitte unseres Volkes sowie dem englischen Gesetze Genüge geschehen. Ihr könnt ganz ruhig sein.“

Sita warf ihm einen dankbaren Blick zu und verließ mit ihren Dienerinnen und ihrem Kinde den Betsaal.

Siebentes Kapitel.

Die Leichenschau.

Der Darogah begab sich an seine Arbeit. Mehrere der im Hofe befindlichen Dorfbewohner erklärten sich bereit, sofort nach Schah Gunje zu reiten, um den Bankier Narendra zu holen. Diejenigen Männer im Ort, welche auf das Amt der Leichenschau vereidigt waren, mußten unverzüglich ihre Sitzung im Betsaal halten. Die Versammlung setzte das Ergebnis ihrer Besichtigung in einem Schriftstücke nieder, das von dem Vorsitzenden im Namen seines Stabes unterzeichnet war und folgenden Wortlaut besaß:

„In der Nacht vom 14. bis 15. August in der dritten Wacht der Morgenfrühe wurden wir in unserer Eigenschaft als Einwohner und Leichenbeschauer des Dorfes Gogulpur von dem Darogah Ram Singh in das Haus unseres Landsmannes, des Steuereinziehers, Goldschmieds und Geldwechslers Huri Daß beordert, um die Todesart dieses Mannes festzustellen. Wir besichtigten den Körper des Verbliebenen und fanden an demselben sechzehn, zum Teil tiefe Speerwunden, welche die Ursache seines Ablebens gewesen sind. Diese Wunden wurden ihm durch Einbrecher beigebracht, die in großer Zahl in sein Haus eindringen und nach kurzem Aufenthalte entflohen.“

Item. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Mord in räuberischer Absicht geschah, denn die Einbrecher haben einen Teil des Vermögens des Verbliebenen mit sich fortgenommen. Der Wert des Raubes läßt sich noch nicht bestimmen, da der Sohn und Erbe des Ermordeten, der Goldschmied Moro Daß, zur Zeit abwesend ist. —

Item. Wer die Einbrecher sind, welche den Raubmord ausführten, vermögen wir nicht anzugeben. Doch ist es Thatsache, daß sie ihren Weg durch das Nachbarhaus nahmen. Es ist daher nicht ausgeschlossen, daß der Besitzer desselben, der Geldwechsler Ram Daß, in irgend einer Beziehung zu ihnen steht, wiewohl er beteuert, daß dieser Durchgang ohne sein Vorwissen und gegen seinen Willen stattgefunden habe."

* * *

Inzwischen kam der Morgen heran, der in ganz Gogulpur keinen einzigen Schläfer antraf. Die Schreckenskunde des im Betsaal des Huri Daß verübten Raubmordes hatte auch den ruheliiegendsten Einwohner aus seiner Ruhe gerüttelt. Und während da draußen in allen Veranden und Gehöften wie auf der Straße lebhaft redende Menschen gruppenweise sich zusammenfanden und ihre Mutmaßungen, ihr Bedauern und ihre Befürchtung, daß die Einbrecher ihre Besuche auch auf andere Familien ausstrecken könnten, in lebhaftester Weise einander mitteilten, badeten drinnen im Sterbehause sorgsame Hände den mit flaffenden Wunden bedeckten Körper des Verbliebenen und hüllten ihn in ein weißes, wollenes Gewand. Den Stich an der Schläfe bedeckten sie durch einen Turban. Dann legten sie die Leiche auf eine mit Stroh und einem Leinentuch bedeckte, eiligst aus Bambusstäben geflochtene Bahre, drückten ihr einen aus Weizenmehlteig geformten Ball in die Hand und bedeckten sie mit einem kostbaren Swahl.

Der Darogah vernahm der Reihe nach Ram Daß, dessen Frau, die beiden Mägde und zuletzt Sita. Als er ihre Aussagen zu Protokoll gebracht hatte, setzte er einen Bericht an die Polizeibehörde der Provinz auf.

„Der Unterzeichnete“, so hieß es in diesem Schriftstücke, „hatte in der Nacht vom 14. zum 15. August dieses Jahres den Auftrag erhalten, nach Ablauf des in Schah Gunje gehaltenen Bazares die Landstraßen der Umgegend im Interesse der heimreisenden Kaufleute zu beaufsichtigen. Als er in der Ausübung dieser Dienstpflicht das Dorf Gogulpur erreichte, traf er die Bewohner desselben in großer Aufregung. Die beiden Nachtwächter des Ortes hatten eine Anzahl vermummter Individuen in das Haus des Ram Daß schleichen und nicht wieder herauskommen sehen. Da sie diesen Einschleichern böse Absichten zutrauten und nicht Mut genug besaßen, ihnen allein entgegenzutreten, hatten sie einige ihnen befreundete Männer geweckt und sich mit diesen an die Thür des betreffenden Hauses aufgestellt. Das Zusammenrufen der Leute war nicht ohne Lärm vor sich gegangen; dieser mochte den Einschleichern die Mahnung gegeben haben, daß man ihnen auf der Spur sei. Mit einem plötzlichen Anprall waren sie in geschlossenem Haufen aus dem Hause gestürmt, hatten mit ihren Speeren die ihrer harrenden Dorfbewohner auseinandergedrängt und waren, nachdem sie zwei Leute nicht unerheblich verwundet hatten, in der Richtung des westlich von Gogulpur liegenden Dschungels entwichen.“

Als der Unterzeichnete dies alles gehört hatte, begab er sich mit seinen beiden Polizeidienern in das Haus des Ram Daß. Er fand dieses in unverkehrtem Zustande, da die Einschleicher es nur als Durchgang zum Nebenhaus benutzt hatten. Der Unterzeichnete ging unverzüglich in jenes Nebenhaus. Dort hatten die Einschleicher eine große Verwüstung angerichtet. Sie hatten den Hausbesitzer, den Goldschmied Huri Daß, ermordet, dessen Schwiegertochter Sita leicht an der rechten Hüfte verwundet, einen Teil des Familieneigentums an sich genommen und waren dann entflohen. Der Wert der an Geld und Geschmeide geraubten Gegenstände wird sich erst nach der Rückkehr des zur Zeit abwesenden Sohnes, des Goldschmiedes Moro Daß, bestimmen lassen, da dieser allein wissen kann, wie groß das Vermögen seines Vaters war.

Ram Singh, Darogah des Bezirkes Surpur.

Inliegend die Schriftstücke, welche das Urteil der Leichenschau sowie der Aussagen der im Hause des Ermordeten befindlichen Personen enthalten."

* * *

Die aufgehende Sonne fand die flüchtige Dakeutbande auf ihrem Wege nach der Schlucht. Mißmutig betraten die Räuber ihre Bihara. Nachdem sie sich am Fuß des Wasserfalls das Blut von Händen und Kleidern und Waffen gewaschen hatten, traten sie zu einer Beratung zusammen.

„Sieben Jahre bin ich euer Hauptmann,“ begann Azrael mit finsterner Miene, „und kein einziges Mal habe ich einen solchen Mißerfolg erlebt. So sehr ich auch darüber nachdenke, — es drängt sich mir nur eine einzige Ursache der Thatsache auf, daß wir im Angesicht einer außerordentlich reichen Beute mit kleinem Gewinn die Flucht ergreifen mußten. Die leicht ergrimmete Göttin zürnt uns, weil wir ihr zwei Opfer versprochen und ihr nur eines brachten. Wir begingen einen großen Fehler, daß wir den Einbruch unternahmen, ohne zuvor zu erforschen, ob die beiden dem Tode geweihten Männer auch wirklich darinnen waren. Ferner sind wir auf und davon gegangen, ohne zu prüfen, ob das Kind, dessen Ableben wir unsrem Bundesgenossen Ram Daß zugesagt hatten, unsern Speerstichen erlegen ist. Beides sind Unterlassungen, die nachzuholen sind, wenn auch nicht gleich. Ich bestimme daher die Verteilung des Geldes, welches ein jeder von euch zu sich gesteckt hat. Das Geschmeide aber und die Gerätschaften wollen wir auf der Stelle schmelzen. Huri Daß war in seinem Dorfe eine angesehenere Persönlichkeit, und in seinem Sohne ist ihm ein eifriger Rächer hinterblieben. Moro Daß wird alles aufbieten, um uns vor Gericht zu ziehen. Es ist daher notwendig, daß wir diejenigen Raubgegenstände unkenntlich machen, deren Besitz uns gefährlich werden könnte.“

Schweigend schleppten die Dakeuts einen großen Schmelztiegel herbei und zündeten ein Feuer unter diesem an.

„Schwört, daß ihr der Reihe nach alles Gestohlene in diesen Topf werfen werdet, nur nicht das bare Geld!“ befahl Azrael.

Die Männer erhoben sämtlich die rechte Hand zum Schwur, auch Golab that es. Doch legte dieser gleichzeitig seine linke Hand mit nach außen gefehrter Fläche auf seinen Rücken. Er glaubte durch diese abergläubische Handlung sich der Notwendigkeit zu entheben, sein Wort zu halten.

Ein Kunstwerk der Goldschmiedearbeit nach dem andern ward in den Tiegel geworfen; hoch loderte die Glut auf. Stumm schauten die Räuber zu, wie die Arbeiten ihre schöne Formen verloren und allmählich in Gold- und Silberklumpen sich umwandelten.

So, jetzt war alles zerschmolzen. „Alles?“ Azraels fragender Blick wanderte vom ersten Genossen bis zum letzten. „Alles!“ lautete die Antwort. Hätte der Hauptmann ein Abnehmen und ein Entfalten der Turbantücher verlangt, er würde in dem von Golab die kostbaren Fußspangen gefunden haben, die dieser mit frecher Hand von Sitas Fuß gestreift hatte und zu einem Geschenk für seine Liebste so geeignet hielt, daß er sich nicht entschließen konnte, sie dem Schmelztiegel zu opfern.

„Azrael verteilte das Geld, welches sie geraubt hatten; dann richtete er noch einige Abschiedsworte an seine Genossen.

„Merkt wohl auf, meine Freunde,“ sagte er. „Wir müssen uns jetzt trennen und zwar für den Lauf eines Jahres; unsre Sicherheit verlangt dies Auseinandergehen. Wir haben uns während unsres Beisammenseins genug Geld gesammelt, um davon leben zu können. Wenn sich der Mond zwölf Mal erneuert hat, wiederholen wir, sicherlich mit besserem Erfolg, den Einbruch und versöhnen die Göttin durch die Vollendung unsres nur halb ausgeführten Opferversprechens. Zu diesem Zwecke treffen wir uns alle im Monat Bhadon bei dem Gangesfeste zu Kaschi. Dort beraten wir die zur Erneuerung des mißglückten Raubes erforderlichen Vorbereitungen. Seid vorsichtig; thut nichts, was uns verraten könnte. Auf Wiedersehen in Kaschi.“

„Auf Wiedersehen in Kaschi!“ antworteten die Räuber. Sie schraubten die Speerspitzen von ihren Schäften ab, verbargen sie in ihrem Gurte und wanderten auf Dschungelpfaden, die nur ihnen bekannt waren, nach allen Richtungen der Windrose auseinander.

(Schluß folgt.)



Aus dem Leben des Grafen Albrecht von Roon.

VIII.

Coblenz, 27. Juni 48, Morgens.

Bestern war ein etwas saurer Tag. Moltke's¹⁾ Abreise, die morgen stattfinden wird, und die damit verknüpfte Übergabe der Geschäfte macht viel Arbeit. Indeß hoffe ich nach einigen Wochen völlig eingerichtet zu sein und allen kommenden Ereignissen ruhig entgegensehen zu können. In der Erwartung, daß der Ruf begründet ist, bin ich auch mit der Wiederbesetzung der durch General Schreckensteins Versetzung erledigten Stelle zufrieden. Diese ist dem Generallieutenant v. Hirschfeld, bisher Divisions-Commandeur in Königsberg, zu Theil geworden. Dieser Mann gilt in der ganzen Armee als ein trefflicher Soldat. Auch sollen ihm die übrigen wünschenswerten Eigenschaften nicht fehlen. — —

29. Juni — — — An der Tafel des Oberpräsidenten fand ich heute Hollwegs, die ganze Familie; außerdem nur noch Major v. Sommerfeld, einen Verwandten von Hollweg, den Du vielleicht in B. gesehen zu haben Dich erinnerst — und dessen zahlreiche Familie. Hollwegs waren sämmtlich sehr herzlich und theilnehmend gegen mich, und da der Oberpräsident ein sehr jovialer Mann ist, so war die kleine Gesellschaft so heiter, wie es heut zu Tage möglich ist. — — — Die Mezelei in Paris scheint ja zu Ende zu sein und, wie in Prag, mit der Niederlage der anarchischen Parthei. Dies wird, hoffe ich, günstig auf uns zurückwirken und die verzagten Herzen stärken. — Hollweg, der in Frankfurt a. M. gewesen war, wußte viel Interessantes von dort mitzuteilen, namentlich über die Persönlichkeit der dortigen Stimmführer und Tonangeber. Nach seiner Ansicht darf man nicht so zuversichtlich auf eine vernünftige Gestaltung der von dort ausgehenden und zu regelnden allgemeinen Verhältnisse hoffen, als dies von manchen Leuten geschieht; denn die Unterdrückung der schwächeren radikalen Parthei ist wegen der Uneinigkeit und Organisationslosigkeit der sogenannten Konservativen, die einander nicht recht trauen, durchaus zweifelhaft. Wie nun die Sachen in Berlin gehen werden mit dem neuen, buntscheckigen Ministerium, mag Gott wissen, aber ich kann für die vernünftige Gestaltung unserer allgemeinen deutschen Verhältnisse nur dann Hoffnung gewinnen, wenn wir wieder einigermaßen auf unsere preußischen Beine kommen. Aber genug von Politik! — — —

(Nachmittags.) Herzlichen Dank, meine Geliebte, für Deinen I. Brief! — Mit der Russenfurcht, die vornehmlich die revolutionären Sünder ergriffen zu haben scheint, habe ich nichts zu schaffen. Es ist lächerlich zu meinen, der Kaiser werde jetzt einschreiten, glaube vielmehr, daß uns ein Krieg mit Frankreich viel näher

¹⁾ Der damalige Major Frh. v. Moltke — der jetzige Feldmarschall — war Roons Vorgänger in Coblenz; derselbe ging von dort als Chef des Generalstabes des 4. Armee-Korps nach Magdeburg.

liegt. Wenn z. B. in diesen Tagen zu Paris die rothe Republik siegte, so war der Krieg ganz nahe; es ist sogar sehr die Frage, ob die dreifarbigte ihn wird vermeiden können. — —

den 5. Juli. — — Abends war ich zum Oberpräsidenten geladen. Ich traf dort in einer größeren, von den sämtlichen hiesigen Excellenzen in und außer Dienst verherrlichten Gesellschaft den Minister Flottwell. Er behandelte mich gleich wie einen alten Bekannten, äußernd, er habe schon durch Fischer (mit dem er in Münster viel gelebt) oft von mir gehört. Er ist, wie es mir scheint, ein durchaus verständiger Mann, ein gewiegter, ehrenhafter Bürokrat. Der Liberalismus vulgaris war ihm schon früher Religion und Lebensregel. Auf diesem Standpunkte stehen geblieben, steht er heute freilich auf der Rechten. Die Hoffnungen, die er für diese seine Parthei hegt, sind vielleicht etwas zu sanguinisch; auch bin ich fest überzeugt, daß heroische Anstrengungen von derselben niemals zu erwarten sind, aber sie hofft sich durchzulootsen mit Hülfe der Klugheit und Mäßigung, die ihre starke Seite, wobei sie freilich übersieht, daß zum Herrschen noch andere Eigenschaften erforderlich sind. Flottwell erzählt mit großer Selbstzufriedenheit von den in Frankfurt in der National-Versammlung, deren Mitglied er ist, errungenen Resultaten. Er ist der Meinung, daß dort mit der Wahl des Reichsverwesers und des ihm durch die Majorität zugestandenen Rechts, die von der National-Versammlung gefaßten Beschlüsse nach seinem Ermessen zur Ausführung zu bringen oder nicht, der wesentlichste Schritt zur Herstellung eines ordnungsmäßigen Zustandes geschehen sei. Wesentlich verschieden ist diese Auffassung von derjenigen, die Hollweg durch seinen Aufenthalt in Frankfurt gewonnen. Ich glaube, daß F. die Dinge mehr nach dem Anschein der Oberfläche beurtheilt, und meine, mit H., daß er und seines gleichen die Macht des Dämons nicht gehörig würdigt, der uns auf's Siechbett geworfen und fest darauf hält und so lange darauf festhalten wird, bis wir die tiefer liegenden Ursachen der Krankheit in uns selbst entdeckt haben werden. — — Die beiden Hauptwühler in Cöln, Annecke und Gottschalck, sind übrigens auf Antrag des Untersuchungsrichters arretirt, ihre Papiere in Beschlag genommen. . Es sollen sich sehr belastende Momente ergeben haben. Ich hoffe, wir werden nun in Cöln etwas Ruhe gewinnen. . Auch die Stimmung der Bürgerwehr daselbst hat sich wesentlich gebessert, obgleich deßhalb noch immer nicht sehr auf sie zu rechnen ist. In allen Gegenden der Provinz ist vollkommene Ordnung. Gestört oder wenigstens bedroht wurde dieselbe einigermaßen, als vor wenigen Tagen ein Theil der aus dem Tamm'schen Corps wegen „brutaler Handhabung der knechtischen Militär-Disciplin geschiedenen“ Freischaaren in der Provinz anlangte, sie bewaffnet durchzog, einzelne Höfe brandschatzte, in Königswinter u. a. D. Quartier nahm ohne zu zahlen u. s. w. Die Gesellschaft ist indeß vorgestern in Neuwied entwaffnet und per Zwangspaß nach Hause geschickt. — —

den 11. Juli, Morgens. — — „Politische Neuigkeiten von Bedeutung habe ich Gott sei Dank nicht, denn leider sind wir seit Monaten gewöhnt, in diesem Artikel nur Übles zu hören. — — Dennoch kann man der Zukunft noch keines-

wegs mit besonderer Zuversicht entgegengehen, denn unsere Berliner Versammlung bezeugt ja täglich mehr Unfähigkeit und üblen Willen, und das neue Ministerium, das sich durchzulügen sucht, flößt kein Vertrauen ein. Aber Gott wird uns ja nicht verlassen und Alles zum Besten wenden. — Ob ich das Volksblatt lese? Ja wohl! Seit dem 1. halte ich es und ebenso die Neue Preussische Zeitung, der ich recht viele Leser wünsche, die sie auch in der That verdient, weil sie schon mehrere ganz treffliche Artikel gebracht hat. Ich hoffe die Hotelwirtschaft („zum Riesen“) zu veranlassen, daß sie sie auch hält. —

— — Morgen willst Du nun Dein stilles liebes Cardemin verlassen. Gott segne Deinen Ausgang! Hoffentlich wird Dir Dein nun bevorstehender Colberger Aufenthalt nicht . . . verleidet werden. — — —

Ob wir Krieg mit Frankreich haben werden? Ja, wer weiß es! ich glaube noch immer daran, wenngleich im gegenwärtigen Augenblick wenig Wahrscheinlichkeit dazu vorhanden ist. Allein in der jetzigen Zeit wechseln die Aussichten ja so plötzlich wie in einem Guckkasten. Ach diese Zeit! Diese Zeit, die jedes Behagen in der Gegenwart unmöglich macht, die nur die Wehmuth über die Vergangenheit und die Sehnsucht nach einer besseren Zukunft übrig läßt — wann wird sie enden? — Daß die Krankheit für uns Preußen namentlich noch eine Krisis, eine blutige Krisis herbeiführen wird, ist mir sehr wahrscheinlich. Aber wie? wann? wodurch? wie wird sie enden? Das alles sind Fragen, die täglich durch Kopf und Herz ziehen, ohne daß man befriedigende Antworten findet. Wir müssen Alles Gott anheim stellen, darauf werden wir recht mit eiserner Nothwendigkeit hingewiesen; alles Widerstreben unseres menschlichen Hochmuths hilft nichts; er muß sich gefangen geben. — — —

— — Sehr neugierig bin ich auf Deine Mittheilungen über die in Pommern beabsichtigte Monstre-Adresse, von der Du schreibst; ich möchte auch eine machen des Inhalts: Unsere unfähige und nichtswürdige Berliner Versammlung muß durch eine andere ersetzt werden, desgl. unser miserables Ministerium, welches ohne den braven Schreckenstein ohnehin nichts wäre. — — —

14. Juli (an Fischer). „Hier in der Provinz ist Alles ruhig, indeß auch außerordentlich gespannt auf die Dinge, die da kommen sollen, namentlich auf die Rückkehr, d. h. die vollkommene Rückkehr des ordnungsmäßigen Zustandes der Dinge in Berlin. Gelingt diese, so stehe ich dafür, daß diese schöne Provinz uns bleibt, im Gegentheil — für gar nichts. Ich ahne wohl, mit welchen Schwierigkeiten das Ministerium zu kämpfen hat, aber es hat durch sein Programm, namentlich durch den Anerkennungs-Passus, seine Lage wesentlich erschwert. Versöhnen läßt sich einmal die radikale Parthei nicht; sie will prinzipaliter die Fortsetzung des inneren Haders, sie muß sie wollen, weil Preußens Schwächung ihr nächstes Ziel ist; daher kann und wird sie sich nicht zufrieden geben, auch wenn das Ministerium wörtlich das Programm der Linken adoptirt. Ein offener, ehrlicher Bruch ist wahrlich besser wie die jetzige Verrenkung aller Verhältnisse, und geht es mit dieser miserablen Kammer nicht, weg mit ihr! Der Lärm, der daraus entstehen würde, ist nicht das Schlimmste, was uns begegnen kann. Es

ist möglich, daß eine neue Kammer nicht besser ist, aber es kann auch das Gegentheil eintreten; man hat doch eine Chance, einen Hoffnungsschimmer, während die jetzige Versammlung gar keine Aussicht darbietet, wie sich bei Discussion der Jacobi'schen Nichtswürdigkeit von Neuem herausstellen wird. — Verzeih', wenn ich Deine Güte mißbrauchte. — —

18. Juli (an Frau von Roon). Am Sonntag hat Coblenz die Erwählung des Erzherzogs-Reichsverwesers festlich begangen durch eine große Parade der Bürgerwehr, Böllerschüsse, Zweckessen, Entfaltung zahlreicher Fahnen und Illumination. Wir, d. h. die Offiziere, haben uns dabei nicht betheiligt, da desfallige Befehle von Oben nicht gegeben waren. Wir wurden daher auch äußerlich einmal die Klust gewahr, die die hiesige Bevölkerung vom Preußenthum jetzt deutlicher als jemals scheidet. Ja, es ist wahr! das rheinische Volk hat, irregeleitet durch den Trug der Zeit und die Einflüsterungen seiner Priester, kein Gedächtnis für die gleichwohl handgreiflichen Wohlthaten, die es seit nun 33 Jahren von unserer Regierung empfangen. Vielleicht kommt die Stunde, wo dieser Undank gestraft, gewiß die, wo er bereut werden wird. Übrigens betragen sich die Leute ziemlich gefeßlich und höflich. Zum offenen Auftreten fehlt es ihnen an Muth und Kraft. Aber ihr übler Wille ist nicht zu verkennen. Am Sonnabend Abend hatten sie sogar die Unverschämtheit, den französischen Zapfenstreich statt des preußischen zu schlagen, als ihnen, zur Vorfeier des Sonntags, gestattet worden war, die Spielerei eines großen Zapfenstreichs aufzuführen. Die rheinischen Truppen sind indeß, je nachdem die Führer, mehr oder minder gut; ich zweifle nicht, daß sie, entschlossen befehligt, überall ihre Schuldigkeit thun werden, selbst gegen Landsleute. — — Aber genug von diesen Dingen! Man kommt doch ganz unversehens immer wieder in die Politik. Aber halt! ehe ich dies Gebiet ganz verlasse, noch die Nachricht, daß unser „Freund“ Kinkel aus Bonn wegen aufrührerischer Reden dem Staatsprokurator zur Verfolgung überwiesen worden und wahrscheinlich jetzt schon eingesteckt worden ist, mit ihm einige Studenten. — —

21. Juli. — — Der brave Berthes hat mir gestern Abend viel Interessantes und im Ganzen viel Günstiges von Frankfurt mitgetheilt. Er glaubt namentlich, daß die anarchische Parthei dort vorläufig entschieden geschlagen sei, daß die Rechte sich fester und fester organisire und seit 8 Tagen auch unser in den Staub gezogenes Preußenthum wieder mehr zu Ehren komme, indem die Meinung, daß ein einiges Deutschland allein durch ein starkes Preußen möglich sei, mehr und mehr Anhänger gewinne. Wie will nun aber ein starkes Preußen werden, wenn unsere nichtswürdige Berliner Versammlung und unser erbärmliches Ministerium nicht zum T — gejagt werden? — —

Sonderbar! Soeben erfahre ich, daß auch die heutige Nachmittagspost von Berlin ausgeblieben ist. . . Sollten etwa in dem alten Sodom neue Gräuel losgebrochen sein? — — Die Zeitungen haben in den letzten Tagen soviel von einer im Sinne der Reaktion beabsichtigten Unternehmung gesprochen, das fällt mir Alles jetzt wieder ein, während ich vorher kaum darauf geachtet. Sollte daran etwas sein, so gebe doch der Allmächtige, daß die Reaktion doch nur eine Reaktion

für Recht und Gesetz sei und nichts mehr, denn Begrabenes soll man nicht aufwecken. Was gestorben, wird nicht wieder lebendig, selbst wenn es noch so trefflich gewesen sein sollte. — — —

Coblenz, 6. August. — —

Erst heute, am Huldigungstage unseres „Reichsverwesers,“ dem wir hier auch nicht ein bißchen huldigen, erhalte ich Deinen Brief. — — Es ist hier auch nicht die leiseste Feierlichkeit veranstaltet worden; eben so wenig, zum mindesten was die Truppen anlangt, in irgend einer andern Garnison. Ja man sagt, sogar unsere rheinischen Soldaten würden stumm geblieben sein, wenn man von ihnen ein Hurrah für den Reichs-Verweser verlangt hätte. Desto eifriger ist hier in der Provinz die ultrakatholische so wie die demokratische Parthei für Deutschthum und Centralgewalt eingenommen. Selbst die „Kölnische,“ die sich anfänglich überraschend preußisch geäußert hatte, fängt wieder an allerlei verfängliche Schwenkungen mit ihrem Popularitäts-Mantel zu machen. Aber mögen sie bellen! Weder die Frankfurter noch die Rheinländer sind zu fürchten, so lange der König sich selber treu ist, denn so lange kann er auch auf die Armee und die große Mehrzahl in den alten Provinzen rechnen. Deutschland kann ohne uns nicht fertig werden, daher werden die Volksbeglucker in Frankfurt schon klein beigegeben. Aber freilich, die Schwachheiten und Halbheiten muß sich unsere Regierung abgewöhnen, sonst geht's dennoch schief. Weißt Du, daß Fischer mit Camphausen nach Frankfurt geschickt ist als — militärischer Rathgeber oder dgl.? Camphausen aber soll Preußens Interessen bei der Executiv-Gewalt wahrnehmen. Da F. jetzt dort ist, habe ich eine Veranlassung mehr nach Frankfurt zu gehen; ich hoffe es in dieser Woche ausführen zu können; sonst müßte ich's weit hinauschieben, weil am 14. in Cöln das Dombaufest gefeiert werden soll, zu dem der König sammt „dem Nothdach“ (Reichsverweser) eingeladen ist. Es heißt, beide wollten kommen; da würde denn der General auch dabei sein müssen und vielleicht nähme er mich mit. — —

Zu einer Reise zu Dir ist wegen der noch nicht gehobenen Ungewißheit über meine eigene Zukunft wenig Aussicht. — Die neuesten Siege der Oesterreicher in Italien scheinen übrigens die Kriegsgelüste der Franzosen von Neuem zu wecken; wer weiß daher, was sie uns noch für Geschäfte machen werden, die alle Urlaubsausflüge verbieten. Wer weiß dann auch, ob ich Dich jemals in Coblenz sehen werde? Also Ungewißheiten überall, lauter Ermahnungen zu christlicher Geduld und Ergebenheit. Gott schenke sie uns beiden. —

Coblenz 13. August. — Heute habe ich Dir viel zu berichten. — Am verflossenen Montag wurde ich endlich mit der großen dienstlichen Arbeit fertig, die mich seit 14 Tagen angestrengt beschäftigt hatte. Sofort nahm ich mir Urlaub, und am andern Morgen ging's mit dem Dampfschiff den Rhein hinauf. Um 4 Uhr langte ich glücklich in Biebrich und nach 6 Uhr ebenso (per Eisenbahn) in Frankfurt an. Zu meiner großen Freude fand ich Fischer in demselben Hause einlogiert, welches mich aufgenommen. Auch er freute sich sichtlich. Wir blieben den ganzen Abend bis Mitternacht zusammen. . . Was mich aber besonders erquickte, war

die Entdeckung, daß er mir hinsichtlich seiner Überzeugungen und Ansichten sehr viel näher gekommen sei; die Revolution ist eine treffliche Schule! Sie ist auch wirksam gewesen gegen Fischers zeitweiligen Chef, den Minister Camphausen, der, wie Du wissen wirst, gegenwärtig Preußens Interessen in Frankfurt als Gesandter zu vertreten hat. Fischer ist ihm als militärischer Rathgeber beigeordnet. — Weiteres vorbehaltend, will ich gleich den Total-Eindruck über meine Frankfurter Erlebnisse aussprechen. Er ist ein vorherrschend günstiger. Wenngleich ich die Gefahren nicht verkenne, die uns möglicherweise noch von F. kommen können, so ist doch für den Augenblick die Stimmung dort entschieden günstig, sowohl für die gerechten Ansprüche der Ordnungsliebenden überhaupt als für die preußischen ins Besondere. Die revolutionäre Parthei hatte soeben eine große Niederlage erlitten, einmal dadurch, daß man die von Seiten Preußens erfolgte Zurückweisung der Hecker'schen Zumuthungen und das an den Tag gelegte Selbstgefühl des Preußenthums vorherrschend billigte, sodann dadurch, daß ein Deputirter der Linken (Brentano) sich in der Dienstags-Sitzung erlaubt hatte, den Prinzen von Preußen mit dem Hochverräther Hecker auf eine Linie zu stellen. Der furchtbare Sturm, den diese Äußerung hervorgerufen, hatte mit der entschiedenen Niederlage der Linken geendet, der erfochtene Sieg aber den Muth der Rechten sehr gehoben. — —

Den 15. Morgens. — — Den Dienstag Abend brachte ich mit Fischer und Seebeck — dem Nachfolger von Berthes, (der seine diplomatische Stellung aufgegeben und vorläufig mit seiner Familie Erfrischungsquartiere in Friedrichsroda bei Gotha bezogen hat, um später nach Bonn zurückzukehren) im Saale des Englischen Hauses zu, woselbst auch die Deputirten der Rechten allabendlich zu verkehren pflegen. Ich sah daselbst eine Menge von Personen, deren Namen mir aus den Zeitungen längst bekannt waren: außer Lichnowski, Bincke u. A., die ich schon kannte, Auerwald (den General), Soiron, Matthy, Bassermann, Beseler, Beckerath u. s. w. Doch war die Gesellschaft nicht so vollzählig als gewöhnlich, weil man, in Folge der Vorfälle in der Kammer, lange im Klubb über fernere Operationen berathen hatte. Wir gingen erst gegen Mitternacht zu Bett, nachdem noch manche interessante Einzelheit über die Ereignisse des Tages erzählt worden war. So hatte man die Deputirten beim Austritt aus der Paulskirche durch ein Spalier von Bürgerwehr gegen die Wuth des Pöbels schützen zu müssen geglaubt, eine Wuth, die nicht nur durch die Niederlage der Linken, sondern auch durch den Umstand gesteigert war, daß man die Zuschauer-Tribüne, die sich höchst ungeberdig betragen, hatte räumen lassen. Namentlich Lichnowski war beim Austritt wüthend ausgezischt und vom Pöbel bis zum Englischen Hause verfolgt worden. Wie schade, daß dieser begabte Mann so eitel ist! Ferner erzählte man, daß Brentano in der Kammer, aber nach Schluß der Sitzung, verschiedene Hundsfötter aufgebracht worden, daß Wartensleben ihn auf Pistolen gefordert u. s. w. — Am Mittwoch war keine Sitzung, ich benutzte den Vormittag, um Besuche zu machen: bei Camphausen, in dem ich den Gesandten des Königs, den Hausgenossen und Fischers Vorgesetzten ehren zu müssen glaubte, bei unserm lieben

alten Arndt, den ich frisch und tapfer wie sonst, voll herzlicher Freundlichkeit für mich und Dich und voll Gottergebenheit und Gottvertrauen fand, — bei Oberst Stavenhagen und bei Flottwell. Um mich einer Einladung des letzteren zu entziehen, machte ich Nachmittags mit Fischer und Seebeck eine Fahrt nach dem nahen Homburg. — — — Ich sprach Wartensleben, der sich heut gleichfalls eingefunden. Als ich ihn auf die heimischen Verhältnisse gebracht, äußerte er sich nicht ohne Empfindlichkeit über die „reaktionären“ Bestrebungen in Pommern, wohin er vielleicht nicht mehr zurückkehren werde. Ich versuchte ihn zu bedeuten, aber ein vollgestopfter Saal von hin- und herwogender Menschen, die laut ineinander und durcheinander sprechen, ist nicht gemacht, um die Urverwirrung eines heißen Kopfes zu ordnen, auch wenn ich der Mann dazu wäre. Doch dürfen ihn seine pommerschen Freunde nicht aufgeben; er ist, trotz seiner Konfusion, doch ein braver Mann. Am Donnerstag Morgen gegen 9 Uhr betrat ich endlich die für unsere gesammte Zukunft so bedeutungsvolle Paulskirche, deren Zuschauer-Räume man Tags vorher wohlweislich zur Hälfte hatte abbrechen lassen. Herr eines ziemlich guten Plazes, neben einem Frankfurter, mit dem ich eiligst Freundschaft schloß und der mir die namhaftesten Leute zu nennen und zu zeigen wußte, wohnte ich den Verhandlungen bis gegen 1 Uhr bei. An der Tagesordnung war die Frage, ob die von dem Wahlbezirk Thingen vorgenommene Wahl Heckers zum Abgeordneten der Frankfurter Versammlung gültig sei. Zuvor aber, nach beliebtem Brauch, eine Reihe von Zwischenfragen und Anträgen, die sich meist auf die jüngsten stürmischen Vorfälle in der Versammlung bezogen. Trotz ihrer Bitterkeit ging es doch ziemlich ruhig und anständig ab. Die Gallerien, gewißigt durch die jüngsten Erfahrungen, hielten sich ganz schweigsam. Ein Versuch beider feindlichen Kammerfractionen, in die alte tumultuarische Weise zu verfallen, wurde von dem Präsidenten von Gagern, einem großen, hübschen Mann von gebietendem Wesen, sehr energisch in die gebührenden Schranken verwiesen. Es sprachen von namhaften Leuten: Lichnowski, Vincke, Soiron, Gagern, Widenmann, Wesendonck, Nauwerk, Berden, Jordan, Hacksher; am beredtesten Löwe, ein Deputirter der Linken, offenbar wenn auch nicht mit dem größten Rednertalent, doch mit der größten Rednerbildung. Auch den alten Thstein hörte ich für seinen edlen Freund Hecker salbadern; ich schloß darüber ein und entfernte mich, als ein Herr Wiesner in gleich langweiliger Weise für denselben Helden auftrat. Das Resultat der Verhandlung war vorauszu sehen; Heckers Ausschließung wurde mit 350 gegen 116 Stimmen ausgesprochen. — Aber ich muß aufhören von Frankfurt, denn ich habe noch Einiges von hier, besonders über unsere Privatverhältnisse, mitzutheilen, und dieser Brief soll heute Abend abgeh'n. — —

Am Nachmittage des letztbeschriebenen Tages ging ich von Frankfurt nach Mainz, wo ich General Hüser besuchte und den Abend unter alten Bekannten im Militair-Casino zubrachte. Die dortigen Verhältnisse sind im Allgemeinen erwünscht, die Desterreicher mit unsern Truppen im besten Einvernehmen. — —

Hier waren die Dinge zwar auf dem alten Fleck, allein doch zugleich die üblen Stimmungen gegen Preußen auf einmal recht sichtlich herausgetreten. Wir

wissen, daß hier in Kirchen und Schenken seit Monaten gegen uns gepredigt und gepölkert und daß seit der Reichsverweser-Wahl der Abfall von Preußen als erwünscht dargestellt wird; aber noch hatte man bisher nicht den Muth gefunden, dies zu offenbaren. Die Vorbeifahrt der nach Holstein geschickten Bundestruppen, noch mehr aber die Ankunft des armen alten Johann schienen dagegen zu allerlei Manifestationen sehr gelegen; der Kamm ist ihnen nun sehr gewachsen. Der pöbelhafte Freudenpektakel von vorgestern, wo der arme, alte Mann hier vorbeikam, dröhnt mir noch in den Ohren. Da man seit 10 Uhr auf den Beinen war, und der Erzherzog erst gegen 4 Uhr kam, so war natürlich Alles betrunken, oder wie es die schändliche „Rhein- und Mosel-Zeitung“ ausdrückt, „in herzerhebender Stimmung.“ Der arme Alte wurde verschiedentlich angeredet und angelogen und von der längs des Quais aufgestellten Bürgerwehr, deren Front er heruntergehen mußte, in ohrenzerreißender Weise angebrüllt. „Ja,“ sagt die genannte Zeitung, „das war keine jener offiziellen Begrüßungen, wie wir sie hier oftmals gesehen, sondern ein wahres Ueberwallen patriotischer Herzen.“ Wenn ihnen dereinst nur nicht einmal die Augen überwallen; es wird nicht fehlen, namentlich wenn sie ihren thörichten Willen kriegen sollten. Von unserm Könige und unserer Regierung wird natürlich nur in der bittersten Weise, ja hier und da auf den Straßen selbst mit den pöbelhaftesten Schimpfreden gesprochen. Aehnliche Reden haben vorgestern in Trier von Neuem zu einem blutigen Handel zwischen dortigen Trunkenbolden und beschimpften Soldaten des 26. Regiments geführt. In Düsseldorf hat der Gemeinderath mit 8 gegen 7 Stimmen beschlossen, den König nicht zu empfangen! Die patriotischen Elberfelder sind daher in großer Zahl nach Düsseldorf gegangen, um den König zu begrüßen. Die Düsseldorfer Zuschauer haben dazu gepfiffen. Der Empfang des Herrn in Cöln ist dagegen sehr feierlich und anständig, selbst — wenn man dem tobenden Jubel der trunkenen Menge ein Kompliment machen will — herzlich von Statten gegangen. Aber nähere Nachrichten fehlen uns noch. Unser General hat Höpfer nach Cöln mitgenommen.

Coblenz, 20. August. — Seit ich Dir geschrieben, ist hier am Rhein viel Zeitungstoff fabriziert worden. Du wirst daher, da Du ja eine eifrige Leserin bist, nicht darauf bestehen, daß ich Dir diesen Stoff auch brieflich zufließen lasse; ich kann mich vielmehr auf einige wenige Bemerkungen beschränken, welche die öffentlichen Säugammen, die Zeitungen, nicht darbieten. Dahin gehört, daß der Erzherzog unsern König in Köln in der Uniform des 16. Regiments, dessen Chef er ist, empfing und von ihm mit Herzlichkeit umarmt wurde; daß der König auf die süddeutschen Volksvertreter einen durchaus günstigen Eindruck gemacht hat, so daß einer derselben bei dem Fest in Brühl ganz laut ausrief: „Was haben Sie für einen König! ja, Sie können stolz darauf sein! Wahrlich, nächst Deutschlands Einheit und Stärke, die mein höchster Wunsch, habe ich keinen lebhafteren als den: ich möchte ein Preuße sein!“ Und das war Herr v. Soiron, und die Aeußerung geschah nach der Lektion, die der König den Herren gegeben, indem er ihnen sagte: „Vergessen Sie nicht, daß Deutschland seine Fürsten hat und ich zu ihnen gehöre!“ Je günstiger der Eindruck, den der König bei Preußen

und Nicht-Preußen gemacht, desto lebhafter und allgemeiner ist die Entrüstung über die skandalösen Auftritte in Düsseldorf, die die Zeitungen auch Dir gebracht haben werden, und die eher der Beschönigung als der Uebertreibung angeklagt werden können. Ja! man hat den Wagen des Königs mit Roth beworfen, so daß der König ihn von seinem Mantel abschütteln mußte! Und da wundert man sich, wenn die vielfach gereizten Soldaten ihrem Zorn Luft machen. Aber so wie jede Niederträchtigkeit sich selbst straft, so kann man auch von dem Düsseldorfer Bubenstück schon jetzt sagen, daß es der Parthei, von der es ausgegangen, sehr großen Schaden gebracht, indem die Entrüstung darüber selbst von Personen getheilt wird, die sonst eben nicht sehr königlich und sehr preußisch gesonnen sind. Die eingeleitete Untersuchung wird hoffentlich ergeben, ob es wahr ist, daß sich Bloem, ein Berliner Volksverdrehler, bei jenem Skandal betheiligt hat. — Hier in Coblenz hat die Spannung der Gemüther nach dem günstigen Verlauf des Rölner Festes etwas nachgelassen, wengleich die tägliche Vorüberfahrt süddeutscher Truppen, die nach Holstein bestimmt sind, auch täglich neue Bewegung in die Massen bringt. Am 18. übernachtete hier eine badische Batterie. Die Offiziere derselben wurden Abends von dem Offizier-Corps der Garnison bewirthet, ebenso die Soldaten von den Unteroffizieren unserer Artillerie. Man war dadurch den Absichten unserer „gesinnungstüchtigen“ Koblenzer zuvorgekommen. Bei dem Offizier-Bankett ging es etwas laut und stürmisch her. An Toasten kein Mangel. Auch ich habe mich — zum ersten Male — als „öffentlicher Redner“ versucht und zwar mit einem solchen Beifallssturm, daß ich gar nicht zu Ende sprechen konnte; Alles eilte auf mich zu, um mit mir anzustoßen und mir die Hand zu drücken. Ich sprach über die unbesleckte Ehre aller deutschen Waffen, die sich zu allen Zeiten und in allen Zonen bewährt haben in Tapferkeit, Vaterlandsliebe und Eidestreue u. s. w. — —

Die Vorfälle in Trier, von denen ich Dir schon neulich Einiges mittheilte und die in ihrer meuchlerischen Art mit denen in Mainz wetteifern, habe ich in der Kölnischen Zeitung nach ihrer ganzen Niederträchtigkeit geschildert. Der Aufsatz wird wahrscheinlich auch in Eure Zeitungen übergehen. — — —

Gestern Mittag war ich bei Mendelssohn's in Horchheim, wo auch Alexander von Humboldt speiste. Es war nur eine ganz kleine Gesellschaft und darum wirklich sehr interessant, besonders da der sehr — redselige große Mann die Discretion gar nicht zu kennen scheint. — — —

Mit meinem General (Hirschfeld) habe ich mich gut eingerichtet. Er ist ein schlichter Mann, ohne großen Ideen-Reichtum, weiß aber sehr genau, was er will, und weiß seinem Willen nach allen Seiten hin Achtung zu verschaffen. Er ist in der Stadt beliebt, und zwar weil er hier früher als Bataillons- und Regiments-Kommandeur gestanden und schon damals die allgemeine Achtung genossen hat. — —

— — Die Zeitungen sprechen heute von Revolution in Warschau und Petersburg; ich glaube nicht daran, obgleich wieder etwas gekartet werden mag, denn polnische und andere Bagabunden lassen sich auch hier wieder blicken. An die sowohl von Deiner Mutter als Dir mitgeteilte Nachricht von der Quasi-Vergiftung

unsres gekrönten Kreuzträgers glaube ich ebenso wenig, sie ist wahrscheinlich entstanden aus dem natürlichen Streben, etwas scheinbar Unbegreifliches begreiflich zu machen, aber dazu bedarf es leider so fabelhafter Erdichtungen nicht. — —“

Am 22. August zum Chef des Generalstabes 8. Armee-Corps ernannt, schreibt Roon, nachdem ihm dies am 27. bekannt geworden: „Gott helfe mir in meiner nunmehrigen schweren Verantwortlichkeit! Möge er mir die Kräfte geben, die mir fehlen — bitte für mich!“

Im Uebrigen „betrachtet er sich natürlich jetzt fest als Koblenzer“ und will sich nicht mehr „an die allgemeine Unsicherheit der Verhältnisse kehren“, sondern alsbald mit den Seinen etabliren. War er doch jetzt schon seit sechs Monaten von ihnen getrennt und ohne Häuslichkeit. Die nächsten Briefe beschäftigten sich demnach fast ausschließlich mit den Anforderungen und Sorgen der neuen Einrichtung und mit manchen, auch auf die Geselligkeit u. s. w. bezüglichen Zukunftsplänen. Dann aber schreibt er wieder über letztere (am 4. September): „aber — wie thöricht! in dieser Zeit Pläne zu machen! Pläne, die auf Ruhe und Frieden basirt sind, während wilde Partheiung Staat und Kirche zerfleischt. Es ist in der That ein seltsamer Widerspruch, daß man, während Gott der Herr uns so sehr sichtlich auf den gegenwärtigen Augenblick verweist und uns damit auffordert, ihn recht zu nutzen für eine andere Zukunft, immer wieder mit den Gedanken und Sorgen des Augenblicks in der irdischen Zukunft lebt und für diese mit unermüdlicher Aufmerksamkeit zu schaffen, zu ordnen und sich zu plagen beflissen ist. Man kommt einmal nicht ganz über diesen Standpunkt hinaus. Wohl dem, der ihn nur nicht für den allein berechtigten hält!“ — — — Die neuen politischen Sorgen lassen übrigens die eigenen Angelegenheiten auch immer wieder in den Hintergrund treten. „Du glaubst mir auch“, schreibt er am 7. September, am Vorabend des Geburtstages seiner treuen Lebensgefährtin, „wenn ich Dir von meinem heißen Danke gegen Gott spreche, daß Er Dich mir gegönnt hat. Allein — „o Mädchen, diese Zeiten sind für Lieb' und Rosenlauben nicht geschaffen“, wie Geibel singt, und wahrlich, täglich wird man daran erinnert; jetzt eben wieder ernster als je, denn die Frankfurter Tollheit ist wieder zu einem großartigen Ausbruch gekommen, das neugebackene Ministerium gestürzt und Alles, Alles wieder in Frage gestellt, was man allenfalls in Gutmüthigkeit als Gewinnst berechnen konnte.“ — — — am 8. September heißt es weiter: „bevor ich aber etwas anderes schreibe, muß ich Dir sagen, daß ich in der größten Spannung auf Nachrichten aus Berlin bin. Der gestrige Tag ist ein entscheidender für unsere Zukunft. Wenn sich die Berliner Versammlung zu einem falschen Schritte fortreißen ließ, nachdem auch die Frankfurter in ihrer Sitzung vom 5. der Linken so kräftig in die Hände gearbeitet, so gehen wir der krasssten Verwirrung und Verwilderung entgegen. Und wenn dann auch noch nicht alle Hoffnung verloren ist, da zuletzt die Armee nicht unthätig zusehen kann, so kann man doch nicht mit viel Zuversicht das Ende erwarten. Wenn ich an diese Möglichkeiten denke, so zage ich, Dich und unsere Kinder, so viele liebe Häupter, hierherzurufen. — — —“

Dienstlich fühlte er sich sehr wohl. „Meine Stellung ist eine so angenehme und zugleich bedeutende, daß ich vollkommen befriedigt bin, wenn nur die allgemeinen Verhältnisse sich bessern. Mit meinem General, der ein verständiger, einfacher Mann, ein entschlossener, unternehmender und gewissenhafter Charakter ist, stehe ich trefflich; ich kann sagen, daß ich sein ganzes Vertrauen besitze und daher Gott täglich bitte, mich dessen würdig zu machen.“ —

Coblenz, den 10. September.

„Der Teufel hat einmal wieder Karneval, wie Du aus den letzten Vorgängen in Berlin und Frankfurt sehen kannst. Die Frankfurter urtheilen über den Waffenstillstand, ohne ihn einmal genau zu kennen. Und diesen wahrhaft kindischen Streich noch zu übertreffen, maßt sich die Berliner Versammlung an, die Regierung zu einem Schritt zwingen zu wollen, der ebenso verderblich als thöricht genannt werden muß. Wahrlich! man könnte über diese Bubenstreiche lachen, wenn sie nicht zugleich so gefährlich wären und nicht das Land in's Verderben zu stürzen drohten, umsomehr, als beide Ueberheiten fast gleichzeitig geschehen sind. Durch die Frankfurter Beschlüsse sollte Preußen gedemüthigt und in verderblichen Zwiespalt mit Deutschland gebracht werden; durch den am 7. in Berlin gefaßten Beschluß maßte sich die Versammlung die Souveränität an, die ihr nicht gebührt, machte die Lage der Regierung fast unhaltbar und schlug zugleich der Armee in's Gesicht. Es kam hier ziemlich auf dasselbe hinaus, was in Frankfurt bezweckt wurde. Hier wie dort war es auf die Schwächung Preußens abgesehen, um es zum rückhaltlosen Aufgehen oder vielmehr Untergehen in Deutschland zu zwingen. Indem man der Regierung die ihr allein zustehende Verwaltungsmacht zu nehmen und zugleich den Ruin ihrer letzten Stütze, der Armee, anzubahnen suchte, glaubte man ihre Widerstandsfähigkeit auch für immer zu brechen. Leider haben die edlen Maulwürfe ihre Minen nur zu gut berechnet. Wenn der König hier nachgiebt wie gewöhnlich, so ist ihre Rechnung ganz richtig, so ist die Revolution zu einem entscheidenden Siege gelangt und an ein wirksames Aufhalten derselben ferner nicht zu denken; dann mag Preußen sein Schwanenlied anstimmen und der König in England eine Zuflucht suchen. — Zu meiner Freude habe ich gehört, daß der König die in Folge seiner Niederlage angebotene Entlassung des Ministeriums nicht angenommen hat. Denn wenngleich ich nicht zu den Verehrern desselben gehöre, so würde doch ein Rücktritt desselben aus diesem Anlaß von mir als ein Unheil betrachtet werden. Aber man darf dabei nicht stehen bleiben. Diese unwürdige Versammlung muß aufgelöst werden, selbst auf die Gefahr hin, eine ebenso schlechte wieder zu bekommen; schlechter als die gegenwärtige kann diejenige nicht werden, die an ihre Stelle tritt, und es ist doch möglich, daß sie besser ist. — Aber wird man die Kraft und den dazu nöthigen Muth haben? — ich zweifle! — Ach, meine Geliebte! wir werden, wie ich fürchte, noch schlimmere Dinge erleben, wenn Gott nicht hilft; bei Menschen sehe ich keine Hülfe. Was werden uns die nächsten Tage bringen? Wer vermag es vorauszusehen in dieser Zeit, wo die wildesten Leidenschaften alle Kräfte in Gährung bringen! —

Um vom Großen uns zum Kleinen zu wenden, so muß ich hinzusetzen, daß ich sehr zweifelhaft geworden, ob ich Dein Herkommen unbedingt wünschen darf. Jedenfalls läßt sich darüber erst vernünftig entscheiden, wenn die jetzige Krisis vorüber ist und man sehen kann, zu welchem Ende sich die Dinge neigen. Du kannst Dir vorstellen, wie weh mir diese Unsicherheit thut. — — Ja, wenn ich an diese Störungen denke, die auch mein Familienleben durch die fluchwürdige Revolution erfahren, dann wünsche ich mich mit Euch in einen fernen, stillen Winkel der Erde. Aber es ist unrecht, denn man darf nicht feldflüchtig werden und den Posten, auf den man von Gott gestellt, nicht eher verlassen, als bis man unnütz geworden. Darum stille gehalten! Allein vielleicht entfernt mich die zeitliche Gewalt nächstens ohne mein Zuthun von demselben. Was dann? — das Land verlassen? — Noch kann ich mich dazu nicht entschließen, wenn ich erwäge, wie gering meine Mittel und wie groß die Verpflichtungen, die mir die Existenz der Meinen auferlegt, besonders so lange noch irgend eine Hoffnung auf einen Umschwung der Verhältnisse gehegt werden kann. Je näher mir die Möglichkeit tritt, je schwerer scheint mir der Entschluß, den Wanderstab in die Hand zu nehmen und auf einmal alle Bande, alle die tausend Fäden zu zerschneiden, mit denen unser ganzes Dasein an die Heimath geknüpft ist. Aber es kann eine Zeit kommen, wo es nicht bloß erlaubt, sondern wo es geboten sein mag, und vielleicht ist diese Zeit nicht mehr allzufern. Wie Gott will! Er wird uns dann auch die Mittel und Wege weisen, die wir zu wählen und zu gehen haben. Hilf mir beten, daß wir in der Finsterniß, die uns tiefer und tiefer zu umhüllen scheint, den einzigen noch übrigen Leitstern nicht verlieren, das Vertrauen auf unsers Herrgotts Güte und Vätertreue; ich leugne nicht, daß ich zuweilen recht fleingläubig bin, wenn ich mich auch dagegen wehre. —

12. September, Abends. Noch scheint in Berlin und Frankfurt nichts entschieden. An beiden Orten dauern die Krisen noch fort. Meine Spannung ist fast unerträglich. Heute Nachmittag ist Herr v. Beckerath hier vorüber nach Berlin gefahren, wohin er auf Königlichen Befehl gerufen worden ist. Der lebenswürdige Seidenweber wird auch kein Recept in der Tasche haben, um den lahmen Webstuhl unserer Regierung von Neuem in Gang zu bringen. Das einzige Mittel, was dagegen anwendbar, besitzt man, nicht aber den Muth es anzuwenden. Durch neue Unterhandlungen ist nichts gewonnen. Unsere Lage fordert Handlungen. Inzwischen haben wir hier ein kleines rheinisches Intermezzo; möge es nichts mehr sein. In Cöln herrscht nach telegraphischen Nachrichten nämlich große Aufregung. Die Parthei der rheinischen Republik, welche in Mainz gleichzeitig durch neue Meucheleien gegen unsere Truppen aufgetreten, hat in Cöln einen Theil der Bürgerwehr aufgeheßt und verlangt Entfernung des seit einigen Tagen dort eingerückten Bataillons vom 27. Inf.-Regiment (Sachsen), weil einige Soldaten desselben angeblich gestern einen Exceß gemacht. Das General-Kommando hat den Kommandanten aufgefordert, seine Pflicht zu thun und dem Ansinnen nicht zu willfahren. Wir werden morgen früh wohl erfahren, was aus der Sache geworden. — —

Unsre Wohnung ist schon jetzt fast in Ordnung. Werden wir sie jemals beziehen? Noch hoffe ich es. Nur wenn dieses Land in heller Empörung aufloderte, würde ich darauf verzichten müssen, und das ist zwar möglich, aber doch nicht wahrscheinlich. Euch abholen kann ich aber keinesfalls; ein heut ergangener Befehl des Kriegsministeriums untersagt jede Urlaubs-Ertheilung. —

Den 14. September — — Die Kölner Aufregung scheint sich zu verbluten. Die Demokraten versuchen dort einen allerdings vorgekommenen Soldaten-Exceß auszubeuten. Das General-Kommando hat es an Festigkeit und zugleich an Mäßigung nicht fehlen lassen. Vielleicht haben wir hier nächstens auch einen kleinen Tanz, da ein Bataillon des 29. Regiments von hier abrücken soll; es giebt dabei aber auch gar keine Ursache zur Besorgniß. —

Coblenz, 21. September. Meine theure Freundin! Die vorigen Tage waren 1. durch den Kölner Krawall, in Folge dessen ich eine Reise dorthin machen mußte, und 2. durch den Frankfurter Aufruhr für mich äußerst bewegt und geschäftsreich geworden. 35 Bataillons und 16 Escadrons nebst einer zahlreichen Artillerie, Pionieren, Landwehrstämmen u. s. w. erhalten von hier aus durch meine Vermittelung alle Befehle und die betreffenden Anordnungen, und diese Truppen sind über die ganze Provinz und die anliegenden Landschaften verbreitet. Wenn das in ruhigen Zeiten allerdings ohne besondere Anstrengungen geschehen kann, da jeder Organismus sich in gewissem Grade selbst erhält, so ist das doch gegenwärtig, wo dieser Organismus einigermaßen gestört und gehemmt ist, nicht der Fall. Wenn Du nun bedenkst, daß diese 30—40 000 Mann nicht bloß, um die vorgeschriebenen militärischen Zwecke auszuführen, mit Befehlen versehen werden müssen, sondern daß sie auch essen, unterkommen, bekleidet, bewaffnet werden müssen, daß auch für Gerechtigkeit und Seelsorge, für Krankenpflege u. s. w. gesorgt werden muß: so wirst Du begreifen, daß in unruhigen Zeiten viel Aufmerksamkeit und Thätigkeit dazu gehört, um nichts zu versäumen. Gott sei Dank! ich fühle, daß meine Kräfte ausreichen, obgleich mir meine beiden Altgesellen, der erste Adjutant und der erste Generalstabs-Offizier zur Zeit, weil beurlaubt, fehlen. Das ist in der That ein angenehmes Gefühl, wenn man merkt, daß man eine nicht kleine Last heben und bewegen kann. — — —

Köln ist ruhig und die Militär-Behörde dort im vollen Gefühl ihrer Kraft und ihres Ansehens. — In Folge des wichtigeren, vielleicht entscheidenden Frankfurter Aufruhrs, der vorläufig mit Blut gelöscht ist (2 preussische, 1 österreichischer, 1 hessischer Offizier, 2 Gemeine todt, 3 hessische Offiziere, 22 preussische, 17 österreichische, 10 hessische Soldaten verwundet) und durch die gräßliche Ermordung des Fürsten Lichnowski und des Generals von Auerwaldt den Stempel des Diabolischen offen an der Stirn trägt, der ihm gebührt, sind unsere Truppen sehr in Bewegung gekommen. — — Der Reichsverweser hat sich äußerst schwach genommen. Ohne die Entschiedenheit des General Peucker, die hier eine Scharte ausgeweht, und des Herrn von Schmerling würde man am Abend des 18. den Rückzug der Truppen befohlen und dadurch Deutschland zur Republik gemacht haben. 57 verhaftete Insurgenten sind nach der Citadelle von Mainz gebracht

worden. Gebe Gott, daß man durch den Frankfurter Sieg in Potsdam endlich die verlorene Fassung wiederfinden und endlich die Zügel der Regierung wieder in feste Hand nehmen möge! Man hat alle Mittel dazu. 40 000 Mann sind in und um Berlin versammelt und brennen darauf, zur Herstellung der Ordnung verwandt zu werden. Zaudert man noch länger, so werden sich alle Bande lösen und auch die letzte Säule des Thrones nicht allein, sondern unserer gesammten christlichen Gesittung, das Heer, wird zusammenbrechen, und auf den rauchenden Trümmern wird der verwilderte und entfittlichte Pöbel einen schauderhaften Teufelsdienst errichten. Aber das kann Gott nicht zulassen; es ist mir unmöglich, eine solche Zulassung zu fassen; sie bestreitet meine Vorstellung von seiner Güte und Weisheit. — —

Wegen unserer Knaben hätte ich an den Oberst und Hauptmann v. R. schon geschrieben, hätte ich mehr Zeit, wärest Du nicht als lebendiger Brief da und — wüßte ich nicht aus eigener Erfahrung als Cadetten-Offizier, daß Eltern-Briefe im Allgemeinen als Plage betrachtet werden. — Hauptmann R. brachte mir gestern Nachrichten von Fischer, der plötzlich von Frankfurt nach Berlin berufen worden und mir viel interessante Data über Frankfurt zukommen ließ. — Heute ist Baeyer hier angekommen auf seiner Inspektions-Reise als Telegraphen-Direktor. Er wird einige Tage hier bleiben. Auch er ist über die Berliner Zustände trostlos und mit mir überzeugt, daß uns nur noch eine Militär-Diktatur retten kann. Gott weiß es besser! — Aber ich muß den Brief zur Post bringen. Hoffentlich gewinne ich in den nächsten Tagen Zeit, den Deinigen mit Muße zu beantworten. Heute geht's nicht, denn mir brummt der Kopf von Befehlen und Gegenbefehlen, die in Ausführung zu bringen waren. Es ist 6 Uhr und ich sitze, 2 Stunden über Mittag abgerechnet, seit 7 Uhr früh an meiner Ruderbank. — —

Coblenz, 24. September — — Ich habe, seitdem ich das letztemal schrieb, wieder sehr unruhige Tage verlebt. Die Vorgänge in Süd-Deutschland haben zahlreiche Truppenbewegungen und vielfache Correspondenzen zur Folge gehabt, so daß ich meinen Kopf oft recht voll hatte. Dazu die spannende Erwartung über die Entwicklung der Verhältnisse in Berlin. Es war und ist eine peinliche Reihe von Tagen. Heute früh ging wieder die Nachricht ein, daß der berühmte Struve ins südliche Baden eingefallen und sich mehrerer Städte bemächtigt habe. Unsere nach Frankfurt und Kreuznach vorgeschobenen Truppen sind daher gegen Süden aufgebrochen. Wer weiß, was uns die nächsten Tage bringen! — —

— — Ich zähle die Tage bis zu Eurer Ankunft. Was wird sich aber in dieser Zeit noch alles ereignen?! Heute ist ein entscheidender Tag in Berlin. Pfuel soll heut in der National-Versammlung erklären, ob er ihre Allmacht anerkennt oder nicht. Sein oder Nichtsein hängt von dieser Antwort ab. Wenn man das nur nicht vergessen wollte! Gott verhüte es! — Der Struve'sche Einfall erzeugt die lächerlichsten Gerüchte. Die Demokraten verdrehen die Augen und erwarten das Größte. Einige Arretirungen in Köln, natürlich von Hallunken haben unter den übrigen dortigen Hallunken einige Aufregung erzeugt; es kann wieder zu einem Krawall kommen. Mag es! wenn man nur in Berlin festhält,

so haben alle Niederträchtigkeiten Breslaus, Cölns u. s. w. nur eine sehr untergeordnete Bedeutung. — Betet fleißig für die Erleuchtung und Stärkung der Machthaber! Vielleicht nimmt Gott unsere Zuchtrute von uns. — —

Coblenz, 28. September 48. Theures Kind! Von Nachurlaub für Dich kann keine Rede sein. Dies nur, um jedes Mißverständniß auszuschließen. Übrigens danke ich von Herzen für Deinen letzten lieben Brief. —

— — Ich schicke Dir darauf heute diese zwei Zeilen. Ein Mehreres ist unmöglich, weil ich in wenigen Stunden wieder nach Cöln muß. Dort ist zwar durch die Energie der Militärbehörden die Ordnung vollkommen wiederhergestellt (die Bürgerwehr entwaffnet, der Belagerungszustand deklariert), allein es sind noch gewisse Maßregeln zu verabreden über die Bedingungen, unter denen der Belagerungszustand wieder aufzuheben und die Bürgerwehr etwa (?) künftig wieder zu reorganisiren sein dürfte. Morgen Abend hoffe ich wieder hier zu sein. — Gott mit Euch Allen!

Dein treuer Albert von Roon. —“

In den ersten Tagen des Oktober wurden die so lange getrennten Gatten endlich wieder vereinigt, da Frau von Roon mit den Kindern in Coblenz eintraf. —

Aber die politischen Sorgen dauerten fort. Sie sollten erst später (nach der im November erfolgten Berufung des Ministeriums Brandenburg) zu einer gewissen Beruhigung kommen. Noch am 12. Oktober schrieb Roon an Fischer: — „Was Du mir über die dortigen, d. i. die Berliner Verhältnisse, mittheilst, ist leider sehr untröstlich. Der unklare Minister-Präsident und viele andere Leute noch, die immer zur un rechten Zeit zu Conzessionen geneigt sind, werden sich, wie ich fürchte, durch die Wiener Gräuel von Neuem einschüchtern lassen und noch mehr als bisher von Halbheiten zu Halbheiten schwanken, den Demokraten dadurch den Boden immer mehr überlassen, und dann wird es, da sich niemand freiwillig Gurgel und Beutel abschneiden läßt (selbst ein Schaf wehrt sich), in einem Momente zu einer blutigen Entscheidung kommen, wo die Parthei der Ordnung bereits so gut als wehrlos geworden. Laß die wackern Maulwürfe nur noch 4—5 Wochen ungestört fortwühlen und den Rest von moralischem Vermögen, worüber die Armee und der bessere Theil des Volkes noch verfügt, vermittelst der Unsicherheit, Feigheit und falschen Klugheit unserer Steuermänner vollends zum T—l gehen und dann sieh Dich mal um nach dieser schönen Armee, diesem letzten, stolzen Traum unseres ruinirten Preußenthums. — Es ist entsetzlich, so mit sehenden Augen in den offenen Abgrund zu rennen. Und das thun wir! Die Halbheiten des Ministeriums, seine fortwährenden Conzessionen, seine polnische Amnestie u. s. w. müssen auch den letzten Hoffnungs-Rest der Gutgesinnten austilgen, daß wir endlich nochmals auf die Beine kommen. Von den „Tollheiten“, die Du befürchtest, vermag ich keine Spur zu entdecken; ich sehe nur Blödsinn und Feigheit auf der Seite, wo Weisheit, Kraft und Mäßigung zu finden sein sollten. Unter diesen Umständen vermag ich mich auch nicht besonders zu erfreuen an den

guten Nachrichten, die W. hier über Frankfurt mitgetheilt hat. Gott helfe uns! Bei Menschen sehe ich keine Hülfe. Nichts desto weniger bin ich entschlossen mich auf meinem Posten zu rühren, so lange ich es vermag. Ans Chamade-Schlagen denkt kein ordentlicher Kerl. Mein General ist eine wahre Perle. Der Verkehr mit ihm hilft über manches hinweg, worin man mit andern ohnfehlbar stecken bliebe. Er sieht die Sachen ungefähr wie ich. Von Unentschlossenheit weiß seine Seele nichts. Dabei ein einfacher, guter Verstand. Man hat immer auch Ursache zum Dank, neben aller Entsetzlichkeit der allgemeinen Verhältnisse. — —

Dein treuer Roon."

Über die Eindrücke, welche die Berliner November-Ereignisse am Rhein hervorriefen, geben auch noch einige spätere Briefe Roons an den wieder in Frankfurt a. M. befindlichen Fischer Aufschluß. „Bis jetzt ist die Aufregung“ — schreibt Roon am 14. November — „in hiesiger Provinz, infolge der neuesten Berliner Vorgänge (inkl. Belagerungs-Zustand) mäßig. Man beschließt Adressen und Deputationen, die wie gewöhnlich, wenn sie an Ort und Stelle gelangen, ganz veränderte Verhältnisse vorfinden und daher unnütz geworden sind; man hält Volksversammlungen und in diesen Reden mit den gewöhnlichen Phrasen, schimpft und schmäht in den Klubs der Demokraten und der Roten auf den König und die Regierung, die Geldsäcke, die Edelleute und die Pfaffen: aber zu bedenklichen Thaten wird es, hoffe ich, nirgend kommen, wenn die Regierung nirgend den Boden der Mäßigung und der Gesetzhelikeit verläßt und wenn es in Berlin selbst nicht etwa, infolge der Bürgerwehr-Entwaffnung, zu blutigen Konflikten kommen sollte, was Gott verhüte!

Für den Fall, daß es hier doch zu Reibungen kommen sollte, bitte ich Dich zu sondiren, ob das Reichs-Ministerium dem Zurückziehen eines Theils unserer in Rheinheffen kantonnirenden Truppen Schwierigkeiten in den Weg legen, ob ein Konflikt daraus entstehen würde, wenn wir in solchem Falle ohne Weiteres Befehle zur Rückkehr ergehen ließen. — Einen solchen Konflikt mit der Zentral-Gewalt, die sich seit Monden jetzt vernünftig und energisch benommen, würden wir gern vermeiden. Aber einmal kann die Pflicht der Selbsterhaltung uns zu dem angedeuteten Schritte nötigen; sodann könnte es aber auch Pflicht werden, die Truppen zurückzurufen, in dem unwahrscheinlichen Falle nämlich, daß man die preußische Regierung in Frankfurt durchaus im Stiche ließe, ein Fall, der nach meiner Meinung den allgemeinen Zerfall und die allgemeine Zerfleischung unseres Vaterlandes zur unmittelbaren Folge haben würde. Die Hinrichtung Blums u. s. w. wird der Rechten und dem Reichsministerium morgen einen heißen Tag bereiten; aber ihr Sieg ist unumgänglich nötig. Stellt man sich in Frankfurt auf die Seite von Unruh und Consorten, so ist es auf immer vorbei mit den altpreußischen Sympathien für die Zentral-Gewalt. Möglich, daß in dem dann heiß entbrennenden Kampfe unsere Regierung, unser Preußentum für immer vernichtet wird, aber nach diesem Selbstmorde wird das erstrebte Ideal eines großen, einigen, starken Deutschlands auf den rauchenden

Trümmern des Vaterlandes gleichfalls für immer zerrinnen, das ist mir unzweifelhaft! Es mag ja sein, daß (wie Du schreibst) das Ministerium Brandenburg ungeschickt gewählt und zusammengesetzt ist und den Keim des nahen Todes in sich trägt. Aber es ist gesetzlich gewählt und bis jetzt noch nicht eines Fingers breit von dem gesetzlichen Boden gewichen. Das Gegenteil kann nur von Leuten behauptet werden, die von der Begriffs-Verwirrung und dem Souveränitäts-Schwindel unserer Zeit benommen sind." — —

„Mein teurer Freund“ — fährt Roon am 18. Novbr. fort — „ich sage Dir herzlichen Dank für Deinen lieben Brief, der mich heute in aller Frühe aus dem Bette holte. Die bald darauf anlangenden Nachrichten aus Berlin von dem Steuerverweigerungs-Beschluß der verbrecherischen Fraktion Unruh und aus verschiedenen Teilen der Provinz über Stimmungen und Umtriebe der bedenklichsten Art veranlaßten das heutige offizielle Schreiben des General-Kommandos; ich bitte Dich, demselben jeden möglichen Nachdruck zu geben, denn es handelt sich um das gemeinsame Interesse der Ordnung im Gesamt-Vaterlande. Leider ist der Beschluß der Frankfurter Versammlung vom 14. von der Art, daß er von der anarchischen Partei mit Erfolg ausgebeutet werden konnte, und das ist denn auch geschehen. Überall stimmt die faktische Lokal-Presse Jubellieder an, behauptend, man habe der Berliner Versammlung in Frankfurt entschieden Recht gegeben. Für die blinde Menge bedurfte es eines Mehreren nicht; sie plärrt nach, und die Aufgeklärteren knirschen stumm oder kriechen hinter den Ofen. Die Begriffsverwirrung steigert sich in bedenklicher Weise. Es handelt sich daher nicht mehr um Belehrungen, sondern um Thaten. Das Recht muß mit Gewalt behauptet werden, oder die Verwilderung wird allgemein, und Deutschland, ein Spott des Auslandes schon jetzt, muß künftig die Knute als Freiheits-Symbol begrüßen. Du hast leider Recht in der von Dir gestellten Alternative. Auch ich sehe keine Möglichkeit, aus diesem fürchterlichen Dilemma zu kommen, als Gewalt von oben oder Gewalt von unten. Gott gebe, daß das Recht der Gewalt von oben stets zur Seite stehen möge. Noch könnte in Frankfurt manches geschehen zur Lösung der Frage, z. B. durch einen Beschluß, „daß der Berliner Beschluß der Steuerverweigerung ungerechtfertigt und ungesetzmäßig, daß er verbrecherisch sei.“ Dann würde die Regierung vielleicht es durchsetzen können, die betreffenden Abgeordneten ihres Mandats verlustig zu erklären und durch Einrufung der Stellvertreter weiter zu vereinbaren, ohne durch Auflösungs-Dekrete ihre Existenz noch mehr in Frage zu stellen. — — — Kannst Du nicht für einen solchen Beschluß wirken? Sprich mit Deinem „Prinzipal“ (Camphausen), stelle ihm Alles vor und veranlasse auch die erforderlichen Schritte, damit die uns unentbehrlichen Truppen, wenn auch nur successive, zurückkehren.

Ich habe nichts hinzuzufügen, als daß ich zwar (wie Du leicht denken kannst) sehr beschäftigt bin, aber frisch und mutig und voll Vertrauen auf Gottes gnädiges Fürsehen in unsere dunkle Zukunft hineinschaue und mit dem braven Thadden schlimmsten Falls „auf einen ehrlichen Tod und eine fröhliche Auferstehung“ hoffe. — — Die Truppen in der Provinz sind sämtlich voll des besten Geistes, be-

sonders die rheinischen, auf die ich unbedingt rechne, daß sie jederzeit ihre Schuldigkeit thun werden, wenn man sie vernünftig anführt. Leider hat die ministerielle Anarchie bis jetzt die Entfernung einiger untüchtiger Führer verhindert. Wir sind gewillt, selbige nötigenfalls bei dem ersten Anlaß ihrer Funktionen selbständig zu entheben, und werden uns an keinen Zopf kehren, wäre er auch noch so alt und ehrwürdig. Jede kleine Rücksicht muß weichen, wo man sich mit der Klarheit, die meinen General auszeichnet, großer Ziele bewußt ist. — — —

Dein treuer Roon.

Gleichzeitig mit der noch einige Zeit fortdauernden hochgradigen Spannung, in welcher Roon durch die politischen Wirren und Erwägungen aller Art sich befand und wodurch seine amtliche Thätigkeit in ungewöhnlich hohem Maaße beansprucht wurde, waren seit Anfang November die sein Inneres lebhaft bewegenden Verhandlungen im Gange, welche bezweckten, ihn zur Übernahme der Stelle eines Militär-Gouverneurs bei dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen (dem späteren Kronprinzen und Kaiser Friedrich III.) zu bewegen. Wir haben das Nähere darüber bereits im letzten Julihefte mitgeteilt, und unsere Leser wissen, daß Roon dies ablehnen zu müssen glaubte und auf seinem Posten als Chef des Generalstabes in Koblenz blieb, während sein Freund Fischer jene Stelle übernahm. Ebenso ist seine Thätigkeit im Jahre 1849 im badischen Feldzuge bereits besprochen, das Nähere darüber den Lesern der deutschen Revue zudem schon vor Jahren bekannt geworden, da seine Briefe aus Baden im Januarhefte 1881 veröffentlicht worden sind. — Seine Versetzung als Regimentskommandeur nach Thorn und Königsberg, die Übersiedelung (mit dem Regiment) nach Köln im Jahre 1850, seine Reise nach Nancy und Straßburg zur Begrüßung des Prinzen Louis Napoleon im Jahre 1852, das Leben und die dienstliche Thätigkeit in Köln — dies alles hat gleichfalls bereits ausführliche Erwähnung gefunden. Wir sahen ferner, daß Roon fortgesetzt das wärmste Interesse auch für die allgemeinen politischen Angelegenheiten hegte: daß seine Freundschaft und sein inniger Geistesverkehr mit Clemens Theodor Perthes ihm nicht nur vielfache Anregung auch in dieser Hinsicht darboten, sondern ihn auch veranlaßten, sich mit den verschiedenen Problemen der politischen und militärischen Neugestaltung Preußens und Deutschlands in ebenso gründlicher wie erfolgreicher Weise zu beschäftigen. Eine im Jahre 1854 aus seiner Feder geflossene ausführliche Arbeit, welche wir im letzten Oktoberheft mitteilen konnten, zeigte die bedeutende, ja staatsmännische Begabung Roons auf diesen Gebieten zum ersten Male in erheblichem Umfange und ließ die künftigen großen Leistungen ahnen. — Zu erwähnen ist noch aus dieser Zeit, daß bereits in demselben Jahre 1854, nachdem General von Bonin zum ersten Male seinen Abschied als Kriegsminister erbeten und erhalten hatte, einflußreiche politische Männer und dem Könige nahestehende Vertraute — von denen wir nur den Feldmarschall Grafen zu Dohna und die Oberpräsidenten von Senfft und von Kleist-Nehow nennen — auf Roon in eindringlichster Weise aufmerksam gemacht hatten. Sein festes, männliches, charakter-

volles Wesen und Auftreten, sowie seine gediegene militärische und politische Bildung waren, obwohl er noch nie öffentlich hervorgetreten, doch schon in weiteren Kreisen bemerkt worden und erweckten schon damals bei vielen den Wunsch, das Kriegsportefeuille in seiner Hand zu sehen. Entgegengesetzte Einflüsse verhinderten jedoch damals seine Berufung, die auch sonst — Koon war damals noch Oberst — immerhin eine ungewöhnliche gewesen wäre — so daß der Hinweis auf die dadurch zu befürchtenden äußerlichen Schwierigkeiten die Ablehnung des Vorschlages noch erleichterte. —

Ob auch der Prinz von Preußen schon damals in Bezug auf Koons Verwendung derartige Wünsche gehegt hat, ist uns nicht bekannt geworden. Daß er Koon aber schon sehr schätzte — davon hatte er ihm seit dem Jahre 1848 fortgesetzt sehr deutliche, in unseren vorangegangenen Mitteilungen bereits im einzelnen erwähnte Beweise gegeben, die sich, wie wir sehen werden, in der Folge noch immer vermehrten und in ihrer Bedeutung steigerten.

Zunächst wurde Koon indessen einen Lebensweg geführt, der ihn wieder für einige Zeit in ganz andere Umgebungen brachte und auch den Augen seines erlauchten Gönners entrückte: am 26. Juni 1856 wurde er nämlich zum Kommandeur der 20. Infanterie-Brigade ernannt. Mit schwerem Herzen trennte er sich von seinem wackeren Regiment, an dessen Spitze er eine so segensreiche Thätigkeit entwickelt hatte; und mit nicht minder schwerem Herzen sah das Regiment seinen bewährten Kommandeur scheiden — den sein Weg wieder gen Osten: nach Posen führte. Dort avancierte er auch am 15. Oktober desselben Jahres zum Generalmajor. —

(Fortsetzung folgt.)

R. v. D.



Das Geheimnis der Telepathie und die moderne Naturwissenschaft.

Von

Camille Flammarion.

Durch die physiologischen und psychologischen Studien, zu welchen die interessanten Erscheinungen der Suggestion und des Hypnotismus in den letzten Jahren Anlaß gegeben haben, ist der wissenschaftliche Geist, welcher sich in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts gebildet hatte, vollständig umgewandelt worden: wir haben uns von den engen Fesseln des Klassizismus befreit und werfen uns auf die naturgeschichtlichen Fragen mit weniger Zweifeln und weniger Vorurteilen als vorher.

Ich will im folgenden nicht über Hypnotismus und Suggestion sprechen, da ich annehme, daß meine Leser mit diesen beiden Dingen vollständig vertraut sind. Aber es giebt daneben noch andere Vorgänge, welche viel weniger studiert und viel weniger bekannt sind, und deren Wirklichkeit noch heut von einer großen

Reihe von gelehrten und unabhängigen Männern bestritten wird, und ich glaube, es wird nicht ohne Interesse sein, wenn ich meine Leser hierauf aufmerksam mache.

Zum Zwecke des Studiums dieser Vorgänge hat sich in England schon vor mehreren Jahren eine eigene Gesellschaft, die Society for psychical Research, gebildet, an deren Spitze einige der ersten Gelehrten Europas stehen und welche schon einige sehr wichtige Schriften veröffentlicht hat. Die fraglichen Vorgänge haben das gemeinsam, daß es sich bei ihnen um eine sinnliche Wahrnehmung von Dingen und Ereignissen aus weiter Ferne handelt, und sie werden daher mit dem umfassenden Namen Telepathie (von *τηλέ* fern, und *πάθος* Empfindung) belegt.

Alle von der Gesellschaft für psychologische Untersuchungen veröffentlichten Berichte sind sorgfältig nachgeprüft und als untrüglich wahr befunden worden; die Verschiedenheit zwischen den einzelnen Vorgängen ist sehr groß. Man braucht in den Sammlungen nur zu blättern, um überall die auffälligsten Ereignisse dargestellt zu finden, und in einer Weise, welche die Wahrheit des Dargestellten untrüglich verbürgt, und so möge mir gestattet sein, einige derselben vorzuführen.

I.

In dem ersten Falle, welcher erst kürzlich beobachtet ist, war der Beobachter vollkommen wach, ebenso wie Sie, meine verehrten Leser in dem Augenblick, da Sie dies lesen, und ich, da ich dies schreibe. Der Beobachter ist ein Herr Robert Bee in Wigan (England), welcher seine Erlebnisse selber, wie folgt, geschildert hat.

„Am 18. Dezember 1873 begab ich mich mit meiner Frau zum Besuche ihrer Familie nach Southport, indem ich meine Eltern anscheinend im Zustande vollkommener Gesundheit zurückließ. Am nächsten Tage nachmittags machten wir alle zusammen einen Spaziergang am Strande, als ich auf einmal von einer solchen Traurigkeit ergriffen wurde, daß ich nicht im Stande war, mich für irgend einen Gegenstand, der zur Sprache kam, zu erwärmen, und wir infolge dessen alle sehr bald umkehrten. — Plötzlich empfand meine Frau ein Gefühl des Schmerzes und ging, wie sie sagte, auf einige Minuten in das Zimmer ihrer Mutter. Bald darauf erhob ich mich von meinem Lehnstuhl und begab mich in die große Stube. Eine Dame, gekleidet, als wenn sie zum Ausgehen bereit wäre, kam aus dem benachbarten Schlafzimmer heraus; ich erkannte ihre Züge nicht, weil sie ihr Gesicht nicht nach der Seite hin wandte, an der ich mich befand, in dessen redete ich sie an und begrüßte sie; ich weiß aber nicht mehr, was ich zu ihr gesagt habe. In dem Augenblicke, wie sie bei mir vorüberging, kam meine Frau aus der Stube ihrer Mutter und ging gerade auf den Fleck los, wo ich die Dame sah, ohne daß sie sie zu bemerken schien. Überrascht fragte ich: „Wer ist doch die Dame, bei der du eben vorbeigegangen bist?“ — „Ich bin bei keiner Dame vorbeigegangen,“ antwortete meine Frau noch erstaunter als ich. Ich sagte: „Wie? hast du nicht eben im Augenblick eine Dame gesehen, welche dicht an der Stelle, wo du stehst, vorbeigegangen ist? Sie muß von deiner Mutter kommen und in diesem Augenblicke im Vorflur sein.“ — „Das ist unmöglich,“

sagte meine Frau, „es ist in diesem Augenblick kein Mensch im ganzen Hause als Mutter und wir.“ — Und in der That war keine Fremde gekommen, und obgleich wir sofort das ganze Haus durchsuchten, fanden wir niemand. Die Uhr zeigte damals zehn Minuten vor acht, und am nächsten Morgen bekamen wir die telegraphische Nachricht, daß meine Mutter um zehn Minuten vor acht abends gestorben sei. Sie befand sich auf der Straße und war genau so gekleidet wie die Dame, die ich vor mir hatte vorbeigehen sehen.“

Soweit geht die Erzählung des Beobachters. Die Ermittlungen, welche die Gesellschaft für Seelenuntersuchungen anstellen ließ, hat ergeben, daß diese Thatsachen ganz genau richtig angegeben sind, und daß alle Zeugnisse untereinander übereinstimmen. Die Thatsache ist ebenso gesichert wie eine Beobachtung der Wetter- oder Sternkunde, der Physik oder der Chemie; aber wie ist sie zu erklären? Durch Zufall, werden viele sagen; aber kann sich hiermit eine wirklich ernsthafte Untersuchung zufrieden geben?

II.

Ein zweiter Fall ist folgender: Ein Einwohner von Belle-Isle in Frankreich (Departement Morbihan) Namens Friedrich Wingfield, schreibt, er habe am 25. März 1880 einen Teil des Abends mit Lesen zugebracht und sich dann sehr spät zu Bett gelegt. In der Nacht habe ihm geträumt, sein Bruder, welcher in der Grafschaft Essex, in England, wohnte, sei bei ihm, habe aber auf eine an ihn gerichtete Frage nicht geantwortet, sondern nur mit dem Kopfe geschüttelt, sich vom Stuhl erhoben und sich entfernt. Der Vorgang machte einen so lebhaften Eindruck auf den Erzähler, daß er noch im halben Schlafe aus seinem Bette stürzte und in dem Augenblicke aufwachte, als er den Fuß auf den Bettvorleger setzte und dem Bruder nachrief. Drei Tage später bekam er die Nachricht, daß jener durch einen Sturz vom Pferde zu Tode gekommen sei, und zwar am 25. März 1880 abends um acht ein halb Uhr, wenige Stunden vor dem Traume.

Ermittlungen sind angestellt worden und haben ergeben, daß der Bruder genau an demselben Tage gestorben ist und daß der Erzähler den Traum in seinem Kalender vermerkt hatte, und zwar sofort, nicht etwa erst nachträglich.

III.

Ein dritter Fall ist folgender. Zwei Herren, Namens S. und L., welche in demselben Zweig der Verwaltung beschäftigt waren, standen seit acht Jahren in einem sehr engen Freundschaftsverhältnisse. Am Montag, den 19. März 1883, fühlte sich L., als er sich in seine Amtsstube begab, nicht wohl, er ging in eine Apotheke und ließ sich etwas geben. Am nächsten Donnerstag ging es ihm ebenso, und am Sonnabend derselben Woche blieb er ganz vom Dienst fort.

An diesem Sonnabend, den 25. März, saß S. mit Kopfschmerzen zuhause und sagte zu seiner Frau, ihm sei zu warm, was ihm seit zwei Monaten nicht passiert war; nach dieser Bemerkung ging er zu Bett und eine Minute später sah er seinen Freund L. in seinem täglichen Anzuge vor sich stehen. Es fiel ihm

auf, daß L. an seinem Hute einen schwarzen Flor trug, daß er seinen Überzieher nicht zugeknöpft hatte und daß er einen Spazierstock in der Hand trug. L. blickte dem S. scharf in die Augen und ging dann weiter, und in diesem Augenblicke fiel dem letzteren ein Vers aus dem Buche Hiob ins Gedächtnis: „Und da der Geist vor mir über ging, standen mir die Haare zu Berge am ganzen Leibe“ (Hiob 4, v. 15). Ein Schauer zog über seinen ganzen Körper, und seine Haare sträubten sich. Er sagte zu seiner Frau: „Wieviel Uhr ist es?“ und sie antwortete „Zwölf Minuten vor neun.“ Darauf versetzte er: „Ich habe nach der Uhr gefragt, weil L. gestorben ist. Ich habe ihn eben gesehen.“ Die Frau versuchte ihrem Mann einzureden, daß dieser Gedanke eine reine Einbildung von seiner Seite sei, aber er erklärte steif und fest, daß er sich durch keine Vernunftgründe von seiner Meinung abbringen lassen werde.

Soweit geht die Erzählung des S. Er erhielt die Nachricht von L's. Tode erst am nächsten Tage, Sonntag, Nachmittags 3 Uhr. Dieser war aber thatsächlich Sonnabend Abend, zehn Minuten vor neun Uhr, gestorben.

Dieser Erzählung läßt sich der historisch vollständig gesicherte Bericht gegenüber stellen, welchen Agrippa von Aubigné von dem Tode des Kardinals von Lothringen giebt.

„Am 23. Dezember 1574, als der König sich in Avignon befand, starb der Kardinal Karl von Lothringen. Die Königin (Katharina von Medicis) war früher als gewöhnlich zu Bett gegangen; der Abendaudienz hatten unter andern hervorragenden Persönlichkeiten der König von Navarra, der Erzbischof von Lyon, die Damen von Reß, von Lignerolles und von Saunes begewohnt. Die Königin sagte in aller Eile gute Nacht, dann warf sie sich zitternd auf ihr Bett, bedeckte das Gesicht mit den Händen und rief mit lauter Stimme alle Anwesenden um Hilfe an, indem sie auf den Kardinal zeigte, von dem sie sagte, daß er am Fußende des Bettes stände und ihr die Hand entgegenreichte. Mehrere Male rief sie laut aus: „Herr Kardinal, ich hab nichts mit Euch zu schaffen.“ Der König von Navarra sandte sofort einen seiner Edelleute in die Wohnung des Kardinals, und dieser kam mit der Meldung zurück, daß der Kardinal vor einem Augenblicke gestorben sei.“

IV.

Adolf von Affier, ein Schüler von August Comte, macht sich in seinem im 1882 veröffentlichten Buche „l'humanité posthume“ zum Bürgen der Wahrheit nachfolgender Thatsache, welche ihm eine Persönlichkeit aus Saint Gaudens als eigenes Erlebnis vorgetragen hat.

„Ich war noch ein junges Mädchen,“ sagte diese, „und schlief mit meiner älteren Schwester zusammen. Eines Abends hatten wir uns gerade ins Bett gelegt und das Licht ausgeblasen; das Feuer im Kamin war noch nicht aus und warf noch einen schwachen Dämmerchein in unser Zimmer. Ich wandte meine Augen nach dem Kamin und sah zu meinem größten Schrecken neben demselben einen Priester sitzen, welcher sich am Feuer wärmte. In seiner Statur, seinen Gesichtszügen und seinen Bewegungen glich er aufs Haar einem Dnfel von uns, welcher

in der Umgegend als Erzpriester angestellt war. Ich machte sofort meine Schwester darauf aufmerksam, und auch sie sah dieselbe Erscheinung neben dem Feuer sitzen, und auch sie erkannte in ihm sogleich unseren Onkel, den Erzpriester. Ein unsagbarer Schrecken ergriff uns, und wir schrieten mit allen Leibeskräften um Hilfe; mein Vater, welcher in einer Nebenstube schlief, erwachte von unserem verzweifelten Geschrei; er stand in aller Eile auf und kam mit einem Licht in der Hand in unser Zimmer. Aber die Erscheinung war verschwunden, und wir sahen niemand mehr in der Stube. Am nächsten Tage bekamen wir einen Brief, aus welchem wir erfuhren, daß unser Onkel am Abend vorher gestorben sei.

V.

Ein fünfter Bericht stammt von demselben Officier und soll von ihm während seines Aufenthaltes in Rio de Janeiro aufgesammelt sein.

Es war im Jahre 1858; in der französischen Kolonie von Rio wurde damals noch ein auffälliges Ereignis besprochen, welches wenige Jahre vorher stattgefunden hatte. Eine Familie aus dem Elsaß, der Mann, die Frau und ein noch kleines Töchterchen, war nach Rio gefegelt, um mit einigen Landsleuten, welche sich dort bereits niedergelassen hatten, zusammenzukommen. Die Überfahrt dauerte lange Zeit, die Frau wurde krank und, wahrscheinlich infolge der mangelhaften Verpflegung auf dem Schiffe, erlag sie ihrem Leiden vor der Ankunft. Am Tage ihres Todes fiel sie in Ohnmacht und blieb lange Zeit bewußtlos. Als sie zu sich kam, sagte sie zu ihrem Manne, welcher solange neben ihrem Bette gewacht hatte: „Ich sterbe zufrieden, denn ich bin jetzt über das Schicksal unseres Kindes beruhigt. Ich bin eben in Rio de Janeiro gewesen und habe die Straße und das Haus unseres Freundes, des Zimmermanns Frik, gesehen. Er stand auf der Schwelle seiner Hausthür, ich habe ihm die Kleine vorgestellt und ich bin überzeugt: wenn du ankommst, so wird er sie wiedererkennen und für sie sorgen.“ Der Mann war durch diese Erzählung höchst betroffen, legte ihr aber keine besondere Wichtigkeit bei. Am selben Tage und um dieselbe Stunde stand der Zimmermann Frik, der Elsässer, von dem soeben die Rede war, auf der Schwelle der Hausthür des von ihm in Rio de Janeiro bewohnten Hauses, als er eine seiner Landsmänninnen mit einem kleinen Kinde auf dem Arme über die Straße gehen sah. Sie sah ihn mit seinem flehenden Blicke an und machte eine Bewegung, als wenn sie ihm das Kind, welches sie auf dem Arme trug, vorstellen wollte. Ihr Gesicht war sehr abgemagert, erinnerte ihn aber dennoch auf das bestimmteste an Lotta, die Frau seines Freundes und Landsmannes Schmidt. Ihr Ausdruck und ihr Gang hatten mehr von einer Geistererscheinung als von einem wirklichen lebenden Menschen und machten auf Frik den lebhaftesten Eindruck. Um sich zu überzeugen, ob ihm seine Phantasie nicht einen Streich spielte, rief er einen seiner Angestellten, welcher in dem Laden arbeitete, heran. Dieser war gleichfalls Elsässer und stammte aus derselben Gegend. Er rief ihm zu:

„Sieh einmal her, steht da nicht eine Frau auf der Straße, mit einem Kinde auf dem Arme, die ganz so aussieht wie Lotta, die Frau unseres Landmannes

Schmidt!“ — Der andere antwortete: „Ich kann es nicht sagen, ich kann sie nicht genau erkennen.“

Fritz sagte nichts weiter, aber die verschiedenen Umstände, welche mit dieser Erscheinung verknüpft waren, mochte es nun Wirklichkeit oder ein Trugbild sein, prägten sich seinem Geiste fest ein, insbesondere auch Tag und Stunde. Einige Zeit später sah er seinen Landsmann Fritz mit einem kleinen Mädchen auf dem Arme über die Straße gehen. Der Besuch Lottas kam ihm wieder ins Gedächtnis, und ehe Schmidt ein Wort sagen konnte, redete er ihn an: „Mein armer Freund, ich weiß alles. Deine Frau ist auf der Überfahrt gestorben und hat mir vor ihrem Tode die Sorge für ihr kleines Mädchen anvertraut.“ Und dann nannte er ihm Tag und Stunde, und diese stimmten genau mit dem Zeitpunkt überein, welchen Schmidt sich an Bord des Schiffes gemerkt hatte.

VI.

Ein sechster Vorgang ist der, welchen Gougenot des Mousseur in seinem 1864 erschienenen Buche über die großen Erscheinungen der Magie berichtet, und dessen vollständige Wahrheit er versichert.

Sir Robert Bruce, ein Angehöriger der berühmten schottischen Familie Bruce, ist erster Offizier eines Schiffes; eines Tages beschäftigt er sich mit Rechnen, während das Schiff auf offenem Meere in der Nähe von Neu-Fundland fährt; plötzlich kommt es ihm vor, als wenn der Kapitän an seinem Schreibtische sitze; er sieht ihn aufmerksam an, aber es ist ein Fremder, der den Seeoffizier mit einem kalten, starren Blicke mißt, so daß dieser erschrickt. Er geht sofort an Deck zu dem Kapitän, welcher ihm seine Aufregung am Gesicht ansieht und ihn nach dem Grunde fragt. „Wer sitzt denn an Ihrem Schreibtisch?“ fragt Bruce. — „Niemand“ antwortet der Kapitän. — „Aber ich habe da doch einen Menschen sitzen sehen. . . ist es ein Fremder? wie kommt er dahin?“ — „Sie träumen oder Sie wollen mich zum besten haben.“ — „Das fällt mir nicht ein. Kommen Sie, bitte, mit herunter und sehen sich ihn selbst an.“ — Beide gehen also in die Kajüte und überzeugen sich, daß niemand am Schreibtische des Kapitäns sitzt; das Schiff wird nach allen Richtungen durchsucht, aber nichts gefunden.

„Aber der Mann, den ich gesehen, hat auf der Schiefertafel geschrieben. Es muß noch dastehen“, sagte Bruce. Die Schiefertafel wird herbeigeholt und siehe da, sie trägt wirklich die Inschrift: „Steer to the north-west.“ (Steuere nach nordwest!) „Haben Sie oder irgend jemand vom Bord diese Worte geschrieben?“ — „Nein!“ — Alle werden aufgefordert, dieselben Worte niederzuschreiben, keines Mannes Handschrift stimmt mit der auf der Tafel überein.

„Gut. So wollen wir dem Wink dieser Worte folgen. Halten Sie nach Nordwest. Der Wind ist günstig, und wir können diesen Versuch wagen.“

Drei Stunden später meldete die Wache einen Eisberg, und auf dem Eisberg sah man ein Quebecker Schiff, mit rasierten Masten festgeklemmt, voll von Menschen, welche als notleidende vermittelst der Schiffsböte auf Bruce's Schiff gerettet wurden.

Wie ein Mann sich gerade anschießt, an der Seite des hilfebringenden Schiffes

emporzuklettern, fängt Bruce plötzlich an zu zittern und stürzt mit allen Zeichen des Schreckens zurück; er hatte den Fremden wiedererkannt, der die bedeutsamen Worte auf die Schiefertafel geschrieben hatte. Bruce berichtete dem Kapitän sofort von dem neuerlichen Ereignis; dieser wendet sich zu dem Ankömmling, hält ihm die leere Seite der Schiefertafel vor und bittet ihn, die Worte „Steer to the north-west“ auf dieselbe zu schreiben.

Der Fremde thut, wie er gebeten. „Ich danke, ist das Ihre gewöhnliche Handschrift?“ fragte der Kapitän, durch die Übereinstimmung der Schriftzüge betroffen.

„Gewiß, Sie haben mich ja selbst schreiben sehen. Warum zweifeln Sie noch,“ versetzte der Fremde.

Statt jeder andern Antwort dreht der Kapitän die Tafel um, und jener sieht bestürzt auf beiden Seiten dieselbe Schrift.

Der Kapitän des verunglückten Schiffes mischt sich ins Gespräch und fragt den Schreiber: „Haben Sie vielleicht geträumt, daß Sie auf diese Tafel geschrieben!“

„Nein, ich erinnere mich dessen nicht.“

Bruces Kapitän fragte seinen Kollegen: „Was hat dieser Passagier heut Mittag gethan?“

„Er war heut sehr erschöpft und in einen tiefen Schlaf gefallen. Soviel ich mich erinnere, war es kurz vor Mittag. Eine Stunde später wachte er auf und sagte zu mir: „Herr Kapitän, wir werden noch heut gerettet werden.“ Dann fügte er hinzu: „Ich habe geträumt, daß ich an Bord eines Schiffes wäre und dies uns zu Hilfe käme.“ Er schilderte mir das Schiff und sein Takelwerk, und als Ihr Schiff auf uns los fuhr, erkannten wir zu unserer großen Überraschung, daß es ganz genau auf die Beschreibung des Passagiers paßte.“

Endlich fügte der Passagier selbst hinzu: „Alles, was ich hier sehe, kommt mir so bekannt vor, und doch habe ich es noch nie gesehen.““

VII.

Einen siebenten Fall entnehme ich aus den Vorlesungen über tierischen Magnetismus von dem Freiherrn Dupotet; derselbe ist schon vorher und zwar im Jahre 1814 von Jung-Stilling veröffentlicht worden. Der letztere hat das Ereignis von dem Beteiligten, dem schwedischen Kammerherrn Freiherrn von Sulza, selbst gehört.

„Als ich einmal“, erzählt Sulza, um zwölf Uhr nachts nachhause kam, zu einer Zeit, als es so hell war, daß man die kleinste Handschrift lesen konnte, kam mir mein Vater vor dem Parkthor entgegen. Er war in seinem gewöhnlichen Anzuge und trug einen Spazierstock, welchen mein Bruder ihm geschnitten hatte. Ich begrüßte meinen Vater, und wir sprachen lange zusammen. So kamen wir zusammen bis ins Herrenhaus und bis an die Thür von meines Vaters Zimmer. Ich trat hinein und sah meinen Vater entkleidet im Bette liegen. Im selben Augenblicke war auch die Erscheinung, die mich bis dahin begleitet hatte, verschwunden. Kurze Zeit darauf wachte mein Vater auf und betrachtete

mich mit einem fragenden Blicke. Dann sagte er zu mir: „Gott sei gelobt, lieber Eduard, daß ich dich gesund und wohl vor mir sehe, ich habe einen ganz schrecklichen Traum gehabt, und es kam mir vor, als wärest du ins Wasser gefallen und in Gefahr zu ertrinken.“ „Nun war ich“ — fährt Sulza fort — „am selben Tage mit einem Freunde an den Fluß gegangen um Taschenkrebse zu fangen und wäre bei dieser Gelegenheit beinahe von der Strömung mit fortgerissen worden. Ich erzählte nun meinem Vater, daß ich eine Erscheinung von ihm beim Betreten des Hofes gesehen und mich mit dieser Erscheinung lange unterhalten hätte. Mein Vater antwortete nur, daß solche Dinge oft vorkämen.“

VIII.

Die Erscheinungen, von welchen in den vorstehenden Berichten gesprochen wird, lassen sich in solche einteilen, welche durch einen Wunsch oder ein Verlangen hervorgerufen sind, und solche, bei welchen dies nicht der Fall ist. (Provozierte und spontane Erscheinungen). Nun wird sich ein jeder fragen, ob der menschliche Wille denn wirklich so viele Kraft hat, um durch Suggestion Erscheinungen der Ferne hervorzurufen. Die Frage muß bejaht werden, da die Verfasser des Buches *Phantasms of the Living* die Möglichkeit solcher willkürlich hervorgerufenen Erscheinungen durch sieben genügend beglaubigte Beispiele erwiesen haben. Das eine derselben will ich meinen Lesern zur Ergänzung der vorherbesprochenen noch mitteilen.

„Der Pastor C. Godfrey in Eastbourne in der Grafschaft Sussex hatte die Erzählung von einer solchen willkürlichen Erscheinung gelesen und interessierte sich so sehr für die Sache, daß er das gleiche zu versuchen beschloß. Am 15. November 1886, elf Uhr Abends, richtete er alle Einbildungs- und Willenskraft, deren er fähig war, auf den einen Gedanken, einer gewissen ihm befreundeten Dame am Fußende ihres Bettes stehend zu erscheinen. Diese Anstrengung dauerte 8 Minuten lang, worauf Godfrey ermüdete und einschlief. Am nächsten Tage erzählte ihm die Dame, welcher dieser Versuch gegolten hatte, von selbst, was sie gesehen hatte. Godfrey bat sie, ihre Erinnerung nieder zu schreiben, und sie that es in folgenden Worten. „In der letzten Nacht erwachte ich plötzlich aus dem Schlafe und hatte die Empfindung, als wenn jemand in mein Zimmer getreten wäre. Ich hörte auch ein Geräusch, aber ich nahm an, es käme von den Vögeln, welche sich außen am Fenster zwischen den Gpheuranken bewegten. Aber ich fühlte mich unruhig und hatte das Gefühl, als wenn ich aufstehen und ins Parterre herunter gehen müßte. Das Gefühl wurde so lebhaft, daß ich mich erhob, ein Licht ansteckte und ins Parterrezimmer ging; ich wollte etwas genießen, um wieder ruhig zu werden. Als ich wieder in meine Schlafstube ging, sah ich auf der Treppe, unter dem großen Fenster, von welchem das Treppenhaus sein Licht bekommt, Herrn Godfrey stehen. Er hatte seine gewöhnlichen Kleider an, und sein Gesicht hatte den Ausdruck, welchen ich sonst an ihm beobachtet habe, so oft er irgend einen Gegenstand mit großer Aufmerksamkeit besah. Er stand da unbeweglich, während ich das Licht hochhielt und ihn mit dem größten Erstaunen

ansah. Das dauerte drei oder vier Sekunden, dann stieg ich die Treppe weiter hinauf, und er verschwand. Ich war nicht erschreckt, aber sehr aufgereggt und konnte nicht schlafen.

„Godfrey ging von der richtigen Voraussetzung aus, daß der einmal geglückte Versuch an Bedeutung gewinnen würde, wenn er ihn wiederholte. Das zweite Unternehmen mißriet, aber das dritte Mal hatte er wieder Erfolg, ohne daß er die Dame von seiner Absicht vorher benachrichtigt hätte, wie er dies auch die beiden ersten Male nicht gethan hatte. Sie schrieb.

„In dieser letzten Nacht, wir schreiben Dienstag, den 7. Dezember, ging ich um halb elf Uhr nach oben in meine Schlafstube, um zu Bett zu gehen. Ich schlief auch ein, aber plötzlich hörte ich eine Stimme „Wachen Sie auf,“ und ich fühlte, wie eine Hand sich auf die linke Seite meines Kopfes legte.“ — (Diesmal ging die Absicht Godfreys dahin, sie seine Anwesenheit hören und fühlen zu lassen.) — Ich wurde sogleich vollständig wach und hörte in der Stube ein eigentümliches Brummen wie das einer Maultrommel. Es kam mir vor, als wenn ein kalter Zug von allen Seiten auf mich losblies, ich hatte furchtbares Herzklopfen und sah außerdem noch, wie eine fremde Gestalt sich über mich beugte. Mein Zimmer wurde nur von außen durch eine Lampe erleuchtet, und diese warf einen langen und schmalen, hellen Streifen auf die Wand über meinem Frisiertisch. Dieser Streifen war jetzt durch die fremde Gestalt völlig verdunkelt. Ich drehte mich schnell um, und es kam mir vor, als ob die Hand, welche auf meinem Kopfe gelegen hatte, neben meinem Kopfe auf das Kissen gesunken wäre. Die fremde Gestalt war noch immer über mich gebeugt, und ich sah, wie sie sich gegen die eine Seite meines Bettes lehnte. Der eine Unterarm ruhte die ganze Zeit hindurch auf meinem Kopfkissen. Ich sah auch das Gesicht des Fremden, aber es war wie von Nebel verhüllt. Der Zeit nach mußte es halb ein Uhr Nachts sein. Die fremde Gestalt hatte den Bettvorhang etwas bei Seite gezogen; heut morgen bemerkte ich aber, daß er wie gewöhnlich herabhing. Ich habe keinen Zweifel daran, daß die Erscheinung die des Herrn Godfrey war, ich erkannte ihn an den Schultern und an den Gesichtszügen. Während der ganzen Zeit, daß die Erscheinung dableib, zog sich ein kalter Luftzug durch das Zimmer, wie wenn die Fenster offen wären.“

IX.

Alles dies sind Thatsachen. Bei dem heutigen Stande unserer Kenntnisse wäre es zu gewagt, einen Erklärungsversuch machen zu wollen; unsere Psychologie ist dazu noch nicht weit genug fortgeschritten. Es giebt eben Dinge, die wir nicht umhin können als wirklich anzuerkennen, ohne daß wir dabei im Stande wären sie zu begreifen.

Es wäre die größte Thorheit, das zu leugnen, was man nicht erklären kann. Hat man denn vor tausend Jahren das Weltsystem erklären können? Kann man heut das Wesen der Anziehungskraft erklären? Die Wissenschaft geht ihren Weg und schreitet unaufhaltsam fort.

Kennen wir überhaupt die Grenze unserer Fähigkeiten? Daß es in der Natur noch Kräfte giebt, welche wir nicht kennen, wie wir vor weniger als hundert Jahren die Elektrizität noch nicht gekannt haben, daß es im Weltenraume noch andere Wesen giebt mit mehr Sinnen und mehr Fähigkeiten begabt als wir, daran kann kein denkender Mensch einen Augenblick zweifeln. Kennen wir auch nur den irdischen Menschen von Grund aus? Wahrscheinlich nicht.

Noch einmal, es giebt Dinge, die wir nicht bezweifeln dürfen, obwohl wir sie nicht erklären können; eine Anzahl von Forschern beginnt jetzt die Thatsachen wissenschaftlich zu bearbeiten, was bisher noch nicht geschehen ist. Wir können es für möglich halten, daß das planmäßige und wissenschaftliche Vorgehen der neuen Schule uns zu ganz unerwarteten Ergebnissen, möglicherweise sogar die Lösung der wichtigsten aller Fragen bringen wird, die Erkenntnis der menschlichen Natur.

Wir dürfen uns heut noch nicht herausnehmen, etwas abzuleugnen. Wir müssen studieren und die Thatsachen sammeln und feststellen. Die Erklärung wird von selbst kommen.



finanzielle Kriegsbereitschaft im Frieden.

Von

Georg von Mayr,
Unterstaatssekretär z. D.

Der Wirtschaftsplan des Staates für einen nahbevorstehenden kurzen Zeitabschnitt, wie ihn das Budget enthält, kennt keinen Ansaß von Ausgaben und entsprechender Deckung durch Einnahmen für den außerordentlichen Fall einer im Laufe der Finanzperiode etwa nötigen Kriegsführung, während der Vorbereitung auf den Ernstfall des Krieges umfassende Ausgaben ordentlicher und außerordentlicher Natur im Etat des Heeres und der Marine gewidmet sind. Jedermann aber weiß, daß beim Kriegsausbruch der Besitz auch des bestgeübten Heeres, der trefflichsten Flotte und der bestausgerüsteten Festungen nicht genügt, daß vielmehr zur wirklichen, aussichtsreichen, kriegerischen Aktion die weitere Verausgabung bedeutender Geldsummen nötig ist, für deren Bereitstellung irgendwelche budgetmäßige Fürsorge nicht getroffen ist. Nicht bloß die theoretische Erwägung, daß man thunlichst nur für die Deckung bestimmt vorhersehbaren Staatsbedarfs zu sorgen habe, hält hiervon ab, sondern vor allem das praktische Bedenken, daß es nicht zweckmäßig sei, die Staatslasten drückender erscheinen zu lassen, als sie bei dem immerhin doch in erster Linie erhofften Friedenszustand sich vermutlich in der That gestalten würden. Freilich würde die Einsetzung eines ausgiebigen Ausgabepostens für einen eventuellen Krieg — abgesehen von etwaiger späterer Erhöhung desselben — nur einmal, bei der erstmaligen Einfügung des-

selben ins Budget, seine lastenvermehrnde Wirkung äußern, da im erhofften Fall der Friedenserhaltung die Ersparung des bezüglichen Betrags ohne weiteres den folgenden Budgets als Überschuß zuflösse. Aber auch in dieser einmaligen Erscheinungsform wäre eine so neue, eigenartige Bedarfsmehrung finanzpolitisch kaum irgendwo willkommen. Noch größeren Bedenken aber möchte ein solches Vorgehen von einem gewissermaßen psychologischen Standpunkt aus begegnen, auf welchem es für unziemlich erachtet werden könnte, in friedlicher Zeit in den Wirtschaftsplan des Staates für die nächste Zukunft eine Geldverausgabung für Kriegsführung aufzunehmen. Wenn man jedoch bedenkt, daß der Staat, und zwar mit Recht, sich nicht scheut, gewaltige Summen für militärische Zwecke in seinem Wirtschaftsplan vorzusehen mit der ausgesprochenen Absicht, Heer und Marine für einen etwaigen Kriegsausbruch zur Verfügung zu haben, so wäre es eigentlich nur folgerichtig, auch noch weiter den Fall des außerordentlichen Geldbedarfes, welchen ein ausbrechender Krieg hervorruft, in demselben Wirtschaftsplan ordnungsmäßig, wenn auch nur vorsorglich, und mit Hoffnung der Ersparung desselben vorzusehen. Wie aber nun einmal die Dinge liegen, würde, zumal bei der heutigen Spannung in Europa, der Staat, welcher zuerst eine solche Neuerung seines Budgets brächte, voraussichtlich als Störenfried verschrieen werden — wahrscheinlich grundlos; denn gerade die neueste Zeit hat die Richtigkeit des Grundsatzes glänzend erwiesen, daß die beste Rüstung zum Kriege die beste Friedensgewähr sei.

Wenn auf dem Budget allein das finanzielle Können eines Staates beruhen würde, dann stünde es hiernach schlimm mit der finanziellen Kriegsbereitschaft in Friedenszeiten. Glücklicherweise ist nun zwar das Budget ein sehr wichtiger Ausdruck des „finanziellen Könnens“ oder mindestens „Wollens“; die Gesamtheit der finanziellen Kraft für den Ernstfall eines Krieges aber wurzelt nicht im einzelnen Budget und auch nicht in der Reihenfolge einer größeren Anzahl von Betriebsergebnissen, wengleich nicht zu verkennen ist, daß sowohl die allgemeinen Grundsätze der Finanzpolitik als insbesondere die für die Budgetaufstellung maßgebenden die Leistungsfähigkeit des Staates für den Kriegsfall wesentlich beeinflussen.

Im übrigen aber haben wir uns zu vergegenwärtigen, daß das Budget nur einen zeitlich eng begrenzten Ausschnitt aus dem Programm des staatlichen Haushalts darstellt, für dessen Gestaltung nur zum kleineren Teile die gelegentlich der Budgetberatung neu Platz greifende Entscheidung der gesetzgebenden Faktoren maßgebend ist, während die wichtigsten Bestandteile des Wirtschaftsplanes eine Folge älterer gesetzlicher Normen sind und nur von Ordnungswegen in das Budget aufgenommen werden. Daneben aber giebt es noch andere gesetzliche Zustände und Maßnahmen, welche von wesentlicher Bedeutung für die Kräftigung der Finanzen sind, die aber im Budget gar keinen oder nur einen unvollständigen Ausdruck finden.

Speziell für die Frage der finanziellen Kriegsbereitschaft des deutschen Reiches sind zwei Gruppen besonderer Fürsorge zu erwähnen, welche budgetmäßig keinen Aus-

druck finden, sachlich aber — weniger wegen des Maßes der Fürsorge als um des Prinzips wegen — von großem Interesse sind. Es sind dies einerseits der Kriegsschatz, andererseits gewisse Bestandteile der gesetzlichen Bestimmungen über die Kriegseinstellungen.

Der Reichskriegsschatz stellt die außerbudgetmäßige Widmung eines bar bereitgestellten Betrages von 120 Millionen Mark für eventuelle Mobilmachung dar. Hier haben wir es also unmittelbar mit einer Maßnahme finanzieller Kriegsbereitschaft im Frieden zu thun, welche dem zielbewußten Festhalten bewährter altpreussischer Tradition durch den Reichskanzler Fürsten Bismarck zu danken ist. Die Anfechtungen, welche der ältere preussische Staatsschatz von liberalisierenden Volkswirten und Politikern erfuhr, haben sich wiederholt, als es galt, nach dem glorreichen Kriege von 1870 und 71 aus der von Frankreich entrichteten Kriegsentschädigung einen Kriegsschatz des Reiches zu entnehmen. Noch mußte die Erinnerung an den unvergleichlichen Nutzen, welchen beim Kriegsausbruch im Jahre 1870 der preussische Staatsschatz gewährt hatte, eine frische sein, ein Nutzen, dessen Wesen Fürst Bismarck im Reichstag (Sitzung vom 4. Nov. 1871) dahin zusammengefaßt hatte, daß „wenn wir den Staatsschatz nicht gehabt hätten, wir positiv nicht im Stande gewesen sein würden, die paar Tage zu gewinnen, welche hinreichten, das gesamte linke Rheinufer vor der französischen Invasion zu schützen.“ Und doch durften sich schon im November 1871 bei der Beratung des Gesetzesentwurfes betr. die Bildung des Reichskriegsschatzes die von dem Wunsche nach Festhaltung und Erweiterung der parlamentarischen Machtfülle getragenen Bedenken gegen den Kriegsschatz hervorzuziehen, welche schon vorher Jahrzehnte hindurch im preussischen Landtag gegen den Staatsschatz geltend gemacht worden waren mit der Unterstellung, daß ein gefüllter Schatz eines der Attribute der absoluten Gewalt sei, deren Verführung sich keine Regierung auf die Dauer werde entziehen können. Nicht ohne die Empfindung einer gewissen Ironie des Schicksals liest man heute in den preussischen Landtagsverhandlungen von 1866 ein Amendement Twisten, nach welchem der damalige preussische Staatsschatz nur bis Anfang 1870 bewilligt werden sollte; wäre dieser Antrag durchgedrungen, und hätte ihm die Regierung Folge gegeben, so hätte gerade im entscheidenden Augenblick der französischen Kriegserklärung der Staatsschatz gefehlt. Soweit ging nun allerdings die Reichstagskommission nicht, daß sie den Reichskriegsschatz nur für eine beschränkte Zeit hätte bewilligen wollen, aber dieser Schatz sollte doch nur, entgegen den für den preussischen Staatsschatz maßgebend gewesenen Grundsätzen, durch einmalige Bewilligung einer festen Summe begründet werden, und namentlich sollte demselben das Wesen einer dauernden Einrichtung mit selbständigen Einnahmequellen fehlen. Von seiten der Regierung wurde gegenüber dem Kommissionsantrag zwar durchgesetzt, daß bei eingetretener Verminderung des Schatzbestandes eine von parlamentarischer Bewilligung unabhängige Ergänzung desselben durch Zuführung der aus anderen als den im Reichshaushaltsetat aufgeführten Bezugsquellen fließenden Einnahmen des Reiches zulässig ist; allein diese Errungenschaft ist deshalb von sehr zweifelhaftem Wert, weil es in Friedens-

zeiten — abgesehen etwa von Schenkungen und Erbschaften, welche dem Reiche zufließen sollten — kaum solche Einnahmen giebt, während allerdings für den Fall eines glücklich geführten Krieges die Wiederfüllung des Kriegsschatzes aus Kriegs-Kontributionen und Entschädigungen gesichert erscheint.

Nachdem der Reichskriegsschatz von 120 Millionen Mark Dank der friedliebenden Politik des Deutschen Reiches nunmehr fast zwei Jahrzehnte unberührt — ohne Verminderung, aber auch ohne Vermehrung — liegen geblieben ist, mag sich wohl die Frage aufdrängen, ob derselbe, da über den Nutzen seines Bestandes überhaupt ein ernstlicher Zweifel nicht bestehen kann, auch seinem Betrage nach für die heutigen Verhältnisse genügend zu erachten ist. Der Schatzbetrag ist vom Anfang an knapp bemessen worden; insbesondere wurde ausdrücklich festgestellt, daß die Summe von 120 Mill. nicht ausreicht, um die einmaligen Mobilmachungskosten zu decken. Erwägt man dazu, welche Veränderungen, Verbesserungen, Vermehrungen in der militärischen Rüstung Deutschlands seitdem eingetreten sind, und welche Mehrung der Mobilisierungskosten naturgemäß damit verbunden sein muß, so gelangt man zur Überzeugung, daß der bare Reichskriegsschatz heute eine verhältnismäßig geringere finanzielle Sicherung gewährt als zur Zeit seiner Begründung. Einer plötzlichen bedeutenden Erhöhung desselben, welche hiernach wohl begründet erschiene, mögen vielleicht Bedenken entgegenstehen; um so dringlicher möchte die Überlegung der Frage sein, ob nicht die Einrichtung des Reichskriegsschatzes so umzugestalten wäre, daß eine allmähliche Erhöhung desselben gesichert wird. Dabei möchte die Zuweisung besonderer Einnahmequellen an denselben der jährlichen Neubewilligung einer Erhöhungsquote vorzuziehen sein. Politisch wie finanziell würde sich dabei eine Abweichung vom älteren preussischen Grundsatz der Zuweisung ganz unständiger Einnahmen dahin empfehlen, daß dem Kriegsschatz entweder eine feste Jahressumme aus den gesamten Reichseinnahmen bis zur Erreichung eines neu zu bestimmenden Höchstbetrages oder eine bestimmte Quote bestimmter Reichseinnahmen (z. B. der Zölle oder der Branntweinsteuer) überwiesen würde. Jedenfalls ist die Frage, ob der Kriegsschatz reichlich genug bemessen ist, eine Frage von größter Wichtigkeit nicht etwa bloß für Regierungskreise, sondern in erster Linie für das Volk; denn weite Landstriche des Reichs sind im höchsten Maße daran interessiert, daß der wohlgefüllte Geldbeutel des Kriegsschatzes wie im Jahre 1870 so auch bei einem — hoffentlich noch recht fern liegenden — neuen, voraussichtlich noch gewaltigeren Kriege es ermöglichen, den Einbruch der feindlichen Heeresmassen vom vaterländischen Boden fern zu halten.

Eine weitere beachtenswerte Fürsorge der Gesetzgebung für finanzielle Kriegsbereitschaft steckt in den Vorschriften über die Kriegseinstellungen, d. i. insbesondere in den gesetzlichen Bestimmungen über die Gewährung von Quartier, Naturalverpflegung, Fourage und Vorspann, von Arbeitsleistungen und Materialien, sodann über die sog. Landlieferungen von Vieh, Brot, Hafer, Heu und Stroh zur Füllung der Kriegsmagazine, weiter über die Leistungen der Eisenbahnen in Bezug auf Transport, Material und Personal sowie über jene der Besitzer von Schiffen

und Fahrzeugen, endlich über die Verpflichtung der Besitzer von Pferden zur Überlassung derselben behufs Beschaffung und Erhaltung des kriegsmäßigen Pferdestandes der Armee. Nach allen diesen Richtungen ist durch die Gesetzgebung die Beziehung zwischen dem im Kriegsfall Dienste oder Sachen bedürftenden Staat und den im Besitz solcher Sachen befindlichen oder zur Leistung der geforderten Dienste geeigneten Personen dem Privatrecht entrückt und öffentlich-rechtlich in der Weise geregelt, daß vor allem die unverzügliche Leistung des Bedürftigen gesichert ist. Diese Rücksichtnahme auf die technischen Bedürfnisse der Kriegsführung und Kriegsvorbereitung steht in erster Linie, daneben aber waltet gleichzeitig — jedoch nicht in allen einzelnen Fällen — das Bestreben, die finanzielle Deckung der für die Kriegseleistungen geschuldeten Vergütungen mittelst einzelner Zwangsanlehen zu sichern. Daß Vergütung für solche Leistungen gewährt wird, bildet nämlich die Regel; nur bei solchen Leistungen tritt eine Vergütung nicht ein, bei welchen mehr Unbequemlichkeiten als wirkliche Vermögens-einbußen für die Verpflichteten vorliegen, wie bei der Gewährung von Quartier und Stallung an durchmarschierende oder kantonierende Truppen und bei der Überlassung von Gemeindegebäuden, Plätzen u. s. w. zu Kriegszwecken. In solchen Fällen erachtet es der Gesetzgeber für genügend, nur die Auslagen und positiven Beschädigungen zu ersetzen, vorbehaltlich der auf Grund eines Spezialgesetzes zu gewährenden Schadloshaltung derjenigen Gemeinden oder Personen, welche in außergewöhnlichem Maße belastet worden sind. Für alle übrigen Leistungen wird Vergütung gewährt, und zwar bei einzelnen derselben sofortige Vergütung in bar aus den bereitesten Beständen der Kriegskasse. Der wichtigste der hier einschlägigen Fälle ist die Enteignung von Pferden; die gleiche Vorschrift greift Platz bei der Enteignung von Schiffen sowie bei der Gewährung von Diensten und Gegenständen, deren Leistung bzw. Lieferung das militärische Interesse ausnahmsweise erforderlich machen könnte, insbesondere von Bewaffnungs- und Ausrüstungsgegenständen, Arznei- und Verbandmitteln. In diesen Fällen führt das technische Interesse unbedingter Gestellung des Bedarfs (namentlich an Pferden) dazu, von einer gleichzeitigen finanziellen Deckung desselben mittelst des Kredits ganz abzusehen und die bare Zahlung aus allgemeinen Staatsmitteln im Interesse der möglichsten Fernhaltung jeder Beiseiteschaffung der zu enteignenden Gegenstände vorzuschreiben. Bei allen übrigen Kriegseleistungen dagegen verbindet das Gesetz mit der Verpflichtung zu deren Gewährung zugleich die weitere Verpflichtung der zu diesen Leistungen herangezogenen Gemeinden, Lieferungsverbände und Eisenbahnverwaltungen, die ihnen geschuldete Vergütung dem Reich zu kreditieren. Wir haben also hier für diese Fälle die gesetzliche Organisation vereinzelter Zwangsanlehen, welche nach den Ergebnissen des militärischen Bedarfs gerade da auferlegt werden, wo Kriegseleistungen gefordert werden. Formell findet dies darin seinen Ausdruck, daß über die Vergütungsansprüche auf Grund der festgestellten Liquidation Anerkenntnisse, d. h. Schuldurkunden des Reichsfiskus ausgestellt und demjenigen übergeben werden, welcher die Vergütung zu verlangen hat. Die Anerkenntnisse lauten auf bestimmte Geldsummen, welche vom

ersten Tage des auf die Leistung folgenden Monats an mit vier Prozent verzinst werden. Die Einlösung und Zinszahlung findet nach Maßgabe der verfügbaren Mittel statt. Die Anerkenntnisse werden, auf den Namen des Gläubigers ausgestellt, können aber veräußert und verpfändet werden und die Zahlung der Beträge erfolgt gültig an den Inhaber der Anerkenntnisse gegen Rückgabe derselben.

Diese Art nicht bloß technischer sondern auch finanzieller Fürsorge für bestimmte Fälle unmittelbaren militärischen Kriegsbedarfs darf bei einer Erörterung der Frage der finanziellen Kriegsbereitschaft im Frieden gewiß nicht übersehen werden. Andererseits aber liegt auf der Hand, daß es sich dabei doch nur um vereinzelte gelegentliche finanzielle Maßnahmen handelt, denen gegenüber die allgemeine finanzielle Kriegsbereitschaft sich als eine Aufgabe von weit umfassenderer Bedeutung darstellt. Eine wohlgeordnete finanzielle Kriegsbereitschaft in solch' allgemeinem Sinne läßt sich in zwei Hauptgruppen finanzpolitischer Fürsorge zerlegen, von welchen die eine Gruppe jene Äußerungen der Gesetzgebung und Verwaltung umfaßt, welche mittelbar zur Sicherung und Stärkung finanzieller Kriegsbereitschaft dienen, während in die andere Gruppe solche positive Maßnahmen zu verweisen wären, deren unmittelbarer Zweck es ist, für den Kriegsfall eine ausgedehnte Flüssigmachung von Geldmitteln zur allgemeinen Deckung des Kriegsbedarfs zu sichern.

Daß die allgemeine Finanzlage eines Landes von entscheidender Bedeutung für dessen finanzielle Kriegsbereitschaft ist, bezweifelt niemand. Zur näheren Würdigung des Sachverhalts empfiehlt es sich, die Hauptgesichtspunkte zu betrachten, unter welchen eine „Finanzlage“ als günstig oder ungünstig anzusehen ist. Dabei zeigt sich, daß nicht nur das Ergebnis der Finanzgebahrung selbst in seinen Erscheinungsformen des Gleichgewichts, der Überschuß- oder der Defizitwirtschaft in Frage kommt, sondern vor allem die Beschaffenheit der Quellen der Staatseinnahmen, welche insbesondere auf den Grad der Sicherheit ihres Eingangs auch in schwierigen Zeiten und auf ihre Erhöhbarekeit zu prüfen sind. Ein Staat, der aus eigenem Besiß erhebliche Einnahmen zieht, ist an sich schon leistungsfähiger als der besitzarme Staat, und er wird es voraussichtlich in kritischer Zeit um so mehr sein, als die Renten des eigenen Besißes in Friedenszeiten eine Schonung der Steuerkraft des Landes ermöglichen. Das deutsche Reich besißt nun zwar kein sehr erhebliches Rente ergebendes eigenes Vermögen, wohl aber ist dies in den deutschen Einzelstaaten der Fall, deren Vermögensbesiß bei der Solidarität der Pflichten und Interessen mit jenen des Reichs im Kriegsfall auch für das Reich eine wertvolle finanzielle Gewähr bildet. Noch wichtiger aber ist, daß der Steuerdruck in Friedenszeiten so gut als möglich verteilt und die Steuerkraft im ganzen nicht voll ausgenützt sei, damit für den Kriegsfall die Möglichkeit weiterer Anspannung gegeben sei. Kriegsbereit ist deshalb vor allem der Staat, welcher das System seiner indirekten Steuern gut entwickelt, die wichtigsten Arten des Verbrauchs zu einer ausgiebigen und doch noch steigerungsfähigen Besteuerung herangezogen und einen zuverlässigen Beamtenorganismus zur Verwaltung und

Kontrolle derselben geschaffen hat. Von besonderer Wichtigkeit ist es dabei, wenn die Technik der Besteuerung so durchgeführt ist, daß Steuererhöhungen mit geringstmöglicher Schädigung privater Interessen und mit möglichster Fernhaltung gewinnfüchtiger Spekulationen durchgeführt werden können. Unter diesem Gesichtspunkte bietet die Form der Staatsmonopole ganz besondere Vorzüge. Die Steuerformen, in welchen im Deutschen Reich die beiden wichtigsten Verbrauchssteuern, der Spirituosen und des Tabaks, durchgeführt sind, lassen — insbesondere was die Tabakbesteuerung betrifft — die für kritische Zeiten wünschenswerte Elastizität der Belastung sehr vermissen.

Die direkten Steuern werden wegen des eigenartigen Druckes, welchen sie — zumal in der Form der Ertragssteuern — auf die Pflichtigen äußern, insbesondere soweit sie den Grund und Boden belasten, im allgemeinen zur alsbaldigen Erhöhung im Kriegsfall nur wenig geeignet sein; erwünscht aber ist, daß mindestens eine Steuer dieser Gattung — am besten eine allgemeine Besteuerung des Einkommens mit Freilassung der geringen Einkommen — die für schwere Zeiten gebotene Entwicklungsfähigkeit besitze. Für das Deutsche Reich ist nach geltendem Recht unmittelbar von Erhöhung direkter Steuern nichts zu erhoffen, da das Reich über solche Steuern überhaupt nicht verfügt. Die wünschenswerte Entwicklungsfähigkeit der direkten Steuern bezieht sich darum — sofern nicht gesetzliche Bestimmungen getroffen werden, welche für den Kriegsfall eine Erschließung auch der direkten Steuern für das Reich bezwecken, wovon unten die Rede sein soll — nur auf die Finanzen der Einzelstaaten. In diesen aber wird allerdings Fürsorge zu treffen sein, daß für den Kriegsfall dem Reiche der Rückhalt an der unbedingten Zahlungsfähigkeit der Einzelstaaten nicht fehle, wenn diese Matrikularbeiträge entrichten sollen. Eine Umschau in der Steuergesetzgebung der einzelnen deutschen Staaten wird da und dort unter diesem Gesichtspunkt Lücken erkennen lassen, namentlich in denjenigen Staaten, in welchen die Einführung einer allgemeinen Einkommenbesteuerung ins Stocken geraten ist.

Die Erhebungsformen einzelner unserer indirekten Steuern sowie die bedeutenden Ungleichmäßigkeiten der direkten Besteuerung in den Einzelstaaten sind demnach, wenn der Ernstfall des Krieges und insbesondere eines sich länger hinziehenden Krieges in Betracht gezogen wird, dunkle Punkte auf dem Gebiete der die Finanzlage wesentlich bedingenden, im übrigen in den letzten Jahren erheblich verbesserten Steuergesetzgebung Deutschlands. Diese dunklen Punkte zu beseitigen möchte die Aufgabe weitsichtiger Bestrebungen auf dem Gebiete der Finanzpolitik des Reichs wie der Einzelstaaten sein. Im übrigen mag es bei der Prüfung unserer Steuergesetzgebung für den Kriegsfall zur Beruhigung dienen, daß die Anforderungen an die Steuerkraft der Bevölkerung hinter jenen anderer Großstaaten zurückstehen, und der deutschen Steuerkraft, wenn es sich um die politische Selbsterhaltung der Deutschen handeln sollte, weitere Zuminutungen mit Erfolg gemacht werden können.

Außer der gesamten Einrichtung des Einnahmewesens und insbesondere der Besteuerung ist für die Finanzlage die Handhabung der Finanzpolitik und zwar

nicht bloß in der Gegenwart, sondern vor allem in der Vergangenheit von Wichtigkeit. Die Finanzwirtschaft der Vergangenheit äußert ihren Einfluß auf die heutige Finanzlage ganz besonders in dem Maße der Verschuldung, welche sie der Gegenwart überantwortet. Als Ausfluß einer gewissen, nicht immer unbewußten wirtschaftlichen Kurzsichtigkeit, welche in dem Wunsche ihren Grund hat, dem Steuerzahler augenblicklich nicht unangenehm zu sein, hat sich allenthalben, besonders in der neueren Zeit, das Bestreben geltend gemacht, den künftigen Generationen durch Verschuldung nicht bloß solche Lasten aufzuerlegen, welche sie mit Recht tragen, wie bei Staatsanleihen, welche dauernd Rente tragende Einrichtungen schaffen oder sonst durch ihren Bestand und ihre Nutzung auch den künftigen Generationen zugute kommen, sondern auch solche Lasten, welche Mangels solcher Schaffung dauernder Werte eigentlich nur von der Gegenwart getragen werden sollten. Noch hat das Deutsche Reich im Vergleich mit anderen Großstaaten bedeutende Sünden auf diesem Gebiete in seiner freilich noch kurzen Finanzgeschichte nicht zu verzeichnen; aber der Eindruck, daß mehr Schulden gemacht wurden, als eigentlich hätte sein sollen und können, läßt sich nicht zurückdrängen. Die Frucht dieser Erkenntnis muß der gute Rat sein, in Friedenszeiten jedes ungerechtfertigten Schuldenmachens sich nicht nur zu enthalten, sondern auch die Friedenszeit zur möglichsten Tilgung vorhandener Schulden zu benützen. In der letzten Reichstagsession kam bei der Statsberatung diese Empfindung zum Ausdruck; möge sich dieselbe weiterhin verstärken, möge sie aber auch vor dem Schicksal bewahrt werden, das ihr anderwärts oft zuteil wurde, nur einer von den guten Vorsätzen zu sein, mit welcher der Weg zur Hölle gepflastert ist. Je ernster wir die Inanspruchnahme des Kredits in Friedenszeiten auf das Notwendigste beschränken und je mehr wir den vorhandenen Schuldenbestand durch Tilgung vermindern, um so mehr werden wir finanziell kriegsbereit sein. Das gilt nicht nur von den Finanzen des Reichs, sondern auch von jenen der Einzelstaaten, denn beide sind, wo es sich um die Pflicht der Selbsterhaltung handelt, solidarisch verbunden.

Abgesehen von dem Einfluß, welchen der geschichtliche Niederschlag der Finanzgebarung in der Höhe des Schuldenbestandes auf die finanzielle Kriegsbereitschaft äußert, ist auch die Art der Budgetaufstellung, die Zuverlässigkeit und Vorsicht in der Veranschlagung der Einnahmen und der Ausgaben, sowie die Gewissenhaftigkeit im Budgetvollzug insbesondere in der Vermeidung vermeidbarer Statsüberschreitungen von wesentlicher Bedeutung. Die Fernhaltung der Defizitwirtschaft liegt in Ländern, deren finanzielle Hilfsquellen, wie dies in Deutschland gottlob der Fall ist, durch die staatlichen Ansprüche nicht erschöpft werden, ganz wesentlich in solider Aufstellung und Handhabung des Budgets. Gerade unter diesem Gesichtspunkte aber können wir in Deutschland mit Beruhigung sowohl auf das Reichsbudget wie die Staatsbudgets blicken. Der Versuchung, welche zur Verschlechterung der französischen Finanzen so viel beigetragen hat, die Ausgaben zu gering und namentlich die Einnahmen zu hoch zu veranschlagen, hat man in Deutschland allenthalben widerstanden. Als Punkt im Reichsbudget, bei welchem,

nicht in der Absicht einer „majoration“, sondern aus Rücksichten üblicher formeller Etatsaufstellung den thatsächlichen Verhältnissen wenig Rechnung getragen ist, wäre die Veranschlagung des Ertrags der Zuckersteuer in den jüngsten Jahren hier zu erwähnen. Doch tritt sofort entschuldigend die Erwägung auf, daß eine geringere Veranschlagung des Ertrags einfach eine Erhöhung der Matrikularbeiträge zur Folge gehabt hätte, und daß die Deckung des aus der höheren Veranschlagung sich ergebenden Fehlbetrags im Reichshaushalt genau in derselben Weise, nur mit einer zeitlichen Verschiebung der Zahlungspflicht der Einzelstaaten erfolgt.

Bisher sind Finanzgesetzgebung und Finanzverwaltung unter dem Gesichtspunkte ihrer Einwirkung auf die allgemeine Finanzlage betrachtet. Beim Kriegsausbruch ist aber weiter die konkrete augenblickliche Finanzlage im engsten Sinne des in der Reichskasse verfügbaren oder alsbald verfügbar zu machenden Barbestandes von Bedeutung. Auch diese Situation wird vom Stand der laufenden Einnahmen und Ausgaben wesentlich beeinflusst und wird in so weit einigermaßen sogar von der Jahreszeit abhängen; doch bleibt, insbesonere was die Ausgabezahlungen betrifft, falls Krieg in Sicht ist, der Reichsverwaltung in gewissen Grenzen eine positive Einflußnahme auf den Stand der Barmittel gesichert. Unterstützt wird diese Einflußnahme durch die über die Betriebsfonds der Reichshauptkasse getroffenen gesetzlichen Maßnahmen, welche Gewähr dafür bieten, daß ein Kriegsausbruch die Reichskasse nicht unvorbereitet treffen wird.

Wenn aber auch die allgemeine Finanzlage befriedigend ist und die Kasseneinrichtungen so getroffen sind, daß im Deutschen Reiche für den Fall des Kriegsausbruches außer dem Kriegsschatz, bei Heranziehung aller dem Reiche zur Verfügung stehenden Fonds, erhebliche Geldbestände vorhanden sind, so kann man sich doch der Überzeugung nicht verschließen, daß alle diese Mittel beim Ausbruch eines Krieges, welchen das Deutsche Reich zu führen hat, nur kurze Zeit vorhalten. Sehr bald wird die Frage lauten: Wie sollen nach der erstmaligen Leerung des Reichs-Geldbeutels die weiter erforderlichen großen Summen aufgebracht werden, welche ein Krieg erfordern wird, und wie soll Gewähr dafür geschaffen werden, daß die Aufbringung dieser Summen ohne zu große Verwirrung im Reichs- und Staatshaushalt erfolge?

Die Reichsverfassung behandelt diese Frage nicht im Detail, doch giebt sie auf dieselbe nach zwei Richtungen hin Antwort. Im Abschnitt über das Kriegswesen ist bestimmt, daß die Kosten und Lasten des gesamten Kriegswesens des Reichs von allen Bundesstaaten und ihren Angehörigen gleichmäßig zu tragen sind. Hierin kommt für den Kriegsfall die Solidarität aller Deutschen und insbesondere aller deutschen Gemeinhaushalte, insbesondere der Gemeinden, der Einzelstaaten und des Reichs zum Ausdruck, welche im Notfall die Pflicht gegenseitiger finanzieller Unterstützung und der Widmung ihrer finanziellen Kräfte für das große Werk der Landesverteidigung haben. Im Abschnitt über die Reichsfinanzen mangelt ein Programm für die Beschaffung der Geldmittel zur Kriegführung; es greifen die allgemeinen Bestimmungen Platz, wonach der aus den eigenen Einnahmen des

Reichs nicht gedeckte Ausgabebedarf des Reichs durch Matrikularbeiträge aufzubringen ist, mit der Maßgabe, daß in Fällen eines außerordentlichen Bedürfnisses im Wege der Reichsgesetzgebung die Aufnahme einer Anleihe erfolgen kann.

Der Ausbruch eines Krieges stellt zweifellos den Fall eines solchen außerordentlichen Bedürfnisses dar. Die nur nach der Zahl, nicht aber nach der Steuerkraft der einzelstaatlichen Bevölkerungen bemessenen Matrikularbeiträge eignen sich nicht zur endgiltigen Beschaffung großer Summen für Kriegszwecke, womit jedoch nicht ausgeschlossen sein soll, daß für kleinere Beträge auch dieser Weg der Deckung eines aus Kriegsaufwand hervorgehenden Reichsfehlbetrages einzuschlagen wäre. Die gewaltigen Summen aber, wie sie der nächste Krieg wohl erfordern wird, können und sollen jedenfalls nicht durch Matrikularbeiträge aufgebracht werden; es wäre ein verhängnisvolles Verfahren, eine Aufgabe, welche das Reich selbst besser zu lösen im stande ist als die Einzelstaaten, diesen mittelst des Systems der Matrikularbeiträge zuzuschieben.

Darf man sich aber bei dieser Sachlage auf die Dauer mit der in der Reichsverfassung enthaltenen allgemeinen Verweisung auf die Aufnahme einer Anleihe begnügen? Liegt es nicht vielmehr im Interesse des Reichs und der Reichsangehörigen, daß schon im Frieden ein näheres Programm für die Art und Weise entworfen wird, in welcher beim Ausbruch eines Krieges den finanziellen Bedürfnissen Rechnung zu tragen sein wird? Bei vorsichtiger Erwägung wird man die letztere Frage bejahen, mit dem Wunsche, daß die deutschen Waffen im nächsten Kriege so baldige und so gründliche Erfolge erringen mögen, daß von den organischen Finanzeinrichtungen, welche für den Kriegsfall vorzusehen wären, kein oder nur ein geringer Gebrauch gemacht werden möge.

Man wird es nur befürworten können, daß zunächst bei dem Kriegsausbruch der Versuch gemacht werde, unter Benützung aller der Reichsverwaltung zu Gebote stehenden Mittel und Wege durch freiwillige Anleihen die für die Führung des Krieges erforderlichen Gelder zu beschaffen, und man wird diesen Versuchen den besten Erfolg wünschen müssen. Aber man würde nicht gut thun, mit der — immerhin unsicheren — Hoffnung auf das Gelingen dieser Versuche sich zu begnügen. Es empfiehlt sich vielmehr, in der Friedenszeit gesetzliche Maßnahmen zu treffen, durch welche eine gewisse Unabhängigkeit des Reichs von den privaten Finanzkräften geschaffen, zugleich aber auch dafür gesorgt wird, daß für den Fall der Inanspruchnahme freiwillig gewährten Kredits die erhöhte finanzielle Leistungsfähigkeit des Reichs günstig auf die Gestaltung der Kreditbedingungen einwirke. Zu diesem Zwecke wären zwei Gruppen von besonderen gesetzgeberischen Maßnahmen zur Sicherung der finanziellen Kriegsbereitschaft erforderlich, erstens die Feststellung der Grundlagen, auf welchen im Notfalle Zwangsanlehen zu verwirklichen wären, zweitens die Einrichtung von Kriegssteuern und zwar auf dem Gebiete sowohl der indirekten wie der direkten Besteuerung.

(Schluß folgt.)



Eduard Flegels Tagebuch von April 1885 bis August 1886.

Am 12. April 1885 schiffte sich Eduard Flegel mit 5 Landsleuten und seinen beiden Haussafreunden in Hamburg nach Afrika zu seiner letzten Reise ein, von der ihm eine Rückkehr in die Heimat nicht beschieden sein sollte. Es waren damals nur wenige tiefer Blickende, welche dieser mit so viel Hoffnungen unternommenen Expedition kein günstiges Prognostikon stellten. Flegel selbst stand den Dingen zu nahe und war zu sehr in Anspruch genommen, als daß er hätte die nötige Ruhe finden können, um alle Faktoren auf ihren wahren Wert zu prüfen. Schien sich ihm doch endlich zu erfüllen, wofür er Jahre lang mit geistigen Waffen und mit Einsetzung von Gesundheit und Leben gestrebt und gekämpft.

Das Unternehmen war aber auch zu vielseitig; jede seiner Seiten hätte einen ganzen Mann in selbständiger Stellung und mit den entsprechenden Mitteln erfordert. Es wäre ungerecht, Flegel zu beschuldigen, daß er zu viel auf sich nahm. Er war eben eine seltene Arbeitskraft, voll Energie und Uneigennützigkeit, die jedem Wunsch entgegenkam, sobald die Erfüllung desselben nur in seinen Kräften zu stehen schien. Nachdem Flegel 9 Jahre ohne Erholung in Afrika gewirkt hatte und vor wenigen Monaten in Europa von schwerer Krankheit genesen war, sollte er abermals eine große, wissenschaftliche Reise ausführen, Stationen gründen, neues Land zu dem früheren hinzu erwerben, den Handel organisieren, ethnographische Gegenstände sammeln, kaiserliche Geschenke an Landesfürsten überreichen und vielleicht sonst noch etwas; doch genügt dies bereits vollständig.

Die realen Mittel dagegen waren erstaunlich knapp. Die Hauptsumme von 150 000 Mk., welche der deutsche Kolonialverein aufzubringen versprochen hatte, stand und blieb auf dem Papier; denn die 15 000 Mk., die Flegel im Herbst zugehen sollten, lehnte der Reisende voll Bitterkeit als völlig ungenügend dankend ab. Die Afrikanische Gesellschaft hatte nun zwar außer den Kosten für einen Flußdampfer und ein zerlegbares Boot für die nächsten 1 bis 1½ Jahre 44 000 Mk. zur Verfügung gestellt, doch war diese Summe für eine 6 Europäer zählende Expedition nebst Ausrüstung und Passage von Hamburg bis an die Sklavenküste nicht von Belang, wobei noch das Mißgeschick hinzukam, daß nach wenigen Wochen Dr. Semon und Dr. Gürich krankheits halber nach Europa zurückgeschafft werden mußten.

Doch nicht genug, daß der deutsche Pionier zahlreiche und schwierige Aufgaben mit ungenügenden Mitteln zu lösen hatte, so boten seine englischen Gegner auch noch alles auf, um Flegel, der ihren Zwecken nicht dienen, vielmehr als Deutscher für Deutschland arbeiten wollte, zu verdrängen oder zu vernichten. Was galten den herrschgewohnten Briten die in Berlin ein Jahr zuvor getroffenen internationalen Vereinbarungen, da sie sich mit ihren großen Machtmitteln auch

am Niger und Benue bald wie zu Hause fühlen durften, nachdem sie die Franzosen gegen angemessene Entschädigung veranlaßt hatten, sich zurückzuziehen! Die Royal Niger Company wollte eben um jeden Preis das Monopol durchführen, jeden fremden Handel, jedes fremde Unternehmen von diesen Gebieten ausschließen, und einer solchen Handelsgesellschaft, die sich zur Durchführung ihres souveränen Willens auf ein Grundkapital von 20 Millionen Mark stützen konnte, wagte Flegel mit seinen Rechten entgegenzutreten und noch dazu in Afrika, wo das Recht erst recht nichts gilt. Diese je nach dem Standpunkte des Beurteilers erhabenen oder lächerlichen Rechtsbegriffe des schlichten Deutschen sollten bald genug durch englische Gewaltthat ausgetrieben werden, aber erst mit seiner Seele.

Jedoch auch indirekt hatte das Auftreten der Engländer Flegels Lage sehr verschlechtert. Die Royal Niger Company hatte sich leztthin vor Zola eine kleine Flottendemonstration und sonstige unschuldige Dinge erlaubt und dadurch den Herrn von Adamaua so aufgebracht, daß er auch Flegel nicht, wenigstens nicht von der Flußseite, empfangen wollte. So mußte der Überbringer kaiserlicher Geschenke umkehren und den sehr beschwerlichen und langwierigen Landweg über Gaschka nach Zola einschlagen.

Was Strapazen und Entbehrungen allein nicht vermocht hatten, das gelang ihnen endlich im Verein mit der harten Enttäuschung, die Flegels Herz traf, als er einsah, daß er doch nur der Pionier der Engländer gewesen war, daß Deutschland ihn verlassen hatte. Bereits vor Jahren hatte König Moliki von Nuse gegen Flegel geäußert, daß ihm dessen Streben vorkomme wie das eines Mannes, der das Brautbett bereite, bevor die Braut da sei. König Moliki hatte immer noch nicht die Landsleute seines weißen Freundes gesehen, für welche dieser zu wirken behauptete — hoffentlich wird kein Deutscher es Flegel nun zur Last legen, daß er trotz der Spötteleien des guten Königs Moliki an das Erwachen und Erscheinen seiner Landsleute glaubte, die es im entscheidenden Momente bloß vorzogen, das reiche und friedliche Niger-Benneugebiet fahren zu lassen und dafür Ostafrika samt Witu zu erwerben. Ob dies Vorgehen recht oder auch nur klug war, ist eine Frage für sich, deren Erörterung uns hier zu weit führen würde.

Im April 1886 war Flegel bei dem König von Gaschka, die Mitglieder seiner Expedition hatten sich längst zerstreut, er war wieder, wie in früheren Jahren, allein, einzig darauf bedacht, seine Pflicht zu erfüllen, während die Afrikanische Gesellschaft bereits seit 5 Monaten von der Entziehung des jährlichen Reichszuschusses offiziell benachrichtigt, also zur baldigen Einstellung ihrer Thätigkeit verurteilt war.

Trotz der höchsten Ungunst der Lage war für einen Mann von Flegels Charakter die Rückkehr undenkbar, so lange er den Auftrag hatte, Geschenke Sr. Majestät des Kaisers an den Herrscher von Zola zu überbringen, von dem er auch noch die Bestätigung seiner Rechte erwartete. Selbst die bedenklichsten Anzeichen in Bezug auf seine erschütterte Gesundheit vermochten ihn nicht von der Verfolgung seines Zieles abzulenken, den Auftrag seines kaiserlichen Herrn mit

der Treue auszuführen, wie er sie bereits als zwanzigjähriger Jüngling dichterisch in seinem „Hufarenlied“ bekannt und sein ganzes Leben hindurch bestätigt hatte. Aber alle menschliche Kraft hat ihr bestimmtes Maß, und bei Flegel war dieses Maß bereits überschritten. Der Geist hatte dem Körper zu viel zugemutet, dazu kamen noch eine heftige Erkältung beim Passieren eines Gebirgsbaches und die moralische Erschütterung infolge des Abberufungsschreibens der Afrikanischen Gesellschaft, das ihn in Koutscha erreichte und dessen Motive ihn besonders schmerzlich berühren mußten.

Dennoch zog er weiter nach Zola, wo er die Genugthuung hatte, den kaiserlichen Auftrag auszurichten und die freundschaftlichen Beziehungen zum Herrscher von Zola zu erneuern. Auch traf dort um jene Zeit der sehnlich erwartete Führer von Flegels Dampfer, Herr Thiel, ein, während sich die Herren Hartert und Staudiger nach glücklich erfolgter Uebergabe der kaiserlichen Geschenke an den Sultan von Sokoto bereits nach Europa begeben hatten.

Ende August verließ Flegel auf seinem Dampfer Zola, nachdem er die übernommenen Aufgaben, soweit dies in seinen Kräften gestanden, erfüllt hatte; jetzt aber nach ihrer Erfüllung brach der von einem starken Geist so lange aufrecht erhaltene Körper zusammen. Flegel gestand sich endlich selbst ein, daß er krank sei, und betrachtete sich nun, wie seine letzte Bemerkung im Tagebuch lautet, als franken Passagier.

Die Fahrt zur Küste ging rasch von statten, man erreichte Braß und suchte ärztliche Hilfe, doch war alles bereits zu spät. Um Mitternacht des 10. auf den 11. September beschloß Flegel, noch nicht 34 Jahre alt, sein thatenreiches Leben im Hause eines englischen Freundes, des Herrn C. J. Townsend aus Bristol.

12. April 1885, Sonntag. 12 h mittags an Bord der „Roanza“ ab von Hamburg. 1 h nachts Rurhafen passiert.

14. April. 3 h Dover angelaufen. Brief 1. an die Afrikanische Gesellschaft abgeschickt. Arbeite an der Aufstellung der General-Übersicht der Ausrüstungsgegenstände. Sehr schönes, heiteres Wetter und günstiger Wind.

15. April. Regnerisch, aber anhaltend günstiger Wind.

16. April. Früh sonnenhell, fortgesetzt günstiger Wind. Arbeite den Plan unserer nächsten Unternehmungen aus. Schiff schwankt heftig, wie das gewöhnlich der Fall in der Bai von Biskaya. Erste Zeichen der Seefrankheit bei S. — G. war gleich nach der Abfahrt etwas schwach zu Mute. H. hält sich sehr gut und besonders auch Th. und der alte Madugu. Der Tambari ißt ebenfalls nichts zu Abend. H. wird meiner Überzeugung nach sich sehr brauchbar erweisen.

17. April. Vorzügliches Wetter. Wir scheinen hier Gegenströmung zu haben, machten nicht mehr als 9 Knoten trotz des günstigen Windes. Aussicht, heut Abend Kap Finisterre zu erreichen; halten möglichst von der Küste ab, um den sich hier begegnenden Schiffen fern zu bleiben für den Fall eintretenden trüben Wetters.

21. April. Fortgesetzt günstiger Wind und schönes Wetter. Abends erreichen wir Teneriffa, „Fontenoy“, Zweidecker, französisches Kriegsschiff. Gehen für eine Stunde an Land. Bettelvolk höchst unangenehm. Colin kommt an Bord.

22. April. Früh 7 h 30 ab nach Gran Canaria, dort bis 8 h abends. Schöner Spaziergang durch die Stadt und abends zurück zum neuen Hafen von Las Palmas. Telegraph führt jetzt hierher. Überall Deutsche. Fremdenbesuch nimmt hier sehr zu. Alles billiger als in Madeira und Teneriffa. Viel Früchte.

23. April. Weiter mit stets günstigem Wind. Wir können von Glück sagen, so gut durch die Nordsee und den Nordatlantischen Ozean gekommen zu sein, der große Leichter hätte uns Not machen können bei hoher See.

24. April. Wir passierten den Wendekreis des Krebses.

25. April. Schreibe an der Lebensgeschichte Mai-Gassin-Bafis. Wir passierten Kap Blanco, Wetter und Wind günstig.

27. April. Sternschnuppe, größer als Venus, von anfangs rotem Licht, vergrößert sich zu einer kleinen Kugel von grünem Licht und zerplatzt; zuerst im Westen von uns nahe bei Sirius in ca. 45° Höhe, zerplatzt über dem Horizont vor uns in SW oder SSW.

29. April. Früh zu Anker bei den Losinseln, welche die Engländer gepachtet und mit Zollhaus besetzt haben. Der Kapitän machte die Beobachtung, daß hier Lokalabweichung von 7° W stattfindet; er ist nun schon zum zweiten Mal hier aus seinem Kurs geraten, andere haben das wohl der Strömung zc. schuldgegeben, doch sollen die Inseln aus Eisenstein bestehen, und scheint daher diese Beobachtung sehr wahrscheinlich. An Land mit Herrn Colin, welcher recht liebenswürdig ist. Tanz der verschnittenen Jungfrauen; sehr ähnlich in der ganzen Art anderen afrikanischen Tänzen, wie Yoruba, Haussa, aber wilder. Bleiben die Nacht über zum 30. Kaufe einige Goronüsse für die Madugus. Wir besuchen die andere Insel mit dem englischen Zollhause. Der Bombar mit dem Observationshäuschen ist von Herrn Bauer sehr hübsch und in echt deutschem Geschmack angelegt. Abends zurück an Bord. Differenzen zwischen Kapitän und Leuten von Colin. Suche auch bei Verminck ein Boot zu kaufen, doch ohne Erfolg, weil zu teuer.

1. Mai. Wieder an Bord.

2. Mai. Weiterreise, sehr heiß.

3. Mai. Abends zu Anker an der Liberiaküste.

4. Mai. Früh 4 h weiter, die Krusküste entlang, um Krubons zu nehmen. 5 h abends bei Kap Palmas.

5. Mai. Früh 3 h zu Anker, gegen Abend erster Tornado.

6. Mai. 8 h früh bei Gran Bassam.

7. Mai. Früh in Arim an der Goldküste an Land, 2 h nachmittags weiter nach Akkra.

8. Mai. In Akkra. Gouverneur Jung gestorben. 9 h abends in Adda, „Professor Wörmann.“

9. Mai. Früh an Bord der „Mandingo,“ die mich schon morgen nach Lagos bringt, während unsere „Roanza“ erst am 12. oder 13. dort eintreffen kann. Gouverneur Evans und Begleiter mit uns von Akfra an Bord der „Mandingo“. Da Jung dort gestorben ist und Griffith von Lagos diesen dort ersetzen soll, kommt Evans nach Lagos. Legen mittags in Quittah an mit „Professor Wörmann“.

10. Mai. Früh mit Tagesanbruch auf der Rhede von Lagos. Die „Mathilde“ liegt da und ladet. Die „Dodo“ kommt und entlöscht die „Mandingo,“ gehen dann mit dieser hinein nach Lagos, abends in Lagos.

11. Mai. Um 10 h abends kommt die „Roanza“ an. 12 h nachts an Bord und weiter nach Benin. Drei Krubons im Schiffsraum erstickt vom Dunst des Gin, 1 tot, 2 mit Not durchgebracht.

13. Mai. 8 Uhr abends in Benin, gehe hinein und kaufe ein Kanoe.

19. Mai. Ankunft in Braß, Quartier bei Townsend.

22. Mai. Gegen 11 h ab von Braß und Niger aufwärts. 12 h 5 Halt bei Point rechts, links Palmen und Mimosen. 12 h 12 weiter, 12 h 35 langsam, 12 h 37 voller Dampf, 12 h 39 links kleiner Arm. 12 h 41 links Hütten. 12 h 56 links kleine, rechts große Ausbuchtung. 12 h 58 Verbreiterung des Fahrwassers. 1 h viele Mangroven rechts, Strom enger. 1 h 3 ganz hart rechts. 1 h 6 hart rechts, Strom verbreitert. 1 h 8 Mitte, rechts Ausbuchtung, in die zwei Arme münden. 1 h 11 links breiter Arm (400 m), gabelt sich im Hintergrunde. 2 h 10 links Arm von 100 m Breite, überall Mangroven. 2 h 27 rechts mehrere Arme. Unser Pilot heißt Sam Kamerun, eine gute Vorbedeutung. 3 h 10 zwei kleine Hütten rechts. 3 h 20 gemischter Bestand rechts, mehr Mangroven links. 3 h 27 rechts kleiner Arm, Nikols-Insel. 3 h 38 rechts Ölpalmen mit Weinpalmen, links Nikols-Insel, Fluß 300 m breit. 3 h 43 rechts Wiesengrund, Mangrove fehlt bereits. 4 h 37 rechts Sonntaginsel. 4 h 54 Baumstumpf mitten im Fluß. 5 h 10 zwei Hütten, Kanoe, Fischer. 5 h 37 links Yamspflanzungen. 5 h 44 kleine Grasinsel im Strom. 5 h 51 links Hütten. 6 h 17 links Hütten, Kanoe. Passierten den Dampfer „King Moliki,“ Kapitän Prince, der dem Davis den Brief nach Lagos besorgt. 6 h 55 Halt bei der Ortschaft Pramabre. Die Leute freuen sich über unser Kommen

23. Mai. Nachts geht ein Tornado glücklich vorüber ohne Wind und Regen. Wir kaufen bei Pramabre in der Frühe Holz für Salz. Weiter um 6 h 23, links Hüttengruppen. Thiel meint, wir hätten noch für ca. 4 Tage Holz, also bis über Onitscha hinaus genügend, dennoch wollen wir jede Gelegenheit benutzen. 7 h 25 links Ortschaft. Leute kommen, Bananen zu verkaufen. Für den unteren Fluß müssen jedenfalls noch Tabak mitnehmen, Salz verkauft sich auch gut. An beiden Ufern fortwährend schöne Wälder, überall zerstreut Bananen gepflanzt. 8 h *collocasia esculenta* links, 8 h 10 graue Papageien ziemlich häufig. 8 h 50 Dorf links von etwa 20 Hütten. *Bombax*, *elaeis guinensis*, *raphia vinifera* und andere Bäume vieler Arten an beiden Ufern. 9 h 33 links zwei Negerdörfer, erstes etwa 30, zweites 25 Hütten. 9 h 45 links Sandbänke,

Fischer mit Gerät. 10 h 3 rechts wohl 25 Hütten und ein kleines Haus europäischen Stils mit Blech gedeckt, von einem wohlhabenden Schwarzen bewohnt. 10 h 48 links ein Arm. Kleine, dunkle Schwalbe (*Waldenia nigrita*). 11 h 10 halten links, bald wieder Mitte; rechts Sand, flach, Fischer. 10 h 12 prachtvolle Halkyonen, halten etwas links, breite Biegung. 11 h 18 links Dorf, bei dem viel Bananen, Jams und *collocasia esculenta* gepflanzt. 12 h 25 Halt bei Nigiana, Handel bis 1 h 20. Kaufen Holz für Zeug und Spiegel, ferner Bamboo und Tutei, um uns Dächer über das Kanoe und das Boot zu machen, dessen Segeldach nichts taugt. 1 h 28 große Insel links, ob Montaginsel? 1 h 30 auf einen Snag (Baumstumpf) aufgelaufen, glücklicher Weise ohne Leck zu machen, ein Bett zer schlagen, Kanoeschnabel abgestoßen und Kind von Davis leicht geschunden. Ein Glück, daß noch nicht R. Holz's Spielzeug mitnahm, dann wir alle wohl per Kanoe zurückgemußt. Aufenthalt bis gegen 2 h, tauen beide, Kanoe und Boot, jetzt hintereinander, um letzteres im Kielwasser des ersteren zu haben. 3 h 2 erstes Krokodil. 3 h 4 rechts Negerdorf und Wald bis ans Ufer, links flachsandig und sehr hohes Gras. 4 h nach Braß führender Creek, in dem Kanoes kommen, keine Dampfer (Braß-Creek). 4 h 9 Dorf, eine nicht große *elaeis* mit über 100 Webervogelnestern. Ein reizender charadrinähnlicher Vogel, *glareola Nordmanni*. 4 h 20 immer rechts haltend, üppige Lianen, 4 Tufane von Rabengröße, 2 *Cypselus senegalensis*, 4 h 27 einige Jakos. 4 h 33 halten rechts, Schar Jakos von 9 Stück; Tufan von Elstergröße, Schwalbenschär von ca. 80 Stück. 4 h 43 mehr nach der Mitte haltend, Ufer links nicht mehr sandig. *Gypohierax angolensis*, Tufane von Elstergröße, scharf, fast wie ein Specht, schreiend. 4 h 53 fahren jetzt am linken Ufer, 4 Stück *glareola Nordmanni*. 5 h Mitte haltend, rechts Sand, Gras, Wald, links 5 m hohes Ufer. 5 h 7 das Negerdorf Feugnana rechts, Handelsplatz, von Braßleuten besucht, überdachte, große Kanoes. 5 h 10 Negerdorf links, 20 Hütten. 5 h 28 Dorf, daneben kleiner Graben, jenseits desselben riesiger Wollbaum. 5 h 32 Uferschwalben, Bäume mit Anzahl von Webervogelnestern. 5 h 41 halten Mitte, rechts hohes, links sehr flaches Ufer, rechts vorm Point ein Baumstumpf, der uns dräuend entgegenstarrt. 6 h 40 Halt bei Sabogriga, Fischer in Kanoes kehren heim, in der Nähe Faktorei der N A C. Unser Proviant vom Kriegsministerium und der Kaffee von Niede sind sehr gut.

24. Mai. 5 h 43 ab von Sabogriga. 6 h 35 links flaches, sandiges, rechts steiles Ufer. 6 h 40 der „Barth“ läuft heute sehr gut. 6 h 50 laufen auf eine Sandbank glücklich nicht fest auf. 7 h 6 nahe rechts hin, links Sandbank Egbangnare. 7 h 30 links Insel. 7 h 33 Steamerfette reißt, zwei Stunden Aufenthalt. 10 h 6 passieren Large cotton tree, Pilotenmarke. 10 h 11 zwischen Bank rechts und Snag links hindurch. 10 h 37 begraste Ecke passiert, gehen langsamer für wenige Minuten. 10 h 50 drei mächtige Cottonbäume passiert. 10 h 54 Snag links ca. 5' über dem Wasser passiert, Snag rechts nahe dem großen Baum mit umgrüntem Stamm. 11 h Jamskulturen, links Point vor uns, rechts ausgedehnte Anpflanzungen von Bananen, Ufer ca. 10' hoch. 11 h 12

hinüber nach links zu einer Hüttengruppe. 11 h 17 halten näher links, Spitze von Stirling Island sichtbar. 11 h 25 zwischen dem Brack des „Sultan“ und versandeter Armöffnung hindurch. 11 h 28 Inselfspitze, halten nach der Insel. 11 h 32 Ortschaft rechts passiert. 1 h 32 das erste der sogenannten 7 Dörfer passiert („White man call am 7 villages“, sagt Pilot). Davis Abdurrachmani hat hier einen Freund beim 4. Dorf (Idjovolk). Fisché-Häuptling, gebe ihm einen roten Fez, mache die Leute auf die deutsche Flagge aufmerksam. 3 h 30 auf Sand aufgelaufen. 5 h Ecke und Ortschaft, in der Nähe am linken Ufer Pilotenmarke, bestehend in einer markanten Baumgruppe. 5 h 30 Agberi mit Faktorei der N A C, daselbst kleine Dampfbarasse. Keasi zeigt uns den Weg, gebe einem Eingeborenen einen roten Fez und 4 Spiegel, verspreche wiederzukommen auf der Rückfahrt. Man braucht hier weniger Kohlen, da die Luft und das Speisewasser so sehr heiß. 6 h 35 abermals auf Grund. Gehen schließlich gezwungen zu Anker, weil dem Kessel der Dampf aus irgend einer Ursache entströmt. Nachts fangen wir an zu treiben und bringen dann auch den Kessel in Ordnung, flechten ein Tau. Früh morgens kommt Keasi mit einem Huhn. Holen beide Boote jetzt längs Seite.

25. Mai. Die Nacht nur sehr wenig geschlafen. Die Steuerkette reißt zu wiederholten Malen und verursacht unangenehmen Aufenthalt sowie Gefahr für das Schiff. Arugbadu, Häuptling von Ininubei, und Oge, Häuptling von Ekperiware, gebe jedem einen roten Fez und zwei kleine Spiegel. Die Leute wollen Blutsbrüderschaft trinken und engste Freundschaft für Handel schließen, Produkte sind Öl und Kerne. 2 Stunden Aufenthalt, 1 h 15 weiter, Keasi begleitet uns. Wenn ich nicht die Verantwortlichkeit für den Dampfer und die Madugus hätte, möchte ich wohl schlafen. 2 h 25 die Ruderkette reißt immer wieder ab, und wir binden dieselbe wieder fest, so oft sie reißt, lachend, weil nun schon daran gewöhnt; wie aber bei solchem Zustande das Schiff durch die Felsen unterhalb Lokodja passieren soll, ist mir nicht klar. Der liebe Gott wird wohl ein Einsehen haben schon um meiner Madugus wegen. 3 h 45 links Ortschaft Anoru, rechts Ecke Adeawa, sandiger Point. Ich habe noch keine so aufregende Tour den Niger aufwärts gemacht, der Verantwortlichkeit eingedenk und der Zufälle, denen jeder hier ausgesetzt ist.

26. Mai. Lagerten gestern Abend auf einer Sandbank, schlafte im Freien, hole mir eine böse Erkältung. Schlagen in der Frühe das trockne Holz, das am Ufer liegt, zusammen und reparieren, so gut es gehen will, das Steuer. 7 h 20 früh weiter. 8 h 50 Abo passiert und den Dampfer „Niger,“ grüßten und erhielten Gegengruß. 12 h 30 Odugri passiert. Die „Rosy“ hinter uns fort heute früh, Akra Ugidi etwa angelauten. Unser Gruß wurde in Akra Ugidi nicht erwidert, obwohl gerade mehrere Europäer und einige kleine Dampfbarassen anwesend waren. Ein heftiger Tornado zwingt uns gegen 4 h zu Anker zu gehen, da wir es mit der geflickten Ruderkette nicht wagen können, bei heftigem Winde zu fahren.

27. Mai. 6 h 10 weiter. 7 h 25 reißt die Ruderfette aufs neue und halten, um eine gründliche Reparatur vorzunehmen. Halt in Osomare 11 h 50, daselbst Handel. Salz fordern die Leute sackweise, auch Tabak sehr begehrt. 1 h 42 rechts neue Faktorei der N A C passiert. Neuer Tornado 1 h 50, geht glücklich vorüber, wahrscheinlich weil ich den Regenrock angezogen. Heute konnten wir es wagen, während des Windes zu fahren, da das Steuer gut repariert ist, für einige Tage wenigstens, wie ich hoffe. Passieren 3 h 25 Menso, 3 h 15 Ofo passiert, Abutschu und Onitscha in Sicht. 6 h 20 glücklich in Onitscha zu Anker, nachdem in Abutschu noch einen Dampfer passiert. Auch hier freundlicher Empfang; legen an bei Astrop's Besingung, der erst nicht zuhause ist, alsdann aber Palmwein schickt und mich grüßen läßt. Ich besuche ihn nachher, und auch er ist bereit, wie jeder, einem neuen Handelsunternehmen freundlichst entgegenzukommen. Mac Intosh hätte Verträge abgeschlossen oder abzuschließen versucht, d. h. die Leute von Onitscha scheinen einen solchen Vertrag, keinen Fremden zuzulassen zum Handel u., eingegangen zu sein, um die Geschenke zu erhalten, sind dann aber in ein paar Tagen wiedergekommen, um ihn zu widerrufen. Mir ist ein Platz für die Faktorei angeboten, und mein Freundschafts- und Handelsvertrag in seinen Grundzügen gefällt allgemein. Erhalte von Astrop eine Ziege zum Geschenk, gebe einen kleinen Revolver und 50 Patronen und sende dem König durch Davis Abdurrachmani 2 Stück Groydon und 6 rote Fez. Der König schickte einen Mann, um sich zu überzeugen, ob das Schiff thatsächlich ein neues sei. Gebe dem Boten 2 Faden Zeug, und er zeigt mir sein halbgeschorenes Haupt zum Zeichen, daß er Königsbote sei. Williams kommt abends vor, um Zeug zu verlangen, was ich abweise.

28. Mai. Ab von Onitscha 7 h 15. Bekomme noch in letzter Stunde einen, wie es heißt, guten Piloten, Hauffmann und teuer. 8 h 15 Assaba passiert. Itabu links passiert. Gebe dem neuen Piloten, Abakin mit Namen, der wegelaufen ist, einen roten Fez nach dem Grundsatz:

„Gleich schenken, das ist brav, da wirst du reißieren!“

Es heißt in Onitscha, daß die Händler auf des Königs Befehl das Öl nicht zu Markt bringen, auf eine Konkurrenz wartend, und daß sie sagen, es lieber an diese billiger verkaufen zu wollen als an Mac Intosh, — hier sein großer Fehler im Management: Rücksichtslosigkeit, die stets Haß bei den Menschen erweckt. 11 h 30 Amam rechts Landschaft und Volk, daher Amambara Creek. 1 h 10 eben mich ein wenig zur Ruhe gelegt, reißt die Liane der Ruderfette hinten, Aufenthalt von 10 Minuten. Unser neuer Pilot scheint eine gute Erwerbung. 2 h 10 eine Amamortschaft rechts passiert, unterhalb Igbokeing; viel Jamskulturen. 2 h 37 links Ala, französische Faktorei, passiert. 4 h 30 Igbokeing passiert; Oputa ist tot, der freigebige, mächtige Herr nach Bourdo. 4 h 45 links Ara, Faktorei, viel Holz. 4 h 23 links Bassany, Faktorei der N A C, passiert. 5 h 20 rechts runde und oblonge Hütten, dann kreuzen nach links herüber, Namue vor uns. 6 h 45 Halt an einer Sandbank links bei Namue.

29. Mai. Schlagen Holz und weiter um 7 h 10. 7 h 40 Udjé passiert, Häuser rund und quadratisch mit Regeldächern, seltener oblong. 8 h auf Grund, kommen aber leicht wieder ab. Das Unwohlsein der Leute, vom Essen des jungen Maiskorns und Yams herrührend, ist heute glücklich überstanden. Angenehm fühle Luft, wohl in der Nähe Gewitter gewesen, die jetzt im Osten stets aufziehen. Im Handel heute früh wurden Messingringe verlangt, Tabak, Salz, Zeug. 9 h 20 Odassara rechts (Eisen), kreuzen nach links über Bänke. 11 h wieder auf Grund, aber leicht ab. Es giebt hier sehr schwierige Stellen. Neuer Aufenthalt von $\frac{1}{2}$ Stunde durch die Ruderfette, neue Reparatur erforderlich. Stebu rechts 2 h, links vor uns Ewite, Idida in der Ferne. Volk Kufurufu am rechten Ufer, Ortschaft Wupang, Holzstation, Aufenthalt von 3 h 20 bis 4 h 20, kaufen 2 Stöße Holz für 1 Stück Croydon. Auch hier fordern mich die Leute auf zu kommen und zu bleiben. Es sollten einige hundert junge Gelehrte hierher versetzt werden. Djona rechts kleiner Ort. Ruderfette reißt abermals und giebt neuen Aufenthalt von $\frac{1}{2}$ Stunde bis 5 h 15. Leute kommen längs Seite. Genever und Tabak ist die alte Forderung. Sehr schlechte Stelle unterhalb Idida voll Snags und Untiefen glücklich passiert. Herrlicher Abend. Halt 6 h 40 Sandbank.

30. Mai. 5 h 50 ab. Nachts drohte Gewitter, verschonte uns aber. 6 h 30 Boden leicht berührt mit 1 m Tiefe über dem Sand hingeschleppt. 7 h 15 wieder sehr flache Stellen. 9 h 20 rechts kleiner Ort Bange, früher Emingways Faktorei. 10 h 10 rechts Uda in Sicht, Faktorei. Schwierige Stellen hart unterhalb zu passieren, ganz nach links herum an das abschüssige Ufer der Sandbank, hier in 4—5 m hart links, $1\frac{1}{4}$ m und weniger oberhalb hart, wo der Snag, nach rechts hinüber, um letzteren herum ist Tiefe. Ekperi, kleiner Ort, neue Faktorei links (rechtes Ufer), Steamlaunch „Gandu“ liegt an der Sandbank. Dann auf den Punkt der Insel zu, die Idida vorliegt. 12 h an in Idida, vergebens Einkauf versucht, ab um 1 h. Pilot krank, fürchtet Zauberei?? „Gandu“ jetzt hinter uns, die anlegte, als wir abfuhr. Passieren die „Masaba“, hoch auf Sand seit Oktober 1884, links um 3 h 45. 4 h 25 links Faktorei Frieda. Gebiet Dfupo (Robin's tree) 5 h 30 oberhalb Stebe. 6 h nach rechts hinüber zur Felsecke, wo Fell erschossen wurde um Crowthers willen, hier treten die ersten Affenbrotbäume auf. 6 h 30 Halt bei Dfupo.

31. Mai. Früh 6 h ab. Die Eingeborenen verlangen alle nur nach Gin, sind auch sehr unverschämt mit Preisen für ihre Gegenstände. Holz ist verhältnismäßig teurer als bei uns. Halt bei Stebe 8 h 40. Streifen über einen Felsen hin beim Anlegen. Schiffe Prince of Wales hinunter, der das Schiff am Boden auf beiden Seiten besucht und alles in Ordnung meldet. Der Handel geht hier sehr gut, neue Aufforderungen, Handelsstationen anzulegen. Gebe dem Häuptling eine Platte Salz und zwei kleine Spiegel, 9 h 35 weiter. Um 10 h 30 zweimal auf Grund, 5—6 m und 1 m Tiefe liegen hart bei einander. 10 h 50 Birdrock passiert. 12 h 30 großen Felsen links oberhalb Macdonald Island passiert. 12 h 45 größerer Fels links nahe dem Ufer, rechts etwas oberhalb 12 h 50 Fels und Ortschaft, dann längs dem rechten Ufer, also links, fortgesetzt Felsen.

12 h 55 Mündung eines Fließchens links passiert. 1 h 30 ab von Beaufortspitze nach rechts, auf Felshaufen vor uns zu, bald wieder in Bogen zurück auf Bergfegel vor uns. 1 h 33 Felsen klein wenig über dem Wasser passiert, dann gerade aus, halten ungefähr die Mitte, dann ein wenig nach links auf große Felshaufen im Fluß vor uns zu. 1 h 50 gegenüber der obersten Felsgruppe links, am rechten Ufer, hier ist der Kurs, der vorher auf das linke Ufer nach rechts hin hielt, entgegengesetzt, wieder auf Point vor uns nach rechts zu gerichtet. 2 h ein leichter Bogen nach rechts und ebenso zurück auf die Öffnung vor uns, erst etwas näher rechts haltend, dann auf die Sandbank links, später mehr Mitte und dann links, 2 h 15 sehe einen Augenblick auf die Karte, und das Schiff schwingt ganz herum und wäre fast im Augenblick auf einen Fels getrieben, der links unter dem Wasser sichtbar wurde. Rechts Gebiet Koidje, herrlicher Baum. 3 h auf Grund. 4 h glücklich, wenn auch mit einiger Gefahr, ab und weiter. 5 h 28 große Felsen passiert, sehr starker Strom, links Sandinsel. 6 h 50 Halt bei Gbegbe.

1. Juni. Halten bei Gbegbe. Herr Thiel war gestern nicht ganz wohl, die Tour war etwas anstrengend. 9 h 30 bei Lokodje zu Anker. Kaufte 1 Zahn für 3 Stück Croydon und 1 Tole für denselben Preis, um die Konsequenz der Warnung zu erfahren.

2. Juni. Ab von Lokodje 6 h 10. 6 h 45 auf Gande zu, links Snag. 7 h 3 mächtige Felstrümmer. 7 h 10 Gande, Halt bis 8 h 35, kauften eine größere Quantität Yams, 10 Stück für 3—4 kleine Spiegel; wenig Fleisch und Fisch, teuer; Reis mäßig. Rechts große Bank 8 h 47. 8 h 50 bis 9 h 20 Halt, Ruderfette gebrochen. 9 h 35 links am Steilufer hin. Ob wir Wasser genug haben werden, flußaufwärts zu gelangen, ist noch sehr die Frage. Der Benue ist ein eigenes Wasser, wo immer sehr tiefe Stellen mit ganz flachen abwechseln, das plötzlich steigt durch heftige Regen in den südlichen Bergen, durch Zufuhr der Flüsse Nakenallah, Donga, Wufari etc. und ebenso schnell wieder fällt. 9 h 50 hinüber nach rechts. 10 h langsam vorwärts. 10 h 20 schneller. 10 h 25 rechts entlang an dicht bestandenen Ufer, links große Bank. 10 h 35 rechts hin. 10 h 45 hinüber nach links. Herr Thiel hat leichtes Fieber seit vorgestern abend. 10 h 10 links grasiges Steilufer. 12 h 10 auf Grund, kein Ausweg ersichtlich, wie der Pilot vorhergesagt; es mußte aber versucht werden. 2 h 30 zurück nach Gande nach Beratung mit allen von uns: 2' Wasser. Atipo zerstört. 4 h in Gande vor Anker. Gestern empfing Schreiben von der N. A. C., daß Ruße unter britische Protektion gestellt ist und wurde gewarnt, Güter zu landen und mit den Eingeborenen Handel zu treiben. Kaufte gerade deshalb Elfenbein (einen schlechten, kleinen Zahn) und werde vielleicht Herrn Dr. Gürich auf der Rückreise von Loko daselbst mit Waren landen für kurzen Aufenthalt. Der Vertrag scheint mir nicht auf solider Übereinkunft basiert und ist der Brief albern, die Proklamation zu weit gehend, um Berücksichtigung zu verdienen. Ich will untersuchen, wie weit Mac Intosh zu derselben berechtigt ist. In Loko erhalten wir vielleicht eine gleiche Warnung, die wir ebenso wenig berücksichtigen wollen, noch auch können. Auch hier erhielt ich verschiedene Angebote, auch von Dr. Crowther,

Verkauf von Faktoreiplätzen etc., jede Unterstützung, sandte Brief an Molifi von Nuse und Elfenbeinstab, erwarte bestimmte Auskunft bei Rückkehr, die eventuell ausbleibt, da Mecheaux sehr still und zurückhaltend, wie ins Bockshorn gejagt, erscheint. Jedenfalls wünschen alle im Lande die Konkurrenz sehnlichst und hält sich der König für betrogen. Thomson und Hamilton (letzterer hat das Bein gebrochen und ist auf der Rückreise) sind angehalten und gefangen gehalten worden, weil sie ohne Erlaubnis oder Brief von Nuse nach Sokoto und Gandu gingen, eine gute Lehre. Der Mann ging mit 270 Personen Gefolge, wie man sagt, wahrscheinlich politische Mission; ich wollte Mecheaux veranlassen, nach Gandu Gilboten zu schicken mit meiner Botschaft, die Eile kann ich aber von ihm nicht erwarten, und dann nützt es eben nichts. Gab Mecheaux 1 Uhr, Abega 1 Stück Croydon, Mr. Show und einem andern je 1 roten Fez.

3. Juni. In Gande versuche Kanoeleute zu engagieren und bereite die Abreise Dr. Semons nach Loko vor und meine Rückkehr nach Braß.

4. Juni. Früh 10 h ab von der Sandbank bei Gande und zurück nach Lokodje.

5. Juni. Nach großen Mühen und Ärger weiter gegen Abend allein mit ca. 2 Tons Ladung Elfenbein von Mr. Buchner, wofür ohne jede Verbindlichkeit 21 Pfund Sterling 6 Sh. Gold erhielt. Kann kein Kanoe für Holz bekommen. Thiel und Hartert etwas besser. Es ist ein Glend mit diesen Leuten, sie sind nie zu etwas zu bekommen und schinden und plagen den Weißen mit großer Frechheit oft. Vergeblich bot höchsten Preis für ein Kanoe, man forderte 50 Sack à 20 000 Muscheln = 1 Million Muscheln allein für die Miete eines Kanoe, das nicht 40 000 Wert hatte. Der König gab mir schließlich eines. Die Eigentümer weigerten sich, „er will uns das Brot vom Munde nehmen.“ Der König sendet seinen Boten mit Stab, der bringt das Kanoe. Ich sende meine Leute, um Holz zu nehmen. Der Königsbote hat aber kaum den Rücken gekehrt, so fährt der Mann mit dem Boote davon, und meine Leute stehen am Ufer. Ich ging zum König zurück, nachdem ich ein Boot angerufen. Er schickte mehrere Leute mit, das Boot sofort zu geben. Die Leute sind weiter störrisch, erst muß es aufgefunden werden, dann entsteht eine Prügelei, und ich verzichte lieber. Es sieht wie der raffinierteste Betrug oder wie im Tollhaus hier aus. Kehre müde, abgehetzt und hungrig zum Schiff zurück und wir reisen ohne Kanoe ab. Davis mietete sich ein so schlechtes Kanoe, daß es beladen an der Seite des „Barth“ zu sinken drohte, und er bleibt mit seiner Ware zurück, mir 10 Pfund Sterling und 1500 Goronüsse schuldig. Ab von Lokodja 3 h 21 nach Gw. Zeit (goldene Uhr Nr. 2). Halt 5 h 40 bei einer Sandbank.

6. Juni. Weiter um 5 h 50 und abends Halt bei Wupang, Holzplatz.

7. Juni. Wasser im Mittelraum, das aus dem Kessel ausgelaufen scheint, da ein Hahn sich durch Anstoß leicht geöffnet haben kann, erschreckt uns anfangs nicht wenig. Kaufe Holz für 1½ Stück Zeug. Der Häuptling giebt mir ein kleines Stück Land, etwa 150 Schritt vom Fetischhause landeinwärts bis zu einem grünen Busch, der nach Süden hin auf den größten Baum der Umgegend hin-

weist. Diesen entlang soll die Grenze gehen und ca. 110 Schritt Front am Wasser nach Süden hin, also ein Geviert von 110 Schritt Länge und 150 Schritt Breite. Gebe dem Manne außer den kleinen Geschenken von gestern, die er mit einem Huhn erwiderte, 1 Stück Zeug und einen kleinen Spiegel, bei deren Annahme er sich mir in Gegenwart der Versammlung erklärt, den Grund niemandem anderweitig zu geben. 6 h 45 ab von Wupang. Um 8 h 30 Halt. Der Dampf entströmt dem Kessel, wie am Pfingstsonntage, müssen vor Anker und reparieren, sind gegen 12 h fertig. Komme nachmittags auf Grund. Da ich das Elfenbein nicht löschen will, arbeiten an 3 Stunden vergeblich. Wir hätten es auch nicht löschen können, da uns jedes Mittel, an Land zu kommen, fehlt und Leute nicht zu uns kommen. Ein Kanoe mit Leuten aus Abadje, welche nach Dnitscha wollten, passieren, und wir rufen sie an, sie leisten Hilfe. Da sträubte ich mich gegen das Löschen, wo die Möglichkeit, es zu vermeiden, geboten wurde, und glücklicher Weise war der letzte Versuch denn auch von Erfolg. Den Leuten gab ich 6 kleine Spiegel und 10 Taschentücher, sind nicht zufrieden.

8. Juni. Stark bewölkt, wie gestern Abend, aber glücklicher Weise kein Regen. Th. und S. sind wieder besser, letzterer sehr schwach. In Dnitscha gehe zum Könige, der mich sehr freundlich empfängt und sofort darauf dringt, daß ich einen Platz nehme. Mr. John lieh mir sein Pferd, der König schenkte mir eine Ziege und einen Mann, der mich begleite. Eduard C. Philipp, Sohn des Reverend, John Show, Peter Dbori, Mann von Mr. Astrop. Ab 2 h 30 von Dnitscha. 2 kleine Kanoes mitgenommen, haben heftigen Gegenwind, schlagen sofort voll Wasser, und nahezu kommt auch Wasser ins Schiff in den Maschinenraum, wobei wir leicht alle draufgehen konnten und das Schiff sinken. Schneiden sofort glücklich los, und die Kanoes und das Holz fangen an stromab zu schwimmen, wir kommen nicht sofort nach, weil ein Tau des Kanoe sich darin verfangen hat. Die müssen losgeschnitten werden, was viel Mühe macht. Glücklicher Weise hält uns der Wind, der stromauf weht, vom Treiben ab, wir liegen wie vor Anker, nachher dreht sich der Wind und neue Not. Holen die Kanoes ein und retten beide. Das Holz zum größten Teil verloren, bringe das kleine Kanoe zurück. Die „Jessy“ kommt von Abutschi. Endlich weiter 4 h 20 nachmittags, wieder fast ein ganzer Tag verloren.

9. Juni. Stark bewölkt, nachts viel Wind, einmal durch einen Eingeborenen gestört, der Fische verkaufen wollte! Ich sagte, daß ich nächstens auf ihn schießen würde.

10. Juni. Handel um Holz bei den 7 Dörfern, geht nur langsam von statten, meist sehr teuer. 6 h 30 weiter. 20 h 15 bei Angiama Halt, kaufen Holz und Kerne für 60 Head Tabak, ab um 4 h. S. fiebert. Das Schiff liegt schief wegen der Ladung Kerne. Die „Rufe“ begegnet uns, 2 Weiße an Bord. 5 h 5 die „Florence“ begegnet uns. Unser „Heinrich Barth“ hält heute nicht gut Dampf. Ein Braßkanoe passiert uns, hißte die „englische Flagge“ vor uns, alle Braßleute führen die „englische Flagge“, obwohl sie nicht dazu gehören; sie sagen, weil sie durch die Engländer reich sind.

11. Juni. 6 h früh weiter. Fieber in der Nacht, früh heftiges Kopfweh. 9 h 50 Akassa in Sicht. 10 h 5 vor Akassa Creek nach Braß. Die Flut kommt eben herauf, weiße Schaumlinien der Wasserbrandung. 10 h 55 auf Grund im Akassacreek. 11 h 55 frei, Wasser ist gestiegen; fahren einen neuen kleinen Creek, der tiefer ist und nördlicher liegt. 12 h 5 Fishtown, der Creek also von unbedeutender Länge. Auf den flachen Stellen wird, wenn die Flut kommt, der Mudd, der weiche Boden, aufgewirbelt, sodaß das Wasser braune Färbung hat; eine Schaumlinie, grünes, salziges und braunes, süßes Wasser scheidend und immer verdrängend. 12 h 55 offene Braßlagune (Burt's Mündung), 1 h 10 bei Townsends Faktorei zu Anker, Fieber.

12. Juni. Bringen durch Güte des Herrn Harriat von Townsend den „Heinrich Barth“ mit der Flut auf Land und untersuchen ihn gehörig. Herr Thiel recht thätig, auch Hartert wieder besser. Der Boden des Schiffes wird entschieden als gut und des Streichens mit Mennig für nicht benötigt erachtet von Mr. Harriat von der englischen Marine. Die schwarze Farbe aber hat gelitten, und ich lasse nach Rücksprache erst rot unterlegen, um das Eisen gut zu erhalten, und dann schwarz streichen. Engagierte einen Zimmermann in Onitscha, uns ein Holzdach auf dem „Heinrich Barth“ an Stelle der Leinwand zu machen, die ganz verbrannt ist, was wir schon auf der Probefahrt bemerkten. Kaufe zwei leider nur kleine Kanoes durch Townsend, der 6 Kisten Genever für jedes zahlt und dem ich zusammen 12 Zündnadelgewehre à 1,50 Mark und 1200 Patronen = 66 Mark, also zusammen 84 Mark ohne Fracht und Spesen, etwa 100 Mark mit der letzteren zahle. Diese Tauschgeschäfte sind stets die besten, weil durch sie jeder billig zu seinem Zweck kommt. Mir wurden 15 Pfd. Sterl. bar abverlangt für jedes Kanoe, also 30 Pfd. Sterl. für beide, und pro Kiste Gin von Townsend 5 Sh., also zusammen 15. Pfd. Sterl. 5 Sh. Hätte ich selbst Genever gehabt, hätte mir dasselbe doch 3 Sh. 6 p. gekostet, und angenommen, ich hätte das Kanoe für 50 Kisten erhandelt, beide für 100, so wäre das immer noch 17 Pfd. Sterl. 10 Sh. gewesen, wo ich jetzt unserem Hause einen anständigen Verdienst lasse — denn die Gewehre verkaufen sich hier langsam, aber gut, — und beide Kanoes für 100 Mark = 5 Pfd. Sterl. gekauft sind. Gab wieder einen Elfenbeinfächer und ein Armband zum Geschenk. Fieber, abends besser.

13. Juni. Früh schwach, fahre zu Sohnki und kaufe verschiedenes ein für nahezu 60. Pfd. Sterl. Ich soll Montag bestimmt Antwort haben, ob Townsend eventuell selbst hinauffährt; alsdann zahle ich lieber Fracht, fahre schneller und besser, denn die beiden Kanoes genügen noch nicht für alles. Zurück von Sohnki mit Fieber, lege mich nieder für mehrere Stunden, ohne sehr erfrischt zu sein. Thiel sehr thätig, ganzen Tag beim Schiff beschäftigt. Verspreche bis Montag zu bleiben, da dann die Braßleute ein Palaver haben, um über die Auffahrt der Steamlaunches der Weißen den Niger hinauf zu entscheiden, ob dieselbe gestattet werden soll.

14. Juni. Großes Diner bei Townsend, abends kommt die „New Calabar“, bringt die ersten Briefe. Thiel und Hartert wieder krank.

15. Juni. Die Braßleute kommen nicht zum Balaver, sondern setzen nur den Mittwoch an für die Entscheidung. Belade ein Kanoe. Der „Heinrich Barth“ treibt, kein Anker will hier halten.

16. Juni. Der „Heinrich Barth“ treibt wieder und gerät auf ein altes Braß, kommt aber wieder glücklich ab. Belade das zweite Kanoe und kaufe ein drittes für 65 Kisten Gin, die ich in Cush à 5 Sh. zu bezahlen habe. Es läßt sich nicht ändern, es ist sonst keine Möglichkeit da, meine Waren fortzuschaffen. Nehmen die Kohlen ein. Abends kommt die „Koanza“, bringt Briefe.

17. Juni. Briefe per „Koanza“ ab, 4. Brief an die Gesellschaft und von Bunsen. Laden das dritte Kanoe.

18. Juni 10 h 30 endlich ab ganz langsam, damit die Kanoes nicht vollschlagen. Legte einen Brief mit 3 Pf. Sterl. für Harriat hin und zahlte noch 1 Pf. Sterl. für die Planken. Erhielt für 105 Mark Papier 5 Pf. Sterl. in Gold und für den Zahn von Lokodja 2 Pf. Sterl. 14 Sh. Cush. 10 h 30 über die Lagune hin 2 große Schiffe, „Teneriffa“ und „Kongo“. 11 h Eingang zum Akassacreef; fahren etwas schneller, da die Gefahr, daß die Kanoes sinken, vorüber scheint, gehen etwas mehr nach West hinüber. 11 h 5 fahren ein in den Creef. 11 h 11 nach rechts haltend, links sandige Ecke. 11 h 19 auf Ecke rechts vor uns zu. 11 h 33 hart an der Ecke rechts, links weite Bucht. 11 h 43 nahe rechts, starker Strom entgegen, das Wasser fällt. 11 h 45 hinab nach links. 12 h 3 hinüber nach rechts, dann herum nach links. 12 h 13 halten Mitte. 12 h 17 Fishtown in Sicht. 12 h 25 offener Arm rechts. 12 h 34 kleiner Arm links. 12 h 55 links Hauptarm, halten rechts; leicht auf Grund, hielten zu sehr links, man muß den Point links frei halten, mehr nach der Mitte hin und dann an den Point heran und nach links herum in den schmalen Arm hinein. 1 h 28 offene Lagune vor uns. 1 h 30 Eintritt in dieselbe. 1 h 32 rechts ein Arm offen. 1 h 35 halten nahe rechts. 1 h 46 halten ziemlich Mitte auf Point rechts zu. 2 h 13 die Lagune wird freier, dann Akassa in Sicht. Schaumige Wassergrenze, fahren langsamer. Schlechte Wellenbewegung, hier schlägt viel Wasser ein. 2 h 29 neue Schaumlinie, biegen nun in den Fluß ein. Die Flut setzt wieder ein und wird uns hinaufhelfen. 2 h 39 halten nach links hinüber. 2 h 58 halten Mitte. 3 h 8 nach links hinüber. 3 h 13 vor uns schmaler Arm, rechts weite, offene Lagune. 3 h 16 Einfahrt in den Arm. 3 h 18 Insel rechts. 3 h 34 auf green hedge zu, rechts voraus Insel. 3 h 39 Insel rechts. 3 h 42 green hedge passiert. 3 h 48 links 2. eigentliche green hedge Stelle passiert, hart an dieselbe heran. 3 h 52 links kleiner Arm, ab von Ecke links nach rechts hinüber. Die frischen Mangroveblätter haben ein schönes Grün, erste junge Palmen. 4 h halten Mitte. 6 h 16 Mikols-Insel vor uns. 4 h 27 fahren in den Arm rechts ein, Mikols-Insel links. 4 h 37 höhere Palmen, gemischter Bestand. 4 h 43 halten nahe rechts, links Ende von Mikols-Insel. 5 h 4 rechts kleiner Arm. 5 h 42 nahe rechts, Bananenpflanzungen. 5 h 45 Insel rechts. 5 h 55 Halt oberhalb der Insel.

19. Juni. 5 h 30 weiter. 5 h 38 hinüber nach rechts. 5 h 57 üppige Vegetation im Morgensonnenlicht, Plantanenlichtungen dazwischen. 5 h 58 Ortschaft rechts.

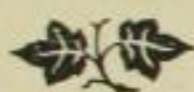
Herrliche Vegetationsbilder; grüne Uferländer von dichtestem Pflanzengewirr, lichtere Stellen mit schlanken Palmen und Araukarien, Lianenumwundenen Pflanzenriesen. 6 h 34 rechts Ecke. 6 h 40 links Hütten und Kulturen. 6 h 51 links Hütten zu Ende. 6 h 55 links herum scharfe Ecke. 6 h 58 links wieder Hütten, rechts und links Plantanenpflanzungen. 7 h 4 links vereinzelte Hütten. 7 h 11 rechts grasige Ecke. Lasse den Tabak öffnen und 250 Heads herausnehmen, gebe den Leuten je einen Head davon, lasse den Tabak mit Holzplatte und dann mit geteertem Segeltuch bedecken. Thiel und Hartert besser. 7 h 33 links einzelne Hütten. 7 h 35 rechts und links Hütten und Kulturen. 7 h 39 links kleine Ortschaft und lebhaft fließendes Zuflüßchen. 7 h 50 halten, um Holz zu kaufen, 4 Cords für 28 Heads, sehr teuer. Hartert unerdeffen 2 Photographien aufgenommen. 8 h 52 weiter. 8 h 56 rechts offener Arm. 9 h 6 kommen nur sehr langsam vorwärts. 9 h 10 links Ecke, Snags, Kulturen. 9 h 15 rechts schmale Öffnung, ob Zufluß? 9 h 16 eine Hütte links. 9 h 26 halten Mitte, häufig Plantanenpflanzungen. Schwimmende Wasserpflanzen. 9 h 35 links Ecke mit Snags. 9 h 40 passieren links Ortschaften. 9 h 42 rechts Ecke mit Snags. 9 h 46 links einzelne Hütten. 9 h 43 rechts um eine Ecke herum. 9 h 58 collocasia esculenta Yams. 10 h 8 links Arm, rechts Ecke mit Snags. 10 h 13 Arm passiert, halten nahe links. 10 h 16 links herum, Ecke mit Snags. 10 h 18 rechts Ecke. 10 h 45 Dampfer begegnet uns, links Ortschaft. 10 h 55 halten die Mitte, links grasiges Vorland. 11 h 19 links Ortschaft. Die Eingeborenen bieten sich jetzt hier als Arbeiter an, sind sehr teuer mit Proviant, namentlich mit Fleisch. 11 h 25 links Ortschaft. 11 h 26 drei Orte links. In verschiedenen dieser Ortschaften weht die englische Flagge. Grund? Wohl ähnlich wie der der Brasleute. Mac Intosh soll den Leuten die englische Flagge gegeben haben und je 9 Kisten Gin, womit er alle Rechte gekauft zu haben meint. 11 h 48 Ortschaft rechts. Bezahlen 60 Heads Tabak für gekaufte Kerne. 12 h 3 weiter. 12 h 44 Arm passiert. 12 h 50 links Einschnitt oder Durchschnitt, in der Mitte halb trockener Baum. 12 h 51 rechts Snag. 12 h 55 halten Mitte. 1 h 5 rechts Ecke mit Fischfallen, flach, halten näher links. 1 h 12 Ortschaft links, Regen. 2 h rechts Ortschaft und wieder die englische Flagge. 2 h 12 links Inselanfang. 2 h 17 Snag rechts. Passierten eben einen Dampfer der N. A. C. auf Grund, links Inselende. 2 h 46 Ortschaft links. 2 h 52 links Ecke und Snags, rechts vor uns Sanddecke mit Snags. Von 3 h 2 bis 3 h 17 hart links, rechts Sandbank. 3 h 19 halten Mitte, rechts Bank. 3 h 23 Horseshoebank passiert. 3 h 28 halten näher rechts, links Ecke. 3 h 35 Araukarien? zahlreich. 3 h 38 rechts Snags. 3 h 45 Hütten rechts, weiße Fahne. 3 h 50 halten Mitte. Wir sitzen in einem Feuerregen, die Leinwand ist durchgebrannt. 4 h grüne Insel vor uns, viel Snags links. Papageien, Gabelweihe, schwarzweiße Adler, graue Habichte. 4 h 7 rechts Hütten, links Inselanfang, reizende Baumschläge und Gruppen. 4 h 8 Insel hat Sandspitze und Bank weiter oberhalb. 4 h 13 links schmaler Einschnitt erkennbar, ob Zufluß, Rinnsal? Große, graublauere Reiher. 4 h 19 Inselende und Hüttengruppe

rechts. 4 h 23 links Ecke vor uns. 4 h 25 rechts Arm passiert, führt nach Braß. 4 h 33 ein mächtiger (Cotton?) Baum, Pilotenmarke. 4 h 47 halten rechts, fast Mitte, links Sanddecke. 5 h 10 hinüber nach links. Rechts und links kleine Orte, die Leute ziehen ein weißes Tuch auf und nieder. 5 h 16 Halt links, um Holz zu kaufen. Die Leute narren uns mit wenigen kleinen Häufchen, versprechen in der Frühe welches zu bringen.

20. Juni. Wenn wir Holz haben wollten, würden sie jetzt in den Wald gehen und welches schlagen. Nachts hat es anhaltend geregnet, der Morgen ist herrlich. 5 h 50 weiter. 6 h rechts Sanddecke. 6 h 11 links in großem Bogen um Sanddecke rechts herum. 6 h 20 Ortschaft links, wieder englische Flagge. Halten, um Holz zu kaufen, bis 6 h 30. Am rechten Ufer gegenüber weht ebenfalls die englische Flagge. Die Leute haben wohl neue Ordre bekommen, sie uns zu zeigen; denn bei der ersten Auffahrt sahen wir nur sehr wenige. Man schwenkt die Flagge bei unserem Kommen. 6 h 40 zahlreiche Marktkanoes, rechts neuer Ort vor uns. 6 h 47 den Ort passiert, ein weißes Stück Zeug wird hier auf und ab gezogen an einer Stange. 6 h 48 Halt wegen Holz bis 7 h 4. 7 h 11 Taylor's creek, 2 Snags. 7 h 17 links Sanddecke, rechts am Ufer viel Snags. Das Wasser ist gestiegen, die Snags in gleicher Höhe mit dem Spiegel. 7 h 47 rechts Sanddecke. 8 h 10 halten links. 8 h 20 links Arm frei, rechts Ort vor uns. 8 h 23 passieren Sabogriga rechts. 8 h 32 die Faktorei der N A C passiert. 8 h 40 halten näher rechts. 8 h 45 links vor uns Ecke. 8 h 48 hinüber nach Ecke links. 8 h 55 Ecke links passiert. 9 h 2 rechts Sanddecke. 9 h 7 halten fast Mitte, etwas näher links. 9 h 36 rechts Ortschaft, Bank davor. 9 h 43 Ortschaft passiert, halten näher links. 9 h 48 links Ecke vor uns. 9 h 53 hinüber nach rechts, links Bank. 10 h 4 herrliche Baumgruppe rechts. 10 h 8 Halt bei der Ortschaft bis 10 h 40, kaufen etwas Palmkerne, Hartert nahm Photographie auf von Ofenimonims, Mann des Orts. Leute fischen hier am Ufer mit einem länglichen Korb, auch Fischfallen. 11 h halten rechts, grüne Insel links. 11 h 13 Palmstamm im Wasser. 11 h 16 rechts viele Snags. 11 h 26 links Ecke. 11 h 37 nahezu Mitte. 11 h 40 links Ortschaft vor uns. 11 h 51 Ortschaft links passiert. 12 h 4 hinüber etwas nach links, rechts Sanddecke vor uns. 12 h 15 rechts Sanddecke. 12 h 35 links Snag und Sandbank, rechts Snags. 12 h 57 rechts Ortschaft, links Ecke. 1 h 5 links Ortschaft. 1 h 12 offener Arm und Insel links, Stirling Island; Ortschaft rechts vor uns. 1 h 20 nahe links. 1 h 55 links Sandbank. 2 h 13 Sandbank links. 2 h 16 links ganz flache Stellen, rechts Snags. 2 h 18 oberes Inselende, Sandbänke. 2 h 25 Snag links gerade unter Wasser. 2 h 30 den großen Baumstumpf oberhalb Stirling Island passiert. 2 h 40 rechts Sanddecke. 2 h 58 Ortschaft links, fahren langsamer. 3 h 15 Halt, um Holz zu kaufen bei den sogenannten seven villages, beim 1. Dorf bis 3 h 45 Aufenthalt. Dann bis 4 h langsame Fahrt, um die Kanoes zu befestigen. Hartert nahm inzwischen Photographien auf. Von 4 h 15 bis 4 h 25 neuer Halt. 4 h 25 weiter, die Sandflächen werden größer und zahl-

reicher. 4 h 37 von links nach rechts hinüber, kleine Ortschaft rechts. 4 h 44 halten näher rechts, links Sandbank. 5 h 4 halten rechts, links Sandbank. 5 h 26 hart rechts, Sand steil abgeschnitten. 5 h 30 nach links hinüber. 5 h 40 nahe links. 5 h 46 Halt in 1 Faden Wasser.

(Fortsetzung folgt.)



Über wahre und falsche Wunder.

Von

Ludwig Büchner.

„Wenn die moderne Wissenschaft das Wunder leugnet, so thut sie es nur, um uns eine Welt zu zeigen, welche selbst ein ewiges Wunder ist.“

A. Laugel.

Es ist eine alte Erfahrung, daß Wahrheit seltsamer ist als Dichtung und daß selbst die kühnsten Flüge der Phantasie von der Wirklichkeit mehr oder weniger übertroffen werden. Nichtsdestoweniger ist es eine ebenso alte Erfahrung, daß die Menschen im allgemeinen geneigt sind, den Erfindungen der Phantasie weit mehr Glauben beizumessen als den Thatfachen der Wirklichkeit. Unzählige-mal sind die unwahrscheinlichsten oder unmöglichsten Dinge oder Erscheinungen oder die dreistesten Lügen willig geglaubt oder für wahr gehalten worden, während umgekehrt fast ebenso oft wirklichen Dingen oder Begebenheiten oder wunderbaren Enthüllungen der Wissenschaft der hartnäckigste Unglaube entgegengesetzt wurde. Wollte man diese eigentümliche Erscheinung durch alle möglichen oder vorhandenen Beispiele hindurch verfolgen, so könnte man fast die gesamte Kulturgeschichte der Menschheit herbeiziehen und ein dickes Buch darüber schreiben, während wir uns hier mit einigen wenigen, willkürlich herausgegriffenen Beweisstücken begnügen müssen, zu denen die großartigen und mit Recht „wunderbar“ zu nennenden Erwerbungen oder Entdeckungen der Wissenschaft in unserm Jahrhundert ein reiches Material liefern. Übrigens gibt es kaum eine bessere Illustration des berührten Verhältnisses als die bekannte Anekdote von jenem unterhaltungsbedürftigen König von Siam, welchem der bei ihm beglaubigte holländische Gesandte alle möglichen oder willkürlichen Erfindungen aufsticht und so lange bereitwilligen Glauben fand, bis der Erzähler, den seine Erfindungsgabe im Stiche ließ, anfing, wahre Dinge zu berichten und unter anderem mittheilte, daß in Holland im Winter das Wasser der Flüsse oder Teiche so fest würde, daß man mit Wagen und Pferden darüber hinfahren könne. Da fuhr der König zornig auf und erklärte, daß er den Erzähler bisher für einen wahrhaftigen Mann gehalten habe, daß er nun aber vom Gegenteil überzeugt sei!

In ganz ähnlicher Weise fanden und finden Tausende und Millionen von Menschen keine Schwierigkeit zu glauben, daß Gott dem Moses in einem feurigen Busch erschienen sei, und daß der letztere seine Gesetze von dem ersteren auf zwei Steintafeln geschrieben empfangen habe, oder daß Bileams Esel gesprochen habe, oder daß das Geheiß eines jüdischen Propheten die Sonne habe stille stehen machen, oder daß Christus auf dem Wasser gegangen sei oder Tote lebendig gemacht habe oder selbst vom Tode auferstanden und gen Himmel gefahren sei, oder daß es Hexen, Zauberer, Teufel, Gespenster, Besessene u. s. w. gäbe, oder daß man unedle Metalle in Gold verwandeln oder Menschen auf chemischem Wege erzeugen oder mit Hilfe gewisser Tränke ewiges Leben erlangen könne, oder daß beliebige Pflanzen und Tiere ohne Eltern aus bloßem Schlamm oder Unrat entstehen könnten, oder daß Ahnungen, Träume, zweites Gesicht u. s. w. eine bestimmte Bedeutung hätten, oder daß es Menschen gäbe, welche aus dem Flug der Vögel oder aus den Stellungen der Gestirne oder durch Kartenschlagen und ähnliches die Gesichte ihrer Mitmenschen abzulesen oder in die Zukunft zu sehen im stande wären u. s. w. Man könnte die ganze Skala menschlichen Aberglaubens von ehedem bis heute verfolgen, um dieses zu erhärten, würde aber sehr irren, wenn man annehmen wollte, daß das Verhältnis heutzutage im wesentlichen ein anderes geworden sei als in früheren, weniger aufgeklärten Zeiten. Allerdings hat der Aberglaube der Neuzeit andre und weniger grausame oder weniger rohe Formen angenommen; aber in der Sache selbst hat sich nicht viel geändert. Man denke nur an die Heilige von Lourdes oder an den in Neapel alljährlich Blut schwitzenden heiligen Januarius oder an die Tischrücken-Epidemie und Hellscherei, sowie an den ganzen spiritistischen und Geister-Anfug, dessen begeisterte Anhänger nach Millionen zählen, und der neuerdings sogar den frechen Versuch unternimmt, sich in ein wissenschaftliches Mäntelchen zu hüllen. Man denke an die Heilungen von Krankheiten durch Sympathie, Homöopathie, Wunderdoktoren u. dgl., an die Jäger'sche Seelen-Riecherei, an den fortdauernden Glauben so vieler Menschen an Ahnungen oder Gesichte oder an die Bedeutung der Träume oder an die ewig schlafenden und keine Nahrung zu sich nehmenden Jungfrauen oder daran, daß die Welt vor sechs tausend Jahren aus dem Nichts entstanden sei, oder daß Pflanzen, Tiere und Menschen anders entstehen könnten als durch Abstammung und Entwicklung, oder daß es einen Himmel und eine Hölle oder eine Kraft ohne Stoff gäbe oder daß Jemand unfehlbar sei u. s. w.

Man könnte noch lange fortfahren, um die grenzenlose Leichtgläubigkeit der Menschen in Bezug auf Dinge, welche sich über die gewöhnliche Ordnung und Gesetzmäßigkeit der Natur erheben, oder an das, was ich in der Überschrift dieses Aufsatzes „falsche Wunder“ genannt habe, an schlagenden Beispielen nachzuweisen. Es scheint eine eigentümliche Sucht nach dem Wunderbaren oder ein Streben in der menschlichen Natur zu liegen, etwas ausfindig zu machen, was der allgemeinen Ordnung der Dinge oder der unverrückbaren Gesetzmäßigkeit der Natur, welche den Menschen ein drückendes Gefühl verursacht, gewissermaßen eine Nase dreht — eine Sucht, welche sich vielleicht durch atavistische Überlieferung aus einer

Zeit erklären läßt, da dem ersten, kaum zum Selbstbewußtsein erwachten Menschen die ganze Natur ein einziges Wunder war. Daraus läßt sich auch vielleicht das stete Wiederhervorbrechen dieser Sucht trotz aller wissenschaftlichen Aufklärung, bald unter dieser, bald unter jener täuschenden Verkleidung, erklären.

Um so auffallender muß es andrerseits erscheinen, daß wirklichen oder wahren Wundern oder den wunderbaren Enthüllungen der Wissenschaft so oft der hartnäckigste und langwierigste Unglaube entgegengesetzt wurde, und daß bewiesene Wahrheiten oder unumstößliche Thatsachen die unerhörtesten Anstrengungen haben machen müssen, um Glauben und Anerkennung zu finden — eine Erscheinung, welche sich trotz aller Kultur und Aufklärung immer noch von Zeit zu Zeit wiederholt. Welche Zeit und Schwierigkeit hat es gekostet, bis das falsche sogen. Ptolemäische Weltssystem durch das richtige Kopernikanische ersetzt, und bis die Lehre von der Kugelgestalt der Erde und ihrer Umdrehung um die Sonne allgemein anerkannt wurde, obgleich diese Lehre schon zwei oder dreihundert Jahre vor Chr. durch den griechischen Astronomen Aristarchus (wahrscheinlich nach ägyptischen, indischen oder chinesischen Quellen) aufgestellt worden und damals allgemein bekannt war. Man konnte oder wollte nicht an das wahre Wunder von den Antipoden oder Gegenfüßlern glauben, nahm aber keinen Anstand, den Erzählungen von Menschen, welche bei Nacht ihren Kopf unter dem Arme tragen, oder welche auf Besenstielen durch die Luft reiten und auf hohen Bergen nächtliche Tänze mit dem Teufel aufführen, oder welche Menschen und Vieh behexen, vollen Glauben beizumessen. Und selbst bis auf den heutigen Tag tauchen von Zeit zu Zeit wahnsinnige Versuche einzelner theologischer Gelehrten auf, die Richtigkeit unsrer gesamten astronomischen Wissenschaft in Frage zu stellen und die Erde wieder wie früher zum Mittelpunkt des ganzen Weltalls zu machen.

Welche Mühe und Arbeit hat es gekostet, die Menschen von einem wahren Naturwunder oder von der Thatsache zu überzeugen, daß die in der Erde gefundenen Versteinerungen vorweltlicher Pflanzen und Tiere keine „Naturspiele,“ sondern wirkliche Überreste ehemals gelebt habender Wesen sind, und daß die ganze uns umgebende Organismen-Welt das letzte Produkt eines viele Millionen Jahre umfassenden organischen Entwicklungs-Vorganges ist — obgleich schon vor mehr als zwei Jahrtausenden der griechische Philosoph Xenophanes mit durchdringendem Scharfblick die versteinerten Tiere und Pflanzen für vormals lebende Wesen erklärt und sehr richtig aus den Seemuscheln, welche man auf Bergen findet, sowie aus den Abdrücken der Gestalten von Fischen und Robben, welche in den Steinbrüchen von Smyrna, Paros und Syrakus gefunden worden waren, geschlossen hatte, daß die Erde an diesen Stellen ehemals mit Wasser bedeckt gewesen sei! Noch um die Mitte oder gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts war man in dieser Beziehung so unwissend oder ungläubig, daß selbst der gelehrte und aufgeklärte Voltaire die auf dem Mont Genis gefundenen Muscheln oder Austernschalen für solche erklären zu müssen glaubte, welche die Rom-Pilger zufällig von ihren Muschelhüten verloren hätten, während die Theologen sich damit behalfen, daß sie die auf Bergesspitzen gefundenen Versteinerungen als von der Sündflut dort

zurückgelassen ansahen. Das bekannte Aufsteigen und Niedersinken der Erde oder die Senkung und Wiedererhebung des Erdbodens aus natürlichen Ursachen hielt man für so unmöglich, daß die an den Säulen des Tempels des Jupiter Serapis zu Puzzuoli (altes Puteoli) gefundenen Löcher von marinen Bohrmuscheln, welche der zeitweisen Senkung des Bodens unter den Meeresspiegel mit darauf folgender Wiedererhebung ihre Entstehung verdanken, zu der Sage Veranlassung gaben, daß Puteoli einstmals zur Strafe für die Enthauptung eines Christen in das Meer versenkt worden sei! Der englische Gelehrte Tylor erzählt in seinen „Anfänge der Kultur“, daß, als in der Nähe von London ein Fund fossiler (vorweltlicher) Elefanten- oder Mammuth-Knochen gemacht wurde, sich in der Nachbarschaft das Gerücht verbreitete, daß dort ein in Wombwells Menagerie gestorbener Elefant vergraben worden sei — während in früheren Jahrhunderten ähnliche Funde den allgemein verbreiteten Glauben an die Existenz eines ehemaligen menschlichen Riesengeschlechts unterstützten oder erweckten, trotzdem die Wahrheit so nahe lag und das „wahre Wunder“ so leicht zu erkennen war.

Aber während man ohne Anstand an die Existenz eines ehemaligen Riesengeschlechtes glaubte, setzte man andererseits bis vor wenigen Jahrzehnten der Existenz des fossilen oder vorweltlichen Menschen den hartnäckigsten Unglauben entgegen und ließ sich nur sehr allmählich und unter heftigstem Widerstand durch die Auffindung jener berühmten, von Menschenhand gefertigten Kieselärte oder Steinwaffen, die geschliffenen Steinmassen späterer Zeit vom Gegenteil überzeugen. Obgleich diese Steine die unverkennbarsten Spuren der Bearbeitung durch Menschenhand tragen, und obgleich sie schon im hohen Altertum bekannt waren, hatte man doch keine Ahnung von dem wahren Sachverhalt. Bald hielt man sie für Donnerkeile oder Blitzsteine, bald versuchte man die abenteuerlichsten Erklärungen für ihre Herkunft. Selbst als kein Zweifel mehr darüber blieb, daß es Erzeugnisse der Menschenhand seien, suchte man ihre Lagerung in der Tiefe des Erdreichs mittelst der unwahrscheinlichsten Hypothesen begreiflich zu machen — alles aus keinem anderen Grunde, als weil man das wahre Wunder oder das jetzt unzweifelhaft bewiesene hohe Alter des Menschengeschlechts auf Erden nicht für möglich hielt oder nicht zugeben wollte.

Ebenso setzt man noch heute der Lehre von der natürlichen Entstehung des Menschen und seiner allmählichen Entwicklung aus niederen Formen sowie der ganzen Entwicklungs-Theorie überhaupt von so manchen gelehrten und nichtgelehrten Seiten den hartnäckigsten Unglauben oder Widerstand entgegen, obgleich jede andere Annahme oder Erklärung für diese Entstehung den Stempel höchster Unwahrscheinlichkeit oder Unmöglichkeit an der Stirne trägt und als ein „Wunder“ im eigentlichsten Sinne des Wortes bezeichnet werden müßte. Auch die Existenz der nächsten tierischen Verwandten des Menschen, der sogenannten Anthropiden oder großen menschenähnlichen Affen-Arten, ohne deren Dasein die enge Verknüpfung zwischen Menschen- und Tierwelt kaum begreiflich sein würde und welche man jetzt tot oder lebendig in allen Museen und zoologischen Gärten zu sehen bekommt, ist noch im Anfang dieses Jahrhunderts auf das ernstlichste in Zweifel gezogen

oder hartnäckig geleugnet worden, obgleich schon fünfhundert Jahre vor Chr. der Karthaginenser Hanno an der Westküste Afrikas die Gorillas gesehen und als „wilde behaarte Menschen“ beschrieben hatte, und obgleich von 1613—1800 mehrfache glaubhafte Mitteilungen von englischen Reisenden über diese Tiere bekannt geworden waren.

Ein ganz ähnlicher Unglaube herrscht noch bis auf den heutigen Tag bezüglich des heiklen Themas der „geschwänzten Menschen“, obgleich jetzt eine ganze Anzahl solcher Einzel-Fälle in der medizinischen und ethnologischen Litteratur bekannt ist, und zwar nicht bloß in der Form bloßer (als f. g. „falsche Schwänze“ bezeichneter) Haut-Anhänge, sondern als wirkliche und wahre, selbst mit Muskulatur versehene Verlängerungen der Wirbelsäule mit verkümmerten Wirbeln in ihrem Innern.

Eines der größten Wunder der Wissenschaft, welches trotz zahlloser populärer Schriften den meisten Gebildeten unbekannt oder unklar ist oder aber unglaublich erscheint, ist die Entstehung des Menschen sowie aller Tiere aus einem kleinen, nur mit bewaffnetem Auge sichtbaren Bläschen oder seine allmähliche Entwicklung aus dem organischen Ur-Element der Zelle — und zwar mittelst einer Reihe verschiedener Entwicklungsstufen, über welche jedes Lehrbuch der Entwicklungsgeschichte genügende Auskunft giebt. Diese große Entdeckung, welche die ganze Deszendenz-Theorie gewissermaßen vorbereitet hat, wurde um die Mitte des vorigen Jahrhunderts durch den großen Kaspar Friedrich Wolff gemacht, fand aber so wenig Glauben oder Anerkennung, daß Wolff als wissenschaftlicher Ketzer die ärgsten Anfeindungen erdulden und sich schließlich nach Rußland unter den Schutz der großen, freidenkerischen Kaiserin Katharina II. flüchten mußte. Man zog es vor, statt an das wahre, an das falsche Wunder der bis dahin herrschenden „Einschachtelungs-Theorie“ zu glauben, nach welcher die biblische Stamm-mutter des Menschengeschlechts Eva etwa zweihundert Milliarden Keime menschlicher Wesen mit eben so vielen Seelen oder Seelchen behufs Vorbereitung der Geburt aller folgenden Menschen in sich getragen habe!! Dies geschah nach theologischer Ansicht bei Gelegenheit der Erschaffung der Welt vor beiläufig sechstausend Jahren, so daß wir damals alle schon da waren, wenn auch nur in der Form unendlich kleiner Keime, von denen immer einer in dem andern steckte. Diese wahnsinnige Theorie wurde noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sogar von Naturforschern und Philosophen, wie Haller und Leibniz, verteidigt, nachdem bereits 1759 Wolff seine große Entdeckung veröffentlicht hatte. Erst nach langem, gelehrtem Kampfe konnte die richtige Meinung oder das wahre Wunder über das falsche die Oberhand gewinnen.

Ein ganz ähnliches Schicksal wie Wolff hatten der Engländer Harvey, der Entdecker des großen Blutkreislaufs, welchem seine große, 1619 gemachte Entdeckung und sein Hinweis auf die Töne und Geräusche des Herzens, welche sowohl gehört wie gefühlt werden könnten, nur Verhöhnungen und Anfeindungen der schlimmsten Art eintrugen — oder der große Anatom Vesalius, welcher von der spanischen Inquisition zum Tode verurteilt wurde, weil er an der Leiche eines

Gestorbenen die heute jedem Physiologen bekannten Bewegungen des Herzens nach dem Tode konstatiert hatte.

Übrigens haben wir ein ähnliches Beispiel erst vor wenigen Jahrzehnten in Deutschland selbst erlebt, als der Arzt Robert Mayer in Heilbronn im Jahre 1845 die berühmte Entdeckung des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft, welches gegenwärtig die gesamten Naturwissenschaften durchdringt und beherrscht, machte und zum Danke dafür von seinen gelehrten Zeitgenossen für einen unheilbaren Narren erklärt wurde.

Im engsten Zusammenhang mit diesem Gesetz steht die Enthüllung eines der größten Wunder der Wissenschaft oder der Nachweis, daß die Strahlen der Sonne oder die von der Sonne angeregten Schwingungen des Lichtäthers die letzte Quelle aller auf der Erde wirksamen Kräfte und Bewegungen bilden — ein Nachweis, dessen notwendige philosophische Konsequenzen für die große Mehrzahl der Menschen vollkommene Rätsel sind. Ein dem vergleichbares Rätsel bildet die Ewigkeit und Unendlichkeit der Welt, deren Anerkennung so großen Hemmnissen oder Abneigungen begegnet, obgleich für den wissenschaftlich aufgeklärten Verstand über diese Wahrheit nicht der geringste Zweifel bestehen kann. Nicht minder großen Schwierigkeiten begegnet die Anerkennung des Verstandes der Tiere und der Wesensgleichheit von Menschen- und Tierseele, trotz der schlagendsten dafür beigebrachten Beweise und Beispiele. Man zieht das falsche Wunder des s. g. „Instinkts“ dem wahren Wunder vor, welches in der Erkenntnis von den hohen geistigen Fähigkeiten der Tiere und in der Thatsache liegt, daß das gesamte seelische und geistige Leben des Menschen in seinen Wurzeln oder Anfängen in der Tierseele bereits vorgebildet ist. Die zahllosen, noch so gut verbürgten Beispiele tierischer Intelligenz begegnen mitleidigem Achselzucken oder hartnäckigem Unglauben, während das — abgesehen von den Vererbungs-Erscheinungen — völlig unerklärbare Etwas des Instinkts gläubig und unbesehen hingenommen wird.

Ist das kaum stecknadelkopfgroße Gehirn einer Ameise oder Biene, welches der Träger einer so hohen, fast an diejenige des Menschen heranreichenden Intelligenz und sozialer Gewohnheiten ist, nicht ein Naturwunder, welches eine ganze Reihe falscher Wunder weit hinter sich läßt? Oder übertreffen die Enthüllungen der modernen Molekular-Physik oder der kinetischen Gastheorie nicht alles, was selbst die kühnste Phantasie über die Unendlichkeit der Welt des Kleinsten hätte erfinden können?

Aber vielleicht das auffälligste und lehrreichste aller Beispiele des Unglaubens an wahre oder wirkliche Wunder der Wissenschaft bilden die sogenannten Meteoriten oder Meteorsteinfälle, auch Aerolithen oder Luftsteine oder Steinregen genannt. Diese kleinen Himmelskörper (vielleicht Überreste aufgelöster Kometen oder zerfallender Weltkörper), welche wahrscheinlich in ungezählten Mengen den Welt-raum erfüllen, fallen bekanntlich in solchen Mengen auf die Erde nieder, daß nach Arago täglich mindestens zwei derselben niederfallen, während Reichenbach durchschnittlich auf jedes Jahr nicht weniger als 4500 Meteorsteinfälle

rechnet und Haidinger das Gewicht der jährlich niederfallenden auf 450 000 Pfund veranschlagt. Auch hat man dieselben schon recht genau im Altertum beobachtet, wie aus den Mittheilungen verschiedener griechischer und römischer Schriftsteller sowie aus den von Biot gesammelten Chroniken der Chinesen hervorgeht. Männer wie Plutarch, Diogenes von Apollonia u. a., beschrieben Sternschnuppen und Meteorsteine bereits vollkommen richtig als Wurf und Fall himmlischer Körper und zogen daraus richtige Schlüsse bezüglich der Mechanik des Himmels. Nichtsdestoweniger setzte man diesem wahren Naturwunder in späteren Zeiten den vollständigsten Unglauben entgegen, oder man versuchte die abenteuerlichsten Erklärungen, ähnlich den bei den prähistorischen Kieselärten vorgebrachten. Bald hielt man die Meteorsteine für Auswürflinge von Vulkanen, bald nahm man an, daß der Blitz einzelne, in der Erde verborgen liegende Steine treffe und enthülle, indem er sie gleichzeitig erhitze; bald hielt man die Sternschnuppen und Feuerfugeln für Erzeugnisse brennbarer Gase, welche von der Erde aufgestiegen wären und sich in der Höhe entzündet hätten, während der Volksglaube der Alten die ersteren als böse Geister oder Dämonen ansah, welche die Gespräche der Himmlischen belauscht hätten und zur Strafe dafür aus den oberen Regionen in die unteren herabgestürzt würden. Jedenfalls kam dieser naive Volksglaube der Wahrheit näher als die Meinungen der Gelehrten, welche noch um die Mitte und gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts alle Nachrichten über derartige Vorkommnisse als auf Irrtum, Aberglauben und Fälschung beruhend erklärten und es für eine physische Unmöglichkeit hielten, daß Steine vom Himmel fallen könnten. Noch im Jahre 1790 äußerte Stütz bei Gelegenheit der Erwähnung des berühmten Meteoritenfalls von Agram (1751), „es wäre in unserer Zeit unverzeihlich, solche Märchen auch nur wahrscheinlich zu finden.“ In demselben Jahre ereignete sich zu Juillac in der Gascogne ein Meteoritenfall, über den die Gemeindebehörde höchst vernünftigerweise ein Protokoll aufnehmen und von dreihundert Augenzeugen unterzeichnen ließ. Als aber dieses Protokoll der Pariser Akademie vorgelegt wurde, fand man eine obrigkeitlich beglaubigte Urkunde über einen solchen Blödsinn höchst amüsan; und in derselben Akademie schnitt bei einer anderen Gelegenheit der große und um die Fortschritte der Chemie so hochverdiente Gelehrte Lavoisier jede weitere Erörterung des Gegenstandes mit den Worten ab, daß es im Himmel keine Steine gäbe, und daß daher auch keine solchen aus dem Himmel auf die Erde herabfallen könnten! Diese Ansicht behielt die Oberhand, bis am 26. April 1803 der große, über die Entfernung einiger Meilen sich erstreckende Steinfall von Aigle in der Normandie, welcher zufällig von tausenden von Menschen beobachtet wurde, allen Zweifeln ein Ende machte. Aber erst im Jahre 1819 konnte die wahre Natur der Meteoriten als aus dem kosmischen Weltraum kommender Stein- und Eisenmassen durch den berühmten Wittenberger Physiker Chaldni enthüllt und zur Anerkennung gebracht werden. Seitdem sind massenhafte Beobachtungen von Meteorsteinfällen, welche nicht selten den Tod von Menschen oder Tieren veranlaßt haben,

und über welche in meiner Schrift „Licht und Leben“, Anm. 14., zum Teil näher berichtet ist, bekannt geworden. Freilich müssen solche und ähnliche Dinge, an denen die Wissenschaft reich ist, dem wissenschaftlich nicht gebildeten Verstande wunderbar und fast noch wunderbarer erscheinen als die gewöhnlichen, so gern geglaubten Wunder der Kirche oder des Spiritismus. Aber sie haben vor den letzteren den Vorzug oder unterscheiden sich von den falschen Wundern eben dadurch, daß sie wahr sind. Man sollte denken, daß es viel leichter sei, an wahre als an falsche Wunder zu glauben; aber die Erfahrung lehrt, daß es in Wirklichkeit oder sehr häufig grade umgekehrt ist. Daß Steine aus dem Himmel fallen, will man nicht glauben; aber daß ein toter Mensch in den Himmel fährt oder ewig fortlebt, findet man eher wahrscheinlich. Unter allen Wundern ist diese Eigentümlichkeit oder Verkehrtheit des menschlichen Geistes vielleicht das allergrößte und um so auffallender, als es in Wirklichkeit an wahren Wundern der Natur und Wissenschaft weit weniger fehlt als an falschen oder eingebildeten Wundern des Glaubens. Wer also Wunder liebt, hat nicht nötig, solche in den Regionen des Aberglaubens oder der Einbildung zu suchen oder sich tolle Märchen und Schnurren aufbinden zu lassen; er braucht nur einen oberflächlichen Blick in die Regionen der menschlichen, durch Jahrtausende währende Arbeit der besten Geister aufgebauten Wissenschaft zu werfen, um auf jedem Schritt und Tritt wunderbaren Entdeckungen und durch dieselben vermittelten großartigen Erfindungen und Fortschritten des Menschengenies zu begegnen oder — mit andern Worten — sein Wundergefühl mehr Befriedigendes zu finden, als er sucht und braucht. Kann es wunderbarer geben als unsere Eisenbahnen, Dampfmaschinen, Telegraphen, Telephone, Phonographen, unser elektrisches Licht, unsere Kunst der Photographie oder alle die großartigen mechanischen Wirkungen, welche wir durch die Entfesselung der alles besiegenden Molekularkräfte hervorbringen? Und kann es erstaunlicheres geben als die wunderbaren Enthüllungen der modernen Astrophysik und Spektralanalyse oder der Entwicklungslehre und Zeugungsgeschichte oder der Archäogeologie oder der Altertumskunde oder der Thier-Psychologie oder der Mikroskopie u. s. w. u. s. w.? Wer sich mit diesen Wundern näher vertraut macht, wird, wie gesagt, sein Wundergefühl vollauf befriedigt finden und dabei das befriedigende Bewußtsein genießen, daß er keine falschen oder eingebildeten Wunder, sondern deren wahre und wirkliche vor sich hat. Er wird dabei auch Gelegenheit finden, die Richtigkeit des im Eingang unsres Aufsatzes aufgestellten Satzes zu erproben, daß Wahrheit seltsamer ist als Dichtung, und daß alle Erfindungen der ausschweifendsten Phantasie hinter der kalten, nüchternen Wirklichkeit zurückbleiben. Man denke sich einen rohen Naturmenschen aus der prähistorischen Zeit oder aus den ersten Anfängen menschlicher Geisteskultur plötzlich in die Mitte unsrer modernen Zivilisation versetzt mit der Fähigkeit, dieselbe zu begreifen oder zu verstehen! Wird er nicht glauben, daß alle die Naturwunder, welche ihm vielleicht seine ungezügelte Phantasie vorge spiegelt hat, Wirklichkeit geworden, oder daß die übermächtigen Wesen, welche er sich über den Wolken thronend und seine sowie die Geschehnisse der Natur be-

herrschend vorgestellt hat, auf die Erde herabgestiegen seien? „Geistreich,“ sagt daher mit vollem Recht F. Mohr, der geistvolle Mitentdecker des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft, „ist nur, was wahr ist, und keine Phantasie ist so erhaben, so wahrhaft poetisch als die wirkliche, nackte Natur.“



Pfingsttage im Elsaß 1874.

Aus den Scheffel-Erinnerungen

von

A. von Freydorf.

„Haben Sie noch keinen anderen Wanderplan für Pfingsten, so würde mir ein Grenzgang zwischen Pfalz und dem neuen Reichslande — etwa den Burgen des Wasgauwaldes hinunter nach den Schlachtfeldern — erfreulich und zugleich zeitgemäß erscheinen!“ schlug Freund Scheffel vor, da er uns wie gewöhnlich als Maifeier am ersten des wonnigen Monats zu einem kleinen vorbereitenden Gang in die Rheinwaldungen abholte „um“, wie er meinte, „die Füße wieder wanderstark zu machen zu kommenden größeren Touren.“

Meinem Mann gefiel der Vorschlag, freudig stimmten wir ein, und daß sich später noch andere Freunde anschlossen, zeigt folgender Brief Scheffels:

Hochverehrter Herr von Freydorf!

Ermächtigt durch Ihre Güte, gestatte ich mir das ergebenste Ansuchen, Ihren Wagen morgen Nachmittag 2 Uhr zu Professor Keller, Kriegsstraße 103, senden zu wollen.

Dort würden Herr und Frau Keller mit mir die Fahrt nach Weißenburg antreten. Ergiebt sich dort Möglichkeit, einen zweiten Wagen auf Sonntag zu erhalten, so telegraphieren wir noch Samstag Abend dies dem Ehepaar B., welche dann Sonntag früh 6,35 mit der Bahn ebenfalls nach Weißenburg fahren, negativenfalls aber in Karlsruhe verbleiben würden.

Guten Sonnenschein erhoffend, auf fröhliches Wiedersehen Sonntag 9 Uhr Bahnhof Weißenburg!

22. Mai 74.

F. Vict. Scheffel.

Wir selbst hatten am Samstag noch einer Einladung an die Kaiserliche Tafel nach Baden-Baden Folge zu leisten, so konnten wir die erste Ausfahrt „zum Städtle hinaus“ über den Rhein und durch den Binnwald nicht mitmachen

„Schade!“ erzählte Scheffel am andern Morgen beim Begrüßen auf dem Weißenburger Bahnhof „um das erste Abenteuer sind Sie gekommen. Die eine Wagenachse wurde heiß: fast hätte es kein Freuden-, aber ein Schadenfeuer gegeben.“

„Wir lagerten am Waldesjaume, ungewiß, ob wir nicht dort für die Nacht kampieren müßten, und während Kutscher Anton einen Schmied holte aus dem nächsten Dorf, hüteten der Professor und ich abwechselungsweise das Gespann.

Meister Schmied brachte aber alles wieder in Ordnung, und unverfehrt fuhren wir noch gestern Abend bei guter Zeit im Hôtel de l'ange ein!“

„Hôtel de l'ange!“ der Name war hübsch für ein Gasthaus, und mir that leid, nicht auch noch des Engels Schutz in Anspruch nehmen zu können.

Scheffel wußte Trost: er hatte in Erfahrung gebracht, daß bei den Ruinen Fleckenstein und Wasgenstein kein gutes Nachtquartier zu finden sei; darum wurde das Programm in der Art geändert, daß wir am heutigen Abend nach Weissenburg zurückkehren sollten, um erst den andern Tag den Gaisberg zu besteigen und dann von dort gleich weiter nach Wörth fahren zu können.

Weissenburg liegt an der Vogesen äußerstem Ende nach Süden hin; ein kleines Flüsschen, die Lauter, durchfließt das Städtchen, und teilweise umringen es noch die alten Festungsmauern. Diesmal hatten wir für eine Besichtigung der Stadt selbst und der Kirchen keine Zeit, daher will ich aus dem Tagebuch meines Mannes über einen früheren Besuch hinzufügen, was wahrscheinlich auch Mitteilungen Scheffels sind, da auch jene erste Fußwanderung über den Rhein gemeinschaftlich mit dem Freunde unternommen wurde.

„König Dogobert gründete 625 die Abtei Wizenburg mit Beigabe eines 5 Meilen langen, 4 Meilen breiten Distrikts. Sie erhielt von den verliehenen Immunitäten die Benennung Untermundat, Rufach war Obermundat. Auch heute giebt es noch einen Mundatswald. In der Abteikirche soll noch bis zur französischen Revolution eine Krone von 24' Durchmesser gehangen haben, daran Figuren der zwölf Apostel, und die Chronik führte dieselben zurück auf König Dogobert. Auch die Klosterschule ist berühmt durch einen Sänger Dtfried, der im 9. Jahrhundert die Evangelien rythmisch bearbeitete und diese dichterische Wiedergabe der heiligen Schrift, „der Christ“ betitelt, im Jahre 868 in fränkischer d. h. hochdeutscher Sprache beendete.

Nachdem die vom Fürstbischof von Speyer abhängige Abtei 1524 in ein Kollegialstift verwandelt war, erlangte der Fürstbischof 1545 von Kaiser und Papst die Würde eines Propstes von Weissenburg und verwaltete als solcher die Güter der Abtei bis zu deren Aufhebung zu Anfang des 19. Jahrhunderts.

Die Mauern, welche die Stadt umgeben, sind auch Werke der Abte; diesen war das Städtchen unterthan, denn sie ernannten die Magistrate. Im Jahre 1247 war Weissenburg Mitglied des Rheinischen Städtebundes, ein Jahrhundert später wird sie Glied des Elsäßer Zehn-Städte-Bundes. Maximilian I. aber verlieh ihr zuerst das Recht der eigenen Wahl ihrer Magistrate.

Viele Kriege stürmten über das Städtchen dahin, immer wurde es stark mitgenommen, immer arbeitete es sich wieder heraus; im westfälischen Frieden kam es dann an Frankreich, aber nun erst hatte es in allen Kriegen mit Deutschland zu leiden. 1673 und 1677, 1705 im Spanischen, 1744 im Osterreichischen Erbfolgekrieg, und dann auch nach der französischen Revolution,

Die bekannten Weißenburger Linien ziehen sich im wesentlichen von West nach Ost am rechten Ufer der Lauter hin, in einer Länge von 30 km um Weißenburg herum vom Berg Scherhol bis nach Lauterburg, und sind von Marschall Villars mit 11 000 Pionieren angelegt in den Jahren 1704 bis 1706. Es ist eine fortlaufende Linie von Brustwehren und Schanzen, in Zwischenräumen durch Redouten verstärkt, jetzt durch die Angrenzer teilweise nivelliert. Im Jahre 1793 nahm der österreichische General Wurmsler diese Linien, General Hoche rückte von der Saale her durch das Niederbronner Thal, schlug bei Fröschweiler einige Korps und warf sie auf den Gaisberg zurück, wo die verschanzte Hauptarmee stand. Er zog dann rasch die französische Rhein- und Mosel-Armee heran, detachierte einige Streitkräfte nach Lembach und Lauterburg, griff am 26. Dezember mit 35 000 Mann das durch die Preußen unter dem Herzog von Braunschweig verstärkte Zentrum der Österreicher an, bei denen auch die Emigranten unter dem Prinzen von Condé standen, nahm den Gaisberg und entsetzte Landau."

Dies also sind Aufzeichnungen aus einem früheren Tagebuch; jetzt kommt das unsere wieder zu seinem Recht: da steht die schöne, gothische Peter- und Paulskirche verzeichnet, die aus dem 13. Jahrhundert stammt: „aber der romanische Turm ist älter," erklärte uns Dr. Scheffel, der an keinem alten Bauwerke vorüberging, ohne es genauen Anschauens zu würdigen. „Eine andere Kirche hat hier vorher gestanden, und der Turm ist der letzte Zeuge davon!" Dieser war viereckig, oben in höchst zierlicher Weise durch hübsche kleine Säulen mit Rundbogen durchbrochen.

In die Kirche aber gingen wir nicht, obgleich darin eine Statue Dagobert I. und alte Glasfenster aus dem 13. und 14. Jahrhundert sehenswert sein sollten. Auch von der protestantischen Johanneskirche ließen wir uns nur erzählen, daß darin Melanchthon einmal gepredigt habe, und da die Dominikanerkirche Kaserne geworden, wie das Reflekten-Kloster Militärlazaret, so war auch dort nichts zu holen, wir konnten ungesäumt unsere Wagen besteigen, um die Fahrt nach den Ruinen zu unternehmen.

Südwärts ging's hinaus durch das Hagenauer Thor. Das Läuten der Pfingstglocken umtönte uns, es rief zur Kirche, und die Gebetbuchtragenden sahen etwas erstaunt nach den beiden hintereinander herfahrenden Wagen mit fröhlichen Pfingstausflüglern, aber sie grüßten doch freundlich ab und zu. Auch uns gaben die Glocken feierliche Stimmung, und wir fühlten uns nicht minder fromm, wollten wir doch das schöne Fest draußen feiern auf den Bergen in Gottes freier, heiliger Natur. „Dort ist mir immer am andächtigsten zu Sinn!" hatte Scheffel einmal gesagt, und ich möchte hier einen Spruch einfügen, den er mir später schickte, aufgeschrieben auf die Rückseite einer Photographie vom Kreuzberg auf der hohen Rhön:

„Hoch über allen Leidenstationen
Und hoch über Kreuz und Marterbild
Wölbt sich Gottes blauer Himmel
Und wandelt segnend seine Sonne!"

Auch über uns wölbte sich der blaue Himmel, und wenn die Sonne ab und zu hinter Wolken verschwand, sie meinte es doch noch gut mit uns; denn gerade als wir die Höhe erreichten, übergieß sie das Thal mit ihren goldenen Strahlen und gewährte uns einen hübschen Rückblick nordwärts auf das tief unten liegende Rechtenbach, den Germanhof und Klein-Langenberghof und auch südöstlich hinaus in die ferne Rheinebene.

Etwa 20 Minuten vor dem Thore zweigt sich von der Straßburger Chaussee der Weg nach Bitsch rechts westwärts ab; wir fuhren längs der Weißenburger Linien auf den Berg Scherhol.

„Etwas Vertrautheit mit älterem Deutsch läßt in diesem Namen eine Zusammenziehung von Scheren-Hohlweg erkennen,“ erklärte Scheffel, „oben aber der Turm, der bis 1793 als Wahrzeichen auf dem Gipfel stand, gab ihm den neuen, französischen Namen Pigeonnier, und wenn die Tauben alle Orte besuchen wollten, die sie hier in weiter Umschau von ihrem Taubenhaus erblicken, so könnten sie fliegen bis zu den hohen Türmen von Straßburg und Speyer und auch zu den drei niederen Türmen von unserem lieben Karlsruhe!“

Wir durchfuhren das Dorf Klimbach, dann zwischen Wiesen und Äckern weiter noch Lembach, das reizend daliegt bergan an beiden Ufern der Sauer. Es ging nun rechts, nordwärts ein Wiesenthälchen am linken Strande des Flüsschens hinauf, immer der Bitscher Chaussee nach bis zur Tannenbrück und zum Schönauer Eisenhammer, wo wir unsere Wagen halten ließen, um auf einem Fußweg die Ruine Fleckenstein zu erreichen.

Nach der stundenlangen Fahrt wurde das Besteigen des schattigen Waldweges jubelnd begonnen; in das frohe Lachen, das laute Gespräch mischte sich der Vögel Tirilieren, oft überstimmten sie uns fast, so viele waren ihrer in den Gebüsch und über uns im Gezweige. Auch eine Nachtigall war darunter, die schlug, ob es jetzt auch helle Tagesstunde war, doch ab und zu einmal kurze Takte an: sie merkte wohl, daß ein Sänger unter uns ging, den sie als trauten Gefellen begrüßen mußte! „Sind auch wieder doppelt freudig heimgekehrt, die Nachtigallen, in ihre alte Heimat,“ bemerkte Scheffel als Erwiderung, „der Kanonendonner von Wörth und Weißenburg hatte sie hier einige Zeit verscheucht, daher haben wir im Jahre 70 und 71 so ungewöhnlich viele in unserem Schloßgarten zu Karlsruhe gehabt!“ Er gab auf alles acht, er beobachtete alles!

Oben angekommen lag vor unseren Augen die mächtige Ruine; in den Sandsteinfelsen hineingebaut und früher mit Mauern, Wällen und Türmen umgeben, war doch von letzteren wenig mehr übrig. Nur herrlich blühendes Gestrüpp prangte über den Befestigungsresten, Hollunder blühte, und zwischen dem herumliegenden Getrümmern Fenchel, Lamium und Ranunkel, und darüber hin summten die fleißigen Honigsucherinnen.

Es war ein schönes Bild, die malerische Ruine in dieser stillen, weltvergeffenen Bergeinsamkeit, und wir Laien in so ausgewählter künstlerischer Gesellschaft genossen es doppelt, ja wir hatten den dreifachen Gewinn, wenn der Maler uns dahin führte, von wo der schönste Blick zu gewinnen war — daß ihm da

auch in bescheidener Weise ein Skizzenbuch mit Bleistift zwischen die Finger geschoben wurde, nahm er gelassen als liebenswürdiger Gesellschafter hin —, wenn der Architekt uns auf Stil und Bauart aufmerksam machte und der Dichter und Kunsthistoriker etliche Gestalten wachrief, die in grauer Vorzeit, vielleicht ebenso pfingstfröhlich wie wir, aber weniger friedlich durch diese gewaltig dicken Thorbogen ein- und ausgezogen waren.

Wir auch traten nun ein in einen mächtig breiten, hohen Felsenturm: „leergebrannt war die Stätte,“ nur wenig ganze Stufen der alten Wendeltreppe waren noch erhalten, aber die Ansätze der andern, aus dem Fels heraussehend, zogen sich in fortlaufendem Spiral fort bis zur Höhe: ein Weg höchstens für eine Katze — „Oder für eine Maus!“ meinte Professor Keller und erzählte: wie er in jungen Jahren mit meinem Schwager Hector von B. — der nun in Amerika im Marine-Ministerium die Überwachung der Strandrettungsstationen für Schiffbrüchige hat, einmal hier gewesen, sei dieser — von B. hatte unter seinen Kameraden den Spitznamen die Maus — da an den kaum handbreiten Vorsprüngen oder Vertiefungen hinauf gegangen an der steilen Wand, aufrecht bis oben hin und wieder zurück mit solch' leichter und toller Turnerkühnheit, daß er, der sicher unten Stehende, sich des Schwindelgefühls nicht erwehren konnte. Aber B. hat später beim Bau eines Leuchtturmes, der mitten auf einzelner, wogenumbrandetem Felskopf im Meere errichtet wurde, noch verwegeneres geleistet. Er stand hoch oben auf der noch nicht vollständig fertigen Rinne, unten schäumte das Meer gegen den Fuß des Turmes an und schaukelte das Steine herzuschleppende Schiff. Ein großer, viereckiger Quaderblock wurde heraufgewunden, der war wohl nicht gut im Gleichgewicht befestigt, er geriet kaum in halber Höhe ins Schwanken, senkte sich nach einer Seite, drohte auszufallen aus dem Seil, das Gebäude oder das untenliegende Schiff zu beschädigen, B. sah es von oben und mit kühnem Satze sprang er hinunter auf die höher stehende Seite des Steins, diesem durch seine eigene Schwere das Gleichgewicht wieder zu geben. —

Scheffel war seit mehreren Jahren sehr leicht zum Schwindel geneigt. „Wir machen's ihm nicht nach!“ rief er schauderd und verließ den Ort so graufiger Erzählungen, um uns draußen im Freien zu einem alten, weit überschattenden Nußbaume zu führen, wo sein Ruf ein wunderschönes Echo erweckte, das dem Dichter immer mit anapästischem Reim oder auch in Daktylen und Jamben, je nachdem er fragte, immer aber bis zu drei Silben wiederklingende Antwort gab.

„Lebewohl!“ war der letzte Ruf, und vielstimmig wie wir ihn gegeben, kam er uns zurück und hallte uns noch nach, als wir abwärts stiegen! Lebe wohl — lebe wohl — wohl — wohl — wohl!!

Nach kurzem Abstieg über moos- und ephuumgrüntes Geröll fanden wir unsere Wagen wieder bei der Tannenbrücke und fuhren am Steinbach hinauf; die Ruine Frundsberg links liegen lassend, denn in diesem mit Burgen und Ruinen reich gesegneten Lande kann man nicht jede einzelne besichtigen, und unser bewährter Führer hatte nur wenige, aber die interessantesten, für unsern Besuch bezeichnet. Überall auf den Berg-Gipfeln und zwischen dem Laub der

Wälder ragen burg- und turmähnliche Gebäude und graues Gefels hervor, und aus der Ferne kann der Uneingeweihte kaum unterscheiden, ob bloß Natur oder auch Menschenhand die Riesensteine aufeinander getürmt hat: Felsen sehen aus wie Burgen und Burgen wie Felsen, meistens aber ist beides vereint.

In Niedersteinbach wurde wieder ausgestiegen, diesmal in der Schenke des Orts die Wagen eingestellt, und während uns Scheffel vorangehen ließ auf dem vorhergezeigten Weg, verhandelte er selbst heimlich mit dem Wirt, und bald sahen wir ihn nachkommen, begleitet von einem Knaben, der in verdecktem Korb allerlei Überraschungen ihm zur Seite trug. Ich aber hatte mir auch dergleichen ausgedacht, und in nicht allzu großer Entfernung folgte ein zweiter Knabe, welchem Kutscher Anton einen ebensowohl verdeckten Korb aus unserm Wagen zu guter Versorgung ans Herz gelegt hatte.

Schön war der Weg durch ein hohen, mit uralten Eichen durchsetzten Buchwald.

Doch wer möchte da anders beschreiben als mit den Worten des Dichters, der uns heute selbst führte, und andere Skizzen sich wünschen als die im „Gaudeamus“ schon vom Maler gegebene: Scheffel und Keller feierten heute auch die Erinnerung an ihre einst am Walpurgistag hierher unternommene gemeinschaftliche Wanderung, und manche Erzählung davon flocht sich ein in ihr Gespräch.

Wer kennt im deutschen Grenzbezirke
Des Waidmanns Lust, den Wasgauwald,
Der einst den Völkern im Gebirge
Gleich einer Gottheit heilig galt?

— — — — —
Ein Pfad biegt von des Mainont Gipfeln
In ein elsassisch Waldthal ein,
Und braunrot starrt aus grünen Wipfeln
Der Doppelfloß des Wasgenstein.

Wie ein vermoostes Waldgeheimnis
Ruht das geborstne Riesenhaus
In Schutt und schweigender Verträumnis
Von dunkler Vorzeit Rätseln aus.

Wer schuf den Plan zu solchem Werke?
Wer drang zuerst am Fels empor?
. . . Erdmänner höhlt'nen ihn und Zwerge,
Giganten türmten Turm und Thor.

Staunend sahen wir auf die mächtigen Armassen zweier hintereinander hoch emporragender, durch einen tiefen Einschnitt getrennter, schwerzugänglicher, steiler Felsen. Darauf gebaut, oder vielmehr eingeschrotet, — wie Scheffels Ausdruck war — eingehöhlt ins Gestein die Burg mit einigen Treppen schwindelnd frei ohne Geländer.:

An diesen senkrecht steilen Rändern
Braucht's sichern Tritt und männlich Herz,
Weh allen Krinolingewändern! . . .
Der Blick verstürzt sich abgrundwärts.

Zäh schwebt der Aufstieg und verwittert,
 Und schwer ist's, am Geländer gehn;
 Wer keuchend in den Knieen zittert,
 Thut besser, es gemalt zu sehn.

Wir auch durften vorerst noch nicht hinauf, obgleich wir Damen uns durch obigen Weheruf gar nicht betroffen und geängstigt fühlten, denn wir gehörten einer neueren Modezeit an: der melusinartig eng anliegenden! Auch hatte noch keine von uns über Kniezittern oder Schwindel je geklagt, dessen ungeachtet hielten uns die Herren zurück: „Nach einer kleinen Stärkung geht's besser“, meinten sie, mit einem Blick auf die harrenden Knaben, und wir verstanden lachend den Wink.

Dieser Berg und die Felschlucht gilt als der Schauplatz des von Scheffel als 24. Kapitel seinem Ekkehard einverleibten, von ihm verdeutschten Walthariliedes, als der Ort, wo sich Walthari mit Hiltgund niederließ um auszuruhen, und von wo er den Kampf mit König Gunter, Hagen und den andern elf Mannen aufnahm und siegreich bestand:

Walthari ritt indessen landeinwärts von dem Rhein,
 Zu einem schattig finstern Forste ritt er ein.
 Das war des Waidmanns Freude, der alte Wasichenwald,
 Wo zu der Hundebellen das Jagdhorn lustig schallt.
 Dort ragen dicht beisammen zwei Berge in die Luft,
 Es spaltet sich dazwischen anmutig eine Schlucht,
 Umwölbt von zackigen Felsen, umschlungen von Geäst
 Und grünem Strauch und Grase, ein rechtes Räubernest.
 Er schaut den festen Platz. Hier, sprach er, laßt uns rasten,
 Des süßen Schlafes muß' ich schon allzulange fasten;

Ein traulicher Platz im Schatten der Ruinen wurde auch für uns ausgesucht, wer das Gras des Bodens verschmähte, fand wohl auch einen moosüberwachsenen Trümmerstein; ein ausgebreitetes Tuch ward wie durch Zauberschlag zum Tischchen=Deck=Dich, auf dem der schönste rote Schinken, die weißeste Butter und das schwarzeste Bauernbrod in den Farben des neuen deutschen Reichslandes verführerisch prangten; wenn auch die Zahl der steinernen Krüge so karg bemessen war, daß auf jedes Ehepaar nur einer kam, so reichten sie doch zu fröhlichem Toaste, und die um die Henkel vereinten Hände gaben dem Anstoßen nur besseren Klang, als nach einigen umstandsgemäßen Verbesserungen des Walthariliedes, wie:

„Er schaut den schönen Platz, hier wahrlich laßt uns rasten,
 Des süßen Trunkes muß' ich schon allzulange fasten;“

oder

„Zum Becher dort die sieben viel Scherz und Kurzweil trieben.“

auf den Sänger des Walthariliedes ein Hoch erklang.

Kurzweil ja! wurde getrieben und erreichte ihren Höhepunkt, als ein mit farbigem Band verschmücktes, von sauberem Pergament umhülltes Paket zum Vorschein kam und sich als eine Boullarde auswies. Da aber die Gabeln fehlten, und die zweckmäßig zerteilten Stücke jedes doch mit einem Flügel, einem Bein oder Brustknochen versehen waren, so gab Meister Scheffel den Rat, uns

zu Helden des Walthariliedes zu verwandeln: „Dann erfasset jeder eine Keule, also er gerüstet sei andringendem Feinde mannlich zu begegnen, denn in der Hand des Starken verwandelt sich auch eine Eselskinnlade in eine furchtbar Gewaffen. Warum sollten uns diese Knöchlein nicht gleich nützlich sein, zumal wenn wir sie vorher gründlich alles zarten Stoffens entledigt haben?“

Aber Doktor Scheffel! aber! aber! von euch gilt, was im Waltharilied steht:

„Auch der focht mit der Zunge viel lieber als mit dem Schwert!“

Denn kaum noch war der Vorschlag angenommen, und waren wir alle bewaffnet, da rauscht und saust es im Gebüsch, hinter uns, über uns und von allen Seiten!: Ein Feind schlich heran, und Freund Scheffel, statt mannlich ihm zu stehen, war der erste, der alles vom Boden aufraffend, was er nur konnte, schleunigst die Flucht ergriff, und wir alle eben so rasch und eben so gewandt hinter ihm drein! —

Zum Glück war der Zufluchtsort ganz nah gelegen — die enge, schmale, hoch überwölbte Felsentreppe — und da zeigte sich auch, daß die Flucht nur fingiert war — eine richtige Kämpferlist: unser Sänger und Anführer war wirklich seines Helden Vorbildes wert — denn nun stellte er sich an den schmalen Felsenspalt, der den einzig möglichen Eingang zu unserem Treppengeläß bildete — und wehrte mit eben solch ungetümem Schild, wie Walthari dem Anstürmenden, jedes Eindringen in unsern Unterschlupf, und wie der uns so plötzlich überfallende Feind auch wettete und tobte — und tausende von Tropfen auf den groß ausgespannten Schild- oder besser Regenschirm niederrieselte, wir lachten des Feindes und lobten unsern Helden!

Es war ein ander Bild als draußen auf dem Rasen: — die kleine Gesellschaft — einige lagernd auf den Treppenstufen, andere gelehnt an die Felswand; und nach oben, wo die Treppe ein Ende nahm, die rundbogige Öffnung des Felsens, frei gegen den Himmel, daß man die schräg fallenden Regentropfen sehen konnte und sich daran freuen, denn wenn — ein gutes Zeichen für baldige Erlösung — Sonnenstrahlen darauf fielen, sahen sie aus wie unzählich feinglikernde Kristallstreifen. — Auch Blitze sprühten ab und zu, und lang anhaltender Donner hallte nach im Gefels. —

Erst als dieser wieder nachließ, erwachte bei uns das Lachen, und nun flogen Rätsel und Scherzworte und kindische, geistreiche Spiele mit zum Ballen verknüpftem Taschentuch und der Bitte um gereimte Antworten, die Treppe auf und nieder.

War das Gewitter draußen verstummt, und fiel nur noch ein sanfter Regen, so schlugen jetzt Scheffels Witzworte und gute Späße eben so schlagend ein und wurden von Gelächter gefolgt, das auch im Echo der Felsen nachhallte. —

Aber nichts blieb für heute davon übrig, es ist verrauscht mit dem damaligen Sturm, und ich will, um einigermaßen die Lücke auszufüllen, etwas hier einfügen, was, aus anderer Zeit stammend, des Dichters große Schlagfertigkeit bei solchen Gesellschaftsspielen zeigt.

Es war in einem kleinen Kreise Karlsruher Freunde, da wurden Reimworte auf Zettel geschrieben, und jeder hatte aus dem gegebenen ein Gedicht zu machen.

Da die Tochter des Hauses vorher die Saiten berührt hatte, lag ein Reim nahe auf die von ihr gespielte Zither. Aus den vielen eingegangenen Lösungen blieben die drei besten erhalten. Die von Mutter und Sohn Scheffel nur wollen wir hier einführen.

Was zitterst du, mein heißerregtes Herz?
Ist's künftige Freude, ist's vergangener Schmerz?
Sind's Lieder, die mich einst begeistert haben,
Und nun mit neuem Wunderklange laben?
Ich rüttle wild am festgeschnürten Bopf,
Ich kann von dieser Hererei nicht scheiden.
Es wüchse mir ein ungeheurer Kropf,
Sollt ich die reichen Seelentöne meiden,
Sollt ich mich wenden von dem Frühlingslicht,
Das gegenüber mir in heiterer Sicht.
Die holde Zitherspielerin soll leben
Und alle guten Geister mögen weben
Aus goldnen Sonnenfäden ihren Thron!
Ich knie an seinen Stufen, ich ihr Ritter
Erlebe mir als höchsten Dichterlohn
Noch einen Klang von ihrer Zauberzither.

Josephine Scheffel.

Im Alpenland Tyrol, wie schlug mir einst das Herz
Und wiegte träumend sich in Freud und Leid und Schmerz!
Die Zither klang zu Thal: schier fühlt ich mich erhaben
Und kumm zu Berge, mich am süßen Laut zu laben.

Doch die sie dorten spielte — wie unschön flog ihr Bopf!
Und ach! ein scharfes Aug' sah ein Atom von Kropf:
Da schwand die Poesie; es war kein schweres Scheiden,
Zither und Sennerin, ich that sie klagend meiden.

Doch heute, welch ein Bild! Hell strahlt der Lampe Licht
Und wieder klingt die Zither! Ein jugendschön Gesicht,
Der Damen Perle schafft den toten Saiten Leben,
Daß tausend Harmonien sich durch die Seele weben:

So klingt es dorten wohl, wo Gottes Engel thronen
Und frommen Seligen mit Jubel psalmen lohnen!
O daß ich Harnisch trüg' und wär' ein Held und Ritter,
Ich schrieb auf meinen Schild: Für sie und ihre Zither,

Josef Victor Scheffel.

Der Regen war verrauscht, wir schlüpfen aus unserem Versteck; aber nicht alle nach unten, wer Mut hatte und schwindelfrei war, der nahm den Ausgang dahin, von wo uns auf der Höhe unserer Treppe vorhin der Blitz herein geleuchtet hatte und von dort, frei ohne Geländer, immer aufwärts.

Auf fünfzig mürben Sandsteinstufen
Erklommen wir den Gipfel stramm
Und grüßten laut mit Willkommrufen
Des Himmels Blau vom schmalen Ramm.

Hocheinjam war's. Die wilde Taube
Entfloh dem Nest, vom Gruß verscheucht.
Licht schien der Frühling rings im Laube,
Und seine Nebel wallten feucht.

Seltam Gefühl, auf solchem Riffe
Von freiem Schweben ob der Klust,
Als wandle sich die Burg zum Schiffe
Und treibe schwankend durch die Luft:
Als Mast der Turm mit hohen Rüstern,
Als Deck des Felskamms schmaler Horst,
Als Wellenschlag des Hochwalds Flüstern,
Als Meer der weite, grüne Forst.

Wen echter Schwindel so bezwungen,
Dem fällt betäubt nichts anders ein
Als Meister Gottfried schon gesungen:
„Sie fliehen wieder in ihr stein.“
Da wölbt, kyklopisch anzuschauen,
Als Kammer sich ein schmal Gemach;
Ein einziger Pfeiler, grob behauen,
Trägt wuchtig alles Felsendach.

Auch wir „fliehen wieder in ihr stein!“ und als eine von uns Damen sich niederließ auf dem in die Felsenwand zum Lager ausgeschroteten Platz, den Ellbogen in die Öffnung des weiten Lugaus gelehnt und forschend nach der Tiefe hinunter sah, da meinte Scheffel, „Hier auf dem Stein“, gerade so hat Hiltgund gefessen und gespäht, wie unten, unter Waltharis Streichen, die Köpfe flogen. Für unsere heutigen Damen wär's freilich kein willkommenes Schauspiel!“

Das Gras war zu naß geworden, um allzuviel weitere Forschungsreisen durch die Ruine machen zu können, nur den doppelten Wall mit festem Turme, „den Donjon“, zeigte uns Scheffel noch, und wir erfuhren auch, daß Wasgen, Wasigen von Basegi kommt, welches eine Variante ist für Bogesi.

Die Heimfahrt von Nieder-Steinbach war trotz etwas getrübttem Himmel fröhlich, die Bilder waren abwechslungsreich, die sie bot: hier eine große Pferde-Weide beim Frönsburger Hof, dort eine Mühle, Hohenburg und Bezelenburg, dann der Fleckenstein wieder auftauchend über das grüne Meer der Wipfeln, oder Erinnerungen an den Krieg: ein zerschossenes Zollhaus, ein weißes Kreuz am Waldessaum. Dann kamen wir aus dem Steinbachthal, das Sauerbachthal hinab nach Lembach. Längst war die Sonne untergegangen, ihr Widerschein glühte nur noch am Himmel und überhauchte auch mit leisem Rot die kleinen weißen Kreuze, Zeichen der Gräber aus den Kampftagen, die längs des Waldessaumes so zahlreich auftauchten. Abends war's schon, als wir Klimbach im Vorüberfahren wieder grüßten, und vollständig Nacht, da wir endlich wohlbehalten durch das Weißenburgerthor in den Schutz unseres Engelswirthshauses einfuhren.

„Engel und Schutzengel sein, ist kein übel Amt“, meinte Scheffel unter anderem lustigen Geplauder, als wir beim gemeinsamen Nachtessen wieder vergnügt beisammen saßen. „Ein Engel als Wirt macht gute Geschäfte: man traut

seiner Ehrlichkeit und kommt gern. Und ein Schußengel kann sogar Kriegsmedaillen durch Militärbefehl in Anerkennung seiner besonderen Tapferkeit bekommen, wie solches bei unseren badischen Truppen einmal geschehen ist. Hatte nach einem kleinen Gefecht der Hauptmann einen Bericht verfaßt, daß der Soldat Müller ein Heldenstücklein aufgeführt, welches der Belobung wohl verdiene, ihm aber nur gelungen sei unter ganz besonderem Beistand von „unserem Schußengel.“

Weil der begeisterte Berichterstatter aber gerade an das Ende der Zeile ankam, mußte er seinem Schußengel noch ein paar kleine Flügelein ansetzen, die wir Trennungszeichen nennen — damit er auch noch zum Anfang der anderen Zeile hinfliegen könne. Dies übersahen die Herren in Karlsruhe; dachten in dem Augenblicke auch weniger an himmlische Heerscharen als an ihre eigenen gut eingübten Schützenkompagnien und schickten mit dankender Anerkennung nicht nur für Müller eine Medaille, sondern auch eine für den Schütz Engel Schußengel.“

Zwei andere Anekdoten Scheffels habe ich schon einmal berichtet, als ich noch nicht dachte, diese Erinnerungsskizze aus dem Elsaß schreiben zu sollen. Da sie uns aber an diesem Abende erzählt wurden, so gehören sie doch hierher.

Scheffel war unmittelbar nach dem Kriege hinüber gewandert ins Elsaß mit dem herrlichen Bewußtsein, wie er sagte, nun wieder zu wandeln auf deutschem Boden; er ging damals mit dem Gedanken um, eine Episode aus alter Zeit zu schreiben in volkstümlichem Tone, die dem elsässischen Landsmanne zeigen sollte, daß er stammesverwandt zu uns gehöre.

Bei dieser Wanderung war es, daß er den Wasgauwald durchschreitend Rast machte hinter Wörth und Fröschweiler in einem Försterhause. Der alte Grünrock, ein gemütlicher Mann, der auch in ihm den Waldfreund entdeckte, bot ihm kräftigen deutschen Handschlag. Bei einer Flasche Wein, die bald auf dem Tische stand, erzählte er ihm von Krieg und Kriegsnot. Damals, am Tage von Wörth, hatte der Förster den ganzen Tag über den Donner der Kanonen und das verworrene Getöse der fernen Völkerschlacht gehört, einzelne Flüchtlinge, versprengte Reiter hatten dann die Nachricht der Niederlage auch zu ihm getragen, und er war ausgezogen, um genaueres zu erkunden.

Mittlerweile war auf Waldeswegen der General Faily mit Verstärkung angerückt gewesen, aber da die Schlacht schon verloren war, hatte er, auf die ersten fliehenden Kolonnen stoßend, Kehrt gemacht und war in der allgemeinen Panik mit seinen Truppen wieder zurück in den Wald geeilt.

In dem Forsthäuschen, in demselben Zimmer, darin Scheffel mit dem Förster saß, der ihm erzählte, hatte der General Unterkunft gesucht mit den Offizieren seines Stabes. Der Förster wurde im Walde gesucht, aufgegriffen von den französischen Soldaten und, obwohl er kein Feind war, wie ein Gefangener zwangsweise vor den General geführt.

Als er ins Zimmer trat, ging dieser mit gekreuzten Armen kopfschüttelnd auf und ab, die Offiziere saßen und standen herum, ebenso niedergeschlagen wie er. Auf dem Tische lag eine große Landkarte ausgebreitet.

„Sind Sie der Förster hier?“ fragte ihn der General. „Jawohl,“ erwiderte er. Prüfend sah ihn der General einen Augenblick an, dann befahl er seinen Offizieren hinauszugehen, schloß hinter ihnen die Thüre, führte den Förster vor den Tisch, deutete auf die Karte und sprach leise: „Dites moi un peu, mon cher, où suis-je!“

Noch eine andere ebenso charakteristische Landkartengeschichte erzählte Scheffel vom Schullehrer eines kleinen Grenzdörfleins der Pfalz. Dort war nach dem ersten Vorstoß der Franzosen und dem berühmten Kugelaufheben des Prinzen Lulu bei Saarbrücken ein Offizier hastig ins Schulhaus gedrungen mit dem Rufe: „Une carte du palatinat — vite!“ Das Schullehrerlein sprang erschrocken und dienstbereit vom Katheder herunter, eilte zum Platz, darauf der Schulatlas lag, schlug auf — ihm war von der Religion und Bibelstunde der Platz geläufig, wo ungefähr die Karte von Palästina zu suchen sei, er trennte sie heraus, übergab sie dem Offizier, der einen raschen, prüfenden Blick darauf warf und enteilte. Bei näherer Besichtigung, meinte Scheffel, muß sich der Herr Franzose doch sehr gewundert haben, sich so nahe bei Jerusalem und Bethlehem zu befinden. Nun, es kam nicht mehr zum en avant-Marschieren und er konnte demnach auch die Genauigkeit der Karte nicht prüfen — aber dieselbe fehlt heute noch im Schulhaus von

Es wurde viel gelacht über alle diese Erzählungen. Wir waren sehr lustig zusammen, und ich lernte in jenen Stunden auch noch, wie man einen Salamander reibt.

In Erinnerung daran will ich hier einschalten, was uns Dr. Scheffel manche Jahre später vorlas als seine Erwiderung auf den telegraphischen Jubiläumsgruß der Wiener Studenten.

Als am zwölften Hornung das Frührot mich weckt,
Da saß, wie ein alter Bekannter,
Vor meinem Bett auf drei Stühle gestreckt
Ein riesiger Salamander.

Er sprach, und sein fluges Augenpaar lacht':
„An der Donau, sind viel, die dich lieben;
Mich haben zu Wien dir um Mitternacht
Zweitausend Sänger gerieben!

„Herr Gott!“ rief ich klagend, „Zweitausend in Schar,
Wie kann ich einzeln da danken?
Da müßt' ich das ganze nächste Jahr
Salamandernd das Leben durchschwanken!

Nur eine Haupt- und Staatsaktion
Kann zeigen, wie sehr ihr mir teuer:
Steh' auf, ich küß' dich für alle, mein Sohn,
Du feuchtfreundlich Ungeheuer.“

Der Kuß war schwierig, und als er saß,
War plötzlich das Untier verschwunden,
Doch hab' ich am Platz als Reisepaß
Das Festtelegramm gefunden.

Gott laß' euren föhlichen Sängermut
 Noch manche Festblüte treiben:
 Der Singkunst war ich als Jüngling schon gut,
 Ich will's auch als Jubelgreis bleiben.

(Schluß folgt.)



Berichte aus allen Wissenschaften.

Volkswirtschaft.

Die Thaler im deutschen Münzwesen.

Der Verkauf unserer Thaler, welcher bekanntlich seit 10 Jahren bis auf einen geringen an Ägypten abgesetzten Betrag eingestellt worden ist, wurde anfangs Oktober von der Kölnischen Zeitung in einem auch von andern Zeitungen wiedergegebenen Aufsätze von neuem in Anregung gebracht und dringend empfohlen. Es wurde dabei auf die Gefahren hingewiesen, welche in der Bestimmung liegen, daß die Thaler, deren Metallwert bei dem bestehenden Silberpreise nur etwa 70 Prozent ihres Nennwerts beträgt, bei den auf Gold lautenden Forderungen zu ihrem vollen Nennwerte von 3 Mark in Zahlung genommen werden müssen. Es wurde weiter hervorgehoben, daß die Hoffnung auf ein Steigen des so stark gesunkenen Silberpreises kaum gehegt werden kann, daß vielmehr verschiedene, in nächster Zeit aller Wahrscheinlichkeit nach bevorstehende Ereignisse, wie die Auflösung des lateinischen Münzverbandes und die Neuordnung der österreichischen Währungsverhältnisse, noch ein weiteres Fallen des Silberpreises herbeiführen werden. Zu solchen Ereignissen hätte auch wohl noch die in nicht zu ferner Zeit unvermeidlich werdende Aufhebung der Bland-bill gezählt werden können, nach welcher in den Vereinigten Staaten alljährlich 7 Millionen Dollars in Silber geprägt werden müssen, deren Aufnahme in den Verkehr aber von der amerikanischen Bevölkerung beharrlich verweigert wird.

Auch in Deutschland nimmt man die Thaler, welche schon vollständig aus dem Verkehr gezogen waren, aber vor etwa 5 Jahren wieder zur Ausgabe gebracht wurden, nur ungern und widerwillig bei größeren Beträgen in Zahlung an. Sie werden, wo sie in größeren Summen zur Ausgabe kommen, meistens nach kurzem Kreislauf den öffentlichen Kassen wieder zugeführt, von denen sie ausgingen. Man hatte zum Ersatz für die wieder in den Verkehr gestoßenen Thaler im Schatze der Reichsbank, um für die Thaler Raum zu schaffen, vorwiegend Zehnmarkstücke und anscheinend fast den ganzen Betrag der ausgeprägten goldenen Fünfundzwanzigmarkstücke, vielleicht sogar auch einen Teil der Reichskassenscheine von 5 Mark eingezogen. — Durch diese Verminderung der zwischen dem Zwanzigmarkstücke und dem Zweimarkstücke vorhandenen Geldsorten gelang es, neben diesen einen Teil,

aber doch wahrscheinlich kaum die Hälfte der noch vorhandenen Thaler im Umlauf zu halten. Diese Thaler erfüllen, wengleich sie gesetzlich als ein vollwertiges Zahlungsmittel gelten, doch in Wirklichkeit im Verkehr nur die Aufgabe einer Scheidemünze. Es wird nicht möglich werden, ohne den Geldverkehr zu beeinträchtigen und ohne Unwillen zu erregen, eine größere Menge von Thalern in Umlauf zu halten, als dem durch Verminderung der Geldsorten von 5 und 10 Mark künstlich gesteigerten Bedarf an Scheidemünze entspricht.

In dem erwähnten Aufsatze der Kölnischen Zeitung wird nun gegen die Beibehaltung der in der Rolle einer Scheidemünze untergebrachten Thaler kein Bedenken erhoben, dagegen mit Nachdruck der Verkauf des auf 250—300 Mill. Mark geschätzten Thalerbestandes gefordert, welcher noch in den Gewölben der Reichsbank als ein unterwertiges Deckungsmittel für auf Gold lautende Forderungen ruht. In Anbetracht der Thatfache, daß durch diesen Verkauf unsere hinkende Währung zur reinen Goldwährung werden, die Reichsbank von der ängstlichen Sorge für ihren Goldstock und von allzuhäufigen Diskonterhöhungen befreit und das deutsche Geld vor jeder Vertrauensstörung gesichert würde, sowie in Rücksicht auf den günstigen Stand der Reichsfinanzen wird der mit der Abstoßung dieser Thaler verbundene, auf etwa 75 Mill. Mark geschätzte Verlust für unbedenklich gehalten.

Diese sehr beachtenswerten Vorschläge erscheinen in zwei Beziehungen allerdings noch einer Verbesserung fähig. Es möge, um bei den folgenden Erörterungen stets mit bestimmten Zahlen rechnen zu können, die Annahme gemacht werden, daß von der Gesamtmenge der noch vorhandenen Thaler 250 Mill. Mark sich im Verkehre befinden und 300 Mill. Mark in der Reichsbank liegen.

Der Vorschlag, die im Umlauf befindlichen Thaler dauernd als Scheidemünze beizubehalten, würde in unseren, im übrigen so wohl geordneten Münzverhältnissen eine Unbequemlichkeit und Regelwidrigkeit belasten, weil die Dreizahl schlecht in die Zehnerteilung paßt, was, wenn auch zu kleinen, so doch zu immer wiederkehrenden Schwierigkeiten und manchen Irrtümern führt. Ist doch die Thatfache, daß unter der 500 Mill. Mk. betragenden deutschen Scheidemünze noch 250 Mill. Mk. Thaler in Umlauf gehalten werden können, welche keine andere Aufgabe als die einer Scheidemünze erfüllen, der Nachweis der Möglichkeit einer Vermehrung der Scheidemünze geliefert, so sollte man nicht zögern, die Scheidemünze durch Umprägung von Thalern zu vermehren. Der schwieligen Hand des Bauern und des Arbeiters, die allein für den derben Thaler noch eine Vorliebe haben, könnte dann durch vorzugsweise Ausprägung silberner Fünfmarsstücke eine noch greifbarere Münze geboten werden. Vor allem aber würde man dadurch alle Münzen in die Zehnerteilung einreihen und infolge des im Vergleich zu den Thalern schlechteren Silbergehaltes der Scheidemünzen noch einen Vorteil erreichen. Beispielsweise würde man aus einer Thalermenge von 198 Mill. Mk. an Scheidemünzen, von denen bekanntlich 200 Mk. ein Kilogramm Silber, also wie 60 Thaler, enthalten, 220 Mill. Mk. prägen können, wovon nach Abzug der Prägungsverluste und Unkosten doch mindestens 215 Mill. Mk. gerechnet werden können. Würden nun 52 Mill. Mk. Thaler gegen 35 Mill. Mk. Gold

verkauft, so würde die zu 250 Mill. Mk. angenommene Menge der im Umlauf befindlichen Thaler durch 215 Mill. Mk. silberner Scheidemünze und 35 Mill. Mk. Gold ersetzt sein, sodaß nach wie vor 250 Mill. Mk. Münzen verblieben und die Umwandlung ohne jeden Verlust durchgeführt wäre.

Durch diesen Vorschlag, nach welchem nicht die ganze jetzt im Verkehr befindliche Thalermenge in Scheidemünze umgeprägt wird, soll dem Umstande Rechnung getragen werden, daß die Thaler doch wohl nicht immer anstelle einer Scheidemünze verausgabt, sondern zuweilen auch bei Zahlungen in größeren Beträgen durchgeschleppt werden.

Wenn nun in solcher Weise die nicht in unsere Münzordnung passenden Thaler ohne irgend welchen Verlust an Umlaufsmitteln aus dem Verkehre entfernt sind, so bleibt noch die weit wichtigere Abstößung des Thalerbestandes zu erörtern, welcher als unterwertiges Deckungsmittel für Gold in den Gewölben der Reichsbank lagert. Hier ist lediglich ein Verkauf derselben möglich, welcher für den Betrag von 300 Mill. Mk. bei dem bestehenden Silberpreise mit einem Verluste von 90 Mill. Mk. verbunden sein würde. Wenn nun auch nach der in der Kölnischen Zeitung ausgesprochenen Meinung dieser Verlust an Umlaufsmitteln bei der günstigen Lage der Finanzen des Reiches ohne Schwierigkeit durch eine Anleihe gedeckt werden könnte, so scheint es doch nach den folgenden Erörterungen völlig unbedenklich, derselben ohne jedes Opfer durch Ausgabe von Reichskassenscheinen auszugleichen.

Man bedenke, daß man bei jeder 100-Thalerrolle, welche man in Zahlung erhält, nur 210 Mk. Metallwert und 90 Mk. auf Kredit des Staates in Empfang nimmt, sich also in der gleichen Lage befindet, als ob man 210 Mk. Gold und 90 Mk. Reichskassenscheine erhielte. Wäre die Reichsbank im stande, bei ihrem Thalervorrathe den Metallwert von dem wertlosen Teile zu trennen, mit anderen Worten, hätte sie statt 300 Mill. Mk. in Thalern, 210 Mill. Mk. Gold und 90 Mill. Mk. in neu hergestellten Reichskassenscheinen im Besitze, so wäre sie in weit günstigere Lage gebracht, da die Golddecke, welche ihr entzogen werden kann, ehe sie auf ihren Grundstock unterwertigen Goldes greifen muß, um 210 Mill. verstärkt worden. Man kann indes natürlich bei einem solchen Stande der Dinge nicht bleiben, sondern die Reichsbank soll durch Gesetz ermächtigt werden, diese neu hergestellten Reichskassenscheine in den Verkehr zu bringen und dafür 90 Mill. Mark Gold einzuziehen, dann ist die deutsche Goldwährung vollendet durchgeführt. Ist nun aber die Ausgabe eines solchen Betrages neuer Reichskassenscheine unbedenklich und ratsam?

Die Reichsbank wird zunächst durch dieses neue Papiergeld keine Beeinträchtigung ihres Notenumlaufs erleiden, da die neuen Reichskassenscheine, vorwiegend in Stücken von zwanzig und fünf Mark, sich an die Stelle des aus dem Verkehr gezogenen gleich hohen Betrages von Goldmünzen schieben würden. Der Verkehr würde das neue kleine Papiergeld willig aufnehmen, denn es fehlt heute an diesem für Brieffendungen und für die Versorgung auf Reisen so bequemen Gelde nicht selten.

Jetzt sind 130 Mill. Mark in Reichskassenscheinen vorhanden, also auf den Kopf der Bevölkerung von 47 Mill. etwa $2\frac{3}{4}$ Mark. Daneben steckt aber in den noch vorhandenen Thalern ein auf Kredit des Staates zunehmender, durch den Metallwert ungedeckt bleibender Betrag von 165 Mill. Mark. Es kommt hinzu, daß dieser ungedeckte Wert gesetzlich Zwangskurs hat. Thatsächlich befindet sich also infolge des Unterwerts der Thaler unter dem deutschen Gelde eine Summe von $130+165=295$ Mill. ungedeckter Wertzeichen. Dem gegenüber würde nach dem Verschwinden der Thaler und nach Ausgabe von 90 Mill. neuer Reichskassenscheine das ungedeckte Papiergeld nur 220 Mill. oder $4\frac{2}{3}$ Mark auf den Kopf der Bevölkerung betragen.

Wenn man bei Erlaß des Münzgesetzes im Jahre 1873 einen Betrag von 3 Mark ungedeckten Papiergeldes auf den Kopf der Bevölkerung für zulässig und ratsam hielt, so muß heute nach dem günstigen Stande der Reichsfinanzen, bei der geringen Schuldenlast des Reiches und der Einzelstaaten, nach der Zunahme der wirtschaftlichen Kraft Deutschlands, und ganz besonders nach der durch die Verstaatlichung der Eisenbahnen eingetretenen Vermehrung des Staatsvermögens und der durch die zahlreichen Kassen der Eisenbahnverwaltung erhöhten Möglichkeit, die Reichskassenscheine jeder Zeit in Zahlung geben zu können, eine Erhöhung des ungedeckten Papiergeldes auf $4\frac{2}{3}$ Mark für den Kopf der Bevölkerung gewiß ganz und gar unbedenklich erscheinen.

Für die Beurteilung dieser Frage ist in der That die Verstaatlichung der Eisenbahn von durchschlagender Bedeutung. Im Jahre 1873, bei Erlaß des Münzgesetzes, war das Anlagekapital der damals in Deutschland vorhandenen Staatsbahnen $3\frac{1}{2}$ Milliarden Mark, heute beziffert es sich auf 9 Milliarden, welche sich mit $4\frac{3}{4}$ Prozent verzinsen, also um mehr als das $1\frac{1}{3}$ fache des herrschenden Zinsfußes. Der Kapitalwert der Staats-Eisenbahnen beträgt daher über $1\frac{1}{3} \cdot 9=12$ Milliarden Mark und übersteigt somit die Gesamt-Schuldenlast des Reiches und der deutschen Einzelstaaten. Für ein Papiergeld von 220 Mill. Mark bieten also schon allein die Staateisenbahnen, abgesehen von allen übrigen Bestandteilen des Staatsvermögens, eine überreichliche Deckung. Der etwa zu erhebende Einwand, daß die Eisenbahnen nicht oder doch nur zum kleinsten Teil Eigentum des Reiches sind, sondern den Einzelstaaten gehören, wird wohl nicht ernstlich geltend gemacht werden, da ja die Finanzen der Einzelstaaten als Deckung hinter den Finanzen des Reiches stehen.

Noch wichtiger als der Kapitalwert der Eisenbahnen ist für die in Erörterung stehende Frage aber der gewaltige Geldumsatz der zahlreichen Eisenbahnkassen. Die Einnahmen der deutschen Staats-Eisenbahnen, welche im Jahr 1886/7 schon 950 Mill. betragen, sind sicher jetzt auf mehr als eine Milliarde angewachsen. Durch die Staatsbahnen ist also neben den Kassen der Steuerverwaltung und der Reichspost eine so ausgiebige Gelegenheit zur Anbringung des Reichspapiergeldes geboten, daß die auf 220 Mill. gebrachte Summe desselben in ein bis zwei Monaten bei denselben zur Einzahlung gebracht werden könnte. Eine Vertrauens-

störung zu einem Kreditgelde, welches jeder Zeit so leicht zu seinem vollen Nennwerte verausgabt werden kann, erscheint völlig ausgeschlossen. Wollte man in übergroßer Angstlichkeit aber dennoch den Fall in Frage ziehen, daß etwa zu Zeiten kriegerischer Verwickelungen die Reichskassenscheine den öffentlichen Kassen in solchen Massen zugeführt würden und von diesen nicht wieder ausgegeben werden könnten, daß zur Vermeidung von Stockungen dem Reichspapiergelde Zwangskurs gegeben werden müßte, so wäre die Lage doch nach der in Vorschlag gebrachten Abstoßung der Thaler eine weit günstigere, als sie beim Fortbestande unseres Thalervorrats sein würde. Nach der Entfernung der Thaler würden neben etwa $2\frac{1}{2}$ Milliarden Goldmünzen und neben einer vor jedem Ansturme gesicherten Reichsbank 220 Mill. Mark Reichskassenscheine Zwangskurs erhalten müssen, während beim Verbleiben der Thaler neben nur $2\frac{1}{4}$ Milliarden Goldmünzen nicht allein 130 Mill. Reichskassenscheine, sondern noch 550 Mill. Mark Thaler mit einem Unterwerte von 165 Mill. Mark mit Zwangskurs vorhanden sein würden.

Da es nicht unwahrscheinlich ist, daß die Menge der noch vorhandenen Thaler mit 550 Mill. Mark zu hoch gegriffen ist, so wird sich die Abstoßung derselben vielleicht noch leichter durchführen lassen, obwohl auch umgekehrt die Sache etwas, wenn auch nicht erheblich schwieriger werden kann, falls die in Scheidemünze umzuprägende Menge zu hoch gegriffen sein oder falls in Folge des Angebots der deutschen Thaler der Silberpreis noch weiter sinken sollte. Der hier entwickelte Vorschlag geht, ohne sich an bestimmte Mengen=Angaben zu halten, dahin, soviel Thaler in Scheidemünze und zwar vorwiegend in 5 und 2-Markstücke umzuprägen, als von solcher Scheidemünze ohne Verkehrserschwerung noch in Umlauf zu bringen ist, den Rest der Thaler gegen Gold umzutauschen und den hierbei am Nennwerte des Geldes erlittenen Verlust abzüglich des bei der Umprägung in Scheidemünze gemachten Gewinns, durch Ausgabe von Reichskassenscheinen, vorwiegend in Stücken von 20 und 5 Mark, zu ersetzen.

Die Thaler müssen aus unserem Münzwesen entfernt werden, weil sie das Vertrauen auf die deutsche Währung gefährden und dadurch den Wechselverkehr mit dem Auslande erschweren, weil sie unterwertiges Geld mit Zwangskurs sind, weil sie in größerer Menge vorhanden sind, als an Münzen so kleinen Betrages neben der bestehenden Scheidemünze Platz finden kann, weil sie bei Zahlungen in größeren Posten zu unbequem sind, weil die Dreizahl nicht in die Zehnerteilung unserer Münzordnung paßt und endlich, weil ein weiteres Sinken des Silberpreises wahrscheinlich ist.

Aus allen diesen Gründen, besonders in Berücksichtigung des zuletzt erwähnten, sollte man mit der Durchführung der empfohlenen Maßregel nicht zögern und selbst auf die Gefahr hin, durch ein starkes Angebot den Silbermarkt noch mehr zu drücken, den Verkauf der Thaler nur auf eine kleine Reihe von Jahren verteilen. Auch die Anhänger der Doppelwährung werden gegen den Verkauf der Thaler wohl kein Bedenken erheben, da sie in der Beibehaltung der Thaler doch keine Verstärkung der Hoffnung auf Erfüllung ihrer Wünsche erblicken können.

Sie könnten nur dann von der Beibehaltung der Thaler einen Vorteil erwarten, wenn sie glaubten, daß bei einer Einführung der Doppelwährung das Silber zu einem, in Betracht kommenden höheren Werte wieder eingesetzt werden könnte als seinem jetzt bestehenden Marktpreise entspricht; aber das glauben wohl selbst die Heißsporne unter ihnen nicht.

Hannover.

Launhardt.

Geschichte.

Zewdofia Lapuchin.

Nach Familienpapieren.

Die Geschichte wirft in ihrem Fluten und Strömen bisweilen gar wunder-
same Blasen auf, Dinge treten ans Licht, die auf dem tiefsten Grunde begraben
schienen, neue Beleuchtungen geben Verhältnissen und Persönlichkeiten, die für
unanfechtbar galten, eine ganz andere Gestalt. Da ist es denn eine solche Er-
scheinung, die mir heute die Feder in die Hand drückt. Seit etwa drei Jahr-
hundertern ist das große Gut Pokrowski bei Moskau im Besitze der Familie
Streschneff, deren letzte die Fürstin Schachowskoy-Gleboff-Streschneff ist; auf Po-
krowski befindet sich auch das interessante Hausarchiv. Nach seinen Papieren schrieb
Fürstin Eugenie Schachowskoy-Gleboff-Streschneff den so großes Aufsehen erregenden
Aufsatz „Eine geschiedene Zarin: die erste Frau Peters des Großen“ in der „Nouvelle
Revue“ (Lieferung vom 15. August 1889, Paris) unter dem Pseudonym „N. Slawsky.“
In ihm verteidigt die letzte Gleboff-Streschneff, deren Familie Rußland eine
Zarin, die Gemahlin Zar Michails, und Großmutter Peters des Großen, geschenkt
hat, das Andenken der unglücklichen Zarin Zewdofia gegen ihren Verfolger Peter
den Großen und schmückt das Bildnis ihres Ahnherrn, des Geliebten derselben in
ihrer Klosterzelle, mit dem Kranze der Verklärung. Bei allem poetischen Beiwerke,
womit die geistreiche Enkelin der alten Bojaren nicht kargt, ist doch ihre Arbeit
streng historisch, auf den Thatsachen beruhend; freilich ist sie ein Schlag gegen
Peters Ruf, denn in abschreckender Brutalität, in kalter Grausamkeit steht er vor uns.

Zewdofia Feodorowna Lapuchin war die Tochter des Bojaren Feodor
Abrahamowitsch, eines reich begüterten Mannes, und am 30. Juli 1669 geboren;
mittelmäßig erzogen, lebte sie unter den Augen von Zar Peters Mutter, Natalie
Narischkin, war die schönste von drei Schwestern und zog durch Lebhaftigkeit und
Intelligenz die Blicke auf sich. Die Zarin Natalie ersah sie, um ihrem Sohne
den Halt einer mächtigen Familie gegen die Umtriebe seiner Stieffchwester Sophia
zu geben, frühe zu seiner Braut, und die Hochzeit fand am 27. Januar 1689 statt,
ohne daß der 17jährige Zar große Liebe zu der um drei Jahre älteren Unter-
thanin empfunden hätte. Es giebt einige Bilder Zewdofias, eines im Besitze
der Woronzoff, eines in der Romanoff-Galerie der Eremitage in St. Petersburg,
und wohl das beste in der Familie Lapuchin; auch aus ihren älteren Tagen
finden sich zwei im Jungfrauenkloster und im Archiv des Ministeriums des

Außeren. Fürstin Eugenie schildert ihr Äußeres nach dem Lapuchin'schen Bilde: „Sie scheint hier kaum 20 Jahre alt, obwohl sie ihr prächtiges Infarnat von früher verloren hat. In reichen brochierten Stoff gehüllt, dessen Schnitt an den des religiösen Gewandes erinnert, trägt sie einen Schleier von durchsichtiger Gaze auf dem Haupte, der einen leichten Schatten über die obere Gesichtspartie wirft, die großen braunen Augen von seltener Sanftmut sind überwölbt von hohen, schmalen Bogen; die Haare sind durch ihre nonnenartige Haube bedeckt, man weiß aber, daß sie blond waren, denn in der Familie eines Deszendenten ihres Geliebten bewahrt man noch in einem von ihr geschenkten Medaillon eine Locke, und die Zeit hat nicht völlig deren schönes Gold bleichen können. Ihre blassen Züge, ihre feine, gerade Nase, ihr zarter Mund haben etwas Aufrichtiges, fast Kindliches.“ Nach kaum verflossenem Honigmond ging Peter auf die Werft nach Perejaßlawl, um dem Schiffbaue obzuliegen, und Jewdofia, die ihn grenzenlos liebte, sehnte sich vergebens nach ihm. Damals schrieb sie, wie Fürstin Schachowskoy berichtet:

„Meinem Zaren, meiner Freude, Peter Alexejewitsch.

Ich grüße Dich, Licht meines Lebens. Wir bitten Dich demütig, Sire, endlich zu uns zurückzukehren. Ich bin bei Leben und Gesundheit unter dem Schutze unserer Mutter. Dein Frauchen wirft sich Dir zu Füßen. Dunka.“

Im August 1689 entflohen Peter und Jewdofia vor seiner Schwester Sophia, die ihm ans Leben wollte, in das heilige Troitzki'sche Kloster, um am 9. Sept. nach dem Umschwunge der Dinge als Triumphatoren in Moskau einzuziehen. Am 19. Febr. 1690 gebar die Zarin den Thronerben Alexei Petrowitsch, im Mai 1691 Alexander Petrowitsch, der schon 14. Mai 1692 starb; freilich regte sich bei allem Glücke in ihr die größte Eifersucht auf die gefälligen Schönen, die Lefort und andere Freunde Peter in der deutschen Vorstadt Moskaus zuführten; sie verstand es schlecht, sich zu beherrschen und ihm ihre üble Laune zu verbergen, so sehr ihr die gütige Schwiegermutter dazu riet, und hatte eine geheime Feindin an Peters Schwester Natalie, die bei ihm sehr viel galt und sie verleumdete. Die Charaktere Peters und Jewdofias waren zu verschieden, als daß ihrer Berührung Glück entspringen konnte; in starrster Weise hielt Jewdofia am Altrussentum fest trotz aller seiner Fehler, und unfähig, Peters Reformideen zu würdigen, betrachtete sie dieselben geringschätzend, seine ausländischen Vertrauten Lefort, Gordon u. mit Haß; auch zwischen ihrer Familie und dem Kreise, der den heißblütigen Zaren umgab, herrschte eine unverkennbare Spannung. Peter zog den Aufenthalt in Perejaßlawl dem bei seiner Gattin vor, ihre Briefe an ihn, die Ustrjaloff in seiner Geschichte Peters abgedruckt hat (Bd. 2, St. Petersburg 1859), sind ganz konventionell und nach der Schablone abgefaßt, von monotoner Steifheit, ohne tiefere Empfindung, und nur selten durchbricht einmal ein wärmerer Ton, wie er ja Jewdofia keineswegs fremd war, ein „mein Licht, mein Leben“ oder „meine Lapuschka“, die kühle Form. Jewdofia hatte in Anna Mons, der reizenden Goldschmiedstochter in der deutschen Vorstadt von Moskau, eine Rivalin um Peters Gunst gefunden, die ihn volle zehn Jahre derart beherrschte, wie es ihr, seiner angetrauten Frau, nie gelungen ist; zumal seit dem

Tode seiner Mutter Natalie, in der Jewdokia ihren besten Halt verlor, hielt er sich von ihr fern und ließ sich von Anna immer mehr berauschen. Seinem Volke mißfiel die Vernachlässigung der Zarin ungemein, und ihr ganzer Anhang sprach Peter seine Indignation offen aus. Er sehnte sich nach der Lösung seiner Fesseln, wollte Jewdokia in ein Kloster sperren und ließ sie durch ihren Beichtvater, durch Marischkin und Komodanowski dahin bearbeiten, daß sie einwilligen möge; sie aber blieb beharrlich bei ihrer Weigerung. Peter verfolgte ihre Familie in tyrannischster Weise, als seien es Staatsverbrecher; am 24. Jan. 1695 wurde auf dem Lustschlosse Peters ihr Oheim Peter Lapuchin gefoltert, und als er Tags darauf starb, munkelte das Volk von der persönlichen Beteiligung des Zaren an seinen Todesqualen, ein Lapuchin nannte den Gebieter geradezu einen Ketzer und eine Ausgeburt des Antichristen, und als der Zar seine Reise nach Westeuropa antreten wollte, verwies er der Sicherheit wegen seinen Schwiegervater und zwei seiner Schwäger in kleine Orte der inneren Gouvernements. Man wußte selbst im Auslande von der kühlen Haltung Peters gegen seine Gemahlin und schrieb darüber (27. Nov. 1697) an Leibnitz, und am Wiener Hofe unterließ man bei der Bewirtung von Peters Gesandtschaft den Trinkspruch auf die Zarin. Von London aus schrieb Peter 1698 den Bojaren Ljew Marischkin und Tychon Streschneff, Jewdokia müsse jetzt in ein Kloster, und eben von der Reise heimgekehrt, eilte er zu Anna Mons, während Jewdokia ihm umsonst die Arme öffnete. Vergebens unternahmen die Vertrauten des Zaren einen neuen Sturm auf sie und rieten ihr, lieber freiwillig den Schleier zu nehmen als „einen Skandal hervorzurufen, der in der ganzen Welt widerhallen würde“, vergebens hatte Peter eine vierstündige Unterredung mit ihr bei dem Postmeister Winius. Im Hinblick auf ihre reaktionären Anschauungen verwickelte er, von Lefort angestachelt, die Verhaftete in den Strelitzenprozeß, entriß ihr, als sei sie eine Mitschuldige der Verschwörer, 29. Sept. 1698 den Zarewitsch Alexei, den er seiner Schwester Natalie übergab, und ließ am 1. Okt. Jewdokia auf elendem Wagen ohne jedes weitere Gefolge als ihre Zwergin Agassja in das Pokrowski'sche Kloster zu Ssusdal transportieren. In diesen sumpfigen Niederungen der Ramenka hatten schon eine Zarin und eine Zarewna, Salomeh und Jewdokia Saburoff, den aufgezwungenen Schleier bis zum Tode getragen; an Jewdokia Lapuchin aber erinnert heute noch „der Teich der Zarin“ inmitten eines Gehölzes.

In ergreifenden Zügen schildert uns die Fürstin Schachowskoy Ankunft und Aufenthalt der Zarin in dem Kloster; nichts war zu ihrem Empfange bereit, nichts zu ihrem Unterhalte angewiesen; von aller Welt verlassen, mußte Jewdokia von der Gnade der Nonnen leben und die Zelle der Schwester Captelina teilen, sie litt Hunger und Frost. Im Mai 1699 erfolgte ein weiterer Gewaltschritt Peters. Semen Tasykoff, ein Hofbeamter, erschien in Ssusdal und befahl dem Archimandriten des gefeierten Szapki'schen Klosters, „in geheimen Angelegenheiten“ den Mönch Hilarion nach dem Pokrowski'schen Kloster abzuschicken; mit Hilarion trat Tasykoff bei Jewdokia ein, trotz seines Widerstrebens mußte ersterer ihr die Haare abschneiden, was sofort hinter dem Vorhange so heimlich geschah, daß Captelina

nichts davon gewährte; hiermit war die Zarin in eine Nonne verwandelt, die den Namen „Helena“ erhielt. „Dieser Akt unbilliger Willkür wurde dem Zaren nie von seinem rechtgläubigen Volke verziehen, und die Staatspapiere bezüglich des Processes des Zarewitsch Alexei bestätigen den Haß, der dadurch gegen Peter erregt ward.“ In seiner Wut hätte Peter am liebsten Jewdofia getötet, Lefort rettete ihr Leben, aber Mittel zum Unterhalte blieben ihr versagt, und sie war auf Unterstützungen seitens ihrer Verwandten angewiesen; „eine Atmosphäre des Schreckens umgab sie, Verbindungen zwischen ihrem Kloster und der Welt, aus der sie verbannt war, gehörten zu den Seltenheiten“. Frühe verblüht, brachte die Nonne Helena ihre Tage in strenger Klosterzucht hin, fastete gewissenhaft und beobachtete die Gebräuche; sie wurde doppelt hart gehalten, weil alle Opposition gegen Peters Reformen auf sie und ihren Sohn, den Zarewitsch, hinwies, mit dem sie durch seinen Beichtvater Jakow Ignatjew und Peters Stiefschwester Maria einen Verkehr unterhielt und von dem sie manchmal Gelder bezog. 1705 forderten die geistlichen Behörden Sjusdals für sie eine angemessene Wohnung, und dieselbe wurde ihr unter der Bedingung zugestanden, daß das Kloster, in dem sie lebte, die Kosten der Einrichtung trug. Allmählich stieg die geheime Sympathie der Nation für sie an die Öffentlichkeit; Pilger und Pilgerinnen, besonders Landleute, strömten nach dem Kloster, um sie zu sehen, und Peter war so entrüstet darüber, daß er eines Tags im dichtesten Schneegestöber das Kloster und die Pilger überraschte, und während Jewdofia ahnungslos schlief, Galgen und Pfähle unter ihren Fenstern errichten ließ; bei ihrem Erwachen sah sie einige Pilger dort aufgehängt. (Katkoffs Russischer Bote, Dez. 1860). Da diesmal der Sturm ihre eigene Person noch geschont hatte, faßte die Zarin-Nonne neuen Mut; mit nahezu zarischem Pompe reiste sie umher, von Priestern, Nonnen und Dienern begleitet, allerorten öffneten sich ihr die Kirchen, nach dem Landesbrauche blieb sie in ihrem Wagen oder unter dem grünen Baldachin allen Blicken verborgen, doch wußte jeder, wer sie sei; von diesen Reisen erfuhr der Zar nichts, sie war zu beliebt, als daß sich ein Denunziant gefunden hätte. Daß ihr Sohn sie 1706 im Kloster besuchte, führte zu höchst unliebsamen Erörterungen zwischen ihm und seinem Vater, der fortan den Briefwechsel von Mutter und Sohn verhinderte. Mittlerweile war ihre Wohnung im Kloster vollendet worden; über dem Haupteingange gelegen, hatte sie gar nichts Klösterliches, noch heute stehen die schönen Öfen von emaillierter Fayence mit Figuren und Inschriften. Die Nonnen waren der zarischen Mitschwester ehrfurchtsvoll ergeben, einige, vor allen Captelina, wohnten bei ihr, und die Äbtissin Maremiane begann neidisch auf sie zu werden; man verschönerte ihr den Aufenthalt nach Kräften, das Kloster empfing ihretwegen Schenkungen, und an hohen Festen, zumal in der Zarenfamilie, beging sie die große Unvorsichtigkeit, die Zarin zu spielen; sie empfing die Sjusdaler Behörden, um ihnen nach zarischem Brauche einen Becher Wein anzubieten. Sie hoffte immer noch auf die Erlösung vom Klosterleben, um so mehr als ihr der im ganzen Reiche verehrte Archimandrit Dossifei, den man für einen Zukunftskündiger hielt, bei einem Besuche in seiner Abtei zu Snowinsky gesagt hatte:

„Einst wirst du mit einem Sohne Zarin, wenn auch nach Peters Tod.“ Die geistlichen Gewänder drückten sie, sie legte sie ab und trug wieder kostbare Fürstkleider; geheime Wünsche zogen sie in die verbotene Welt, sie liebte. Der Refruktion wegen war der Major Stepan Bogdanowitsch Gleboff nach Sjusdal gekommen, ein feuriger Altrusse und durchaus ritterlicher Charakter; er sah die Zarin-Konze 1709 in der Kirche, verliebte sich in sie trotz ihrer vierzig Jahre, erlangte durch Bestechung der Nonnen den Zutritt zu ihr und fand begeisterte Gegenliebe; das Verhältnis währte auch 1710, und im Gegensatz zu den Briefen an Peter sind die Briefe an Gleboff von überströmender Zärtlichkeit und Gefühlsinnigkeit, in heißer Glut überschreiten sie alle Schranken, eine grenzenlose Sehnsucht geht von ihnen aus; einige wurden bei Gleboff im Momente der Verhaftung gefunden und nicht nur im Prozesse gegen Jewdokia verwertet, sondern auch im Manifeste vom 5. März 1718 publiziert; die Briefe stehen im 6. Bande von Astrjaloffs Geschichte Peters. „In dem Maße wie die Zeit verstreicht“ — so schreibt Gleboffs Enkelin in der „Nouvelle Revue“ — „ändert sich der Ton der Briefe; mit den süßen Ergießungen vermischen sich zaghafte Vorwürfe, ein eifersüchtiger Argwohn gleitet über die von Thränen benehten Seiten hin; aber immer dominiert die Selbstverleugnung, die Hingabe an den geliebten Mann: „Beunruhige Dich nicht um mich, denke an Dich,“ so schreibt sie zwischen einer Liebeslösung und einem Vorwurfe über seine Vergeßlichkeit. „Mein Licht, mein Geliebter, meine Seele, meine Freude, die verwünschte Scheidestunde ist da. Es wäre mir besser gewesen, meine Seele hätte sich von meinem Körper getrennt; muß denn dieser verwünschte Körper, der so viel erlitt, diesen Schmerz erdulden? Ach, ich verzehre mich! Gott weiß, wie teuer Du mir bist. Ach, mein geliebter Freund, warum bist Du mir so teuer; warum, Seelchen, bist Du gegen mich erzürnt gewesen, warum hast Du mir nicht geschrieben? Mein Herzchen, trage den Ring, den ich Dir gegeben; ich habe mir den gleichen machen lassen und ihn Dir darum weggenommen . . . Da, wo Dein Wort sein wird, wird auch meines sein; wo Dein Wort, da werden auch mein Kopf und mein Herz sein. Ewig und immer Dein . . . Habe ich denn zu wenig mit meinen Thränen Dein Antlitz, Deine Hände, Deine Füße und alle Deine Glieder beneht, so daß ich es nicht verstanden, mich Dir liebenswert zu machen, und Du nicht mehr an Dir die Spur meiner Thränen findest. Du vergiffest mich . . .“

In ihrem Liebesrausche vergaßen Jewdokia und Gleboff jede Vorsicht, die Nonne Captelina, die intimste Vertraute, führte den Major an scheinbar schlafenden Wachen vorbei nachts in die Gemächer der Zarin-Konze; während der Frühmesse, wo nur die Klosterbewohner Zutritt hatten, erschien er in der Kirche, um sein Idol zu sehen, und die gereizte Äbtissin wies ihn aus, später war sie eine Hauptzeugin gegen die Ehebrecher; der Major war nämlich Gatte und Vater, was seine Schuld erhöht. Wenn er sich von Sjusdal entfernte, rief ihn Jewdokia in verzweifelten Worten zurück, und kam er wieder, so tauschte sie, den Kopf an seine Schulter lehrend, in dem versteckten Gehölze Liebeschwüre mit ihm aus. Peters Manifest spricht von einer achtjährigen Liaison, doch be-

weisen Jewdofias schmachtende Briefe, wie selten sie während dessen den Geliebten sah: daß seine verratene Frau nachher im Prozesse auf seine Seite trat, um ihn zu retten und seine Verbindung mit ihrer sieghaften Nebenbuhlerin leugnete, bezeugt den unwiderstehlichen Reiz seiner Persönlichkeit. Noch immer hoffte Jewdofia auf den Thron, noch hielt sie sich für die rechtmäßige Zarin, nicht aber jene Magd, die Peter als Katharina I. neben sich auf den Thron erhoben, noch ließ sie für sich, die Zarin, im Kirchengebete bitten, da brach der Blitzstrahl in ihre Stille herein. Ihrem Sohne, ihrer letzten Hoffnung, wurde der Prozeß gemacht, am 3. Februar 1718 mußte er auf die Erbfolge verzichten, die auf den Sohn der verachteten und verhaßten Katharina übertragen ward, Truppen umzingelten das Pokrowskische Kloster, ein Bote der Großfürstin Maria konnte Jewdofia die Botschaft der letzten Vorgänge nicht mehr bringen, am 10. Februar überraschte sie des Zaren Abgesandter Skorniakoff Bissareff im reichen Weltkleide, untersuchte ihre Zimmer und sogar ihre Anzüge, bis er schließlich einen Zettel mit den Worten fand: „Ich melde Euch die Ankunft des Herrn Zarewitsch Alexei.“ Vergebens suchte Jewdofia ihm das Papier zu entreißen; er wußte, was es Peter wert war: darauf konnte man sie des Komplotts mit Alexei und seinem Anhang anklagen. Soldaten zogen einen dichten Kordon um das Kloster, so verzweifelt sich auch die Nonnen geberdeten, Bissareff ließ Jewdofia und alle, die ihr vertraut schienen, nach Moskau führen, und hier schrieb sie in ihrer Seelenangst den nachfolgenden Brief an Peter:

„Sire und allmächtiger Gebieter! Vor einigen Jahren nahm ich meinem Versprechen gemäß vor Semen Tschykoff als Nonne Helena den Schleier. Ich trug ein halbes Jahr das geistliche Gewand; später aber nahm ich es ab und führte heimlich ein weltliches Leben. Dies Geheimnis entdeckte Grigorj Bissareff, und ich kann nur auf die Humanität und Barmherzigkeit Eurer Majestät hoffen! Zu Ihren Füßen sinkend, bitte ich um Vergebung für das Verbrechen, und daß man mich nicht eines schimpflichen Todes sterben lasse. Ich verspreche, das geistliche Kleid wieder anzulegen, es bis zu meinem Tode nicht mehr ausziehen und Gott für Dich zu bitten. Eurer Majestät gehorsamste Unterthanin und gewesene Frau.
Jewdofia.“

Peter blieb ungerührt von diesem Verzweiflungsschrei und ließ dem Prozeß Alexeis seinen Lauf; unter der Folter gestanden die Verhafteten alles und noch mehr als das; man erfuhr von tadelnden Bemerkungen Jewdofias über den Zaren, von ihren Beziehungen zur Großfürstin Maria, zu ihrem Bruder Abraham und anderen Lapuchin, von den Prophezeiungen Dossifeis, der jetzt Bischof von Kostoff war, von Plänen zur Thronerhebung Alexeis, endlich vom Verhältnisse zu Gleboff. Jetzt kannte Peter in seiner Wut kein Maß; ob er, wie so häufig behauptet wird, Jewdofia eigenhändig geknüttet, ist zweifelhaft; er ließ sie vor den höchsten Gerichtshof schleppen, mit Gleboff konfrontieren und erwirkte von ihr ein volles Geständnis; auf dieses hin erging sein Manifest vom 5. März, dem dann die Verurteilungen und Hinrichtungen folgten. Trotz aller Folter-

qualen schwiegen die Lippen Gleboff's beharrlich, nicht ein Laut zeugte gegen die Geliebte; mit stoischem Mute, den seine Enkelin in glänzenden Farben schildert, endete er am 26. März auf dem Pfahle, an dem er viele Stunden verblutete; nach der Familiensage der Gleboff soll Peter den Sterbenden noch beleidigt, ihm für ein volles Geständnis Begnadigung angeboten haben, von ihm aber verflucht worden sein. Jewdofia, die „Gesalbte des Herrn,“ hinrichten zu lassen, wagte Peter nicht; voll Bosheit verfolgte er ihre Familie und Freundschaft, er ließ ihre Schwester, die Fürstin Anastasia Trojekuroff, wie die Nonne Captelina auspeitschen, ihr Bruder Abraham Lapuchin und Dossifei wurden gerädert, letzterer war feige genug, Geständnisse zu machen, die Jewdofia schwer kompromittierten: unter anderem gab er an, Jewdofia habe einer Prophezeiung von Peters baldigem Tod geglaubt und sich darum Gleboff hingegeben, den sie zum Gatten machen wollte. Die Großfürstin Maria wurde nach Schlüsselburg, Jewdofia am 30. März in das Kloster Staraja Ladoga in dessen Nähe gebracht; der Leutnant im Preobraschenski'schen Regimente, Nowot'schinoff, eskortierte sie und die Zwergin Agassja, die man ihr allein beließ, auf fast unwegsamere Fahrt; er ließ niemanden zu ihr und schnitt ihr jede Korrespondenz ab; am 19. April schlossen sich die Mauern des Klosters, hinter ihr, und im Juli erfuhr sie den gewaltsamen Tod dessen, den sie unter dem Herzen getragen hatte. Fürstin Schachowskoy beschreibt das Kloster: „Es war im Zustande schrecklicher Verwahrlosung: weder gab es Mauern noch Umwallung, die Landstraße lief mitten durch. Zu all' diesem Elend kamen die Härte des Klimas, lange Winter mit unendlichen Nächten, abgelöst von Sommern ohne Nacht, die so flüchtig wie ein Traum dahin gegangen wären, wenn sie nicht eine erstickende Hitze mit sich geführt hätten.“ Der Hauptmann Masloff löste alsbald ihren Kerkermeister ab, von Menschikow mit den strengsten Instruktionen versehen; wenn er über sie an den Hof berichtete, so legte man diese Schriften beiseite, hingegen erhielt er Ordres, streng zu sein. Masloff war ein wackerer Mann; aus eigenen Mitteln setzte er zu, damit Jewdofia nicht verhungere, Ende Juli 1718 schrieb er dem Gouverneur um Hilfe, dieser berichtete nach St. Petersburg, aber die Hilfe blieb aus. 1719 wendete er sich an Fürst Menschikoff: „Die Ex-Zarin, Nonne Helena, hat eine Fußkrankheit durch die Kälte ihrer Zelle bekommen. . . Der Gottesdienst ist selten, weil der Priester sehr alt und oft abwesend ist.“ So verstrich Jahr um Jahr, der letzte amtierende Mönch starb, und 22. Sept. 1723 berichtete Masloff: „Man hält keine Messe mehr im Kloster. Die in diesen öden Gegenden sehr heftigen Äquinoctialstürme rissen das Kirchendach fort. Der Altar ist allen Unbilden des Wetters ausgesetzt.“ Jewdofias Peiniger starb 8. Febr. 1725, Katharina I. bestieg den Thron, von dem Jewdofia verdrängt war, und fühlte sich nicht wenig in ihrer Eigenliebe geschmeichelt, als die Zarin-Nonne sie um Erbarmen anflehte; sie zog Erkundigungen über ihre Verpflegung ein und schickte ihr, da solche ungünstig ausfielen, einen Koch und Vorräte. Im März d. J. ließ sie ihre Vorgängerin nach Schlüsselburg überführen. „Dies Schloß der Verzweiflung, von Peter dreißig Wegestunden von St. Petersburg in einer Öde auf einem Felsen erbaut, den das Wasser von

allen Seiten umspülte, war wohl angethan, dieser Zarin, über die jede Art Trauer dahin gegangen, zur letzten Zuflucht zu dienen. Sie fand hier eine so milde Behandlung, wie sie bisher nicht gekannt: sie wurde geschützt vor den entfesselten Elementen, ihre Zimmer wurden sorgfältig in Stand gehalten; man bewilligte ihr den Gebrauch einer Kapelle und die Erlaubnis, für den Gottesdienst einen Mönch und zwei Nonnen von Ladoga mitzunehmen; darum ließ sie 1726 durch ihren treuen Kerkermeister Masloff der Kaiserin danken.“ Auch Katharina starb 17. Mai 1727; Jewdofias Enkel, Peter II. Alexejewitsch, wurde Kaiser. Die Prophezeiung, derentwegen Dossifei unter Henkershand gestorben, verwirklichte sich. Nichtsdestoweniger wartete Jewdofia umsonst auf Nachricht vom Kaiser. In steigender Angst, täglich begieriger, die Fesseln zu zerbrechen, die sie 29 Jahre getragen, sah sie die Zeit vorrücken: sollte sich ihrer niemand erinnern? Das Kind, das man in Moskau unter den Augen der Todfeinde seines Vaters krönen wollte, hatte vielleicht nie den Namen der „Zarin Jewdofia“ aussprechen hören. Sie hatte nicht den Mut ihm zu schreiben; als ihr aber die Geduld ausging, richtete sie folgenden Brief an ihren leidenschaftlichsten Verfolger, den Fürsten Menschikoff:

„Generalissimus Fürst Alexander Danilowitsch!

„Gegenwärtig bin ich in Schlüsselburg interniert, ich wünsche aber ins Jungfrauenkloster nach Moskau gebracht zu werden; darum bitte ich, dem höchsten Geheimen Rats meine Überführung dahin vorzuschlagen und zu befehlen, daß geziemend für meinen wie meiner Diener Unterhalt gesorgt werde, daß auch besagtes Kloster meinerwegen nicht geschlossen und sein Besuch den Verwandten, die mich sehen möchten, nicht verboten werde. Eurer fürstlichen Durchlaucht ergebene Nonne
17. Juli 1727. Helene.“

Bereits wankte die Stellung des einst allmächtigen Fürsten, er konnte es nicht wagen, die Wünsche der Zarin-Großmutter zu ignorieren, antwortete ihr respektvoll und ordnete ihren Umzug nach Moskau an; ehe derselbe sich vollzog, war Menschikoff gestürzt und auf dem Wege nach Sibirien. Im September d. J. zog Jewdofia in Moskau ein, wurde von Peter II. und dem Hofe voll Auszeichnung empfangen und bezog das Jungfrauenkloster. Im Sitzungsberichte des Höchsten Geheimen Rats vom 9. Febr. 1728 lesen wir: „Seine Kaiserliche Majestät erklärte, in Anbetracht der Zuneigung und Ehrfurcht Seiner Majestät für Ihre Majestät, Seine Ahnfrau, wünsche der Kaiser, daß in Anerkennung der hohen Verdienste Ihrer Majestät, Seiner Ahnfrau, Sie in alle Ehre und Genuß eingesetzt und ein Bericht darüber Ihm vorgelegt werde. Hierauf . . . erklärte der Bizekanzler Baron Ostermann, der Kaiser wünsche, daß der Ihm vorgeschlagene Beschluß sofort ergriffen werde, was man einmütig beschloß. Auf Befehl des Kaisers wurde eine Deputation, bestehend aus Fürst Lukas Dolgoruki und Fürst Michail Galizin, mit dieser Entscheidung des Höchsten Rats an Ihre Majestät die Zarin in das Jungfrauenkloster entsandt.“ Jewdofia wohnte der Krönung Peters in Moskau an, und die Fürstin Schachowskoy weiß in packender Art ihre Eindrücke zu reproduzieren, als sie so den geliebten Enkel mit einer der mächtigsten

Kronen geschmückt vor sich sah und ihr Dossifei's Wort in die Erinnerung kam „Du wirst Zarin mit einem Sohne sein.“ Jewdokias Gesundheit war unter Leiden gebrochen, und sie blieb in ihrem Kloster dem Hofe fern; sie widersetzte sich dem Plane der Minister Graf Apraxin und Graf Golowkin, mit ihr als einer politischen Figur zu operieren, war hingegen bestrebt, ihren Enkel bei seinem einzigen Staatsmann Ostermann, den sie als Säule seines Throns erkannte, festzuhalten; wirklichen Einfluß auf Peter besaß sie so wenig, daß es die übermütigen Dolgoruki wagen konnten, ihre Gelder einzuhalten; sie machte den Eindruck einer erfahrenen, liebenswürdigen Greisin, hatte keinen Sinn mehr für Pomp und Etiquette, sehnte sich nur nach der Zärtlichkeit ihrer Enkel Peter und Natalie, schrieb ihnen oft, erkundigte sich warm nach ihrer Gesundheit, stickte für Peter u. s. w.; gerne sah sie bei sich ihre Schwester, die Fürstin Trojekuroff, ihre Base, die Fürstin Lobanoff, und die Kinder ihres Bruders, der so furchtbar geendet; zum letzten Male erschien sie in ihrem Zarenrange öffentlich bei Peters Verlobung mit Katharina Dolgoruki am 20. Nov. 1729. Als Peter auf den Tod erkrankte, ließ man sie nicht zu ihm; erst als er schon bewußtlos war, durfte ihn die tiefgebeugte Matrone sehen. Wie wenig man ihren Charakter begriff, zeigt der Umstand, daß man nach Peters Tod im Januar 1730 auch an sie als Kaiserin dachte und Feldmarschall Fürst Wassilij Dolgoruki für ihre Wahl sprach; sie blieb im Jungfrauenkloster, wohnte der Krönung der Kaiserin Anna Swanowna aus einer geschlossenen Loge bei und empfing am Ende der Zeremonie einige Personen. Lady Rondeau, die Frau des britischen Residenten berichtet uns darüber: „Die Zarin hörte jeden mit gewinnender Anmut an und fand für jeden ein verbindliches Wort, sie sprach viel mit mir und machte mir ein Kompliment über meine Toilette englischen Schnitts. Man sieht, sie hat trotz ihrer langen Gefangenschaft weder die Hofmanieren noch die aristokratische Höflichkeit vergessen. Obwohl beleibt, hat ihre Gestalt ihre einstige Schönheit konserviert. Jewdokias Auftreten ist voll Majestät und dabei wohlwollend und gefällig; ihre braunen Augen haben einen ungewöhnlich lebhaften Ausdruck und dringen denen, an die sie sich wendet, bis auf den Grund der Seele.“ Im Gebete und mit Wohlthaten verbrachte die Zarin den Rest ihres verfehlten Lebens; langsam verzehrte sie sich, und ohne daß ihr Arzt, Dr. Fels, ihren Tod geahnt hätte, starb sie am Abende des 10. Sept. (27. August) 1731 in den Armen ihrer Schwester Trojekuroff; an ihrem Bette standen neben ihrem Beichtvater die Fürstin Lobanoff und ihre unzertrennliche Gefährtin, die Zwergin Agafja.

Heidelberg.

Arthur Kleinschmidt.



Litterarische Revue.

Weihnachtliches.

Nach der Richtung, welche der Geschmack unseres Lesepublikums seit einer geraumen Zeit zu Gunsten des sogenannten kulturhistorischen Romanes und romantischer Sentimentalität eingeschlagen hat, läßt sich wohl annehmen, daß unter den hervorstechenden Erscheinungen des diesjährigen Weihnachtsbüchermarktes Julius Wolff's Reiterfang, die Pappenheimer und Georg Ebers' Erzählung aus biblischer Zeit „Josua“ (Stuttgart, deutsche Verlagsanstalt) im Vordergrund des Interesses stehen werden. Die Dichtung Wolff's ist uns bisher nicht zugegangen, Ebers' Josua wird allem Anschein nach sich der langen Reihe viel-aufgelegter Romane desselben Verfassers — „die Königstochter“, „Narda“, „Homo sum“, „die Schwestern“, „der Kaiser“, „die Frau Bürgermeisterin“, „Eine Frage“, „Ein Wort“, „Serapis“, „die Nilbraut“, „die Gred“ und „Elifèn“ — zusammen in nicht weniger als einhundertdreißig Auflagen erschienen! — mit dem gleichen äußeren Erfolge anreihen. Daß dieser Erfolg zum größeren Teile auch nur mit äußeren Mitteln, insonderheit dem sehr geschickt gehandhabten dekorativen Apparate, erreicht worden ist, hat die Kritik oft genug mit zureichender Begründung hervorgehoben.

Angesichts dessen ist es heute eine angenehme Pflicht für uns, hervorheben zu müssen und zu dürfen, daß Ebers' neuestes Werk nicht nur in der originellen Pracht der Farbengebung seinen Vorgängern ebenbürtig, sondern auch der großen Mehrzahl derselben an Tiefe und Schärfe der Charakteristik wie an historischem Interesse überlegen ist. Hat der Autor doch hier mit glücklicher Hand zu einem Stoffe gegriffen, der uns allen aus frühesten Jugend her vertraut geblieben ist: er schildert den Auszug der Juden aus Ägypten, den Exodus, teils an die biblische Überlieferung sich anlehnend, teils durch freie dichterische Schöpfung charakteristischer Gestalten und Vorgänge.

Ebers ist einst selbst in gesunden Tagen auf hohem Reitdromedar den Spuren der auswandernden Hebräer in Ägypten gefolgt, und mitten in der Wüste überkam ihn der Gedanke, den Exodus poetisch behandeln zu wollen. Auf dem Reittiere noch skizzierte er seinen Entwurf, den er dann mit dem ihm befreundeten, wissenschaftlich hochgebildeten Theologen Gustav Baur sorgfältig durchsprach. „Ihm,“ so erzählt Ebers, „der zu den berufensten, scharfsinnigsten und gelehrtesten Exegeten und Bibelforschern gehörte, waren die kritischen Arbeiten, welche die letzten Lusta auf dem Gebiete der alttestamentlichen Bibelkritik zutage förderten, wohl vertraut. Er hatte gegenüber den Ansichten der jüngeren Schule, welche den Auszug der Juden aus der Geschichte zu verdrängen und ihn für ein späteres Erzeugnis des sagenbildenden Volksgeistes darzustellen versuchen, feste Stellung genommen und hielt sie mit mir für unhaltbar. Er sagte: „Wären die im zweiten Buch Moses berichteten Ereignisse — was ich übrigens für ausgeschlossen halte — wirklich niemals vor sich gegangen, so hätte es doch nirgends und zu keiner Zeit eine historische Thatsache von gleich folgenschwerer Bedeutung gegeben. Seit tausenden von Jahren lebt die Exodusgeschichte in der Vorstellung von zahllosen Menschen als etwas Wirkliches und zeigt sich mächtig als solches. So gehört sie denn nicht weniger gewiß als etwa die französische Revolution und ihre Folgen in die Geschichte.“

Ebers hat damals den skizzierten Entwurf nicht ausgeführt und ihn erst im letzten Winter in Folge einer Anregung von außen wieder aufgenommen. Was er über das Lokalkolorit seines Werkes sowie die in dasselbe verflochtenen altägyptischen Mitteilungen und Vorgänge sagt, möge man in der Einleitung nachlesen, ebenso, wie er hervorhebt, daß nicht der Sinai der Mönche, sondern der majestätische Serbäl der „Berg der Gesetzgebung“ sei.

Die Fabel des Romans ist einfach, ohne der Spannung zu entbehren; sie hat den großen künstlerischen Vorzug, daß sich hier im Schicksale der Einzelnen das Schicksal eines ganzen

großen Volkes widerspiegelt. Sehr schön und poetisch ist das Verhältnis zwischen Josua und Mirjam geschildert; auch die große Gestalt des biblischen Moses schreitet durch das Werk, und die Kämpfe der Juden mit den Amalekitern sind in den lebhaftesten Farben geschildert.

Eine sehr dankenswerte Gabe bietet die Göschen'sche Buchhandlung in Stuttgart mit einer Veröffentlichung aus dem Nachlasse eines der Lieblingsdichter des deutschen Volkes, Ferdinand Freiligrath's. In dem prachtvollen Gedicht „Am Birkenbaum“ erzählt Freiligrath, wie er als junger Kaufmann gar häufig mit Waidtasche und Stußen aus dem engen, staubigen Kontor in die freie Natur geflüchtet sei. Am Waldrand lagert er sich und holt Byron's „Mazeppa“ hervor, — die höchst unwürdige Zwickauer Edition auf Löschpapier. Nun versucht er, ob er's deutsch wohl reimen kann, und bald steht ihm, mit Bleistift flott geschrieben, ein sauberer Anfang im Taschenbuch. Wir haben hier also den ersten, größeren, derartigen Versuch des jungen Poeten vor uns, dessen spätere, unerreichte Meisterchaft der Übersetzungskunst hier bereits überall hindurchschimmert. Des Weiteren enthält das Bändchen eine Erzählung „die Eggesternsteine“, für welche der 21jährige Dichter einen von dem „Mündener Sonntagsblatt“ unter dem 6. März 1831 ausgesetzten Preis erhielt. Es heißt in dem Blatte: „Für die Erzählung: „Der Eggesternstein“ der erste Preis, bestehend in einer goldenen Brustnadel von getriebener Arbeit mit dem Kopfe Aristipp's, des Stifters der kyrenaischen Schule, nach einer Antike, Herrn Ferdinand Freiligrath zu Soest.“ Die Erzählung ist jedenfalls eine interessante Ergänzung zu Freiligrath's Werken, sie bringt einen ganz neuen Charakterzug in des Dichters Bild; denn sie wandelt völlig in den Bahnen einer mystischen Romantik und ist Zeugnis fast kindlich frommen und naiven Gemütes, in welchem niemand den künftigen Dichter von „Ca ira!“ wird vermuten können.

In demselben Göschen'schen Verlage erschien ferner eine vier Bände umfassende, sehr elegant und würdig ausgestattete Gesamtausgabe von Eduard Mörike's Schriften. Dieselbe enthält die „Gedichte“, den zweibändigen Roman „Maler Nolten“ und die „Gesammelten Erzählungen“ (Novellen und Märchen). In der Vorrede, welche das Leben des Dichters schildert, wird mit Recht hervorgehoben, daß er wie wenige, und wir möchten sagen, wie kein anderer den Realismus des Lebens mit der poesieerfüllten Innenwelt in Einklang zu setzen gewußt habe. Von Jugend auf war sein Gemüt den Eindrücken und Stimmungen der Natur erschlossen, und an dem Bemühen, diese Eindrücke und Stimmungen im Liede austönen zu lassen, erstarkte seine poetische Kraft und Eigenart. Daneben war er ein Mann von tiefer klassischer Bildung, ein begeisterter Freund hellenischen Geistes, und die Schönheit und den einfachen Adel der Form, die wir an Homer und Plato bewundern, suchte er auch den dichterischen Äußerungen des eigenen Empfindens zu geben. Seine Phantasie war überaus rege und geschäftig, und so kommt es, daß er uns unter den Äußerungen der innigsten und einfachsten Empfindung eine spukhafte Märchenwelt aufbaut, die sich bisweilen zu einem Irrgarten Brentano-Arnim'scher Romantik ausgestaltet und den Schöpfungen eines G. L. A. Hoffmann an grotesker Phantastik nichts nachgiebt. In dem Roman „Maler Nolten“ kommt dieselbe vielleicht am prägnantesten zum Ausdruck, ohne daß es dem Werke an Episoden und Charakter-schilderungen von tiefgehender psychologischer Feinheit und reinsten Natürlichkeit fehlte. Der Dichter hat sich in späteren Jahren selbst ans Werk gemacht, die allzu grellen Momente in dem Romane zu tilgen, die Charaktere noch schärfer zu individualisieren und die Komposition zu klären. Wie wir aus der Einleitung erfahren, lag nach seinem Tode der erste so umgearbeitete Band im Manuskript vollständig vor; der zweite war in zwei Handeremplaren des älteren Druckes nahezu fertig überarbeitet. Eine kurze Episode, die Verbindung des ersten mit dem zweiten Teil, konnten von sachkundiger und sorgfältiger Hand nach vorhandenen Notizen den Absichten des Dichters entsprechend ausgearbeitet werden.

Ganz im Gegensatz zu der bisweilen grellen Färbung dieses Romanes stehen die lebenswürdigen, schlichten Erzählungen und Märchen Mörike's, die sich durch anmutige Naturbilder und eine frische, tüchtige Schilderung des Volkscharakters auszeichnen. Natürlich spielt auch in die Märchen wieder eine bunte Phantasiwelt hinein, wie sie uns ja schon aus vielen

lyrischen Dichtungen des Autors bekannt und vertraut ist. Viele derselben sind überaus populär geworden und im Herzen des Volkes lebendig geblieben, ohne daß man viel nach ihrem Verfasser gefragt hätte, und jener höchste Ruhm des lyrischen Dichters, daß seine Person hinter seinen Werken verschwindet, ist gerade Mörike wie wenig anderen neueren deutschen Dichtern zuteil geworden. Wer kennt nicht das naturfrohe Lied „Mein Fluß!?“:

O Fluß, mein Fluß im Morgenstrahl!
 Empfange nun, empfang
 Den sehnsuchtsvollen Leib einmal,
 Und küsse Brust und Wange.

oder die köstliche Ballade von „Schön Rohtraut“, wer hätte nicht schon aus jubelnder Seele mit dem glücklichen Pagen gejauchzt:

Ihr tausend Blätter im Walde wißt,
 Ich hab' Schön-Rohtrauts Mund geküßt:
 — Schweig stille, mein Herze!“

Die Ballade „des Schloßküpers Geister zu Tübingen“ enthält gewissermaßen in nuce die ganze Quintessenz der Scheffel'schen Wein- und Trinkpoesie; wildschauerliche Romantik haucht uns gespenstig aus den „Geistern am Mummelsee“ und der ergreifenden Ballade „Zwei Liebchen“ an. Wie ganz anders geartet ist jenes herrliche, aus Cleversulzbach datierte Gedicht „Auf das Grab von Schillers Mutter“:

„Sieh den gesunkenen Hügel; es kennen die ältesten Greise
 Raum ihn noch, und es ahnt niemand ein Heiligtum hier.“

und welch' guter Humor spricht wiederum aus den Versen, welche er der Sendung seiner Gedichte an Friedrich Vischer zum Geleite gab:

„Er ist Vater, um so minder
 Denk' ich ihn euch abgeneigt;
 Sind doch seine eignen Kinder
 Auf der Schulbank nicht gezeugt!“

Rein, gewiß sind sie nicht, so wenig wie Mörikes Lieder, und deshalb ist diesem wie jenem fröhliches, blühendes Leben für lange Zeit hinaus gesichert.

Nicht ohne Wehmut nehmen wir einen kleinen Band zur Hand, der jetzt zur fröhlichen Weihnachtszeit fast in demselben Augenblick erschienen ist, wo man den Autor als einen stillen Mann draußen auf dem Friedhof gebettet hat. Es sind die „Trobador-Lieder“ von Richard von Volkmann-Leander, dem Verfasser der „Träumereien an französischen Kaminen“, der zugleich ein berühmter Gelehrter und nach Langenbeck's Tode wohl der erfolgreichste, bedeutendste und gesuchteste Chirurg Deutschlands war. Wie reich das Gemütsleben dieses Mannes war, der täglich mit unerbittlicher Hand, mit kaltem Blute und klarem Auge zahlreiche, Tod oder Heilung bringende, chirurgische Operationen ausführte, und dessen klaren, wissenschaftlichen Darlegungen und Demonstrationen Tausende und Tausende begeisterter Schüler gelauscht und zugeschaut haben, mag man aus diesen, der Gattin des Verstorbenen „in steter dankbarlicher Treue“ gewidmeten Versen ersehen. Als Volkmann diese Lieder schrieb, war seine Gesundheit wohl schon stark erschüttert, er selbst erzählt, daß er sie meist in schlaflosen Nächten auf Schloß Brunnegg am Bodensee erdacht und geformt habe. Selbstverständlich handelt es sich hier weder um Nachdichtungen noch auch nur um den Versuch von solchen; die Lieder sind aus dem Geiste unserer Zeit geboren und schließen sich nur äußerlich jenen Gefängen an, die einst in den Myrten- und Olivenhainen der Provence erklangen. So klingen sie denn in der That sehr modern und subjektiv aus, doch das soll „die Lust an edlem Minnesang nicht verkümmern. Denn er preist doch das Höchste, was der Welt gegeben ward: weiße Zacken hoch über dem blauen See, sonnendurchbrochene Baumgipfel, Vogelgezwitzcher und feine Waldblumen tief im Farrenkraut versteckt, die nur ein verliebtes Herz zu finden und zu würdigen vermag.“ Wie frisch, wie lebensfreudig klingen diese Worte,

die der Dichter wohl schon mit matterem Pulsschlag und erlahmender Hand zu „Halle im Thal“ am 22. März 1889 niederschrieb — nach wenigen Monaten karger Frist deckte ihn schon der kühle Rasen. War's düstere Borahnung, mit der er das Gedicht „Das Ende“ auf das Papier warf?:

„Das ist des Todes herb Geschick,
Ich hör' der Flügel Klänge;
Mir ist's als schwirrten um's Genick
Die scharfbewehrten Fänge.

„Weiß Gott, wie gern zum letzten Schluß
Ich ging nach all' den Plagen:
Daß ich von dir mich scheiden muß,
Ich kann es nicht ertragen. . .

Doch Volkmann grollte nicht mit dem herben Geschick, und in seinem letzten Liede singt er:

„An Glück und an Arbeit,
An Freuden und Zähren
Floß reich mir das Leben.
Wie lang mag's noch währen?
Im Strahle des Himmels
Ist Wachsen und Werden
Der Liebe auf Erden
Das köstlichste Gut.
„Doch schon fühl ich's ebb'n
Der Tag geht zur Wende;
Bald ist er zu Ende!
Wer kennt denn die Stätte?
Geruhigt im Bette
Fließt wieder die Flut!

Es ist der Inhalt eines reichen Lebens, der in diesen Dichtungen Volkmanns sich widerspiegelt; leider läßt sich indes nicht verkennen, daß unser materialistisches Zeitalter, welches die Einzelnen in ihrem Beruf und ihren Bestrebungen in immer engeren Grenzen isoliert und festhält, derartige Männer, die neben dem schweren Ernste der praktischen Thätigkeit auch der Muse nicht vergessen, immer mehr verschwinden oder wenigstens immer seltener hervortreten läßt. Dem Staatsmanne und dem Politiker sind die Künste ebenso gleichgiltig, wie es dem Künstler die Politik zu sein pflegt; eine harmonische Durchbildung aller geistigen Richtungen, eine lebendige und gleichmäßige Teilnahme an der Gesamtheit aller Kulturinteressen ist nur noch bei wenigen, besonders begabten und vielseitigen Individuen anzutreffen: Einseitigkeit, Spezialität ist in der Kunst wie im praktischen Leben die immer gleichbedeutende, leider aber recht nüchterne Parole. Wir können uns der Ausnahmeerscheinungen erfreuen und sie bewundern, wir dürfen aber nicht vergessen, daß es eben nur Ausnahmeerscheinungen sind.



Litterarische Berichte.

Unser Gymnasial-Unterricht. Bekenntnisse von Methagoras, Gymnasiallehrer. Braunschweig 1889. Verlag von Otto Salle.

Fast mit gleichem Eifer und Interesse wie die politischen und die sozialen Themata wird heutzutage in weiten Kreisen die Frage über die Reform der höheren Schulen, speziell über den Vorzug der gymnasialen oder der realgymnasialen Bildung behandelt. Welche Flut von geistvollen und unbedeutenden Schriften ist hierüber in den letzten Jahren erschienen, und doch sind wir, wie es scheint, der Lösung dieser Frage noch um nichts nähergerückt; denn der schon sicher gehoffte Triumph der das Realgymnasium vertretenden Richtung ist durch die bekannte Erklärung der Heidelberger Professoren und durch andere Kundgebungen wieder ein sehr fraglicher, der Kampf ein sehr lebhafter geworden. An diesem Kampfe beteiligt sich auch die vorliegende Schrift, die in doppelter Beziehung eine sehr merkwürdige zu nennen ist; einmal, weil sie ein buntes Gemisch von wahren und falschen Anschauungen, dann aber auch, weil sie die Aeußerung eines Streiter's ist, der, wie er selbst gesteht, als klassischer Philologe über die französische Litteratur wenig, über die englische so gut wie gar kein Urtheil hat und in den Naturwissenschaften so unbewandert ist, daß er ein naturwissenschaftliches Werk kaum mit Verständnis zu lesen und zu beurteilen vermag. Und trotz dieser offen eingestandenen Unkenntnis und der dadurch selbstverständlichen Unfähigkeit, über die Vorzüge des Realgymnasiums zu urtheilen, hält sich der Verfasser für berechtigt, für den Vorzug des letzteren einzutreten und das humanistische Gymnasium zu verurtheilen. Dies ist der schwerwiegendste Vorwurf, den man von vornherein gegen die Tendenz des Verfassers und gegen seine Beweisführung erheben muß und den auch der Eifer des „Konvertiten“ nicht abzuschwächen vermag. Ob nun die von ihm vertretene oder ob die gegnerische Ansicht die richtige sei, darüber kann hier nicht gehandelt werden; es fragt sich hier nur, in welcher Weise und mit welchen Gründen der Verf. seine Sache verteidigt. Der große Fehler seiner Ausführung besteht unseres Erachtens darin, daß er wie viele andere seiner Partei sich in Gedanken ein Ungeheuer von Gymnasium konstruiert, das an allen nur denkbaren Gebrechen leidet: da wird die Lektüre des Cäsar, Horaz u. nur grammatisch, ohne Betonung des Inhalts und der poetischen Schönheiten und nur mit steter Gefahr der Aufnahme verderblicher Sentenzen betrieben; da werden von der Geschichte nur die Zahlen, von Naturwissenschaft und Religion so gut wie gar nichts ge-

lernt, da ist der nur aus Phrasen bestehende lateinische Aufsatz alles, die neueste Geschichte und die aus ihr folgende Kenntnis politischer Verhältnisse nichts, eine sehr billige, aber nirgends auf vollkommener Wahrheit beruhende Schilderung, die hoffentlich weder auf das Gymnasium paßt, wo der Verf. gelernt, noch auf das, wo er gelehrt hat. Der Vorwurf trifft dann eben nicht den Lehrplan des Gymnasiums, sondern die Lehrbefähigung und die Methode der Lehrer, und wenn man klagt, daß der Gymnasialabiturient leider nie mehr seinen Homer, Horaz u. s. w. zur Hand nimmt, so drängt sich die Frage auf, ob der Realgymnasiast später noch den Molière, Shakespeare oder gar die Logarithmentafel mit Begeisterung wieder ergreifen wird. In den unzähligen Schriften über diese Schulfrage ist eben das der Hauptfehler, daß man allen Vorwurf auf die Doktrinen, nicht aber auf die Behandlung derselben durch den Lehrer bezieht. Hierin bringt unserer Ansicht nach der Verf. nichts Neues, er wiederholt nur die hundertmal gehörten, meist unberechtigten Klagen. Vortrefflich dagegen und wahr ist alles, was er über den sogenannten Idealismus der antiken Litteratur und Geschichte und ihren Wert für den Geist, die Moral und das praktische politische Verständnis der Jugend sagt, Gedanken, deren Richtigkeit noch aus der (merkwürdigerweise gar nicht in Betracht gezogenen) Mythologie der Alten zu erweisen war. Den ungeheuren Bildungswert aber, welcher in der geistigen Schulung durch die in gutem Deutsch und nach Ueberwindung großer Schwierigkeiten gelieferte Uebersetzung der alten Schriftsteller beruht, berührt der Verf. gar nicht, obgleich sich hier wiederum die Frage aufdrängt, ob die Uebersetzung französischer und englischer Schriftsteller auch nur annähernd damit zu vergleichen ist. Doch genug hiervon, sonst geraten wir aus der Kritik der Schrift auf die Erörterung der ganzen Schulfrage selbst, und wir wollen allen denen, die unsrer Ansicht beistimmen oder widersprechen, die kleine Schrift als einen immerhin nicht uninteressanten Beitrag zur Lösung einer hochwichtigen Streitfrage gern empfehlen. C. S.

Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft herausgegeben von Dr. L. Duidde. Erster Band. Erstes und zweites Heft. Freiburg i Br. 1889. Akad. Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr.

Diese neue, einstweilen alle Vierteljahre erscheinende Zeitschrift schließt sich in Plan und Wesen enger an die einst von Schlosser begründete an als die „Historische Zeitschrift“, welche die eigentliche Folge der letzteren ist. Rament-

lich in der Epoche, in welcher Adolf Schmidt, der in Jena verstorbene Historiker, die Leitung in Händen hatte, glich sie im wesentlichen dem Plan, den Herr Quidde wieder aufgenommen hat. Vielleicht wäre eben in Anbetracht dieses Umstandes am Platze gewesen, das in diesem Falle selbstverständliche Beiwort „Deutsche“ nach dem Beispiel der Vorgängerin fallen zu lassen, zumal es als ein Hauptpunkt in dem Prospekte anzusehen ist, daß nicht die Forschung der deutschen Geschichte ausschließlicher Gegenstand der Berücksichtigung werden, sondern vielmehr der allgemeinen Geschichtswissenschaft ein sammelnder Mittelpunkt geboten werden soll. Diesem Zwecke sollen dienen 1. Abhandlungen, 2. kleinere Mitteilungen, 3. Berichte und Besprechungen über einzelne Forschungsgebiete, in denen vornehmlich die auswärtige Litteratur berücksichtigt, von den üblichen Rezensionen einzelner Werke aber zumeist abgesehen werden soll, 4. Nachrichten und Notizen über gelehrte Gesellschaften. Personalien, Unternehmungen und dgl. und endlich 5. eine umfängliche und systematische Bibliographie. Man sieht, der Fachmann wird in der Zeitschrift alles zusammen finden, was ihn auf seinem Gebiete orientieren kann, und auch der Freund der Geschichte wird in die Werkstatt einen tieferen und belehrenden Einblick gewinnen. Die vorliegenden zwei ersten Hefte bringen namentlich in den Abhandlungen so hervorragende und wertvolle Beiträge, daß die Einbürgerung der neuen Zeitschrift wohl kaum noch einem Zweifel unterliegt. Wegen der großen Mannigfaltigkeit der behandelten Fragen ist hier von einem Eingehen auf einzelne Aufsätze abzusehen, und wir begnügen uns mit dem Hinweis, daß die bedeutendsten Kräfte der deutschen Historiographie für die Mitwirkung gewonnen sind und daß auch diejenigen, die dem Geschichtsfach ferner stehen, nicht ohne Genuß und Gewinn diesen oder jenen Aufsatz lesen werden. Die anderen Gruppen der Zeitschrift bedürfen noch einer festeren Organisation.

Die Umsegelung Afrikas durch phönizische Schiffer ums Jahr 600 v. Chr. Geb. von Willi Müller, Dr. phil., Oberlehrer. Rathenow, Verlag von Max Barenzien.

Eine der mutigsten Unternehmungen des menschlichen Geistes war die Fahrt der phönizischen Schiffer, welche etwa 600 Jahre vor unserer Zeitrechnung vom Aegypten-Könige Necho aus dem Roten Meere abgesandt wurden, um Afrika zu umsegeln und durch die Meerenge von Gibraltar zurückzukehren; ein Sprung ins Dunkle, wie er Jahrtausende hindurch nicht wiederholt worden ist und der wohl einen nachhaltigen Erfolg verdient hätte, während er thatsächlich völlig folgenlos geblieben und nur kaum der Vergessenheit entrisen worden ist. Denn nur ein Schriftsteller des Altertums berichtet von der Fahrt, und die meisten seiner

Nachfolger bis in die neueste Zeit haben sich für berufen gehalten, das Werk der mutigen Kanaaniten einfach mit mehr oder weniger haltlosen Gründen hinweg zu leugnen, ein Schicksal, dem ja auch die Reise des Pytheas nach der anderen Seite der damaligen Welt nicht entgangen ist. Das ganze Unternehmen verdient wohl die Sorgfalt und Mühe, mit welcher der Verfasser es versucht hat, das ob, das wie, wo und wann der Reise unter Berücksichtigung der ganzen, höchst kontroversen Litteratur nach Möglichkeit festzustellen. Die Untersuchung ist natürlich eine rein akademische, und es darf dem Verfasser auch nicht verargt werden, wenn er an einzelnen Stellen zu sehr am Kleinen haften geblieben ist. — Zeitlich wird die Abfahrt in die Zeit nach der Besiegung Nechos durch Nebukadnezar (bei Karchemisch im Jahre 604) und nach dem der hierauf unternommene Versuch einer Verbindung des Nils mit dem Roten Meere wieder aufgegeben worden war, — die Rückkehr in die Zeit nach Nechos Tode verlegt, als Zweck gilt die Vorbereitung des Außenhandels und der Kolonisation. Diese beiden Punkte scheinen am wenigsten überzeugend von allen Ausführungen der interessanten kleinen Schrift. Vielmehr möchte ich annehmen, daß durch die Umschiffung Afrikas dieselbe Aufgabe gelöst werden sollte wie durch den mißlungenen Kanalbau —: die Möglichkeit, eine Flotte aus dem Mittelmeere in das Rote Meer zu werfen und umgekehrt, und zwar zu dem Zwecke, welcher dem Eroberer Syriens zumeist am Herzen lag, nämlich zur Unterstützung einer kriegerischer Unternehmung. Ob diese nun aber in dem Kriege, welcher mit Karchemisch endete, oder in einem etwa geplanten RacheKriege zu sehen ist, wird sich wohl nicht ausmachen lassen; erfolglos dürfte die Umsegelung trotz ihres Gelingens nur wegen ihrer langen Dauer geblieben sein. Denn durch die Dauer von drei Jahren verliert die Verbindung der beiden Meere ihren strategischen Wert; wäre es aber nur um eine handelspolitische Umsegelung Afrikas zu thun gewesen (vorausgesetzt, daß den damaligen Aegyptern und ihrem König Necho überhaupt derartige Handelspläne zuzutrauen gewesen wären), es würde das Begonnene wohl nach der Rückkehr der Flotte auch weiter verfolgt und fortgesetzt worden sein. Die Broschüre ist in einem sehr angenehmen, leserlichen Stil geschrieben und gut ausgestattet. K. F.

Aus der Innenwelt. Psychologische Studien von Dr. phil. Susanna Rubinstein. Leipzig 1888, Alex. Edelmann.

Die Verfasserin, von der frühere Arbeiten viel und beifällig besprochen worden sind, giebt hier sieben populäre Kapitel über den Charakter, das Gemüt, das Mitgefühl, das ästhetische Gefühl, den Schlaf und das Nachleben der Seele, die Empfindungen im allge-

meinen und über zwangsmäßige Farbenempfindungen. Ohne Zweifel wird es seinen Reiz haben, eine Dame über diese philosophischen Gegenstände reden zu hören und auf bequeme Weise die Bekanntschaft mit dem Gedankenkreise mancher Bücher zu machen, welche dem Leser sonst wohl fern geblieben wären. Zum Glück sind Fremdwörter nicht die einzige Würze dieser Lektüre.

B.

Briefe von Goethes Mutter an die Herzogin Anna Amalia. Neu herausgegeben und erläutert von R. Heinemann. Mit zwei Bildnissen. Leipzig 1889. Verlag des Litterarischen Jahresberichts. Arthur Seemann.

Als erste litterarische Gabe erhielten die Mitglieder der Goethe-Gesellschaft im J. 1885 die Briefe von Goethes Mutter an die Herzogin Anna Amalia, in sorgsamer Ausgabe von Burckhardt mit dessen genauen Anmerkungen. Im vorliegenden Buche haben wir einen Abdruck dieser köstlichen Briefe, vermehrt durch acht aus R. Keils Buch „Frau Kath Briefwechsel von Kath. Elis. Goethe.“ (Leipzig 1871) entlehnte Briefe der Herzogin Anna Amalia von Weimar an Goethes Mutter. Die Anmerkungen oder Erläuterungen des Herrn Heinemann stützen sich auf Burckhardt, nicht bloß da, wo ein zugefügtes B. den Urheber bekennt. Von den beigegebenen Bildnissen drückt das zweite das Wesen der lebensfrischen, geistvollen Frau am besten aus. Dem mit der Goethe-Litteratur Bekannten bringt das Buch nicht das mindeste Neue.

Q.

Das Heidentum in der römischen Kirche.

Bilder aus dem religiösen und sittlichen Leben Süditaliens von Th. Trede. Erster Teil. Gotha 1889. Friedrich Andreas Berthes.

Ein für den religiösen Menschen, welcher Konfession er auch angehöre, wahrhaft schauder-erregendes Bild ist es, welches im vorliegenden Buche über die kirchlichen und religiösen Zustände Süditaliens, besonders Neapels, vor uns entrollt wird. Wenn wir alle diese Schilderungen als durchaus der Wahrheit entsprechend betrachten müssen, so finden wir allerdings das Wort „Heidentum,“ mit welchem dieser kirchliche Zustand bezeichnet wird, gerechtfertigt; ja wir kommen zu der Ansicht, daß solche Vorgänge und Anschauungen im antiken Heidentum kaum vorgekommen sind. Die abgöttische Verehrung zahlloser Heiliger, deren Leben und Verdienste kaum bekannt oder keineswegs einer solchen Anbetung würdig sind, die kritiklose Annahme unmöglicher, oft ans Unpassende grenzender Wundererzählungen, die vielen, mit weltlichem Prunk, Prozessionen u. s. w. gefeierten Feste und — im Gegensatz nun zu diesem großen einen Teil des

Lebens beanspruchenden kirchlichen Diensten und Förmlichkeiten das verkommene sittliche Leben, die Betrügereien und deren gläubige Hinnahme im Lottospiel, die Mord- und Skandalstüben auf den Straßen, das Treiben der Camorra und andere Verbrecherbanden, alles dies vereinigt sich zu einem Bilde, wie es schrecklicher kaum ausgemalt werden kann. Daß diese Schilderungen wahr sind, schließen wir aus der Thatsache der langjährigen Beobachtungen des Verfassers; daß dieser alle jene Uebelstände der Kirche als Schuld zuschiebt, welche zu ihrer Abhilfe nichts, zum Aufkommen neuer dagegen viel beitrage, ist größtenteils leider auch als berechtigt zugegeben; aber trotzdem und alledem möchten wir doch, selbst vom protestantischen Standpunkt aus, dem Verfasser einiges entgegenhalten. Ist es wohl recht, wenn die kirchlichen Zustände Süditaliens nach Gebühr gegeißelt werden, allgemein von einem Heidentum „in der römischen Kirche“ zu reden? Sollten sich denn für die entsetzlichen Zustände jenes Teils der Kirche gar keine, nur irgendwie entschuldigenden Gründe und als dafür verantwortlich niemand außer den kirchlichen Würdenträgern finden lassen? Ist nicht z. B. an den Tierquälereien, an dem betrügerischen Lottospiel, an der Verbreitung des Verbrechertums die Polizei mindestens ebensoviel schuld wie die Kirche, und mußte nicht wenigstens gefragt werden, ob nicht vielleicht diese gegenüber der Gleichgiltigkeit oder Schwäche jener machtlos ist? Sollte das Festhalten an Orakeln und sonstigen Ueberresten des Heidentums sich nicht auch in vielen anderen Ländern, auch außerhalb der katholischen Kirche, antreffen lassen? Wir geben das Entsetzliche der geschilderten Zustände und größtenteils auch die Verantwortlichkeit der Kirche dafür zu, vermissen aber, wenigstens hier und da, ein entschuldigendes oder ein bemitleidendes Wort; denn in der That mehr zum Mitleid¹⁾ als zur Verurteilung fühlt sich der Leser angeregt. Sollte der Pinsel, der das Gemälde geschaffen, nicht doch ein wenig in die dunkle Farbe eines starken Konfessionalismus getaucht sein? Wir möchten dies gern annehmen, um unser Entsetzen über diese grauenvollen Verhältnisse einigermaßen beschwichtigen zu können. — Über abgesehen davon ist das Buch auch in anderer Beziehung sehr lesenswert, und zwar vor allem wegen der prachtvollen, höchst interessanten Schilderung Süditaliens, seiner Natur und seines Volkslebens, ein Vorzug, der es unserm Erachtens vor vielen Büchern auszeichnet, welche ähnlichen Inhalt oft in recht farbloser, matter Weise darstellen. Jedenfalls ist es der Lektüre dringend zu empfehlen, nur mit der Bitte, selbst bei den erschreckendsten Kapiteln die unparteiische Beurteilung nicht ganz außer acht zu lassen.

C. S.

¹⁾ mit diesem Volke und seinen Zuständen.

Die Kriegswaffen. Eine fortlaufende, übersichtlich geordnete Zusammenstellung der gesamten Schußwaffen, Kriegsfener-, Hieb- und Stichwaffen und Instrumente, sowie Torpedos, Minen, Panzerungen und dergl. seit Einführung von Hinterladern. Von Emil Capitaine und Ph. von Hertling. III. Band. VII.—IX. Heft. Rathenow. Verlag von Max Bahrenzien.

Mit welcher Emsigkeit die Ingenieure darauf ausgehen, bei möglichster Vereinfachung der Schußwaffen deren Handhabung zu erleichtern und ihre Treffsicherheit zu erhöhen, gleichzeitig auch die Schnelligkeit der aufeinanderfolgenden Schüsse zu vergrößern, ohne zu vergessen, für größtmögliche Sicherheit des Schießenden Sorge zu tragen, davon geben vorliegende Hefte der „Kriegswaffen“ beredtes Zeugnis. Die zahlreichen Verbesserungen an Hinterladungswaffen und Repetiergewehren werden alle beteiligten Kreise kennen zu lernen die Gelegenheit, die ihnen obige Zeitschrift bietet, sich nicht entgehen lassen dürfen. L.

Wissenschaft oder Christentum? Wer denkt schärfer? Ein Aufruf an die Denkenden in beiden Lagern. Von Dr. Fr. Walther. Stuttgart 1889. Verlag von W. Kohlhammer.

Zwei Weltanschauungen stehen, wenn auch nicht immer feindlich, so doch ganz verschiedenartig einander gegenüber, und zwar die wissenschaftliche, auf die Forschung und auf das durch logisches Denken als wahr Erkannte sich gründende, und die religiöse, auf Glauben und Wissen beruhende; denn daß Glauben und Wissen sich unbedingt ausschließen, ist eine, wenn auch noch so oft wiederholte, dennoch unrichtige Behauptung. Die Frage, welche von beiden Weltanschauungen die richtige sei, hängt unzweifelhaft mit der Untersuchung darüber zusammen, welche schärfer und daher richtiger denke, und diese Frage wird von dem Verfasser des vorliegenden Buches zu Gunsten des Christentums beantwortet. Den Beweis für diese auffallende, unseres Wissens bisher noch nirgends aufgestellte Behauptung giebt der Verfasser nun aber leider nicht in dem Nachweise, daß die

Denkresultate des Christentums wahrer seien als die der Wissenschaft, sondern er greift vor allem die Denkmethode der letzteren an, indem er ihr vorwirft, daß sie eine rein sachliche, vorurteilslose Betrachtung der Dinge verlange, obgleich diese unmöglich und obgleich nirgends gesagt sei, wann d. h. in welchem Stadium der geistigen Entwicklung des Menschen dieses rein sachliche Denken anfangen und anfangen könne, oder: daß die Wissenschaft nicht das Wesen der normalen Gedankenordnung im Kopfe erforsche. Die Unmöglichkeit einer absolut vorurteilslosen Forschung möchten wir allerdings zugeben, weil es sicher ist, daß sich niemand von ererbten oder anerzogenen Grundsätzen und Anschauungen gänzlich loszureißen vermag; damit ist jedoch nichts gegen die Schärfe des wissenschaftlichen Denkens gesagt, das von jedem Standpunkte aus folgerichtiger sein kann als das theologische. Der Grundirrtum des ganzen Buches scheint uns aber in der Annahme zu liegen, daß das rein wissenschaftliche Denken eine unberechtigte Unterbrechung des naturgemäßen und angeborenen, der Forscher in seiner Wissenschaft und derselbe Mann im häuslichen Leben und Wirken zwei vollständig entgegengesetzte Menschen seien. Gerade durch das angeführte Beispiel vom Landmanne und vom Gewitter wird seine Behauptung entkräftet; denn S. 102 heißt es, daß der fromme Landmann, welcher im Gewitter eine Strafe Gottes sieht, sich trotzdem über die atmosphärischen Bedingungen dieses Naturereignisses unterrichten lassen kann. Wer wie der Verfasser die christlichen Dogmen, ohne sie zu beweisen, als Ausgangspunkt für philosophische Betrachtungen nimmt, der darf wohl fragen: Was macht glücklicher? Was macht besser? Aber den Vorzug des schärferen Denkens darf er auf Grund seiner keineswegs begründeten Angriffe auf die wissenschaftliche Denkart für sich nicht beanspruchen. Trotz alledem müssen wir die kleine Schrift schon deswegen, weil sie einmal von einem ganz neuen Gesichtspunkte aus für die christliche Weltanschauung eintritt und dadurch viel Anregung zum eigenen scharfen Denken giebt, der Lektüre gebildeter Leser warm empfehlen.

C. S.

Druckfehler=Verbesserung.

Durch einen in der Druckerei begangenen Irrtum ist im Dezemberheft in dem Aufsatz von Batsch „Britisch' Seekriegspiel“ der englische Admiral d'Arcy-Irvine auf Seite 363 unrichtig d'Arcy-Ironie und auf Seite 364 unrichtig d'Arcy-Iroine genannt.

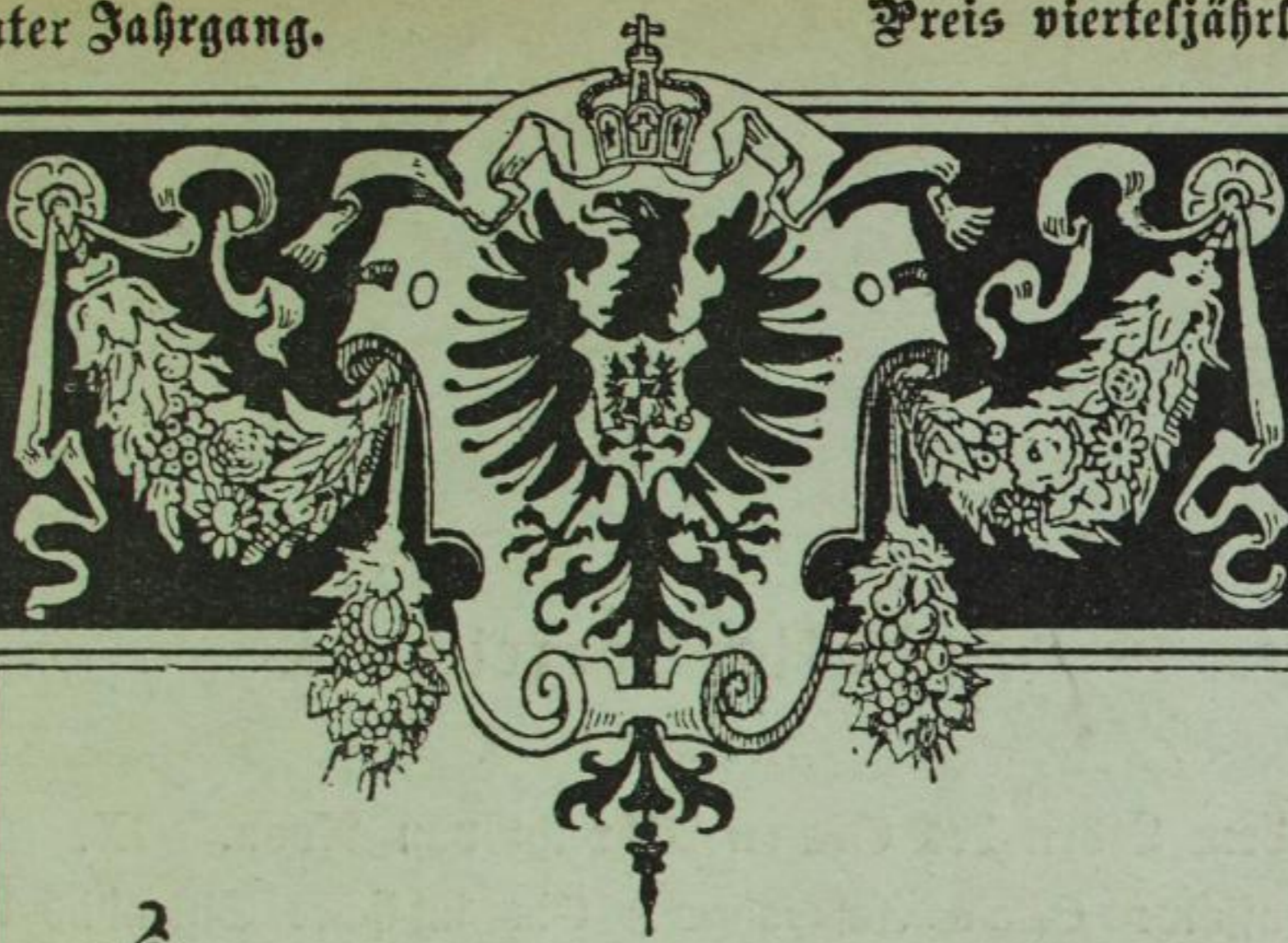
Die Redaktion der Deutschen Revue.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

5. JAN. 91



Deutsche Revue

über das
gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben
von
Richard Fleischer.

1890. Februar.

Vierteljährlich erscheinen drei Oktavhefte und
halbjährlich ein Kunstheft.

Breslau und Berlin.

Verlag von Eduard Trewendt.

Breslau

Berlin

Expedition: Lauenzienstraße 60. Expedition: NW Mittelstraße 26. 27.



Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Inhalts-Verzeichnis.

Februar 1890.

	Seite
I. Aus dem Leben des Grafen Albrecht von Roon. IX.	129
II. A. Passow: Sita's Fußspangen. Ein indisches Sittenbild aus dem Jahre 1855. (Schluß)	145
III. Vizeadmiral Batsch: Ein Wort über die Seeverbindung Berlins	169
IV. Ein Mitarbeiter Bismarcks	173
V. A. von Freyendorf: Pfingsttage im Elsaß 1874. (Schluß)	184
VI. H. Schlesinger: Die Naturwissenschaften und deren Einfluß auf die Fortschritte der Humanität	201
VII. Georg von Mayr: finanzielle Kriegsbereitschaft im Frieden. (Schluß)	207
VIII. Eduard Flegels Tagebuch von April 1885 bis August 1886. II.	216
IX. Berichte aus allen Wissenschaften	225
1. Geschichte. J. Caro: Heinrich v. Sybel's „Begründung des deutschen Reichs durch Wilhelm I.“	
2. Philologie. Karl Blind: Ein schottisches Märchen vom Aschenputtel und seinem Gold- und Glaschuh.	
X. Naturwissenschaftliche Revue	245
XI. Litterarische Berichte	253

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Diesem Hefte ist eine Beilage von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig über die Zeitschrift „Die christliche Welt“ eingefügt, welche hiermit gefälliger Beachtung empfohlen wird.

Aus dem Leben des Grafen Abrecht von Roon.

IX.

Roon verließ das Rheinland nur ungern. Zehn Jahre hatte er dort gelebt und gewirkt; er sowohl wie seine Familie ließen ihre besten Freunde daselbst zurück, zahlreiche Beziehungen, fast alle Lebens-Interessen verknüpften ihn mit Bonn, Koblenz und Köln. Wie ein Vereschlagen an unwirtliches Gestade mußte ihm daher die Versetzung nach dem fernen, ihm ganz fremden und (zumal im Vergleiche zu den Rheingegenden) unfreundlichen Posen erscheinen. Daß mit dieser Versetzung eine Beförderung verbunden war, konnte die Unannehmlichkeiten des Wechsels doch nur unerheblich mildern. Denn diese Beförderung war schon längst erwartet, und es konnte als kein besonderes Glück erachtet werden, daß er sich im Alter von 53 Jahren endlich an die Spitze einer Brigade gestellt sah. Auch ließ sich voraussagen, daß die Auflösung und Wiedereinrichtung des großen Hausstandes, die weiten Reisen u. neue Opfer unvermeidlich machen würden, die dem Mittellosen manche Sorge bereiten mußten. — „Die Stunden unseres Zusammenseins sind gezählt“ — so schrieb er schon unter dem ersten Eindrucke der Nachricht, am 4. Juli 1856, an Berthes — „Sie werden schon erfahren haben, daß ich als Brigade-Kommandeur nach Posen versetzt worden bin. Ich bin nicht niedergeschlagen, aber innerlich wie äußerlich sehr in Bewegung, vorzüglich wegen der vielen Liebe, die mir von allen Seiten bewiesen wird und an die ich auch größtentheils glauben muß — die ich dennoch in diesem Maße nicht zu verdienen glaube. — Gestern früh hat man von mir die Fahnen abgeholt. Das war ein böser Augenblick!“ —

Als ein besonderes Geschenk sah Roon es an, daß die Umstände ihm einige Tage darauf noch ein längeres Zusammensein mit Freund Berthes ermöglichen. — Bei seiner Abreise erhielt er übrigens von vielen maßgebenden Seiten die Versicherung, man werde dafür sorgen, daß er bei passender Gelegenheit und sobald als möglich an den Rhein zurückberufen würde; vor allen hatte der Prinz von Preußen nach Empfang der Nachricht umgehend an Roon geschrieben:

Wildbad, 6. 7. 56.

„Mit großer Freude habe ich aus Ihrer Meldung Ihre Beförderung ersehen, aber ich trauere mit Ihnen, daß Sie nicht bei uns bleiben konnten. Ich hoffe zwar, daß Sie einst in eine Stellung an den Rhein zurückkehren, zu der ich Sie vorzugsweise vorgeschlagen habe, wenn sie vacant wird; aber ich kann nur hoffen, und muß nur bedauern, daß man Sie en attendant so weit fortschickt. Persönlich ist mir Ihre Entfernung ungemein leid, da nun unsere intimen Besprechungen aufhören, was mir eine empfindliche Lücke ist! Ihrer Gemahlin mich angelegentlichst empfehend

Ihr

Prinz von Preußen.“

Die also mehrfach erstrebte Rückversetzung Roon's an den Rhein hätte von diesem natürlich nur dann gewünscht werden können, wenn sie bald, und bevor die Etablierung des Hausstandes in Posen erfolgt war, ausführbar gewesen wäre. Da dies nicht zu ermöglichen war, so mußte Roon sich auf eine spätere Anfrage selbst dagegen erklären, als sich (im Frühjahr 1857) eine Gelegenheit bot; und Posen blieb also bis zu seiner Ernennung zum Divisions-Kommandeur (im November 1858) seine Garnison. —

Binnen kurzem hatte er sich mit den dortigen Verhältnissen vertraut gemacht. Seine dienstlichen Pflichten führten ihn zunächst in die Provinz. Aus Fraustadt, Pleschen, Breschen, Schrimm, Krotoschin, Rawitsch, Lissa u. sind daher die Briefe datiert, welche er in den nächsten Monaten an seine Frau, sowie an die Freunde Fischer und Berthes „am schönen, grünen Rhein“ richtete; diese Korrespondenz blieb einstweilen seine einzige innerliche Erholung.

Nebenbei boten ihm seine Reisen die beste Gelegenheit, direkte Beobachtungen über Land und Leute zu machen, zumal das Aushebungs-geschäft und die darauf folgenden Truppen-Uebungen ihn vielfach in unmittelbare Berührung mit allen Kreisen der Bevölkerung brachten.

Im ganzen fand er sich in seinen — freilich wohl nicht hoch gespannten — Erwartungen über die herrschenden Zustände angenehm enttäuscht. „Die Dinge im Großherzogtum“ — schreibt er z. B. am 1. August an Fischer — „haben nach Allem, was ich vernehme, ein eigenthümliches, fast günstiges Aussehen gewonnen. Die Landeskultur ist sichtlich gewachsen, die Wohlhabenheit hat entsprechend zugenommen. Die Partheiungen existieren freilich noch, aber die gegenseitigen Reibungen sind unmerklich, und der Polonismus grollt wohl bitter, doch nicht laut weiter. Bei alledem fehlt das Vertrauen in den Bestand der Dinge auch den Deutschen, ja den wärmsten Preußen; es muß fehlen, so lange die Regierung sich bloß tragen und treiben läßt, von der Hand in den Mund lebt und nicht den Muth hat, organisch zu wirken und gestaltend in das öffentliche Leben einzugreifen. Der Adel lebt stiller und zurückgezogener als je; er sammelt Geldkräfte zu gelegentlichen neuen Anstrengungen. Der Mittelstand aber hütet sich wohl, die seinigen mit derjenigen Freiheit im Lande arbeiten zu lassen, die

allein aus dem Glauben an den Bestand der öffentlichen Verhältnisse entspringen kann. Das sind freilich nur Gedanken, die auf flüchtigen Eindrücken beruhen; mein jetziges Geschäft ist aber wohl geeignet, mich schnell in die Geheimnisse dieses Landes einzuweißen. — —“

In anderen Briefen äußert er sich auch sehr angenehm überrascht über die meistens gute materielle Existenz und die unerwartete Reinlichkeit, zum Teil sogar Behaglichkeit, welche die polnischen Wirtshäuser darboten. Das vorsichtig mitgenommene „Insekten-Pulver“ bleibt „ohne Verwendung“, und die von der sorglichen Gattin beige packten eigenen Bettstücke können bald „als unnützer Ballast“ anerkannt und nach Posen gesandt werden. Mehrfach hat er auch Veranlassung, die lebenswürdige Gastlichkeit und die zuweilen nur zu opulente Aufnahme zu erwähnen, welche angesehenen Leute in Stadt und Land ihm darboten. In einigen Fällen hat diese Gastfreundschaft auch für ihn selbst wohlthuende Bekanntschaften vermittelt, die zum Teil einen dauernden Wert behalten sollten. —

Auch über seine neuen dienstlichen Verhältnisse und Umgebungen berichten Roon's Briefe gelegentlich. Da erfahren wir denn freilich wiederholt, daß er sich im ganzen wenig befriedigt fühlte. Nachdem er zehn Jahre lang in Dienstverhältnissen gewesen war, in denen er — als Chef des Generalstabes und ebenso als Regiments-Kommandeur — seine volle Arbeitslust und Arbeitskraft zur Geltung zu bringen und außerdem bei jeder Gelegenheit mit seiner ganzen Persönlichkeit einzutreten Anlaß hatte, konnte die Stellung als Brigade-Kommandeur ihm thatsächlich in keiner Weise genügen. Übrigens sprach er sich über die Einsicht seiner damaligen Vorgesetzten meist nur anerkennend aus, und auch die Leistungen seiner Untergebenen mißfielen ihm nicht, nachdem er dieselben bei verschiedenen dienstlichen Veranlassungen näher kennen gelernt hatte. In dieser Hinsicht mag hier nur eine Äußerung Platz finden, weil es für Roon's eigene bezügliche Anschauung charakteristisch ist, wenn er schreibt: „— — Überhaupt gefällt mir alles, was ich bisher von den mir Untergebenen gesehen habe — mit Ausnahme einer gewissen servilen Art von Aufmerksamkeit und Unterthänigkeit, welche ich nur gegen Frauen am Platz finde; diese Manier scheint hier landesüblich, man muß sich also darin schicken. Nur wenn ältere Leute, wie z. B., der lange L., darin excelliren, so ist sie kaum erträglich!“ — —

Ausführliches über die damaligen allgemeinen und geselligen Verhältnisse in Posen erfahren wir sodann aus einem Briefe (vom 20. 1. 57) an den treuen, stets teilnehmenden Fischer:

„In unserer freilich recht theuren und beschränkten, sonst aber behaglichen Wohnung (Wilhelmsstraße, vis à vis der Post, 2 Treppen hoch) befinden wir uns ganz wohl. — — — Was die geselligen Verhältnisse betrifft, so weißt Du, daß Posen eigentlich eine sehr kleine Stadt (inmitten vieler schauderhafter Dörfer) mit einer verhältnißmäßig großen Gesellschaft ist. Wir erfreuen uns innerhalb derselben aller Vor- und Nachtheile des Noviziats. Die Gesellschaft — lediglich eine Offizier- und Beamten-gesellschaft — hat außer der durch ihre Zusammensetzung bedingten Einseitigkeit auch an den Mängeln der Kleinstädterei zu leiden,

und entschädigt — uns wenigstens — nicht durch eine gewisse, fast übertriebene Lebhaftigkeit des geselligen Verkehrs. Dieser letztere geht, wie ich hoffe, einer neuen und angenehmen Gestaltung entgegen durch den Einfluß, den das Haus unseres neuen commandirenden Generals darauf natürlich ausüben muß. — — Uebrigens fehlt es der hiesigen Gesellschaft nicht an recht angenehmen Elementen; und wenn wir erst vollkommen orientirt sein werden, so wird es uns wohl gelingen, in dieser Beziehung unser bescheidenes Bedürfniß nach Wunsch zu befriedigen. Jetzt müssen wir zunächst mit den Wölfen heulen und allen Trubel theilen, ja, soweit es geht, vermehren helfen; später hoffe ich eine isolirtere gesellige Stellung für mich und meine Frau gewinnen zu können. — — In Summa: meine hiesige Situation ist leidlich, und ich habe die Hoffnung nicht aufgegeben, mich damit zu befreunden; vorausgesetzt, daß der liebe Gott mich und die Meinen gesund erhält, müssen und dürfen die lokalen Widerwärtigkeiten mich nicht unterkriegen — das steht wohl fest. Dies möge Deinen freundlichen Gesinnungen für uns genügen.“ —

Bei dieser Gelegenheit mag eingeschaltet werden, daß die Erwartungen, welche Noou von dem wohlthätigen Einflusse des neuen commandirenden Generals (Graf Waldersee) und seiner allseitig als sehr bedeutend geschilderten Gemahlin für die Posener Verhältnisse hegte, sich in den nächsten Jahren in vollstem Maße erfüllten. Er selbst und die Seinen haben während des wohlthuenden Verkehrs im Waldersee'schen Hause besonders viele Annehmlichkeiten und Beweise herzlichen Wohlwollens empfangen, so daß sie sich dessen stets in warmer Dankbarkeit erinnerten. —

Durch politische Ereignisse wurden die geselligen Freuden jetzt nicht gestört: man lebte im Winter 1856/57 in einer stillen, wenig interessanten Zeit. Nur einmal waren in diesen Monaten die Gemüther, namentlich in den militärischen Kreisen, in etwas lebhaftere Aufregung gekommen, die sich aber auch bald wieder beruhigte. Die Doppel-Stellung des preußischen Fürstentums Neuenburg, welches zugleich ein Kanton der Schweiz war, drohte ernsthafte Konflikte mit letzterem Lande herbeizuführen. Schon waren die Truppen bezeichnet, welche für das zum Einschreiten bestimmte preußische Korps mobil gemacht werden sollten, als es der Vermittelung Louis Napoleons noch rechtzeitig gelang, den Bruch zu verhindern. Die politische Erregung beruhigte sich um so schneller, als außer den thatendurstigen jungen Offizieren eigentlich niemand einen Krieg aus solcher — man könnte fast sagen romantischer — Veranlassung für wünschenswert erachtet hatte. Immerhin hatte die Angelegenheit die damals thatsächlich bestehende Hegemonie Frankreichs in ein für preußische Empfindungen wenig erquickliches helles Licht gestellt; und außerdem hatten die Kriegs-Vorbereitungen das unerfreuliche Resultat gehabt, daß die schon seit einigen Jahren zu beklagende innere Entfremdung zwischen dem Könige und seinem dem Throne zunächst stehenden ältesten Bruder sich noch vergrößerte. Der Prinz von Preußen fühlte sich nämlich empfindlich gekränkt, daß nicht er, sondern ein in der Anciennität jüngerer General für den eventuellen Schweizer Feldzug zum Oberbefehlshaber designirt worden war. Wie ernsthaft

der Prinz diese vermeintliche Zurücksetzung empfand, ist u. a. auch aus seinem nachfolgenden Briefe an Roon ersichtlich:

Berlin, den 11. Februar 1857.

„Lieber spät als gar nicht — muß das Motto sein, mit dem ich diese Zeilen beginne! Da sie aber eigenhändig sein sollten, so müssen Sie schon deren Verzögerung entschuldigen: aber heute nicht weniger aufrichtig als herzlich, erfolgt meine Dankagung, als wenn sie am 1. Januar geschrieben wäre, für Ihre freundliche Theilnahme zu meinem Jubiläum. Man hat mir zu demselben zu viel Ehre erwiesen, die ich überhaupt nur für den redlichen Willen annehmen kann, den ich freilich in meine Dienstobliegenheiten stets zu legen gesucht habe. Die Leistungen stehen aber immer in sehr minimem Verhältniß zu der Dauer von 50 Jahren! Sie berühren eine schmerzliche Corde in Ihrem lieben Schreiben — mein Zuhauselassen bei dem bevorstehenden Kriege! Sie können denken, wie schmerzlich mich der Contrast meiner Jubiläum-Feier mit jenem éclatanten Zeugniß des Nicht-Brauchens — berührte! daß kein Krieg wurde, ändert in dem Gefühl nichts!

Nun leben Sie wohl und gedenken Sie ferner so freundlich meiner, wie dies Ihre Zeilen mir aussprachen.

Ihr Prinz von Preußen. —“

(Nachschrift). Ihr Sohn-Page¹⁾ wird Ihnen meine Entschuldigungen über die verspätete Antwort wohl schon gemacht haben. Ihrer Gemahlin bitte ich mich angelegentlichst zu empfehlen. —

Dieselbe Angelegenheit bildete auch den Inhalt eines Schreibens Fischers. Derselbe theilte übrigens die Auffassung des Prinzen nicht, sondern war nach seinen Informationen im Gegentheil der Ansicht, daß man in Berlin aus ganz besonderer Rücksicht den Prinzen mit diesem Kommando verschont habe. Es hätte sich schon von Anfang an voraussehen lassen, daß in dieser Sache nicht Ernst gemacht werden würde; und selbst wenn dies wider Erwarten noch geschehen sollte, so bleibe es immer sehr zweifelhaft, ob bei diesem, jedenfalls unter steter starker Einwirkung der diplomatischen Verhandlungen stattfindenden Feldzuge irgend welche Lorbeeren für den Prinzen zu holen seien, zc.

In demselben (vom 6. Februar datierten) Briefe sprach Fischer sich auch noch ausführlich über die allgemeine politische Situation bei dieser Neuenburger-Frage aus.

Aber schon kurze Zeit darauf sollte der Meinungsaustrausch zwischen den Freunden ein unerwartet jähes Ende finden: am 7. März 1857, ohne vorhergehende Krankheit, traf den von einem Spazierritte heimkehrenden, rüstigen General Fischer ein Lungenschlag, und eine Stunde später stand das Herz dieses edlen, bedeutenden Mannes still.

¹⁾ Roons zweiter Sohn Bernhard — derselbe, welcher im Jahre 1870 bei Sedan den Heldentod fand — war damals Leibpage Sr. K. H. des Prinzen von Preußen.

(Anm. des Herausgebers.)

Auf das tiefste wurde Roon erschüttert von dieser schmerzlichen Todesnachricht, die in den weitesten Kreisen die lebhafteste Teilnahme erregte.

„Sie werden“ — schreibt auch der Prinz von Preußen (aus Coblenz am 28. 3. 57) an Roon — „Fischer's jähen Tod mit uns und Jedermann tief empfunden haben. Es ist ein großer Verlust für sein Fach, die Armee und für uns hier noch speziell. — — Tausend Dank“ — heißt es in demselben Briefe — „für Ihre lieben Wünsche und Ihre Theilnahme bei Gelegenheit meines Geburtstages! Sie bezeichnen mein betretenes neues Lebensjahr als ein solches, welches mir, so Gott will, neue Freuden durch meine Kinder bereiten wird! Ueberhaupt, wenn man ein 60er geworden ist, muß man sich nur noch in den Kindern fortlebend ansehen, und dann kann es nur ein glückliches Fortleben sein, wenn der Himmel die Gnade erwies, daß die Kinder wohl geriethen! — — Hätten Sie nicht Lust, bei vielfach voraussehenden Armee-Veränderungen nach dem Rhein zurückzukehren? Ich würde mich dann dafür verwenden. — Ihren Sohn¹⁾ in meinem Regiment zu sehen, wird mich sehr freuen. — —

Ihr treu ergebener

Prinz von Preußen. —“

Von den rheinischen Freunden äußerte sich besonders Berthes in ausführlicher Weise über Fischer's Verlust:

„Mein Verhältniß zu F.“ — schreibt er im April an Roon — „war ein ganz anderes wie zu Ihnen; es gründete sich, möchte ich sagen, auf ein bewußtes Wollen, während das zu Ihnen in einem unbewußten Zuge instinctiver Natur seine ersten Wurzeln hatte, aber es war doch auch ein wirklich nahe; meinem Gedankenverkehr ist eine Lücke gerissen, die schwerlich wieder ausgefüllt werden wird. Seine politische und seine kirchliche Stellung beschäftigte mich, regte mich an und reizte mich — nicht ihrer selbst wegen, sondern weil sie die des Generals Fischer war, den ich nicht allein ehren und achten mußte, sondern auch lieb hatte. Wenn Kant statt Philosoph ein Ingenieur-General geworden wäre, so würde er glaube ich eine sehr verwandte Stellung wie die Fischer's eingenommen haben. In Fischer verkörperte sich Eine der geistigen Triebkräfte, durch die unsere Armee zu dem wird, was sie ist: ein nüchternes Pflichtgefühl, dem aber der philisterhafte Beigeschmack durch brennenden Ehrgeiz genommen und Leben und Bewegung zugeführt ist; oder wenn Sie lieber wollen: militärischer Ehrgeiz, gebändigt durch ein starkes und wahres Pflichtgefühl. Ich habe großen Respekt vor diesem die Monarchie durchziehenden Zuge, der dazu treibt: seine Schuldigkeit zu thun, aber zugleich doch auch immer das Avancement im Auge hat; ich glaube, daß Preußen denselben weder im Militair noch im Civil entbehren kann; aber es bleibt immer nur Eine von mehreren Kräften. Kein Staat und keine Armee und am wenigsten Preußen kann Männer entbehren, die auf den Feind losstürzen, nicht weil sie sich sagen: meine Pflicht verlangt das von mir, sondern weil sie es gar nicht lassen können, so wenig wie der Fisch das Schwimmen, der Vogel das Fliegen.

¹⁾ Den vorerwähnten bisherigen Leibpagen.

(d. S.)

Solche unmittelbare Naturen sind es doch in allen Lebensverhältnissen, welche ihnen Bewegung, Reiz und die Richtung auf das Hohe und Große geben; Gott wolle unserer Armee neben dem triftigen Pflichtgefühl den ritterlichen Geist erhalten! Ein Vertreter des Ersteren war Fischer in ungewöhnlichem Grade, und was die Armee und der Staat an ihm verloren haben, that sich bei seinem Tode sehr allgemein und lebhaft kund; mir ist in ihm zugleich ein sehr lieber Freund gestorben, dem auch ich Etwas war. Der erste Eindruck, den die Nachricht seines Todes auf mich machte, war, verzeihen Sie den Ausdruck, der des Betroffensein's darüber, daß auch dieser Mann so ganz wider Neigung und Willen sich auf den ersten Ruf Gottes vor dem Tode beugen mußte. Acht Tage ehe er starb, war er hier, ich brachte den ganzen Tag mit ihm zu; er war so frisch, so kräftig, so gesund und so geistig lebendig, wie ich ihn seit einem Jahre nicht gesehen hatte; auf meiner Stube untersuchte ihn Dr. Wolff und fand ihn besser als im Herbst; das Herzübel sei nicht vorgeschritten, sagte er mir, doch fügte er hinzu: es ist keine Heilung, sondern nur Aufschub; er schrieb ihm vor, im Mai nach Homburg zu gehen. Nun weht die Frühlingsluft schon im April über seinem Grabe; er bleibt mir wie Ihnen für alle Zeit ein lieber Mensch und Freund!"

Der Briefwechsel zwischen Roon und Berthes war übrigens schon bald, nachdem ersterer den Rhein verlassen hatte, ein sehr reger geworden. Nach Fischer's Tode belebte er sich noch mehr; denn beide Männer fühlten sich durch diesen Verlust verlassen und einsamer und empfanden so noch mehr als zuvor das Bedürfnis, sich fest aneinander zu schließen; und da die Gelegenheiten, in denen sie sich mündlich das Herz öffnen und erleichtern konnten, jetzt sehr viel seltener wurden — so ergab sich daraus ganz natürlich die Notwendigkeit schriftlicher Unterhaltung. Seltsam war es, wie sie dabei eigentlich beide die Erfahrung machten, daß sie, obwohl schon seit zehn Jahren befreundet, sich auf diesem schriftlichen Wege nun erst recht näher kamen, mehr noch als bei dem mündlichen Verkehr; oder wenigstens: daß ihnen die unausgesprochen schon geraume Zeit in derselben Wärme vorhanden gewesene gegenseitige Herzensstellung nun erst zum eigenen klaren Bewußtsein kam, da sie genötigt waren, dieselbe schriftlich zu erörtern. Da sie beide ursprünglich zurückhaltende, in sich abgeschlossene und oft wortfarge Naturen waren, die zum Anschluß an andere mindestens immer längere Zeit brauchten, wären sie vielleicht ohne längere Trennung gar nicht so weit mit einander gekommen.

So aber hatte Roon's mit lebhafter Sympathie-Bezeugung geäußerter Zuruf an Berthes, ihn öfter etwas von sich hören zu lassen, bei letzterem — schon Monate vor dem zuletzt mitgetheilten Schreiben — freudigen Widerhall gefunden. „Sie wissen nicht, mein lieber und verehrter Freund“ — hatte Berthes damals geantwortet — „welche Freude Sie mir durch Ihren Brief bereitet haben, auch seines Inhaltes wegen; auch weil aus jeder Zeile das härtige Soldaten-Gesicht herausieht mit seinem ganzen strengen Grimm, welcher näher beschaut sich in pure Freundlichkeit auflöst; aber vorzüglich doch noch aus einem andern Grunde. Ich habe lange schon das sichere Gefühl, daß Sie mir ein wirklicher und wahr-

haftiger Freund sind, der mich nicht loslassen kann und wird, auch wenn er als General in der Hundetürkei „den Haufen regiert“; ich weiß es, daß ich unter allen Umständen im Leben und Sterben auf Sie rechnen kann; das weiß ich vielleicht besser als Sie selbst, aber es deucht doch sehr angenehm, wenn eine solche innere Gewißheit nun auch gelegentlich zu Fleisch und Bein geworden von Außen an den Menschen herantritt, und das that sie z. B., als wir zwischen den wogenden Waizenfeldern bei Godesberg und Plittersdorf¹⁾ von einander gingen — und nun wieder recht lebendig durch Ihren Brief; haben Sie Dank dafür! — — „es giebt gar Manches, das fühle ich immer wieder, über das ich mit Niemand, wie mit Ihnen sprechen mag. Abschied nehmen von Menschen, denen man wirklich angehört, gehört zu den größten Widersprüchen des widerspruchsvollen Lebens; äußere Scheidung bei innerer Einheit.“ — — —

Auf das herzlichste stimmte Noon in diesen warmen Ton ein: „Ja mein lieber traurer Freund! — heißt es in seiner Antwort — „Sie können unter allen Umständen, im Leben und Sterben, auf mich rechnen, soviel und so wenig das bei meiner Schwachheit auch bedeutet. Es verging und vergeht seitdem, ja seit unserer Trennung kein Tag, daß ich Ihrer nicht mit aufrichtiger Herzenswärme gedächte; daß ich nicht durch den Verkehr und Vergleich mit den Menschenlarven, denen man begegnet, darauf hingewiesen wurde. Und wie selten begegnet man einem ganzen Menschen! Wohl uns, daß wir in unsern Frauen, in unsern Kindern den Wiederhall zu finden und zu wecken vermögen, dessen man bedarf, um sich wohl und heimisch zu fühlen und das niederbeugende Gefühl der Vereinsamung zu mildern, das uns sonst, namentlich in neuen Lagen und Umgebungen, überwältigen möchte. Dennoch bleibt ein Lücke in unserem Leben, wenn man der Erfrischung entbehrt, die aus dem traulichen Wechselverkehr mit einem Herzensfreunde erwächst, weil gerade die besten Frauen, ihrer Natur gemäß, mehr zum Empfangen als zum Geben geschaffen sind. Diese Lücke fühle ich in meinen hiesigen Verhältnissen schmerzlicher als je und ich fürchte wohl mit Recht, daß ich, je älter ich werde und je exklusiver meine dienstliche und gesellschaftliche Stellung wird, umsoweniger Aussicht habe, sie ausgefüllt zu sehen, während mich doch eben diese Stellung zwingt, mich in einem größeren Kreise zu bewegen und mit einer großen Zahl von Menschen, die mir innerlich fremd oder gleichgültig sind, glatt zu benehmen.“ — — Je weniger Noon nach seiner Eigenart es vermochte, „diese innerlich fremden“ Menschen ahnen zu lassen, daß er in Rosen vieles vermißte, desto rückhaltloser war er dem Freunde gegenüber mit seinen Bekenntnissen.

„Seit dem Juli“ — schreibt er z. B. am 9. November 1857 — „habe ich wie Diogenes mein Faß gewälzet ohne Unterlaß, d. h. ich habe exerzirt und manövrirt bis Mitte September, und nicht ganz ohne Spaß daran; hierauf aber ohne allen Spaß den erforderlichen, ganz leeren und nutzlosen Papierkram überwältigt und thue desgleichen bis zur Stunde. — — Jagdvergnügen und ferner

¹⁾ In der Gegend von Bonn. D. S.

lieber Besuch, u. A. aus Pommern von der mir sehr lieben Familie Blanckenburg, boten einige Zerstreuung; eine weitere will ich in einigen Tagen folgen lassen, bevor ich mich winterlich einspinne; ich will nämlich auf einige Tage nach Berlin gehen, wohin mich verschiedene Umstände rufen; der Verkauf der Fischer'schen Bibliothek gehört auch dazu. Mich bewegen dazu aber auch andere Gedanken, Pläne für meine Zukunft. Aufrichtig gesagt ist es das innerliche Ungenügen an meiner jetzigen dienstlichen Wirksamkeit! Noch kann ich in der That mehr thun als Rekruten ausheben und inhaltlose Briefe von Oben nach Unten und von Unten nach Oben schicken. — — — — — Überdies fühle ich, wie ich in solchem gedankenlosem Schlendrian innerlich herunterkomme. Ein geschäftiger Müßiggang, höchstens ein Mückenseigen: das sind keine Hebel für den inwendigen Menschen; man fühlt sich matt und schwach dabei; das Hoffen, Fürchten und Sorgen bloß für so kleine Angelegenheiten, allein für die Familie reicht für einen ausgewachsenen Mann, der für rein geistige Schöpfungen nicht organisirt ist, kaum aus, um dem Dasein den erforderlichen Inhalt zu geben, und zwar durch eine sichtbare förderliche Wirksamkeit. Zwar heißt's, man solle im Kleinen treu sein und darin seine Befriedigung finden, daß man sich täglich sauberer und geschickter für die uns verheißene Zukunft macht: allein leider geht meine Selbstentsagung noch nicht so weit, und ich will Ihnen ja nicht mittheilen, wie ich sein sollte, sondern wie ich bin. Haben Sie Nachsicht mit meinem Dünkel, wenn ich deßhalb hinzusetze: Es steht auch geschrieben: Du sollst dein Pfund nicht vergraben! — Es ist wahr, das ganze Schattenspiel dieses Erdenlebens ist nichtig und gleichgültig, das wahre Leben beginnt erst nach diesem — aber dies hat doch auch seine Rechte und seine Ziele und soll sie haben; sonst ist der Mönch in seiner Zelle, der Einsiedler in der Wüste Vorbild. — Doch warum schreibe ich Ihnen dies Alles? Weil es unbedacht und zwecklos geschah, so mögen Sie also daraus bloß entnehmen, was mir während des Schreibens und sonst oft durch die Seele zieht." — —

Auch fehlt es nicht an entgegengesetzten Zeugnissen in Roon's Briefen, welche darthun, daß seine Mannhaftigkeit, unterstützt von aufrichtig christlicher Weltanschauung, immer schnell wieder Herr wurde über solche Stimmungen des Ungenügens über seine Lage: „Wenn dem einen Menschen das Leben leicht, dem andern schwer und sauer gemacht wird“ — lesen wir ein ander Mal — „so ist's eben nicht zufällig, auch nicht von Menschen so geordnet, sondern von einem höheren Rathschluß, der eben die härter gesottenen, aber noch nicht ganz aufgegebenen Sünder in immer schwerere Tretnühlen setzt, damit sie zur vollen Erkenntniß und zur völligeren und willigeren Hingebung kommen; und zum Glück denkt mein braves Weib ebenso und zwar nicht, wie ich, bloß mit dem Kopfe, sondern mit dem ganzen warmen Herzen. Das ist also abgethan, und etwaige Anfälle von Reizenjammer, wie mir jetzt eben einer kommen will, müssen abgeschüttelt werden durch Realitäten. — — — — —“

Im übrigen bildeten die damals schwebenden deutschen Fragen den Gegenstand weiterer Erörterung in dem brieflichen Verkehr der Freunde, ebenso die im

Spätherbst 1857 durch die schwere Erkrankung des Königs Friedrich Wilh. IV. und die Übernahme der Regierung seitens des Prinzen von Preußen (zunächst als „Stellvertreter“) entstandene Situation. Von dem letzteren hatte Roon schon vorher ein neues Zeichen des Gedenkens erhalten. „Da mir nach Cöln nun doch einmal ein General aus dem 5. Corps zugesandt wird“ — hatte der Prinz ihm Ende Juli geschrieben — „so wissen Sie, wer mir der Liebste gewesen wäre. Indessen nach Ihrer Antwort vor 1/2 Jahre habe ich keine Démarchen mehr gemacht.“ —

In der That konnte Roon, wie schon erwähnt, eine Versetzung selbst nicht wünschen, falls es sich nur darum gehandelt hätte, ihm eine andere Brigade zu geben; und andere Pläne, die sich Ende 1857 mit seiner Person beschäftigten und deren er am 9. November gegen Berthes Erwähnung that (s. oben), zerschlugen sich. „Unsere jetzige Regierungs-Maschinerie ist für entscheidende Personal- und Organisations-Veränderungen nicht geeignet; die Rücksichten für den kranken König lassen es schwerlich dazu kommen, wenn auch, wie ich glaube, die Nothwendigkeit erkannt wird“ — meldet er im Januar 1858, diesen Gegenstand berührend, an Berthes.

Zum Geburtstage des Prinzen von Preußen stattete er daher seine Glückwünsche an diesen noch von Posen aus ab und empfing darauf nachstehende Antwort:

Berlin, 17. 5. 58.

„Zwei Monate fast sind es her, daß ich Ihre freundliche Theilnahme zu meinem Geburtstage erhielt, aber meinen Dank eigenhändig auszusprechen, war ich bisher nicht im Stande, und da ich dies bisher immer that, so wollte ich auch dieses Mal nicht davon abweichen. Und somit erhalten Sie also erst heute diesen recht aufrichtigen Dank.

„Der Grund zu dieser Verspätung kann Ihnen nicht unbekannt sein. Sie selbst berühren meine beispiellose Situation, mit welcher eine Masse von Zeit raubenden Geschäften verbunden sind, die zu gewohnten Hantirungen kaum Zeit lassen. Sollte mein zweites halbes Jahr ohne sichere Aussicht auf Herstellung der naturgemäßen Regierungs-Gewalt verstreichen, dann werden Diejenigen denken und handeln müssen, die dazu berufen scheinen — ich kann darin die Initiative nicht ergreifen!

Auf Wiedersehen bei Siegnitz, da Montenegro und Cagliari uns wohl nicht am Herbst-Manöver stören werden.

Ihr Prinz von Preußen.“ —

Roon hatte indessen schon vorher, im Monat Juni, Veranlassung, sich dem Prinzen vorzustellen. Das Aushebungsgeschäft unterbrechend, eilte er nach Berlin, wohin er eingeladen worden war, um als Johanniter den Ritterschlag und die Investitur als Rechtsritter zu empfangen. Von dort schreibt er an Frau von Roon, die sich nach Kolberg ins Seebad begeben hatte, am 25. Juni 1858, u. a. folgendes:

— — „In meinem Hotel wohnt außer Alvensleben¹⁾ auch Bismarck-Schönhausen²⁾, Thür an Thür mit mir und jenem, was sehr seine Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten hat. —

— — Von der gestrigen Feier mündlich. In der That ein Kontrast, der kaum greller gedacht werden kann: am 22. noch umgeben von nackten, schmutzigen, polnischen Schlingeln, am 24. im vollen Strahl irdischen Prunks und königlicher Herrlichkeit! Beim Versammeln trat plötzlich Prinz Friedrich Karl auf mich zu und forderte mich nach herzlicher Begrüßung auf, ihn nach der Feier nach Potsdam zu begleiten und bei ihm zu speisen. Nach der Feierlichkeit, die ungeachtet alles Theatralischen dennoch ihre innerlich poetischen Momente hatte, sagte mir der Prinz von Preußen (Gen.-Lieut. v. Herwarth stand neben mir): „„dies (nämlich die Mäntel) ist die neue Tracht der Herren Divisions-Commandeure und derer, die es werden sollen; Sie (mir die Hand herzlich schüttelnd) sind es zwar noch nicht, aber werden es nächstens werden.““ Dies nächstens übersehe ich übrigens „in Jahresfrist“.

Um $\frac{3}{4}$ 2 holte mich Prinz Friedrich Karl aus meinem Hotel ab. Unterwegs haben wir sehr Ernstes in großer Freundlichkeit und Offenheit besprochen. In seiner Häuslichkeit (er wohnt jetzt im Marmorpalais), in seinem Familienkreise war es mir, dem einzigen Fremden, ganz behaglich. — — — — Nun will ich mich heute von Neuem nach Potsdam rüsten, um zum Prinzen von Preußen nach Babelsberg zu fahren, und später (um 3 Uhr) nach Glienicke, wo ich um diese Stunde diniren soll. — — Morgen früh kehre ich zu meinem Menschenmarke nach Rawicz zurück, u. s. w. —“

Ueber die Audienz bei dem Prinzen von Preußen am 25. Juni in Babelsberg berichtete Roon einige Tage später (aus Poln. Lissa) an die Gattin, wie folgt:

— — — — „Der Prinz war im Augenblicke zu sehr beschäftigt, um mich zu empfangen, ließ mir aber proponiren, mit ihm zu fahren, da er um $\frac{3}{4}$ 12 nach Berlin gehen müsse. — Der Herr war sehr gnädig und vertraulich, sagte mir zunächst, warum er mich nicht nach F. geschickt hätte (was fast wie eine Entschuldigung klang), kam dann auf Armee-Verhältnisse, befragte mich und hörte meine Einreden mit großer Aufmerksamkeit und Güte an, führte mich auf dem Bahnhofe in ein besonderes Zimmer, um das Gespräch fortzusetzen, und schied, nachdem wohl zehn Minuten über die Abfahrtszeit verstrichen, mit dem Befehl, ihm meine Gedanken und Pläne schriftlich zugehen zu lassen. Ich theile Dir dies künftig ausführlicher mit. — — — Mit diesen wenigen Worten wurde zuerst diese Unterredung erwähnt, welche in ihren Folgen so wichtig geworden ist, daß sie in der That verdient, in der Geschichte der Begründung des neuen Deutschen Reiches ganz besonders hervorgehoben zu werden. Der nachherige König und Kaiser Wilhelm hat diese Unterredung auch nie vergessen. Wiederholt erinnerte er Roon in späteren Jahren an dieselbe als

¹⁾ General-Adjutant des Prinzen von Preußen.

²⁾ Damals Gesandter in Frankfurt a. M.

an den Ausgangspunkt aller ihrer gemeinsamen Bestrebungen für die Stärkung preußischer Macht, ohne welche alle nachher erlangten politischen Erfolge sowie die Neu-Ordnung der deutschen Verhältnisse ganz undenkbar gewesen wären. —

Erst am 8. oder 9. Juli hatte Roon seine Dienstgeschäfte soweit erledigt, daß er der Gemahlin nach Kolberg folgen konnte. Hier aber ging er sofort daran, den am 25. Juni erhaltenen Auftrag des Prinzen auszuführen. Die geplanten Erholungstage wurden somit gänzlich der rastlosen Arbeit gewidmet; und schon am 18. Juli konnte Roon sein „beendet“ unter die Denkschrift setzen, welche das Resultat dieser Arbeit war. Sie ist betitelt: Bemerkungen und Entwürfe zur vaterländischen Heeresverfassung.

Am 22. Juli 1858 ging die Reinschrift an den Prinzen von Preußen (nach Baden-Baden) ab. Roon begleitete die Einsendung mit nachstehenden Worten:

„Der vorliegende Aufsatz ist in der Muße eines Bade-Ortes ohne alle Materialien und Vorarbeiten niedergeschrieben worden, um einer gebieterischen Anregung Folge zu geben. Er macht daher nicht den Anspruch, noch hat er die Bedeutung einer Denkschrift in dem officiösen Sinne des Wortes, er ist vielmehr als ein erster Entwurf zu einer solchen zu betrachten, der einerseits der Kürzung und Austilgung manches Überflüssigen, andererseits der weiteren, mit Daten zu belegenden Ausführung manches nur Angedeuteten dringend bedarf. Er bringt daher wenn auch reiflich Durchdachtes, so doch in einer Form, die der präzisen Abrundung gar sehr bedarf. — Auch meint der Verfasser nicht, darin viel neue Gedanken ausgedrückt zu haben. Vieles von dem Vorgetragenen ist schon oft gedacht und besser gesagt worden. Einiges hat Verfasser Jahre lang mit sich herumgetragen und oft die Beistimmung einsichtsvoller Freunde dafür gewonnen, Anderes endlich von solchen sich angeeignet und es fortbildend dem eigenen Gedankenkreise assimilirt. —

Mögen die Unvollkommenheiten der Schrift dem Nützlichen und Richtigen, das sie etwa bringt, nicht die Geltung streitig machen, die ihm unter keinerlei Umständen versagt werden sollte, namentlich wo es sich, wie hier um die wichtigsten und heiligsten Interessen, um des Thrones und des Vaterlandes Glanz und Größe, um seine politische Bedeutung, um sein Bestehen handelt! — —“

Die Denkschrift selbst ist zu umfangreich, um in diesen Blättern Platz finden zu können. Bei ihrer großen Wichtigkeit für die Geschichte des Preußischen Heeres und Vaterlandes glauben wir jedoch nachstehend ihren wesentlichen Inhalt skizzieren zu sollen.

Es wird in der Einleitung zunächst erörtert die europäische Stellung des Preußischen Staates und seine durch eine „Geschichte ohne Gleichen“ errungene welthistorische Bedeutung. „Sich vor allen Dingen diese Bedeutung zu sichern, das ist Preußens historische Mission, seine politische Aufgabe. Preußens großmächtige Stellung ist — — — ebenso sehr eine für die edelsten und höchsten Interessen der Menschheit unverkennbare politische Nothwendigkeit als ein patriotisches Bedürfnis — — — die hier zu lösende Aufgabe beschränkt sich jedoch

auf die näher liegende praktische Frage: „durch welche Mittel Preußen jene seine welthistorische Bedeutung zu behaupten, seine politische Mission zu erfüllen vermag?“ — Nachdem Verfasser sodann darauf hingewiesen, daß Preußen sich stets in der Nothwendigkeit befunden habe und noch befinde, „durch eine wohlgeordnete und sparsame Finanzwirtschaft mit seinen verhältnismäßig geringen, aber wohl und weise verwandten Geldmitteln allen Bedürfnissen der Lage zu genügen“ — erklärt er andererseits die Herstellung und Erhaltung einer gesteigerten Streitbarkeit für eine nicht minder unerläßliche Aufgabe des preußischen Staatsmannes; „zu den schwierigsten Problemen für letzteren wird immer die Beantwortung der Frage gehören, in wie weit die eine der obigen Lebens-Bedingungen die andere beschränken darf.“ Unanfechtbar sei jedenfalls die allgemeine und auch für den Staat geltende Behauptung: „Wer Leben und Börse zu schützen einer tüchtigen Waffe bedarf, kann sich vernünftigerweise nicht mit einer minder tüchtigen, wenngleich wohlfeileren, begnügen wollen. Wer es dennoch thut, wird den ausgegebenen geringeren Preis weggeworfen haben und sich zu spät überzeugen, daß er weiser und sparsamer gehandelt hätte, wenn er, um Leib und Gut zu sichern, um das Mehr nicht gezeigt hätte!“

Dies vorausgeschickt, sei zunächst die Frage zu beantworten:

„ob und welche Mängel der jetzigen Kriegs-Organisation Preußens anflehen,“ um sodann die weitere Aufgabe zu lösen:

„durch welche Veränderungen (Reformen) jene Mängel zu beseitigen seien.“

Auf eine erschöpfende Kritik aller bisherigen Heereseinrichtungen dürfe an dieser Stelle verzichtet werden; Verfasser müsse sich vielmehr begnügen, auf diejenigen Mängel aufmerksam zu machen, deren Beseitigung sich als ein „wahres patriotisches Bedürfnis“ geltend macht, weil ihre Fortdauer nicht nur „die Machtstellung Preußens, sein Ansehen in Europa, die Erfüllung seiner politischen Mission, sondern seine Existenz selbst in Frage zu stellen scheint.“

In sofern seien die sich daraus notwendig ergebenden und weiterhin vorzuschlagenden Reformen auch nur als ein Minimum dessen anzusehen, was notwendig auf diesem Gebiete geschehen müsse! —

Die größten Mängel zeige vor allem die z. Z. bestehende Organisation der Landwehr. Dabei wird näher ausgeführt, daß deren Errichtung unter den schwierigen Verhältnissen des Jahres 1813 und bei der völligen Erschöpfung aller finanziellen Kräfte des Staates ein bloßer Nothbehelf gewesen sei; daß die auch nach dem Kriege erforderlich gebliebenen finanziellen Rücksichten jedoch ihre Fortdauer veranlaßt haben, zumal diese auch durch die kriegerischen — freilich fast immer sehr erheblich überschätzten, aus politischen Gründen wohl auch absichtlich übertriebenen — Leistungen der Landwehr von 1813—15 scheinbar ihre Rechtfertigung gefunden hätte; andererseits sei auch damals eine größere Aufwendung für Militärzwecke — ohnehin unthunlich wegen der Erschöpfung des Staates auch gar nicht notwendig erschienen, weil kriegerische Verwickelungen zunächst auf längere Zeit ganz ausgeschlossen erschienen. —

Unter jetzt gänzlich veränderten Umständen, nach langen Friedensjahren, nach den im letzten Jahrzehnt gemachten Erfahrungen und im Hinblick auf die in sicherer Aussicht stehenden politischen Wirren und Umwälzungen könne man aber gegenwärtig zu jenem Nothbehelfe durchaus kein Vertrauen mehr haben, wenn auch aus naheliegenden Gründen jedermann sich scheue, dies offiziell einzugestehen.

Verfasser faßt seine ferneren Ausführungen darüber in die alsdann im einzelnen bewiesenen Hauptsätze zusammen:

1. Die Landwehr ist eine politisch falsche Institution, denn sie imponirt dem Auslande nicht mehr und ist für die äußere wie für die innere Politik von zweifelhafter Bedeutung;
2. die Landwehr ist aber zugleich auch eine militärisch falsche und schwache Institution, weil sie

a) des eigentlichen, richtigen, festen Soldatengeistes und

b) der sicheren disciplinarischen Handhaben entbehrt, ohne die kein zuverlässiger militärischer Organismus gedacht werden kann. —

In letzterer Beziehung seien in den Jahren 1848—49 besonders trübe Erfahrungen gemacht worden, die sich in unruhigen Zeiten sehr leicht wiederholen könnten.

„Vermag man der Landwehr die unentbehrliche Kriegszucht nicht zu geben — und das ist bei der heutigen Organisation unmöglich — so ist es besser das ganze Institut in seiner jetzigen Gestalt und Bedeutung aufhören zu lassen, wie denn auch bekanntlich Scharnhorst, der Begründer desselben, selbst dargelegt hat, „daß es für lange Friedens-Epochen ungeeignet sein und einer künftigen Umbildung dringend bedürfen würde.“ —

Diese Umbildung müsse dadurch erfolgen, daß man:

1. eine innige Verschmelzung der Landwehr mit der Linie herbeiführe und daß
2. dem Mangel an geeigneten Führern abgeholfen werde.

Gleichzeitig sei die allgemeine Wehrpflicht und die gesetzliche dreijährige Dienstzeit bei der Fahne nicht nur beizubehalten, sondern die erstere, auf deren Grundlage Scharnhorst mit Recht die heute im wesentlichen noch bestehende Heeres-Verfassung aufgebaut habe, sei viel mehr als bisher zur Wahrheit zu machen; d. h. also, es müßten soviel Wehrpflichtige auch wirklich eingestellt werden, als nach den gesetzlichen Bestimmungen und den Finanzkräften des Landes nur irgend möglich sei; dies führe denn unvermeidlich zu einer sehr erheblichen Vermehrung der Kadres, die gleichzeitig in ihrer inneren Tüchtigkeit verstärkt werden müßten.

„Die Stärke einer Armee besteht in der Stärke ihrer Kadres. Dieser bekannte Ausspruch des ersten Napoleon . . . dürfte auch für die Entscheidung der vorliegenden Frage als entscheidend zu betrachten sein.“ —

Um diese Zwecke zu erreichen, werden nun im wesentlichen die nachfolgenden Vorschläge gemacht:

I. zur Verstärkung der Kadres:

- a) die Anstellung einer für die Bedürfnisse des Dienstes thatsächlich ausreichenden Zahl von Offizieren, welche die für ihren Beruf nötige Erziehung und Ausbildung erhalten haben; dies sei zu erreichen
1. durch die Vermehrung und Vergrößerung der Militär-Bildungsanstalten;
 2. durch die Verpflichtung auch der halbinvaliden, daher noch garnisondienstfähigen Offiziere bei ihrem Ausscheiden für die Ersatztruppen und das (bisherige) 2. Aufgebot der Landwehr.
- b) die Erziehung und Statifirung einer hinreichenden Zahl von brauchbaren und zuverlässigen Unteroffizieren, diese habe zu geschehen:
1. durch Vermehrung der Zahl der Unteroffiziere;
 2. durch Vergrößerung und Vermehrung der Unteroffizier-Schulen;
 3. durch eine, wenn auch nicht erhebliche, Verbesserung ihres Einkommens
 4. durch Sicherstellung guter Civilversorgungen.

II. Zur Vermehrung der Kadres.

Am zweckmäßigsten würde freilich die Verdoppelung des Friedensstandes der stehenden Armee sein, während gleichzeitig die Landwehr 1. Aufgebots aus der Feld-Armee auszuschneiden hätte und der gesamten Landwehr ihr Platz künftig in der Reserve, den Festungsbefestigungen u. s. w. angewiesen würde.

Da befürchtet werden müsse, daß jene Verdoppelung an finanziellen Schwierigkeiten scheitern würde, so wird folgendes vorgeschlagen:

1. die bisherige Landwehr 1. Aufgebots wird der Linie für die Friedenszeit vollkommen einverleibt. Dies geschieht
 - a) durch die taktische, disciplinäre und ökonomische, lokale und formale Verbindung der gleichnamigen Regimenter und Bataillone der Linie und Landwehr;
 - b) durch die Augmentation der so gebildeten Bataillone auf 8—900 Köpfe (die bisherige Friedensstärke der Bataillone betrug 6—700 Köpfe); und durch die Formation dieser Bataillone in 8 Compagnien, dergestalt, daß künftig jede Compagnie ein Peloton in der Bataillons-Aufstellung bildet, welche letztere, wie die ganze Elementar-Taktik des Reglements, vollkommen unverändert bleibt;
 - c) durch die Anstellung von dienst erfahrenen Offizieren und Unteroffizieren und zwar in einer Zahl, welche nicht allein dem Friedensbedürfniß vollkommen, sondern auch allen Mobilmachungsanforderungen genügend entspricht.
2. Im Kriegsfall, desgleichen für die Zeit der jährlichen Übungen wird:
 - a) die entsprechende Zahl von „Beurlaubten“ — Offizieren, Unteroffizieren und Gemeinen — nach dem Mobilmachungsorte, resp. dem betreffenden Linien-Bataillons-Stabs-Quartier einberufen;

- b) aus den geraden Compagnien des Bataillons ein zweites Bataillon formirt, dergestalt, daß die Zahl der Friedensbataillons für den Krieg wie für die Übungszeit verdoppelt wird; demgemäß wird eventualiter
- c) aus jedem Regiment des gewöhnlichen Garnisonstandes eine Brigade formirt. —
3. In Betreff der Commando-Verhältnisse dürfte es sich empfehlen, bei einem solchen, nöthigenfalls und periodisch zur Brigade verdoppelten Regiment, fest anzustellen:
- 1 Oberst und Regiments-Kommandeur,
 - 1 Oberstlieutenant (als Vertreter des Obersten). Derselbe leitet für die gewöhnlichen Verhältnisse die Oekonomie des Regiments *z.* und übernimmt für die Übungs- und Kriegszeiten die Führung des zweiten (Landwehr-) Regiments;
 - 6 Majors, 24 Hauptleute und Compagniechefs, 24 Premierlieutenants, 56 Secondelieutenants.

Durch diese Gestaltung des Offizier-Corps eines Regiments sollte gleichzeitig eine Verbesserung der Avancements-Verhältnisse bewirkt und die Verkürzung der thaten- und verantwortungslosen Lieutnants-Zeit erreicht werden. — Eine der größeren Etatsstärke der Bataillone entsprechende, auch das Mobilmachungsbedürfniß einigermaßen berücksichtigende Vermehrung der Unteroffiziere würde außerdem gleichzeitig zu erfolgen haben. —

Des weiteren wurde die Anstellung besonderer „Bezirks-Kommandeure“ mit dem nötigen Hilfspersonal (unter Aufhebung der bisherigen Landwehrebataillons-Kommandos), die Verwendung und Verwertung halbinvalider Offiziere, zu diesen und ähnlichen Zwecken *z.*, in Vorschlag gebracht. —

Uebrigens befürwortete Roon in der Denkschrift ausdrücklich die Beibehaltung des Namens „Landwehr“. „Es wird nicht vorgeschlagen“ — lesen wir da — „dem Namen nach die Landwehr aufzuheben. Dies würde vielleicht schon aus Rücksichten für das historische Gewissen der Nation nicht rathsam erscheinen; möge man lieber, wenn man will, die ganze Armee „Landwehr“ nennen. Es soll auch nicht geleugnet werden, daß der Name „Wehrmann“ offenbar eine sinnvollere Bedeutung und einen angemesseneren Klang hat als der Name „Soldat“. — Uebrigens kommt auf den Namen in Bezug auf das Wesen der dringend empfohlenen Reform wenig an. — —“

Wie man sieht, enthält die Denkschrift — wenigstens in bezug auf die Hauptwaffe, die Infanterie, auf die es auch vor allem ankam — bereits alle jene leitenden Gedanken, die dem offiziellen Reorganisations-Entwurfe zu Grunde lagen, welchen Roon 1 1/2 Jahre später als Kriegsminister im Namen der Regierung vorlegte und zu vertreten resp. zu verteidigen berufen war.

Es wird später noch zu erörtern sein, wie dies offizielle „Reorganisations-Projekt“ sich aus obiger Denkschrift nach und nach entwickelt hat; und auf welche Weise Roon dahin gelangte, seine ersten Entwürfe — für welche u. a. die äußerste Sparsamkeit maßgebend gewesen war — in einigen Punkten noch weiter auszu-

dehnen. — Übrigens konnte die nähere amtliche Erwägung von Koon's Vorschlägen erst erfolgen, nachdem der Prinz von Preußen die Regierungsgewalt als „Regent“ selbständig übernommen hatte; — als „Stellvertreter“ seines königlichen Bruders hatte er sich zu so eingreifenden Maßregeln noch nicht für befugt erachtet. — Es vergingen also noch mehrere Monate, bevor die Durcharbeitung der Entwürfe offiziell auch nur begonnen werden konnte. Über die Mitwirkung Koon's dabei werden die ferneren Mitteilungen Aufschluß bringen; ebenso über die näheren Umstände, unter denen Koon einige Zeit später das Amt übernahm, welches es ihm erst möglich machte, seine Reform-Pläne — nachdem der Regent und Kriegsherr dieselben gebilligt und sich zu eigen gemacht hatte — ins Werk zu setzen und zum Heile des Vaterlandes durchzuführen. —

(Fortsetzung folgt.)

R. v. D.



Sita's Fußspangen.

Ein indisches Sittenbild aus dem Jahre 1855.

Von

A. Passow.

Achtes Kapitel.

Die Leichenfeier.

Der Scheiterhaufen, durch den nach der uralten Sitte der Väter die entseelte Hülle des Huri Daß von ihrer Unreinheit geläutert und in Asche verwandelt werden sollte, ward am Ufer der Jumna errichtet. Wohl floß diese hart am Dorfe vorüber und sah und hörte alles, was in demselben geschah; aber sie hatte kein Herz für die Menschen; sie beteiligte sich nicht an ihrer Trauer. Heiteren Sinnes schmückte sie sich gerade heute am Tage des allgemeinen Grames mit einem wunderherrlichen Geschmeide, das ihr lachende Sonnenstrahlen aus dem unerschöpflichen Vorrat ihres Edelmetalles geschmiedet hatten. Welch' ein Funkeln und Blitzen von Diamanten und Smaragden! Die Menschenaugen wurden von all' der Pracht geblendet, und sie nachahmend nachzubilden, das vermochte kein Goldschmied, und wäre er auch der allergeschickteste auf dem ganzen Erdenrunde.

Der Tote, dem jetzt ein feuriges Bett gebaut ward, hatte sich Zeit seines Lebens eifrig bemüht, echte Kunstwerke zu schaffen, aber im Vergleich zu den Arbeiten der Natur waren seine Erzeugnisse doch nichts als Stümperei geblieben.

Und nun lag er stumm und steif in der Veranda seines Hauses und konnte seine Hände nicht mehr im Wettstreit mit andern regen. Er hatte seine Thätigkeit für immer eingestellt.

„Für immer? Ja, wenn seiner Seele das beschieden wäre, dann könnte sie sich glücklich preisen!“ sagte der alte Brahmane, der die Überwachung der zur Leichenverbrennung erforderlichen Vorbereitungen zu beaufsichtigen hatte und den junge und alte den Grübler nannten, weil sich sein Geist unablässig mit den Offenbarungen Manus über das Schicksal der menschlichen Seelen beschäftigte, welche nach der Lehre seiner Religion sterbend, geboren werdend, wieder sterbend und wieder geboren werdend in rastloser Sehnsucht danach ringen, in den Urquell ihres Seins zurückzukehren, um sich in dessen Schoß von den Qualen des Erdenlebens auszuruhen.

„Der Ermordete gehörte der Sudra-Kaste an; doch zeigte er sich stets als ein Wohlthäter der Armen, ein Berater der Ratlosen, allzeit bereit arme Brahmanen durch Geldspenden vor Hunger zu schützen und wohlhabende durch kostbare Geschenke zu erfreuen. Daher ist anzunehmen, daß er nur noch drei Mal dies Grauen der Wiedergeburt und das Sichabmühen in der Erbärmlichkeit eines von Drangsalen aller Art umringten Menschenleibes zu kosten hat“, sagte ein Brahmane, der sich zu dem Grübler gesellt hatte. „Er ist freilich noch weit vom Himmel entfernt, doch befindet er sich, wenn er keiner Sünde verfällt, auf dem graden Wege zu der ewigen Glückseligkeit. Und überdies ist ihm seine Frau in den Tod vorangegangen. Heißt es nicht in den heiligen Büchern: „Wie ein Schlangenbeschwörer die Cobra aus ihrer Höhle zieht, so zieht ein reines Weib die Seele des Gatten aus dem Orte der Qual?“

Der Grübler schüttelte den Kopf. „Das gilt nur von unserer ersten Kaste, und höchstens noch von der zweiten, Freund, aber von der vierten nimmermehr.“

Dies sprachen sie und noch vieles Ähnliche, diese beiden hindustanischen Priester, in deren Gesichtern sich das Bewußtsein der Reinheit ihrer Kaste und der mit derselben verbundenen Halbgötterschaft namentlich dann deutlich ausprägte, wenn ihr Blick jene halbnackten braunen Gestalten streifte, welche keuchend die Mangoblöcke zum Scheiterhaufen schleppten. Standen doch diese Menschen, einer unreinen Kaste angehörend, nach ihrer Lehre in der Reihenfolge der erschaffenen Kreaturen unter den Kühen und Affen und besaßen keine Aussicht, daß ihre von einem Erdenleibe in den andern wandernde Seele sich jemals zu der reinen Hoheit eines Brahmanenkörpers aufschwingen oder sich gar die Anwartschaft auf die Seligkeit des Himmels erwerben werde.

Das Totenbett wuchs allgemach unter den Händen der Arbeiter zu der vom Gesetz vorgeschriebenen Höhe und Breite empor, und es kamen aus den Häusern und Hütten des Dorfes Frauen und Männer mit Kränzen und Blumensträußen herbei, welche zur Bedeckung und Ausschmückung des häßlichen Gerüstes dienen sollten. Die meisten derselben waren in innigster Teilnahme mit Sorgfalt und Geschmack gebunden.

Die schönste, dickste und längste Blumenguirlande aber war noch nicht fertig. Sie wurde von eifrigen Frauenhänden auf dem Grundstücke des begüterten Pandit Iswara gefertigt. Die greise Patriarchin der Familie, die unumschränkte Gebieterin des Frauengemaches, saß, von ihren Schwiegertöchtern, Enkelinnen und

Urenkelinnen umringt, im Binnenhof des Hauses auf der untersten der zu der Veranda führenden Stufen. Körbe voller Blumen und Blätter standen ihr zur Seite. Das Gewinde war flüchtig an fünf Stellen gleichzeitig angefangen und konnte so von mehreren Hausgenossinnen gefördert werden.

Das Gespräch drehte sich naturgemäß um die Ereignisse im Sterbehaufe und ward mit erregter Lebhaftigkeit geführt.

„Wo bleibt Pandita?“ forschte die Matrone. Ist sie noch immer nicht von Sita zurückgekehrt?“

Es bedurfte keiner Antwort; denn die Betreffende, eine hübsche, junge Frau, trat alsbald in den Kreis der Ihrigen ein. Sie ward sogleich von allen Seiten mit Fragen bestürmt: „Wie geht es der Armen, weint und jammert sie laut? Ist sie verwundet! Was macht der kleine Ishuri? Hat sich Moro Daß wirklich gestern Abend auf eine Reise begeben und ist er dadurch dem Tode durch Räuberhand entgangen? Ist der Bankier Narendra, Sitas Vater, schon eingetroffen?“

„Geduld, Kinder, Geduld!“ ermahnte die Greisin. „Ihr erdrückt mir Pandita mit eurer Zudringlichkeit. Wie könnte ein einziger Mund hundert Fragen in einem Atem beantworten! Pandita soll sich an meine Seite setzen und der Ordnung gemäß den Hergang ihres Besuches berichten. Ihr aber, ihr müßt fleißig an unserem Werke arbeiten; es wäre tief beschämend, käme unser Kranz nicht mehr zur rechten Zeit.“

Die Frauen, — etwa zwanzig an der Zahl, unter denen sich auch zwei fünfjährige Urenkelinnen der Patriarchin befanden, die nach Landesfite schon verheiratet, aber infolge ihrer großen Jugend noch von ihren Ehemännern getrennt unter der Obhut der Eltern lebten, begaben sich eilends wieder an die unterbrochene Beschäftigung.

„Aber nicht wahr, Pandita erzählt uns doch nun sogleich, was sie im Hause des Huri Daß sah und hörte?“ bat eine der ungeduldigen Frauen.

„Ja, das thut sie, und ihr dürft unter der Bedingung lauschen, daß eure Hände nicht rasten. Nun sage, wie ist es dir ergangen, Töchterchen? Hast du mit Sita gesprochen?“

„Ich sprach mit ihr, Mutter, und ihr Leid schnitt mir tief ins Herz. Ihre Wunde ist unbedeutend, — aber der Tod ihres Schwiegervaters schmerzt sie um so mehr, — und dann — hört nur, — die Glückspangen sind ihr geraubt!“

Eine allgemeine Unruhe entstand im Hofe. „Seid fleißig!“ mahnte die Urgroßmutter mit erhobener Stimme; aber erst nach einem Weilchen drang diese durch.

„Sita's Glückspangen? Was heißt das?“ forschte ein zwölfjähriges Frauchen.

„Man merkt es, du bist noch nicht lange bei uns!“ antwortete ihr eine ältere, etwas mürrisch aussehende Schwägerin. „Ganz Gogulpur weiß, daß Sita's Fußspangen einen Zauber an sich haben.“

„Es ist eine hübsche Geschichte,“ setzte eine wohlwollende Genossin mit belehrendem Tone hinzu, indem sie sich zu der Unwissenden wandte. „Denke dir,

Radha, jene Spangen sind nun schon über dreihundert Jahre in der Familie. Auch sind sie nicht von Menschenhänden gemacht, denn die erste Besitzerin, — sie hieß Saraswati, — ist mit diesen Spangen geboren."

Ein Ausruf des Staunens entfuhr den Lippen der Zwölfjährigen; doch mischte sich in den Ausdruck der Überraschung keine Spur von Ungläubigkeit. Die Vorstellung, daß etwas zu wunderbar ist, um geschehen zu können, liegt dem Hindugeiste fern.

"Ja!" fuhr die Berichterstatlerin mit gesteigerter Lebhaftigkeit fort, "die kleine Saraswati trug, als sie ihren Eltern geschenkt ward, um jeden ihrer winzigen Fußknöchel den reizendsten Schmuck, der je gemacht ward, zwei Bänder aus rotem Golde in zartester Durchbrucharbeit geschmiedet. Man sieht es ihnen an, daß sie von Geisterhänden gewebt sind. Die beiden Schlösser, die den Schluß der Spangen bilden, bestehen aus kleinen Cobraköpfchen, welche der Natur treu nachgeahmt sind. Das Geschmeide paßte dem neugeborenen Kinde auf ein Haar; es dehnte sich in Breite und Länge, als das Mädchen wuchs. Saraswati's Vater fragte den Hausastrologen nach der Bedeutung dieses seltsamen Zeichens, und der weise Mann las eifrig in den Sternen und schrieb das Horoskop des Kindes auf starkes Pergament, und da steht es noch heute in heiliger Sprache geschrieben, so daß jeder gelehrte Brahmane es zu lesen vermag: Saraswati und die lange Reihe ihrer Töchter, Enkelinnen und Urenkelinnen werden glücklich sein, so lange sie ihre Spangen treu bewahren."

"Das Horoskop ging in Erfüllung!" bestätigten mehrere der Kranzflechterinnen.

"Natürlich!" hub die Erzählerin wieder an. "Wann hätte je ein gewissenhaft ausgestelltes Horoskop gelogen? Alle Trägerinnen der Glücksspangen, — denn das Amulet vererbte sich stets von der Mutter auf die älteste Tochter, — blieben von jeglichem Mißgeschick verschont. Ihre Eltern suchten ihnen Gatten aus, welche die Mahnung Manus: „wo eine Frau betrübt ist, da erlischt das Feuer des Herdes," treu beherzigten. Sie lernten nie das Unbehagen des Geldmangels kennen, trugen goldgestickte Saris und schmückten sich Tag aus Tag ein zum Zeichen ihres Frohsinns mit leuchtenden Blumen. Jede von ihnen beschenkte ihren Gatten mit Söhnen, die im stande waren, das Ansehen der Familie hoch zu halten, und starb, ehe die Schmach der Witwenschaft sie danieder zu werfen vermochte. Selbst in der Todesstunde bewährte sich die Kraft der Reliquie, denn die Knechte Yamas, jene unholden Gesellen, die mit ihren feurigen Augen die Kranken schrecken und mit ihren derben Fäusten die Seelen so gewaltsam aus ihrer Hülle zerren, daß sie in unaussprechlicher Qual sich laut röchelnd winden, wagten es nicht, sich einer Besitzerin der Glücksspangen zu nahen, — sie holten ihren Herrn, den Gott des Todes, und er trat leise an ihr Lager hinan und öffnete den irdischen Kerker, so daß die befreite Seele schmerzlos herausflog."

Pandita hatte sich, während ihre Schwägerin diese phantastische Geschichte mit steigender Lebhaftigkeit erzählte, von ihrem Sitze erhoben. Jetzt streckte sie die rechte Hand empor und rief wehklagend: — "Doch nun sind sie fort, diese

Spangen des Glückes! Arme Sita!" — „Arme, beklagenswerte Sita!" hallte es wie ein Echo aus dem Munde aller Kranzwinderinnen.

„Ihr Glück ist dahin, ihr Glück ist zerbrochen!" sagte auch die Greisin schmerzerfüllt. „Heilige Bhowani, Mutter aller Lebendigen, sei ihr gnädig."

In diesem Augenblicke betrat der Patriarch, der Bandit Iswara, aus dem Innern des Hauses kommend, die Veranda. „Ist der Kranz fertig? Es ist die höchste Zeit!" rief er.

Er war fertig; noch einige duftende Blüten des *Jasmina grandiflora* und dann war das duftige Gewinde vollendet. Es wurde sorgsam in einen großen Korb gelegt und zum Scheiterhaufenplatz getragen.

* * *

Der Darogah wich nicht von der Seite des Geldwechslers Ram Daß. Dieser war außer sich über solche Bewachung. „Was that ich, daß Ihr mich wie einen Schuldigen behandelt?" fragte er mit dem Tone eines ungerecht Beleidigten. „Ihr glaubt doch nicht etwa, daß ich seinen Mördern", — und er deutete auf die Leiche, — „hilfreiche Hand zu jenem Bubenstück geboten habe? Ich bin ein ehrlicher Mann, ich verdiene es nicht, daß man den guten Namen meines Hauses in den Staub tritt. Dank und Belobigung sollte man mir zollen, denn ich war der Erste, welcher der armen Frau Sita zu Hilfe kam."

„Still!" gebot ihm der Polizist. „Ich darf Euch nicht aus dem Auge lassen. Eure Thür war den Räubern geöffnet, das ist eine Thatfache, eine höchst verdächtige Thatfache. Wer weiß, ob Ihr sie nicht absichtlich offen gelassen habt!"

„Nein, nein, das that ich nicht!" entschuldigte sich winselnd Ram Daß. „Ich glaube, daß sich des Tags über ein Einschleicher in meiner Wohnung verborgen hat, der seine Genossen hereinließ, — ich kann mir nicht denken, wie es sonst zugegangen sein sollte!" Er versank in ein finsternes Brüten.

Nach einer Weile hob er wieder an. „Ich bitte Euch, laßt mich nachhause gehen, ich muß mich baden und mir den Bart abscheren; denn ich habe das Recht und die Pflicht, den Scheiterhaufen des Toten anzuzünden."

„Ihr?" fragte der Darogah erstaunt. „Ihr seid doch kein Erbe des Ermordeten?"

„Ja doch in gewissem Sinne", antwortete Ram Daß. „Ich habe alte Erbansprüche noch von meinem Vater her auf die Hinterlassenschaft meines Großvaters."

„Und wenn Ihr das Feuer entzündet, dann muß Moro Daß erst vor Gericht gehen, ehe er auch nur eine Rupie von dem Nachlaß erhält. — ist es nicht so?"

„Wenn ich es nicht anzünde, so thut es Narendra, Sita's Vater, und er ist kein Blutsverwandter, oder die Priester thun es, und dann fällt ein Teil des Geldes an den Tempel zu Schah Gunje," klagte Ram Daß. —

„Nun, so badet Euch und schickt zum Barbier!" sagte der Darogah, „— aber meine Leute bleiben Euch zur Seite."

* * *

Narendra war eingetroffen und mit ihm alle Mitglieder der Goldschmiedekaste der Stadt Schah Gunje. Als die Leidtragenden im Hof des Sterbehauses versammelt waren, stellte sich Wanun Bhut, der geistliche Berater der Familie, ein. Er rief Narendra zu sich und flüsterte ihm zu:

„Euer Enkel muß den Scheiterhaufen anzünden, damit sein Vater nicht an seinem Erbteile geschmälert wird.“

„Das Kind?“ fragte Narendra erstaunt.

„Ja, das Kind; es ist unbedingt notwendig zur Vermeidung eines Prozesses.“

„Sita wird es nicht von sich lassen.“

„So muß sie mitgehen, selbst auf die Gefahr hin, daß sich ihre Verwundung verschlimmert.“

Wanun Bhut drückte der Leiche einen frischen Teigball in die Hand und schrieb ihr das Zeichen ihrer Kaste mit heiligem Pulver auf die marmorweiße Stirn. Vier Träger hoben die Bahre auf und schritten aus dem Hause, dem Flusse zu. Der Zug der Trauernden folgte, — voran die Priester, — ihnen schlossen sich die angesehensten Nichtbrahmanen an, sodann kamen die Verwandten und Freunde aus Schah Gunje, und endlich eine große Anzahl tiefverschleierter Frauen. Unter diesen befand sich Sita, auf den Arm ihrer liebsten Tante gestützt. Eine andere trug das Kind auf ihrer Hüfte.

Mit dem Rufe: „Ram, Ram, du treuer Gott, du bist gerecht,“ tauchte man die Leiche in den Fluß und legte sie mit ihrer triefenden Gewandung, indem man ihren Kopf gen Norden und ihre Füße nach Süden richtete, auf das Blumenbett des Scheiterhaufens. Wanun Bhut trat herzu, that ein Goldstück und etwas geklärte Butter in den leblosen Mund, bestreute den ganzen Körper mit Blumen und Sandelholz und sprach:

„Das Menschenleben ist zerbrechlich wie der Stamm einer Banane; es ist flüchtig wie der Schaum des Meeres. Jeder aus fünf Elementen gebildete Körper muß zu seinen fünf Urbestandteilen zurückkehren. Die Erde vergeht und der Ozean; selbst die Götter gehen dahin; — und der kleine Mensch sollte bestehen? O, wie eitel, wie thöricht wäre ein solcher Wunsch! Darum klaget nicht, ihr, die ihr diesen Toten liebet; seufzet nicht, benezet seine Hände nicht mit Thränen, denn das bekümmert seine Seele und erschwert ihr den Aufschwung.“

Und nun tretet heran und vollziehet mit allem Fleiß das Leichenbegängnis des dahingeshiedenen Huri Daß, des Sohnes des ebenfalls verstorbenen Goldschmiedes Lurmann Daß!“

Ram Daß näherte sich dem Scheiterhaufen, ein brennendes Strohbündelchen in der Hand: „Ich zünde den Holzstoß an in meinem Namen und im Namen meines Veters,“ sagte er mit erhobener Stimme.

„Zurück!“ bedeutete ihn Wanun Bhut. „Das Bett wird angezündet durch den einzigen und rechtmäßigen Stellvertreter des einzigen Sohnes und Erben. Komm herbei, Ishuri Daß, und handle nach dem Gesetz!“

Ein Sturm des Beifalls ging durch die Versammlung. Sita hielt ihr Kind hoch empor, so daß alle es sehen konnten. Es glaubte, seine Mutter spiele mit ihm und jauchzte fröhlich.

„Das ist ein gutes Omen; der Knabe freut sich seiner Pflichterfüllung,“ raunte ein Leidtragender dem andern zu.

Manun Bhut nahm das Kind auf seinen Arm und umwanderte dreimal mit ihm den Scheiterhaufen, dann drückte er ihm einen brennenden Strohbüschel in das Händchen und leitete dieses so, daß die Zweige unmittelbar neben dem Haupte der Leiche in Brand gerieten. Als die Flammen aufloderten, trat Kam Daß in den Kreis der Umstehenden zurück. Sein zornig funkelndes Auge verriet seine Unzufriedenheit mit dem Verlaufe der Feier.

Die nächsten Freunde des Verstorbenen traten hinzu und warfen von allen Seiten Feuerbrände auf die stark mit Öl getränkten Holzblöcke. Die Priester stimmten die Totenhymne an, und die versammelte Menge fiel in den Gesang ein:

Gottheit des Feuers, erhör' unser Flehn,
Alles nicht Reine laß gnädig vergehn,
Und aus des Körpers geöffnetem Thor,
Sende die Seele geläutert empor!

Richter der Seele am Totengericht,
Zähl' ihre Sünden mit mildem Gesicht.
Schleudre sie nicht in die lodernde Glut,
Nicht in die Meere der Thränenflut,

Nicht in den Wald mit dem stechenden Laub,
Gieb ihr das Recht, in dem irdischen Staub
Neu sich zu kleiden und rein zu erstehn,
Richter der Toten, so laß es geschehn!

Neuntes Kapitel.

Die Nachwirkungen des Einbruchs.

Jene Schreckensnacht, welche Huri Daß seines Lebens beraubt hatten, übte einen nachhaltigen Eindruck auf Sita's Gemüt aus. Die Drohworte des Haupträubers: „Moro, der Feigling, soll meine Rache fühlen; ich steche ihn nieder, wo und wie ich ihn finde!“ verfolgten den Geist der jungen Frau auf Schritt und Tritt, und geschah es je einmal, daß ihre Gedanken durch Hausfrauen- oder Mutterpflichten in den Hintergrund gedrängt wurden, so genügte nur ein einziger Blick auf die schmucklosen Knöchel ihrer Füße, um jenes Gelöbniß des Dakeuts ihr wieder vor die Seele zu führen. Die begründete Furcht vor der Wiederkehr der Räuber ward beständig genährt durch einen Aberglauben, den ihre hindustanische Erziehung in ihrer Brust groß gezogen hatte und den zu bannen kein Mensch vermocht hätte, und wäre es auch der Aufgeklärteste der Aufgeklärten, weil er nicht außerhalb, sondern innerhalb ihrer Religion stand.

Sita liebte ihren Gatten mit der ganzen Glut ihrer Seele. Die unerschütterliche Überzeugung, daß sie ihn bald verlieren werde, nagte wie ein Wurm an ihrem Herzen. Wohl hatte sie Moro Daß nicht aus Liebe geheiratet. Hat doch Manu, der erste vornehme Gesetzgeber der Indier, er, welcher jene Kette von Sittengeboten schmiedete, die noch heute, nach zweitausendfünfhundertjährigem Bestehen, die Lebensgenußfähigkeit seines Volkes mit der nämlichen Zentnerlast wie in alten Zeiten niederhalten, einen Bann auf die in Liebesglut geknüpften Ehe gelegt. Wenn er auch in einzelnen Fällen und unter besonderen Umständen eine Gattenwahl gestattete, wie sie Damajanti vollzog, und wie sie noch heute hin und wieder bei ganz eigenartigen Gelegenheiten in einzelnen Bezirken des großen Reiches stattfindet, so erließ er doch für alle nicht außergewöhnlichen Fälle das strenge Gebot: Die jugendlichen Menschenkinder sollen nicht nach dem Verlangen des eigenen, leicht verblendeten, nach selbstsüchtigem Glück lechzenden Herzens jenen ehelichen Bund schließen, der den Mann durch die Frau und die Frau durch den Mann in den Himmel zu führen bestimmt ist; sie sind vielmehr gebunden, diese heiligste, herrlichste, bedeutsamste Vereinigung ihrer Seelen und ihres Körpers einzig und allein nach dem Willen ihrer ihnen an Erfahrung weit überlegenen naturgemäßen Ratgeber zu knüpfen. Es ist Pflicht der Eltern dafür zu sorgen, daß keines ihrer Kinder, sei es Sohn oder Tochter, die Schande der Ehelosigkeit über die Familie bringe; doch dürfen sie sich ihrer verantwortlichen Aufgabe nicht ohne Beratung mit ihrem Hauspriester und einem sachverständigen Astrologen entledigen. Nur dem Ehemann, dessen erste und vornehmste Frau kinderlos bleibt und der sich aus diesem Grunde ein zweites Weib nimmt, ist gestattet, sich dieses selbst auszusuchen.“

Als Sita ihr fünftes Jahr kaum erreicht hatte, sah sich ihr Vater nach einem passenden Gatten für sein hübsches Töchterchen um. Infolge seines großen Vermögens fehlte es ihm nicht an Anerbietungen aller Art. Er war ein vorsichtiger Mann und wählte lange mit Bedacht. Von den sechsundfünfzig Horoskopern, die ihm gebracht wurden und die er sämtlich von einem sachverständigen Brahmanen prüfen ließ, paßte das von Moro Daß am besten zu dem seiner Tochter. „Der Leitstern eures Kindes und der des Sohnes von Huri Daß zu Gogulpur wandern den nämlichen Weg, auch gehen sie fast ganz gleichzeitig unter, so daß Sita, wenn sie überhaupt Witwe werden sollte, ihrem Gatten in kurzer Zeit folgen würde,“ sagte der Priester, und seine Miene verriet, daß er selbst der Sternenschrift einen unbedingten Glauben schenkte.

Narendra veranstaltete alsbald ein fröhliches Hochzeitsfest. Moro und Sita wurden ehelich miteinander verbunden. Das junge Frauchen aber blieb, der Sitte gemäß, noch bis zum zwölften Jahre im Hause ihres Vaters, ohne auch nur jemals ein Wort mit ihrem Gatten zu wechseln. Dann folgte, gleichfalls mit großem Gepränge, die Gauna oder Heimführung der Gattin in das Haus ihrer Schwiegereltern, und von nun an war es Sita's Beruf, „der Schatten ihres Mannes zu sein.“

Die Sterne hatten es gut mit ihr gemeint, indem sie ihren Schritt in eine treffliche Familie lenkten. Moro Daß, ein hübscher Mensch mit hellolivenfarbiger Haut und pechschwarzen Augen, entsprach ihrem Ideal von Männlichkeit ganz und gar. Er hinwieder war entzückt von der Schönheit und dem Liebreiz der Frau, die ein gütiges Geschick ihm geschenkt hatte, und die Schwungkraft seiner Seele, jene echte Künstlerschaft, die ihn weit über den Standpunkt eines gewöhnlichen Goldschmiedes erhob und ihn befähigte, Werke von dauerndem Werte zu bilden, wuchs in dem Sonnenschein der Liebe zu Weib und Kind.

Mit diesem Glücksgefühl im Herzen hatte sich Moro auf seine Reise nach Gowindpur begeben. Wohl errettete ihn dieselbe von einem gewaltsamen Tode, aber der Blitz, der während seiner Abwesenheit in sein Haus eingeschlagen war, hatte daselbst Verwüstungen tiefgreifender Art angerichtet, Verwüstungen, die sich nicht durch fleißige Arbeit wieder ausgleichen ließen. Sein heißgeliebter Vater war ihm entrissen und Sitas Gleichmut vernichtet, und zwar war der letztere seiner jungen Gattin in einem Grade abhanden gekommen, der ansteckend wirkte. Der bange, sorgenschwere Ausdruck ihres Gesichtes und ihre bleichen Wangen mahnten ihn an die Möglichkeit, vielleicht schon in der nächsten Stunde meuchlings überfallen und niedergestoßen zu werden.

Er erbot sich, Sitas Fußknöchel mit neuen, sehr kostbaren Spangen zu schmücken. Sie wehrte dies ab, indem sie sagte: „Die Göttin, welche meiner Urgroßmutter die Spangen verlieh, könnte mir zürnen, wenn sie sähe, daß ich meinen Verlust für ersetzbar halte, — nein, nein, ich will warten, bis ich sie wieder erlange!“

Aber die Aussicht auf die Erfüllung dieses heißesten, inbrünstigsten aller ihrer Wünsche schwand von Woche zu Woche mehr und mehr. Die englische Polizeibehörde, welche Kam Daß anfangs für einen Helfershelfer der Räuber gehalten hatte, ließ diesen nach kurzer Untersuchungshaft wieder frei und wandte sich mit ihren Nachforschungen anderen Seiten zu; aber vergebens — keine Spur, der Schurken, war zu entdecken, und in Gogulpur kam kein zweiter Einbruch vor. Die Dakeuts waren wie vom Erdboden verschlungen.

Die Gerichte setzten einen hohen Preis aus für die Auffindung der Räuber; Moro Daß und Sita's Vater verdreifachten die Summe, allein es ward keiner der Verbrecher angezeigt. —

Mit wachsender Unruhe im Herzen und in der Voraussetzung, daß sie in einem früheren Leben irgend eine Sünde begangen haben würden, für die sie jetzt eine schwere Strafe erhielten, bestrebten sich Moro und seine Frau, die offenbar erzürnten Götter durch reiche Opfergaben zu versöhnen. Sie teilten unter alle armen Brahmanen ihrer Bekanntschaft reiche Geldgeschenke aus; sie kauften Vögel der verschiedensten Art und gaben ihnen ihre Freiheit zurück; sie streuten Weizenmehl in jeden Ameisenhügel, den sie erblickten, und legten in der unmittelbaren Nähe des Dorfes einen Teich an, in dem alle von der Weide kommenden Zebuochsen, Zebukühe und sonstige Haustiere bei der Heimkehr zur Mittagsstunde und des Abends ihren Durst löschen konnten. Es half alles nichts, — kein naturge-

mäßes Ereignis, kein Wunder brachte Sita's Spangen oder auch nur eine entfernte Spur der Dakeuts an das Licht.

Eines Tages kamen drei Brahmanen, Söhne des Ganges, wie das Volk sie nennt, nach Gogulpur. Man sah es ihnen auf den ersten Blick an, sie gehörten jenem Zweige des hindustanischen Priesterstandes an, der in Benares, von den Hindus Kaschi genannt, der heiligsten aller heiligen Städte Indiens, das vornehme, einträgliches Amt der Überwachung der religiösen Zeremonien am Ufer des Ganges verwalteten. Sager von Gestalt, hellhautfarbig wie ihre arischen Vorfahren, mit hohen Stirnen und klugen, stechenden Augen und schmalen Lippen, maßlos stolz auf die Reinheit ihres Blutes und den Adel ihrer Geburt, wurden sie von allen Dorfbewohnern und auf allen Gehöften wie Halbgötter empfangen. Junge und alte, arme und reiche, vornehme und geringe eilten herzu, ihr Wort zu vernehmen.

„Folget uns, die ihr sündenbedeckt seid und nach Reinigung verlangt. Das Bad in den Wellen der heiligen Mutter Ganga spült jegliche Seelenbefleckung, jede Schuldbelastung, die ihr euch in diesem Leben oder einem früheren zuzogt, von eurem inwendigen Menschen hinweg. Und wären eure Vergehungen auch zahllos wie die Haare auf eurem Haupte, sie werden alle von euch genommen durch die reinigende Kraft des geweihten Wassers.“

Und viele von denen, die diesen Ruf hörten, entschlossen sich, die Brahmanen zu begleiten und sich durch die sehr beschwerliche Pilgerschaft nach Kaschi ein Anrecht auf die Seligkeit des Himmels zu erwerben.

„Hörst Du, was die heiligen Männer uns ans Herz legen?“ sagte Sita zu ihrem Gatten, und er wußte wohl, ohne daß sie es hinzufügte, daß ihr gläubiges Gemüt sich der Hoffnung zuwandte, durch einen Anschluß an die Pilgerkarawane könne der Fluch, der auf ihnen ruhe, von ihnen gewälzt werden. Ach, sie sehnte sich so heiß danach, einmal wieder leicht aufzuatmen!

„Ja,“ erwiderte er, „wir wollen der Aufforderung Folge leisten, du, ich und das Kind. Es wird uns zum Heile gereichen. So wie es ist, siechen wir beide dahin an Geist und Körper, die heilige Mutter wird uns gesund machen.“

Die Reisevorbereitungen waren bald getroffen; Moro Daß grub die von seinem Vater geerbten Kisten, welche nach seiner Rückkehr aus Gowindpur einen anderen Platz im Erdenchoß erhalten hatten, aus und schaffte sie heimlich in kleinen Partien zu seinem Schwiegervater Narendra, der sie ihm gut zu hüten versprach. Er kaufte sich einen Bahli, einen mit zwei Ochsen bespannten Wagen, in dem drei Personen ausgestreckt schlafen konnten, und in welchem außerdem noch Platz zur Aufbewahrung eines Zelttuches, einiger Decken, einer Anzahl Kleidungsstücke und jener messingnen und eisernen Kochgeräte war, die sie zum Selbstkochen ihres Mahles unterwegs brauchten.

„Ich lege natürlich den Weg zu Fuß zurück,“ erklärte Moro Daß. „Die Gottheit würde mir zürnen, wenn ich, ein kräftiger Mann in den besten Jahren, mir mein Seelenheil beschwerdelos erringen wollte.“

„Auch ich will wandern!“ sagte Sita, der Wagen soll uns und unserem Kinde nur als Nachtlager dienen. Der Pfad der Buße führt über Dornen und Gestein.“

Zehntes Kapitel.

Die Pilgerfahrt zum Ganges.

Die Pilgerkarawane brach auf. „Frau“, sagte Moro Daß zu seiner Gattin, als er beim Beginn der verheißungsvollen Wanderschaft seinen Blick über die Schar der Mitziehenden schweifen ließ, die von fern und nah gekommen waren, „denke dir, auch Kam Daß, mein Better, hat sich dem Zuge angeschlossen!“

Sein Auge täuschte ihn nicht. Kam hatte seit dem mißglückten Raubversuch der ihm befreundeten Dakeutbande keinen frohen Augenblick erlebt. Wochenlang war er von der Polizeibehörde in Untersuchungshaft gehalten worden, weil man ihn für einen Mitschuldigen am Einbruch hielt; schließlich hatte man ihn wegen mangelnder Beweise frei gelassen, aber ein böses Gerücht, das in Schah Gunje von Haus zu Haus ging und von dem kein Mensch wußte, wie es entsprungen war, behauptete hartnäckig: Kam Daß sei der geistige Urheber des Verbrechens gewesen. Seine Bekannten mieden ihn; sein Ruf als rechtlichdenkender Mann war dahin und sein Geschäft kam zu einem völligen Stillstand. Die That, durch welche er sich zu Reichtum und Glück hatte emporheben wollen, drohte ihn an den Bettelstab zu bringen. Er schickte daher Frau und Kinder zu seinen Schwiegereltern und schnürte sein Reisebündel. Die Pilgerfahrt zum Ganges sollte ihm seine Kundschaft und seine alte, angesehene Stellung zurückgeben.

Tagtäglich vergrößerte sich die Zahl der Wallfahrer; Gesellschaften von zwanzig, dreißig, ja oft fünfzig Menschen stießen zu den Karawanen, auf Ponies oder Elefanten; Schwerfranke, die am Ganges zu sterben wünschten, wurden in kleinen Karren von Menschen gezogen oder in Palankinen getragen. Alle, die Selbstsüchtigen wie die Selbstlosen, die Bornehmgesinnten wie die Kleindenkenden, die Gerechten wie die Ungerechten strebten dem nämlichen Ziele zu, dem Ziele der Befreiung von ihren Sünden, das sie im blinden Vertrauen auf das Wort der sie führenden Brahmanen durch diese Pilgerfahrt zu erreichen glaubten. Der Gedanke, daß eine Reinigung des inwendigen Menschen nur durch innere Arbeit, nur durch eine Erziehung der Seele bewirkt werden kann, lag ihnen allen ebensofern wie der Zweifel an die wunderthätigen Heilswirkungen eines Bades im Ganges.

Sita's Lebensmut und Lebensfrische hob sich von Tag zu Tag. Je näher sie der heiligen Stadt Benares oder Kaschi kamen, desto elastischer ward ihr Schritt, desto leichter trug sie ihr Kind.

Ihr zarter Körper überwand alle Beschwerden der Reise: Sonnenbrand, Staub, Regen, rauhe Winde und Wanderermüdung. Streckte sie sich abends auf den harten Brettern ihres Bahli zu kurzer Rast aus, so schlief sie so sanft

und fest, als ruhe sie auf seidenen Kissen. Auch erschien ihr gar oft die Mutter Ganga im Traum, Blumen im Haar und Blumen in den Falten ihres gelbbraunen Wellengewandes. Mit der einen Hand reichte sie ihr die schmerzlich vermißten Glücksspangen, mit der anderen Hand deutete sie auf die Dakents, welche gefesselt zu ihren Füßen lagen.

Die Reise nahte sich ihrem Ende; die Brahmanen trieben den Zug zu erhöhter Eile an. In Benares sollte ein Kumb, eines jener nur ein einziges Mal im Verlauf von zwölf Jahren stattfindenden Feste gefeiert werden, die den Höhepunkt aller religiösen Feierlichkeiten des Gangeskultus bilden, und zu diesem wünschten sie rechtzeitig einzutreffen.

Eines Tages gegen Abend ertönte aus den vordersten Reihen der Wandernden der Freudenschrei: „Bolo! Bolo! (jauchzt! jauchzt!) Wir sehen den Ganges!“ und alsbald brach die Menge der Pilger, ihre Müdigkeit, ihre wunden Füße, ihre ermatteten Glieder, ihren Hunger und Durst vergessend, in ein lautes Jubelgeschrei aus. — „Gange it ki dschai!“ (Heil dir, du Ganges!) tönte es von aller Lippen. Einige tanzten, andere schlugen sich im Übermaß der Begeisterung an die Brust. Viele weinten laut vor Freude, und manche stimmten Lobhymnen an, während sinnigere Naturen, bleich vor Erregung, zu Boden sanken und ihrem Dank für die glückliche Beendigung der Wanderschaft in leise geflüsterten Gebeten Ausdruck gaben.

Sita gehörte zu den letzteren; tief bewegt preßte sie ihr Kind an die Brust, und ihre Lippen waren kaum im stande, der Göttin Ganga jenen Gruß darzubringen, zu dem ihr Herz sie drängte. Ohne ein Wort mit ihrem Gatten zu sprechen, ließ sie sich von diesem quer über jene langgestreckte Sandebene führen, die während solcher Festzeiten den zu tausenden und abertausenden herbeiströmenden Wallfahrern einen Lagerplatz bietet. Durch ein dichtes, stark bewegtes Menschengedränge sich hindurch zwängend, gelangten sie an das Ufer des Stromes, der herrlicher, gewaltiger als alle anderen Flüsse des nach Wasser lechzenden, glutheißen Indiens Segen und Fruchtbarkeit durch seine zwölf Trabanten über das Land ausgießt.

Sita hatte, wie alle ihre Mitpilgerinnen, auf dem letzten Rastorte in einem Dorfe grüne Zweige und Blumen gekauft und aus diesen Kränze gewunden, die sie sich, ihrem Gatten und ihrem Kinde um Hals und Brust gehängt hatte. Jetzt wurden diese duftigen Gewinde abgenommen und auf den Fluß geworfen. Ein dichter Blumenregen traf vom Ufer aus die bräunlich glänzenden, schaumgekrönten Wellen, — und unter einem vieltausendstimmigen Jubelgeschrei bedeckte sich der Saum des Wassers, so weit man zu sehen vermochte, mit einer leuchtenden Schicht von Jasminen, Lotusblumen und anderen Tropenblüten, die, anmutig von den Wogen empor gehoben, sanft geschaukelt stromabwärts getragen ward.

* * *

Moro und Sita hatten sich bald auf dem großen Plage eine Scholle ausgesucht, auf der sie sich häuslich niederließen; Gras und Gebüsch waren gar nicht

vorhanden, und von Schatten spendenden Bäumen erblickte ihr Auge nur einige wenige. Diese gehörten den Brahmanenfamilien, an denen die Göttin selbstverständlich ein weit größeres Wohlgefallen hat als an den Mitgliedern der Sudrakaste.

Eiligst legten sie nach dem Vorbilde aller wohlhabenden Hindu-Wallfahrer einen Teppich auf die Erde, pflanzten kräftige Pfähle in den Boden und breiteten ein einfaches Zelttuch über diese aus. Es war ein Obdach, wie sie es sich nicht besser wünschten; — dicht daneben stand ihr Ochsenwagen, ihr Bahli, mit Lebensmitteln, die sie sich in den letzten Dörfern eingehandelt hatten, und links davon errichteten sie sich einen kleinen Feuerherd, auf dem Sita die Mahlzeiten für sich und die Ihrigen bereitete. —

Rings umher in ihrer Nachbarschaft lagerten sich Goldschmiedfamilien; das Sprichwort „gleich und gleich gesellt sich gern“ ist sicher ein altarisches. Doch nirgends im ganzen Bereich der indogermanischen Völker bewahrheitet es sich in so hohem Grade wie bei den Hindus.

Moro entdeckte unter den ihm zunächst hausenden Zunftgenossen einige gute Geschäftsbekannte, mit denen er auf früheren Reisen zusammengetroffen war, und Sita begrüßte deren Frauen. Da die Familien einander gefielen, so beschloßen sie zu Schutz und Trutz zusammenzuhalten. Während die eine Hälfte zum Bade, zum Gottesdienst oder zur Betrachtung der Sehenswürdigkeiten das Lager verließ, sollte die andere zur Bewachung der Kinder, der Zelte, Wagen und sonstigen Habseligkeiten so lange an Ort und Stelle bleiben, bis die Fortgewanderten sie ablösten.

Denn nicht nur dem ernstreligiösen Sinn der Wallfahrer bot der Kumb eine mannigfaltige Nahrung; nein, auch das irdische Auge ward reich gesättigt. Da gab es Schlangenbeschwörer, Zauberünstler, die aus dem nackten Erdboden Hunde und Katzen heraufbeschworen, Seiltänzer, Ringkämpfer, Karouffels, die Männer und Frauen zu einer lustigen Rundfahrt einluden, — kurz alles, was nur das Kinderherz eines Volkes zu entzücken vermag.

Auch die am Platz Bleibenden hatten reiche Sinnesweide. Unausgeseht trafen neue Gäste ein, — zum Teil sehr vornehme und sehr reiche, — auch Radschahs und Ranis in fürstlicher Pracht und Juwelengeschmeiden, vor deren Glanz sich das Auge geblendet abwandte. Keine der Frauen, — selbst nicht die adligsten Brahmaninnen, verdeckten ihr Gesicht mit jenem Tuch, das sie im gewöhnlichen Leben beim Verlassen ihres Frauengemaches um Kopf und Oberkörper zu schlingen pflegen. Die Verhüllung der Frauen war ursprünglich keine hindustanische Sitte. Sie fand jedoch Eingang in den höheren Kasten und auch da nur in einigen Teilen des Reiches, als unter der Gewaltherrschaft der Mohamedaner keine schöne Frau vor der Entführung in einen Harem sicher sein konnte. Hier aber auf geweihtem Grunde während der Festzeit gilt allgemein dieser türkische Brauch der Verschleierung für völlig unstatthaft. Mutter Ganga beschützt ihre Töchter, — drum fort mit der lästigen Hülle!

Sita schmückte sich noch vor dem Aufgang der Sonne mit dem schönsten Kleide, das sie besaß, einem rotseidenen Untergewande und einem weißseidenen goldgestickten Überwurf oder Sari. Ein tiefer Seufzer entrang sich ihrer Brust, als sie bei der Anlegung einer achteckigen Perlenkette ihrer Glückspangen gedachte. Doch getrost, sie war am Ganges, und der Ganges entläßt kein Pilgerherz unerquickt!

Dieses beglückende Gefühl, sich unter der Obhut einer wohlwollenden, mächtigen Schutzgöttin zu befinden, steigerte sich in ihrer Brust, als sie noch vor dem Beginn der flüchtigen Morgendämmerung im Verein mit einigen ihrer neuen Freundinnen ihre schlanken Glieder in die Stromwellen tauchte und laut singend, mit nach Osten gewandtem Antlitz, der nahenden Sonne und dem Geiste des Wassers Trankopfer darbrachte.

* * *

Vor dem Bishahharnath, einem Tempel des Gottes Siwa, dessen Dach ganz aus Platten von echtem Golde besteht, bildete sich eine Prozession, der sich Moro Daß und seine Genossen anschlossen. Sie hatten sich die Haare abrasieren lassen, denn in den Haaren setzt sich die Sünde des Menschen mit Vorliebe fest.

Es war ein langer Zug von Betern, Knaben, Jünglingen und Männern, welche die aufgehende Sonne mit einer Hymne begrüßten, an ihrer Spitze die Priester, die, bis zur Hüfte entblößt, mit wallendem Haupthaar, Fackeln in den Händen haltend, im feierlichen Rundgang das heilige Feuer um den Tempel trugen. Blumen ausstreuende Tempeltänzerinnen oder Murlis eilten ihnen mit anmutigen Bewegungen voraus; ihre langen, weißen Gewänder reichten bis fast auf die Erde hinab; hin und wieder aber hoben sie ihre faltenreichen Röcke ein wenig empor und bogen den geschmeidigen Oberkörper bis zur Hand. Dann erblickte man ihre zierlichen Füßchen und die sie begrenzenden, zartgebauten Knöchel.

„Schau nur, wie schön sie sind, diese Götterflavinnen!“ sagte eine der jungen Goldschmiedfrauen zu Sita. „Wie sie sich neigen und heben; ich sah gar manche Tänzerin, aber diese sind anmutsvoller als alle, die mir je zu Gesicht kamen.“

Sita nickte in tiefem Anschauen verloren. — „Ja, sie waren anzusehen, als entstammten sie einer anderen Welt, diese liebreizenden Murlis; doch eine von ihnen war schöner als ihre Schwestern. Gleich ihre Haut nicht mattgoldigem Samt, funkelten ihre Augen nicht wie schwarze Diamanten, und zeigte ihr Körper nicht bei jeder Bewegung der geschmeidigen Glieder, daß er ein Ebenmaß besaß, welches nur wenigen indischen Frauengestalten beschieden ist?“

Das dachte Sita in ihrem Sinn, sich voll Bewunderung an der holden Erscheinung weidend. Doch plötzlich entfuhr ein Schrei ihrem Munde. Es war nur ein leiser, aber er ward dennoch von ihrer nächsten Umgebung gehört. „Was ist geschehen?“ fragte man sie. Sie antwortete nicht. Wie gebannt folgte ihr Blick dieser einen Tempeltänzerin. Mit vorgestrecktem Oberkörper, weit ge-

öffneten Augen, die Lippen fest zusammenpressend, als müsse sie all' ihre Kraft aufbieten, um einen zweiten Ausruf zurückzudrängen, so stand sie da, regungslos, einem Steinbilde gleich.

Moro Daß sah es, als sein Blick beim Vorübergehen die zuschauenden Frauengruppen streifte. Er trat aus dem Zuge, drängte sich zu ihr und legte seine Hand auf ihre Schulter. Sie fuhr wie aus einem tiefen Traume auf und sah ihn an.

„Bei allen Göttern, Frau, hat ein Zauber dich getroffen?“ fragte er sie.

Sie ergriff seine Hand mit leidenschaftlicher Erregung.

„Die Glückspangen, meine Glückspangen!“ stieß sie hervor.

Beunruhigt fragte er: „Was meinst du damit?“

„Gleich wirst du sie sehen: die schönste der Murli's, die schlanke, schwarzhhaarige, trägt sie an ihren Füßen,“ antwortete sie hastig. „Der Zug muß in einer Minute dort hinter dem Tempel hervorkommen!“

„Was ist ihr, — was hat sie?“ forschten die Frauen, das Paar umringend.

„Nichts, nichts!“ sagte er abwehrend, in dem richtigen Gefühl, daß es flug sei, jedes Aufsehen zu vermeiden. „Die hübscheste der Tänzerinnen hat eine traurige Erinnerung in ihr wach gerufen, eine Erinnerung, die sie allemal auf das heftigste erschüttert. Das Beste ist, ich gehe mit ihr zum Lagerplatz zurück, damit sie sich erholt.“

Sie aber hielt ihn zurück: „Nein, nein! Ich will sie dir zeigen,“ erklärte sie, noch immer in fieberhafter Aufregung zitternd.

In diesem Augenblicke trat die Prozession hinter dem Gebäude hervor. Boran tanzte jene Murli wilder und leidenschaftlicher als zuvor; sie hob und senkte den Oberkörper und zog mehrere Mal in rascher Reihenfolge ihr Gewand bis über die Fußknöchel empor.

„Siehst du die Spangen?“ flüsterte Sita fast tonlos.

„Ja, ich sehe sie,“ gab Moro ihr zurück.

Elftes Kapitel.

Die Verhaftung.

„Ihr sagt, daß der Einbruch im vorigen Jahr im August stattfand.“

„Ja, Herr, in der Nacht vom vierzehnten bis zum fünfzehnten August, nach Eurer Zeitrechnung,“ antwortete Moro Daß. Er stand in einem englischen Zelte, das in einiger Entfernung von dem Lagerplatz der Pilger unter einem schattigen Baum aufgeschlagen war und im Verein mit einer Anzahl kleinerer Zelte von einem höheren Polizeibeamten zur Überwachung der zur Gangesfeierlichkeit herbeigeströmten Fremden benutzt ward.

Der Teil von Benares, in welchem die Engländer wohnen, die sogenannte weiße Stadt, liegt wohl eine Stunde von dem Viertel entfernt, der als ein uralter Sitz brahmanischer Gelehrsamkeit und Weisheit sich den Namen „das indische Mekka“ erworben hat. Von jener weißen Stadt aus ließ sich das Thun

und Treiben der für die Festzeit zusammengeschluderten Menschenwohle nicht beaufsichtigen, daher hatte Cyril Brandon als Adjutant des „Acting Deputy Commissioners“ der Provinz den Auftrag erhalten, für die Ruhe und Sicherheit der Pilger zu sorgen, ihre Streitigkeiten zu schlichten und gerechtfertigte Anklagen entgegen zu nehmen. Er gehörte zu der Zahl jener nicht sehr häufig vorkommenden Engländer, die durch ein eingehendes Studium der Landes sitten ein Verständnis für das Volksleben der Inder erworben haben. —

„Euer Bericht ist klar und deutlich!“ sagte er, „er erinnert mich auffallend an einen Raubmord, der hier in dieser Gegend vor zwei Jahren verübt ward. Die Polizei hat sich alle erdenkliche Mühe gegeben, den Thätern auf die Spur zu kommen; doch umsonst. — Die Bösewichter waren wie weggeblasen.“ — Er versank in ein kurzes Nachdenken; dann ergriff er abermals das Wort: „Und Eure Frau glaubt fest, daß jene Spangen an den Füßen der Murli einen Teil des euch gestohlenen Eigentums bilden?“

„Sie glaubt es nicht, sie weiß es, und ich weiß es auch,“ antwortete Moro mit Bestimmtheit.“

„Wie ist das möglich? Was bürgt Euch dafür, daß das Geschmeide Eurer Frau einzig in seiner Art war?“

„Mein Auge und meine Sachkenntnis als Goldschmied,“ antwortete Moro schlicht, aber mit Nachdruck. „Diese Spangen haben ihre Geschichte. Es haftet eine Tradition an ihnen, welche Euch, Herr, da Ihr ein Engländer seid, lächerlich erscheint, — die Tradition nämlich, daß sie nicht von Menschen gemacht sind. Und in der That ist das Goldgewebe ihres Bandes so eigenartig geflochten, und seine einzelnen Fäden sind so spinnwebenfein und doch so unzerreißbar gesponnen, daß ich es, obwohl ich mich rühmen darf, mein Handwerk zu verstehen, nicht nachzuformen vermöchte, und gäbe man mir auch zur Abbildung eine Lebenszeit von hundert Jahren. Das Schloß der Spangen besteht aus zwei Cobraköpfen, — die ebenfalls ein Muster kunstfertiger Arbeit sind; die Augen der Schlangen sind wertvolle Rubinen. Einen dieser Steine verlor meine Schwiegermutter am Tage vor ihrem Tode. Mein Schwiegervater ersetzte ihn durch ein kostbares Juwel, — doch ist derselbe minder leuchtend und nicht so feurig rot als der rechte. — Am Schloßende jeder Spange ist das Familienzeichen der Uurgroßmutter meiner Frau, der ersten Besitzerin der Spangen, eingegraben. Dieses gleicht Eurem englischen Buchstaben „B“. Natürlich haben wir, meine Gattin und ich, dieses Zeichen heute nicht gesehen, da es überhaupt nur bei einer ganz genauen, nahen Besichtigung der Spangen gefunden werden kann, aber die anderen Merkmale waren alle vorhanden. Wir täuschen uns nicht, wir würden unsre Familienreliquie unter zehntausenden herausfinden.“

„Ihr sagt, daß Euer Better Ram Das, der Mann, dessen Haus die Mörder als Durchgang zu dem Eurigen benutzten, ebenfalls das jetzige Fest mitfeiert?“

„Ja, Herr!“

„Hält er sich zu Euch?“

„O nein, wir sind wegen einer alten Erbschaftsfehde verfeindet.“

„Mit wem verkehrt er?“

„Mit angesehenen Leuten, — am meisten mit einem Brahmanen aus Audh, der Stellen aus dem Sanskrit vorliest und jeden Morgen eine Menge Zuhörer um sich versammelt. Er ist ein sehr vornehmer, sehr frommer Mann.“

„Wie sieht er aus?“

„Der Brahmane?“ Moro glaubte den Engländer mißverstanden zu haben.

„Ja, ist er größer oder kleiner als ich.“

„Etwas größer wohl und breiter in den Schultern.“

„Hat er ein ausdrucksvolles Gesicht; — eine gut geformte Nase und eine stark hervortretende Unterlippe?“

Moro bestätigte dies, erstaunte aber sehr, als Herr Brandon ihm nunmehr die Frage vorlegte, ob nicht vielleicht dieser Brahmane seine Frau an einen der Räuber erinnere. Er konnte hierauf nichts weiter antworten, als daß seine Frau den betreffenden Priester nur aus der Ferne gesehen habe. Auch werde ihr solcher Vergleich durch den Umstand erschwert, daß die Dakeuts sämtlich völlig verummumt gewesen seien. Gern hätte er geforscht, wodurch der Beamte zu dieser Frage veranlaßt werde, aber er wagte es nicht.

Brandon las sein Erstaunen in seinen Mienen. „Es thut mir leid,“ sagte er, „daß eurer Frau alle Erkennungszeichen fehlen. Bei dem Einbruch, der in einem der unsrem Bezirk angehörenden Dörfer vor zwei Jahren verübt ward, fiel der Verdacht stark auf einen fremden Brahmanen, der vor dem Verbrechen mehrere Tage hindurch Abschnitte aus einem eurer heiligen Bücher öffentlich vorgelesen hatte und nach der That plötzlich fort war, ohne daß jemand wußte, wohin. Er wurde mir als ein großer, kräftiger Mann mit häßlichem Untergesicht und wohlklingender Stimme geschildert.“

Moro Daß hatte aufmerksam zugehört. „Ja, die Stimme,“ gab er zurück, „die könnte uns auf den Weg führen. Meine Frau hat ein scharfes Ohr, und der Haupträuber hat gesprochen.“

„Nun wohl, so laßt sie diesen Prüßstein anwenden“, ermahnte Brandon. „Ist sie verschwiegen?“

„Ja, sie ist es“, erklärte Moro.

„Ihr habt die Vermutung, daß jene Murli Euer Eigentum besitzt, keinem Eurer Mitpilger anvertraut?“

„Keinem, Herr. Ich gebot meiner Frau strengstes Schweigen, und sie ist mir noch niemals ungehorsam gewesen.“

„Das ist gut. Seid auch ferner vorsichtig. Ich werde zweien meiner besten Darogahs, Landsleuten von Euch, den Auftrag erteilen, heute und in den nächsten Tagen alle diejenigen scharf zu beobachten, die mit der Murli, mit Ram Daß und dem Brahmanen verkehren. Thut Ihr das Nämliche und prüft, ohne Aufsehen zu erregen. Sobald es angeht, sollen meine Geheimpolizisten unter irgend

einem Vorwande die Tänzerinnen bewegen, ihnen die Spangen zu zeigen. Zeichnet das Merkmal, das ihnen eingegraben ist, auf dies Papier."

* * *

Es war am letzten Tage des Festes. Die hübsche Murli saß in der Nähe des Tempelhofes, in dem wir sie zuerst gesehen, und neben ihr stand ein Mann, dessen finstres Aussehen im stärksten Gegensatze zu ihrer lachenden Schönheit stand. Er war in schlechter Laune, denn Eifersucht folterte ihn. „Wer war der Schurke, mit dem du vorhin so freundlich sprachst? Er berührte deinen Fuß; hat er dir Liebe geschworen?“ fragte er mit gerunzelter Stirn.

Sie neigte das Köpfchen und sah ihn schalkhaft an. „Und wenn er es gethan hätte? Was dann?“ fragte sie. „Bin ich nicht frei, — darf ich nicht er-hören, wen ich will?“

„Nein, das darfst Du nicht!“ antwortete er, den langen Stock, den er in der Hand hielt, heftig auf den Boden stoßend. „Du hast mir Treue gelobt. Wehe Dir, wenn Du es vergißt!“

Sie antwortete nicht, sondern warf trotzig den Kopf in den Nacken!

Nach einem Weilchen legte sie ihre Hand leicht auf seinen Arm.

„Wenn ich dir gewogen bleibe, schenkst du mir dann auch noch einen Goldgürtel, der ebenso schön ist wie diese Spangen?“ fragte sie, das Kleid emporziehend und auf ihre Fußknöchel deutend.

„Ja, wenn ich es kann,“ antwortete er.

„Frecher Mensch!“ rief eine Stimme dicht neben ihm, — „hast du vielleicht die Absicht, dir den Goldgürtel aus demselben Hause zu holen, aus dem du diese Spangen raubtest?“

Der Angeredete sprang empor und sah den Sprecher mit einem Ausdruck des Schreckens und der Verwirrung an, der im hohen Grade verräterisch war. Die Tänzerin schrie laut auf, während ihr Gefährte den Versuch machte, sich jeder ferneren Ausforschung durch eine eilige Flucht zu entziehen. Es gelang ihm nicht, denn alsbald kamen auf den Ruf des Störenfriedes drei bewaffnete Schutzleute, die sich offenbar in der Nähe versteckt gehalten hatten, daher, Handschellen wurden ihm angelegt, und dann ging der Zug zum Gerichtszelt, nachdem die Tänzerin unter heißen Thränen ihre geliebten Spangen in die Hände der rauhen Männer gelegt hatte.

Die Schutzleute führten ihren Gefangenen an einem Baume vorüber, unter dem auf einer kleinen Erderhöhung ein Priester stand, der mit kräftiger Stimme vor einem Kreise andächtiger Zuhörer eine Episode aus dem Ramajana deklamirte. Sein Oberkörper war entblößt, und die breiten, mattweißen, aus Sandelholzsalbe gemalten Streifen auf seiner breiten Brust und den muskulösen Oberarmen befundeten seine hohe Abstammung und die Reinheit seiner Geburt. Die Thatsache, daß der auf seine hohe Stirn gezeichnete Dreizack aus zwei weißen und einer blutroten Linie gemacht war, bewies, daß er nicht nur ein Anhänger des Gottes Wischnu war, sondern auch die Göttin Kali verehrte.

„Den nehmen wir auch noch mit!“ erklärte der eine der Schutzleute im scherzhaften Tone. Der Gefangene erschrak. „Thut das nicht; er hat eine Speerspitze im Gürtel,“ warnte er unvorsichtiger Weise, „und überdies ist er ein frommer, unbescholtener Mann.“

Die Schutzleute lachten. „Das Lob kommt allzu sehr hinterdrein gehinkt, als daß man seine Absichtlichkeit nicht merkte,“ sagten sie. —

Der Gefangene stieß ein Signalzeichen aus, um Azrael Bande, denn dieser war der Brahmane, auf die ihm drohende Gefahr aufmerksam zu machen. Es war zu spät. Die Boten Cyril Brandons hatten sich ihm von hinten genähert. Sie warfen ihn zu Boden und zwängten ihm ebenfalls die eisernen Armbänder über die Handgelenke.

Er wehrte sich nach Kräften. „Helft mir, helft!“ stöhnte er. „Es ist eine Schurkerei, einen vornehmen Brahmanen so zu mißhandeln.“

„Still!“ antwortete ihm der Darogah. „Eure Gegenwehr ist unnütz. Ihr seid in unsrer Gewalt. Und nun laßt sehen, wo steckt Eure Speerspitze?“

Er fand sie an der von dem ersten Gefangenen bezeichneten Stelle. Sie war breit und äußerst spitz, die Kanten hatten die Schärfe eines gut geschliffenen Rasiermessers. An ihrem unteren Ende waren zwei Ringe angebracht, und in den von denselben gebildeten Mittelvertiefungen funkelte ein Kranz von Goldknöpfchen.

„Es ist ein gefährliches Spielzeug!“ sagte der Darogah, „doch wo ist der Schaft, der dazu gehört?“

„Hier, auf der Erde!“ sagte einer seiner Untergebenen, indem er einen anscheinend gewöhnlichen Spazierstock aufhob. Spitze und Stiel fügten sich leicht aneinander.

„Aus welchem Grunde verhaftet ihr mich?“ fragte Azrael düster.

„Weil Ihr Huri Daß, den Goldschmied von Gogulpur ermordet habt!“ lautete die Antwort.

Der Dakeut knirschte mit den Zähnen, doch sprach er keine Silbe.

„Euer Freund und Bundesgenosse befindet sich schon in unsrem Gewahrsam,“ fuhr der Polizist fort. „Ihr hättet euch einen zuverlässigeren Helfershelfer aussuchen sollen. In der Hoffnung, dadurch sein Leben zu retten, hat er ein umfassendes Geständnis abgelegt und uns mitgeteilt, daß wir Eure ganze Bande hier auf dem Kumb antreffen. Wir haben jetzt eine leichte Arbeit.“

Zwölftes Kapitel.

Vor Gericht.

Die Menschenflut auf der Sandebene vor Benares hatte sich verlaufen; nur eine geringe Schar von Pilgern war zurückgeblieben. Unter ihnen Moro Daß und Sita mit ihrem Sohn. Sie hatten jetzt ein Unterkommen in einem Bungalow, einer indischen Herberge, gefunden und erwarteten mit Spannung die Entwicklung der Dinge.

Am 15. August 1856, dem Jahrestage von Huri Daß' Ermordung, herrschte ein ausnehmend reges Treiben in und vor dem Gerichtsgebäude der „weißen Stadt.“ Hunderte von Menschen harrten, sich stoßend und drängend, vor den Thüren des Hauses, um einen guten Platz in dem Saale zu erlangen, in welchem heute über eine Anzahl von Hindus, die der Räuberei und des Mordes beschuldigt waren, Gericht gehalten werden sollte.

Endlich öffneten sich die Eingänge, und hinein wogte die neugierige Menge. Es war ein enormer Raum, in dem die Sitzung stattfand; dennoch faßte er nicht die Masse der Herbeigekommenen; gar viele mußten umkehren, weil ihnen jede Möglichkeit fehlte, einen Stehplatz zu erhalten.

Der Richter erschien. Es war ein älterer Mann mit schneeweißem Bart, ruhigen Bewegungen und schlichter Würde in Haltung und Sprache. Ihm zur Linken setzten sich in einiger Entfernung seine Schreiber und Protokollführer an die für sie bereitstehenden Tische, während einige Schritte rechts eine Anzahl von Stühlen von den vornehmsten der englischen Verwaltungs- und Polizeibeamten eingenommen wurden.

Das Verlangen, dem Dakeutunwesen zu steuern, ist in Indien so heiß, daß jeder Räuberprozeß bei Eingeborenen und Fremdländern das lebhafteste Interesse erregt. Das englisch-indische Gerichtsverfahren entlehnte natürlich viele seiner Züge dem in Großbritannien üblichen; doch benützt es für solche Fälle keine Geschworenen, wie das in England geschieht.

Der Richter ließ nach den Eröffnungsformeln eine Reihe von Akten verlesen, die, auf den Prozeß bezüglich, von jener Provinz Surpur eingelaufen waren, in welcher Gogulpur liegt. Unter diesen Schriftstücken befanden sich das Leichenschauurteil über die Todesart des Goldschmiedes Huri Daß, der Bericht jenes Darogah, welcher das Haus des Verblichenen unmittelbar nach dem Raubanfall betrat, sowie die Zeugenaussagen aller Personen, die dieser Beamte dazumal auf dem Schauplatz des Mordes angetroffen hatte.

Die Angeklagten, zweiundzwanzig Hindus, wurden gefesselt hereingeführt, unter ihnen Moro's Better, Ram Daß. Sie waren sämtlich auf der Pilgerebene angetroffen. Die meisten von ihnen verdankten ihre Verhaftung einer Verrätereihres zuerst entlarvten Mitdakeuts Gulab, des Freundes der Murli. Sie wurden angewiesen, sich auf den Anklageplatz auf die Erde zu setzen. Neben und vor ihnen stellten sich bewaffnete Sipohs auf.

Als erste Zeugin trat Sita herein. Ein Gemurmeln freudigen Erstaunens ging durch die Reihen der Zuschauer, als sie an der Seite ihres Mannes in dem Thürrahmen sich zeigte. Ihre Schönheit, Jugend und Anmut machten einen tiefen Eindruck auf alle Anwesenden. Das ernste Gesicht des Richters nahm den Ausdruck väterlichen Wohlwollens an. „An wen erinnert mich diese Frau?“ fragte er sich, und dann dachte er an die hoheitsvolle Erscheinung von Leonardos Mona Lisa. Ja, diese Inderin besaß etwas von dem würdevollen Liebreiz jener Florentinerin. Auch in den Zügen des Antlitzes glich sie ihr, doch waren

ihre Augenbrauen kräftiger, ihre Lippen voller, der Farbton der Haut dunkler und wärmer.

Auf seinen Wink trat sie vor das Forum, während ihr Mann in der Nähe der Thür stehen blieb.

„Seid Ihr die Gattin des Goldschmiedes Moro Daß zu Gogulpur und ist Euer Name Sita?“ fragte der Richter.

„Ja!“ antwortete sie, und ihre Stimme bebte etwas.

„Seid ohne Furcht!“ fuhr der Richter fort. „Ihr steht unter dem Schutze des Gesetzes, und niemand darf Euch ein Leid zufügen. Es ist Eure Pflicht, ein aufrichtiges und zuverlässiges Zeugnis über die Begebenheiten abzulegen, welche in der Nacht vom 14. bis 15. August vergangenen Jahres in Eurem Hause sich zugetragen haben. Gelobt bei dem allgegenwärtigen Gott, daß Ihr die Wahrheit reden wollt und nichts als die Wahrheit!“

„Ich gelobe es, die Wahrheit zu bekennen vor den Göttern und vor Euch!“ sagte sie, sich hoch aufrichtend mit festerem Tone.

„Wollt Ihr Euch setzen?“

„Ich danke Euch, ich bin nicht müde.“

„Wie alt seid Ihr?“

„Siebzehn Jahre, Herr.“

„Euer Gatte war verreist, als Eure Nachtruhe durch eine Räuberbande gestört ward. Erzählt uns den Verlauf des Ereignisses.“

„Mein Schwiegervater schlief in der Veranda“, berichtete sie, „meine Mägde schliefen in ihrer Kammer, und auch ich hätte mich zur Ruhe legen müssen, aber ich war unruhigen Geistes und wanderte von einem Zimmer zum anderen. Auf der Straße war es seltsam unruhig. Gegen Mitternacht hörte ich ein leises Pfeifen, als ob ein Mensch einem anderen ein Zeichen gäbe. Angsterfüllt beschloß ich meinen Schwiegervater zu wecken, und wie ich zu ihm trat und in den Binnenhof unseres Hauses hineinblickte, sah ich einen großen Mann mit einer Art die Pforte entzweischlagen, welche unsere Besitzung von der unseres Nachbars trennt. Der fremde Mann war verhummt. Ihm folgten viele andere, die ebenfalls verhummt waren. Sie hatten alle Speere in den Händen, und einige trugen Fackeln. In Todesangst weckte ich meinen Schwiegervater; — er wollte sich zur Wehr setzen, aber er hatte keine Waffe zur Hand, und überdies war er ja ein einzelner Mann. Selbst mit dem besten Schwert hätte er nichts ausrichten können gegen die Übermacht, die auf ihn eindrang. — Ich riß mein Kind aus der Wiege und flüchtete mich in den Betsaal, und er eilte mir nach. Aber die Räuber holten ihn ein, und ich sah, wie der größte der Männer ihn mit seinem Speer in den Rücken stach, so daß er laut aufschrie und zu Boden taumelte.“

Sie schwieg; Thränen traten ihr in die Augen.

„Wollt Ihr etwas Wasser trinken?“ fragte der Richter mitleidig.

Sie schüttelte den Kopf. „Nein, ich danke Euch,“ — sagte sie, — „ich habe nur noch wenig hinzuzufügen. Ich wußte nicht, daß mein Schwiegervater tot war; ich glaubte, er habe nur das Bewußtsein verloren, und ich kam hervor

und warf mich vor die Räuber auf den Boden und flehte sie an bei dem Höchsten und Heiligsten, das wir Menschen besitzen, Erbarmen mit dem Verwundeten zu haben. Sie aber, — sie verhöhnten mich, und ihre Speere sausten über mich dahin, und einer verwundete mich. Ich betete zu den Göttern, daß sie mein Kind beschützen möchten, und sie thaten es. Die Räuber stürmten in den Saal. Sie wußten, wo unser Vermögen vergraben liegt, denn sie suchten nicht erst lange hier und dort, sondern gingen sofort zur rechten Stelle. Einer der Dakeuts streifte mir die Spangen von den Füßen. Es war dies ein schmerzlicher Verlust für mich, denn das Geschmeide ist ein Vermächtnis meiner verstorbenen Mutter. Dort liegt es.“

Sie deutete mit der Hand auf einen Tisch, auf dem ein Haufe von Fußspangen aufgespeichert lagen.

„Sucht Euer Eigentum heraus!“ befahl der Richter.

Sita warf ihrem Gatten einen freudestrahlenden Blick zu, und als sie aus seinen Augen einen gleichen Gruß erhalten hatte, trat sie an den Tisch, schob ohne weiteres alle Schmucksachen, die dort lagen, auseinander und zog zwei Goldbänder heraus.

„Das sind die meinigen, darf ich sie behalten?“

Der Richter nickte. „Ja,“ antwortete er, „doch nun zum Schluß Eures Berichtes.“

Sita hörte ihn nicht. In tiefe Gedanken versunken hielt sie die so lang entbehrte Reliquie in der linken Hand und fuhr, ihre Umgebung für einen Augenblick vergessend, mit der rechten Hand über sie dahin, als streichle sie ein Kind. O, jetzt war sie sicher, vor ihrem Gatten sterben zu dürfen und die Schmach der Witwenschaft nicht zu erleben!

„Weiter! Frau Sita, weiter!“ ermahnte der Richter.

Sie raffte sich auf und erzählte. „Die Räuber gruben unseren Schatz aus, der damals in der Nähe des Altars unter dem Fußboden eingegraben war; plötzlich kam einer ihrer Wachen atemlos herein und rief ihnen zu, daß Gefahr im Anzuge sei. Sie entflohen, und als der größte und vornehmste der Dakeuts über mich hinwegschritt, da bemerkte ich im hellen Fackellicht, daß seine Speerspitze von einer Reihe glänzender Goldknöpfchen umrandet war.“

„Würdet Ihr diese Speerspitze wiedererkennen, wenn man sie Euch zeigte?“

„Ich glaube es,“ versicherte sie.

Ein Speer ward gebracht und die Frage an sie gerichtet: „Ist es dieser?“

Sie trat einen Schritt zurück, — mit einem Blick des Entsetzens sah sie die Waffe an: „Ja“, sagte sie nach kurzer Pause „es ist kein Zweifel, — dort sind die beiden Ringe und in ihrer Mitte die Goldknöpfchen, — ich irre mich nicht, dieser Speer gehört dem Haupträuber, — ihm, der den Stoß that, der meinen Schwiegervater zu Boden warf, — ihm, der laut drohte, meinen Gatten zu morden, wo und wann er ihn treffen werde.“

„Erhieltet Ihr Eure eigne Wunde auch durch diesen Speer?“

„Nein, Herr, durch eine lange, schmale Lanze.“

„Holt alle Waffen der Gefangenen. Sie sollten längst hier im Saale sein!“ erklärte der Richter. „Habt Ihr noch etwas zu berichten?“ wandte er sich an Sita.

„Ja, Herr! Als ich um Erbarmen für meinen Schwiegervater bat und die Räuber in ein lautes Gelächter ausbrachen, da widersezte sich einer der rohen Schar. Seine Gestalt verriet mir, daß er ein junger Mann war. — Er hat mir und meinem Kinde das Leben gerettet, und ich flehe Euch an, übt Gnade mit ihm, wenn er sich unter den Gefangenen befinden sollte.“

Als sie dies sagte, stürzte ein Angeklagter aus der Reihe seiner Genossen heraus und schleppte sich, ehe es die Sipons verhindern konnten, trotz seiner schweren Fußketten zu Sita und warf sich vor ihr auf die Kniee. Mit ausgebreiteten Armen rief er: „O habt Dank, habt Dank, gütige Frau, daß Ihr meiner nicht vergessen habt und mir in diesem Elend zu Hilfe kommt!“

„Beruhigt Euch!“ antwortete Sita, sich bewegt zu ihm hinabbeugend. „Ich erkenne Euch an der Stimme, — sie hat sich in mein Gedächtnis eingegraben und wird darin wohnen in diesem und jenem Leben, und ich hoffe, daß man Erbarmen mit Euch hat, wie Ihr es mit mir hattet.“

„Das Mitleid, das Ihr übtet, mildert Euer Verbrechen“, erklärte der Richter. „Wie heißt Ihr?“

„Buldeo Singh.“

„Gut, Buldeo Singh, tretet zurück; Eure Mitangeklagten sollen der Reihe nach an der Zeugin vorübergehen. Vielleicht ist sie im stande, uns den Haupträuber zu bezeichnen.“

Sita betrachtete die Gefangenen, die ihr einzeln vorgeführt wurden. Bei den drei ersten schüttelte sie verneinend den Kopf; als aber Azrael Bande vor ihr stand, rief sie: „Das muß er sein! Er ist ein Brahmane. Mein Mann zeigte ihn mir während des Gangesfestes; seine Stimme und seine Gestalt erinnerten mich an die jenes Dakeuts. Befehlt ihm, daß er mir laut und deutlich die Worte nachspricht: „Ich werde Moro Daß niederstechen, wo und wann ich ihn finde.“ Dann kann mein Urteil nicht fehl gehen.“

Auf Azrael Bandes Stirn zeigte sich ein Knäuel von Zorn-Falten; aber er wagte es nicht, auch nur eine Silbe zu äußern.

„Ja, ja, sie hat Recht, er ist es und er stieß diese Drohung aus, wie wir gestört wurden!“ rief Buldeo Singh lebhaft. „Glaubt mir, er wird sich hüten, sich auch nur durch einen Laut zu verraten. O, Frau Sita ist klug, klug wie Saraswati, die Gattin Brahmas.“

Ein Sturm zustimmenden Beifalls durchbrauste den Saal.

„Ruhe!“ gebot der Richter. „Es ist keinem Zuschauer erlaubt, seinen Gefühlen einen lauten Ausdruck zu geben.“

Er wandte sich zu Sita und entließ sie mit freundlichem Zuspruch.

„Ihr habt Euch Eurer traurigen Pflicht in aner kennenswerter Weise entledigt,“ sagte er. „Hätten alle Zeugen einen so klaren Verstand und ein so gutes Auge wie Ihr, das Amt eines Richters wäre minder schwer.“

* * *

Die Gerichtsverhandlung wandte sich einer Reihe von anderen Zeugen zu. Zunächst wurden Sita's Mägde, die Gattin des Ram Das und der Darogah von Surpur vernommen, die sämtlich zu diesem Zweck nach Benares berufen waren. Dann mußte die Murlı Surja berichten, wie sie zu den Fußspangen gekommen war.

Die beiden Dakeuts Gulab Gopal und der junge Buldeo Singh legten ein umfassendes Geständnis des Räuberlebens ab, das sie und ihre Genossen geführt hatten.

Das Verhör erstreckte sich mit Einschluß einer kurzen Pause bis gegen Abend. Nach seiner Beendigung forderte der Richter den Anwalt der Angeklagten auf, das Wort zu gunsten seiner Schützlinge zu ergreifen.

„Ich bin außer stande, eine Verteidigungsrede zu halten“, erklärte dieser sich erhebend. „Im Angesicht der überwältigenden Beweise der Schuld dieser Männer wäre ein Versuch, sie rein zu waschen, eitel Thorheit. Sie verdienen die strengste Strafe; — nur Buldeo Singh, der jugendlichste Räuber, welcher dem Zorn seiner wilden Gefährten trotz bot, um ein wehrloses Weib vor dem Tode zu bewahren, möge der Gnade des Gerichts empfohlen werden.“

Trotz des Gebotes völliger Ruhe gab das Publikum mit lautem Zuruf sein Einverständnis mit der Ansprache des Anwaltes zu erkennen.

Als die Aufregung sich gelegt hatte, ergriff der Richter das Wort:

„Azrael Bande!“ jagte er ernst und langsam zu dem Räuberhauptmann. „Es ist erwiesen, daß Ihr seit sieben Jahren der Anführer einer Dakeutbande seid, daß Ihr in dieser Eigenschaft den Frieden und die Sicherheit des Landes auf das frevelhafteste gestört und eine Reihe von Menschen ihres Lebens beraubt habt. Eure letzte Missethat jedoch, die Ermordung des Goldschmiedes Huri Das, genügte, Euch das schärfste Urteil zuzuziehen! Das Gericht beschließt daher über Euch kraft der ihm verliehenen Gewalt den Tod durch den Strang!“

Azrael Bande zuckte zusammen. „Ich bin ein Brahmane!“ stieß er hervor, indem er den Versuch machte, sich stolz aufzurichten.

„Eben weil Ihr der höchsten indischen Kaste angehört, war es um so mehr Eure Pflicht, Eure Hände und Euer Gewissen rein zu halten. Der Adel Eurer Geburt erhöht die Größe Eures Verbrechens.“

Es war ein furchtbarer Schlag für den Hindu. Die Aussicht auf den Verlust seines Lebens schreckte ihn nicht, — desto mehr aber das Bewußtsein einer Entweihung seines Körpers durch Henkers Hand. Die Leiche eines hingerichteten Inders wird eingescharrt wie der Kadaver eines Hundes, und kein Kastengenosse findet sich bereit, ihm die letzten Ehren der Eintauchung in heiliges Wasser und der Läuterung durch das Feuer zu erweisen und hierdurch die zum Totengericht eilende Seele vor den ewigen Qualen der Hölle zu bewahren.

Auch Munohar, der Hüter der heiligen Art, der erste und eifrigste Gefährte des Raubmörders, ward zum Tode verurteilt. Den übrigen wurde teils eine lebenslängliche, teils eine fünfzehnjährige Zwangsarbeit zugesprochen. Über den Geldwechsler Ram Das ward, da es klar am Tage lag, daß er der Anstifter des

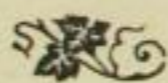
Verbrechens gewesen war, eine Zuchthausstrafe von zehn Jahren verhängt. Buldeo Singh dagegen erhielt eine verhältnismäßig kurze Gefängnisstrafe zuerkannt.

Das Urteil ward sofort der obersten Behörde zur Bestätigung übersandt und sechs Tage später nach den Regeln des Gesetzes vollzogen.

* * *

Tief erschüttert von dem Ausgang der Gerichtssitzung, aber dennoch hoch beglückt durch die Wiedererlangung ihrer schmerzlich entbehrten Spangen, begab sich Sita mit ihrem Sohne unter dem Schutze ihres Gatten auf die Rückreise.

Die Kunde ihrer Erlebnisse eilte ihnen voran. Ganz Gogulpur beschloß die Stunde ihrer Ankunft feierlich zu begehen. Als die Nachricht einlief, der Ochsenwagen des Moro Daß habe Schah Gunje verlassen und werde voraussichtlich kurz nach Sonnenuntergang das Ziel seiner Fahrt erreichen, trafen Freunde und Bekannte umfassende Vorbereitungen zu einem feierlichen Empfang. Sie schmückten alle Vorhöfe und flachen Dächer der Häuser und Hütten mit Teppichen, Blumenkränzen und Lampen. Auf den Fluß setzten sie eine Flotte von hunderten von nußschalengroßen, irdenen Schiffchen, die mit einer winzigen Delfracht und einem brennenden Dochte ausgerüstet, pfeilschnell stromabwärts schwammen und den Ankommenden zum lauten Entzücken des kleinen Tshuri Daß ein lichterliches „Willkommen!“ entgegenbrachten. Am Ende der Landstraße wurde die heimkehrende Pilgerfamilie von der gesamten Dorfbewohnerschaft begrüßt und mit lautem Jubelruf unter dem Schein hellschimmernder Fackeln in ihr Haus geführt.



Ein Wort über die Seeverbindung Berlins.

Von

Vizeadmiral Batsch.

Unter dem Titel „das erste Seeschiff in Berlin“ brachte das Aprilheft dieser Zeitschrift im vorigen Jahr einen Aufsatz aus der Hand des Verfassers dieser Zeilen, der eine Seeverbindung der Hauptstadt ins Auge faßte. Man hat den Titel des Aufsatzes etwas laut und zuversichtlich finden wollen; denn, so meinten viele, es handele sich um einen Plan, dessen Gesicht von hoher Verheißung, in seinem Hintergrunde doch nur wenig begründet sei.

Als der Verfasser aufgefordert wurde, seine Ansichten über die unvermittelte Seeverbindung Berlins dem Druck zu übergeben, nahm er zuerst Anstand es gerade jetzt zu thun. Das Vorhandensein früherer Entwürfe war ihm bekannt; ebenso aber auch die verhältnismäßig geringe Teilnahme, welche jene Entwürfe gefunden hatten. Übrigens sind ihm die Einzelheiten derselben nicht bekannt ge-

worden; es bedurfte dessen auch nicht, weil sie einer Zeit angehören, die den heutigen Verhältnissen nicht mehr entspricht.

Es hat in dem obenerwähnten Aufsatz der Verfasser mehrfach betont, wie er zunächst die allgemeine Betrachtung über den Wert einer Seeverbindung Berlins als die Hauptsache ansehe, wie die größeren oder geringeren Schwierigkeiten der Ausführung hinter dieser Hauptsache zurückständen, und wie er sich an die im Einzelnen über diesen Punkt gegebenen Andeutungen nicht streng gebunden erachte. Dies letztere konnte um so weniger der Fall sein, als ihm damals nur eben die Generalstabskarte zur Verfügung stand. Auch gab er sich der Überzeugung hin, daß, wenn der Wert einer Verbindung feststände, die Schwierigkeiten der Ausführung nur eine Kostenfrage seien, und zwar eine solche, die nicht geeignet sei, den Nutzen der Sache aufzuheben.

Nach allem, was bisher darüber gesagt, huldigt der Verfasser auch heute noch der Überzeugung, daß es nur darauf ankommt, ob man den Kanal will oder ob man ihn nicht will.

Ein anderer Umstand, welcher einer Anregung der Sache im Wege zu stehen schien, war die Ungelegenheit des Zeitpunktes; man nennt das heute „Inopportunität“. Daß eine solche nur scheinbar vorhanden sei, hat sich der Verfasser keineswegs verhehlt, fühlte aber, daß der öffentlichen Meinung — namentlich in den beteiligten Kreisen — so wie sie war, etwas Gewalt angethan werde; die „Gloriole“ des wirklich erreichten Nordostsee-Kanals genüge dem Selbstbewußtsein, und die Scheu vor weiterem Aufwand war damit in ihr Recht getreten.

Hoffentlich gelingt es dem Verfasser, zu zeigen, daß er doch wohlgethan, sich durch solche Gegengründe nicht bestimmen zu lassen, die Aufforderung, so wie sie seitens des Herausgebers der Zeitschrift an ihn herantrat, vielmehr zu be-
nützen.

Es hätte noch ein weiterer Umstand hindernd eintreten können; das ist die nicht unerhebliche Gegnerschaft gegen einen solchen oder ähnlichen Plan überhaupt. Dahin muß man u. a. alle diejenigen rechnen, die man die „Unbedingten“ einer jeden politischen und Volkswirtschafts-Richtung nennen möchte. Die Freihändler der Seestädte fürchten den überseeischen Wettbewerb der Hauptstadt. Wer zum Schutzzoll neigt, ist leicht hange vor der nicht abzusehenden Vermehrung der Einfuhr, und nur wer von beiden Extremen frei ist und der „nationalen Arbeit“, der Entwicklung des Ackerbau- und Gewerbefleißes wirklich wohl will, erkennt zwar den Nutzen, scheut aber den Aufwand.

Man kann auch diejenigen zur Gegnerschaft rechnen, welche die Einträglichkeit und den Nutzen einer Seeverbindung Berlins lediglich berechnen nach den Ziffern der jetzigen Güterbewegung. Für die Aufnahme der Erzeugnisse des Gewerbefleißes nicht minder wie für die Verteilung der Einfuhr ist die Hauptstadt das Herz des Reichs, und die Entlöschung der ungebrochenen Schiffsfracht an einem Hafendamme Berlins bedeutet eine Erleichterung für den Handelsverkehr, die wohl geeignet ist, neue Beziehungen hervorzurufen. „Communications make trade, not trade communications“ sagte der Engländer Sir Arthur Cotton,

als es sich um die Anlage neuer Kanäle in Verbindung mit Eisenbahnen in Indien handelte.

Die Binnenwasserstraßen beteiligen sich am Güterverkehr des Reiches mit 23%, und die Leistung des Odergebietes in Netto-Tonnen-Kilometer wird im Sympher'schen Nachweis angegeben zu 558 Millionen auf einer Straßenlänge von 320 Kilometer. Ein entsprechender Teil entfällt davon im Verhältnis auf die Strecke Stettin — Finow- und Spree-Kanal. Es wäre aber unrichtig und irreführend, wenn man annehmen wollte, eine ähnliche, und nicht viel höhere Tonnenzahl müsse zu Grunde gelegt werden, wenn die ungebrochene Seefracht in der Hauptstadt landen kann.

Ein Kanal nach Berlin ist sicherlich ein großes, aber nicht, wie ein norddeutsches Blatt¹⁾ sich ausdrückt, ein „ungeheuerliches“ Werk. Daß unbedingte Befürworter des Bahn-Verkehrs sich dagegen aussprechen, braucht wohl kaum Wunder zu nehmen. Die Einsicht gewinnt immer mehr Platz, daß auch das beste Eisenbahnnetz der Wasser-Verbindung nicht entbehren kann.

Der schon erwähnte Sir Arthur Cotton sagte im Jahr 1883 über den Binnen-Verkehr, daß für etwa 40 Millionen Pfund Sterling Güter auf der Bahn transportiert würden, die für den zehnten Teil der Kosten per Wasser transportabel seien; und je weiter die Seefracht in das Herz des Landes eindringen kann, desto mehr fördert sie den Wasser-Verkehr des ganzen Landes.

Der Verfasser des April-Aufsatzes in der „Deutschen Revue“ gab sich schon damals der Befürchtung hin, daß er selbst durch ungefähre Angaben über die Ausführung eines solchen Planes scharfe Beurteilung — namentlich seitens der Techniker — hervorrufen würde, und hat sich darin nicht getäuscht. Demungeachtet durfte er mit Befriedigung wahrnehmen, daß man selbst dem technischen Teile doch günstig gegenüber trat. Der Wortlaut des Vortrages, den der königliche Wasserbau-Inspektor Herr GERMELMANN zu Berlin über die Sache gehalten, liegt noch nicht vor; Verfasser dieses ist daher nicht in der Lage, seinen Standpunkt etwa hervorgetretenen Bedenken gegenüber aufrecht zu erhalten. Unterdessen genügt es ihm, daß, wie es scheint, auch dort die Ausführbarkeit des Kanales nicht in Abrede gestellt wird.

Sind die in einem Fachblatt²⁾ gebrachten Auszüge richtig, so hätte der Herr Vortragende namentlich im Schluß betont, wie es ein Hauptfehler sei, für Schiffsfahrts-Wege nicht immer den kürzesten Weg zu suchen. Aber so manche Bauten der neuesten Zeit beweisen zur Genüge, daß eine solche Maxime, so richtig sie ist, doch nicht immer befolgt werden kann. Für den Nordostsee-Kanal war der bei weitem kürzeste Weg unzweifelhaft über Eckernförde nach Belwormer Tief, denn diese Linie bezeichnete den geradesten und kürzesten Weg von Fehmarn via Helgoland nach dem englischen Kanal; man hat den weiteren Weg via St. Margarethen

1) Hannoverscher Courier.

2) „Das Schiff.“

vorgezogen, und es hat noch niemand die Befürchtung laut werden lassen, als könne der Handel Aufstoß daran nehmen.

Vergleiche zwischen großen Bau-Unternehmungen dieser Art sind, wie der Verfasser dieser Zeilen zugiebt, mißlich; denn die Orts-Verhältnisse sind maßgebend für die Beurteilung; nichtsdestoweniger kann man, wenn es sich um das Maß zu überwindender Schwierigkeiten handelt, wohl auch den Manchester-See-Kanal als Vergleich heranziehen. Der Vergleich ist auch insofern von Interesse, als gerade dort in recht helles Licht gestellt wird, was die Anhänger des Kanal-Verkehrs geltend machen. Dort äußerte der Erbauer des Bridgewater-Kanals bei Eröffnung der Liverpool-Manchester-Eisenbahn,¹⁾ daß, wenn man ein solches Ereignis vorausgesehen hätte, der Bau jenes Kanales sicher unterblieben wäre. Der Mann konnte nicht voraussehen, daß trotz der hundertfachen Vervielfältigung des Schienennezes einige Jahrzehnte später nicht nur ein ganz neuer See-Kanal gebaut, sondern der alte Bridgewater-Kanal auch beibehalten und in einer damals unmöglich scheinenden Weise über den See-Kanal hinweggeführt werden würde. Und zwar wird dies thatsächlich mit einer als Teil des Kanales dienenden Drehbrücke geschehen.

In den Urteilen der Presse erscheint wiederholt die Bemerkung, wie der Verfasser des April-Aufsatzes sich in der Höhen-Schätzung verschiedener Orte geirrt habe. Ob der Irrtum hier — namentlich soweit es die Höhe Schwedts über dem Meere betrifft, — auf seiten des Verfassers oder des Kritikers ist, möchte der erstere noch unerörtert lassen und wird auch auf diesen Punkt nicht eingehen, solange ihm der Wortlaut des technischen Vortrages noch nicht zugänglich ist.

Daß die Einzelheiten des Entwurfes im Aprilaufsatz nicht bindend sein sollten, daß sie darauf auch keinen Anspruch machen konnten, wurde damals verschiedentlich betont; einmal war es zunächst nicht des Verfassers Beruf, irgendwie bindende Einzelheiten aufzustellen; ohne die Hilfe von sachkundigen Technikern würde er sich dem nicht unterziehen; andererseits dürfte es aber auch einem berufenen Techniker schwer fallen, Einzelheiten, insbesondere einen wenn auch nur annähernden Anschlag zu geben, wo es an jeder Vorarbeit fehlt.

Sich z. B. vom Tegeler See als Hafenbassin eine Vorstellung zu machen, liegt nahe und klingt einleuchtend; und doch liegt auch die Besorgnis nicht fern, eine Berliner Nachwelt könnte argwöhnen, daß das Geld der Väter bloß bis Tegel gereicht habe. Bei Tegel mit dem Kanalstrang aufzuhören, ist das leichteste, ihn bis ins Herz der Stadt hineinzuführen das schwerste. Es gelingt vielleicht nicht, den Exerzierplatz an der Nordbahn zu gewinnen, und doch ist es nicht außerhalb des Bereiches der Möglichkeit. Es tritt der Umstand hinzu, daß der Tegeler See einzig und allein von der Havel gespeist wird; das dürfte für die oberste Scheitelhaltung des Kanals nicht genügen. Es ist indes nicht angethan, schon jetzt auf Dinge einzugehen, die ganz wie dieser Punkt in jedem

¹⁾ Siehe: Wasserstraßen Nord-Europas von Th. M. v. Weber.

Falle einer eingehenderen Erörterung unterliegen müssen, ganz ebenso wie die dem Oderspiegel bei Schwedt zugemessene Höhe von angeblich „einem“ Meter über dem Spiegel der See¹⁾.

Ob der Plan einer Seeverbindung Berlins zu den „Angeheuerlichkeiten“ zu rechnen, wird wohl noch dahingestellt bleiben dürfen; heute möge man sich vergegenwärtigen, daß um die Mitte des nächsten Jahrzehnts zwei Werke ihrer Vollendung entgegengehen, die für Deutschland von hoher und unschätzbare Wichtigkeit sind; das ist die voraussichtliche Eröffnung des Nordostsee-Kanals und die Kanalisierung des eisernen Thores der Donau, und schon in der ersten Hälfte des Jahrzehntes wird man Seeschiffsfrachten direkt an die Bremer Speicher fahren sehen. Möge die Erkenntnis nicht ausbleiben, daß es eine Notwendigkeit ist, die See dem Herzen des Reichs näher zu bringen; schwingt man sich dazu auf, so kann man sicher sein, daß man um Rückfrachten seewärts am Hauptstapelplatz deutschen Gewerbefleißes nicht verlegen sein wird.



Ein Mitarbeiter Bismarcks.

In der Osternacht des verflossenen Jahres starb zu Friedenau bei Berlin an den Folgen eines Schlaganfalls der Wirkliche Geheime Ober-Regierungsrat Hermann Wagener im Alter von wenig über 74 Jahren. Sein Tod war für viele eine Veranlassung, sich des fast vergessenen Mannes noch einmal zu erinnern, und hier und da erhob man sich zu Worten der Würdigung und Anerkennung, wie man sie bei seinen Lebzeiten nur zu sorgfältig vermieden hatte. Mit diesen verschiedenen Nachrufen sind nach unserer festen Überzeugung die Akten über das Leben und Wirken dieses Staatsmannes keineswegs abgeschlossen und reponiert; die weitere Entwicklung wird das ihrige thun, den Vielgeschmähten glänzender zu rechtfertigen, als es irgend ein menschliches Urtheil vermöchte. Es wird sich ausweisen, daß Wagener neben Rodbertus unter den sozialpolitischen Sehern unserer Zeit genannt zu werden verdient. Wir sprechen diese Erwartung mit um so größerer Zuversichtlichkeit aus, als wir den Anfang ihrer Erfüllung schon vor Augen haben, wie ein kurzer Rückblick auf Wageners 40 jährige politische Thätigkeit bestätigen wird.

Es giebt einen Mann im deutschen Reiche, welcher den Geheimen Rat Wagener nie verkannt, sondern ihn bis zu diesem Augenblicke in seiner Bedeutung verstanden und geschätzt hat: das ist der Fürst Bismarck. Die Bekanntschaft der beiden Männer datiert aus dem Jahre 1848 und nahm bald einen sehr intimen, freundschaftlichen Charakter an. Damals gab es eine Zeit, wo Bismarck Wageners Mitarbeiter war, und zwar an der von letzterem redigierten „Kreuz-

¹⁾ Preussische Höhenkarten — allerdings älteren Datums — bemessen die Höhenlage von Schwedt auf 40 Fuß.

zeitung". Es ist beachtenswert, wie beide, echte Kinder ihrer Zeit, durch zwei ganz moderne Mächte in das öffentliche Leben eingeführt sind, Bismarck durch den Parlamentarismus (im Vereinigten Landtage), Wagener durch die Presse. Die Krone, die er sich auf diesem Felde erkämpft, war, wie man in seinen Memoiren nachlesen kann, von Lorbeer und Dornen geflochten. Hatte er auch nach äußeren Zeichen der Anerkennung sich nie gesehnt, auf ein solches Maß von Mißverstand und Widerstand gerade im Schoße des Ministeriums war er doch nicht gefaßt gewesen, und es ward für ihn der Grund zum Rücktritt von der Chefredaktion. Wir fügen zur Charakteristik dieser Zeit zwei Briefe ein, den einen von dem alten Konsistorialpräsidenten Grafen Boß vom Juli 1852; er lautet in seinen wesentlichen Sätzen:

„Jemand, den Sie, lieber Herr W., für wohlunterrichtet werden müssen gelten lassen, schreibt mir: W. hat Recht, wenn er sagt, daß M. sehr unwahr sei. Seine Unwahrheit fängt aber nicht, wie bei vielen Leuten, mit dem Lügen an, denn er ist ein rechtlicher, uneigennütziger, unegoistischer Mann. Sondern bei dem Pilatischen: Was ist Wahrheit? und wenn man von diesem gerade fortgeht, so kommt man auch bei der Lüge an, ebenso wie der Unglaube an die Offenbarung zum Unglauben an den eigenen Verstand und die eigene Vernunft führt, kurz zum Unglauben an alles außer an Gespenster.“

Das andere Schreiben aus der Feder des General von Gerlach d. d. 30. Januar 1853, meldet:

„Gegen die Kreuzzeitung zieht sich, wie ich das Ihnen schon gestern sagte, wegen der heftigen antibonapartistischen Artikel ein Ungewitter zusammen, das von der übelsten Art ist. Man droht mit Concessionsentziehung und dergl., und bei der Wut eines Theils der Minister gegen das Blatt, bei der Schwäche des andern Theils und bei der schiefen Lage, in die diejenigen, welche dies Unheil verhindern könnten, sich gesetzt haben, fehlt mir jede sichere Aussicht, dieses Ungewitter abzuwenden zu können. — — Das Bündniß gegen die Kreuzzeitung ist ein mächtiges und gefährliches; die Bundesgenossen sind Rache, Feigheit, Krypto-Bonapartismus und Bürokratie. Man könnte sagen, es thut nichts, wenn die Zeitung im Kampfe gegen Bonaparte fällt. Das kann ich aber doch nicht so ganz zugeben, denn 1. wird ihr Fall eine große Lücke lassen, 2. ist ihr Fall eine Schmach für unser Land. — — Ich habe noch keinen Artikel der Kreuzzeitung gegen Bonaparte gelesen, der mir nicht aus der Seele geschrieben gewesen wäre. Die Hundehochzeit, welche dieser Mensch in Paris feiert, ist ärger als Alles, was man davon sagt oder gesagt hat.“

Mit wie kleinlichen Mitteln die Gegner der Zeitung operierten, zeigte der in Briefen des Geh. Rabinetsrats Niebuhr erwähnte Umstand, daß dem Könige vorgelogen wurde, die Abonnentenzahl des Blattes nehme beständig ab.

Die „Neue Ara“ fand Wagener als Führer der ganz kleinen, aber nichts destoweniger sehr mächtigen und sogar parlamentarisch ausschlaggebenden Partei. Die kurze Ministerherrlichkeit jener Tage wird durch eine köstliche Anekdote illustriert, die der jüngere Manteuffel in einem Briefe an Wagener erzählt: Selchow

habe sich an Jagow, der nur eine Gastrolle im Ministerium des Innern gab und als Oberpräsident in Potsdam starb, mit dem Ersuchen gewandt, ihm seinen Ministerrock zu verkaufen, worauf jener auch eingegangen sei, aber mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, der Rock gehöre ursprünglich Auerwald, und dieser habe sich das Rückkaufsrecht ausbedungen! Allerdings kam ja Auerwald nicht in die Lage, dieses auf dem Wanderrock haftende Servitut geltend zu machen.

Sogleich mit dem Eintritt Bismarcks in das Ministerium trat Wagener, der beständig mit ihm in Fühlung geblieben war, zu ihm in das Verhältnis seines parlamentarischen Vertrauensmannes, bis ihn sich Bismarck zu seinem Geburtstage im Jahre 1866 als vortragenden Rat aufbauen ließ und so, wie ein Freund an W. schrieb, aus dem geheimen Rat ein öffentlicher wurde, um es sieben Jahre lang zu bleiben. Aus dieser Zeit liegt uns ein interessantes Dokument über die Beziehungen der beiden Männer vor. Wagener hatte am 27. Februar 1872, also im Beginne des Falk'schen Kulturkampfes, nachfolgende Eingabe an den Fürsten gerichtet:

„E. D. verfehle ich nicht ganz gehorsamst zu melden, daß ich heute sehr unwohl und arbeitsunfähig bin. Die Vorwürfe gestern Abend haben mir sehr wehe gethan, umsomehr als ich daraus die Überzeugung gewinnen muß, daß meine Kräfte meiner Aufgabe nicht mehr gewachsen sind.“

Der Bescheid, ein schönes Zeugnis von der Herzlichkeit des Verhältnisses, ist gleich auf demselben Bogen mit Bleistift in den bekannten riesigen Schriftzügen gegeben und lautet, wie folgt:

„Ich hoffe, daß Sie bald wieder hergestellt sein werden, und bitte Sie, mir in meinem nervösen und franken Zustande nicht durch Verstimmung über Außerlichkeiten das Leben noch schwerer zu machen, als es ohnehin mir schon ist. Sie sind der Einzige in meiner Umgebung, mit dem ich rückhaltslos offen mich ausspreche, und wenn ich das nicht mehr kann, so sticke ich an meiner Galle. Vorwürfe habe ich Ihnen nicht sowohl als dem Geschäftsgange im Staatsministerium gemacht, und wenn auch ersteres der Fall wäre, so sollte ich meinen, daß Sie einem so alten und vielgequälten Freunde etwas zu Gute halten könnten.

Der Ihrige

d. d. Feb. 72.

v. B.

Man geht hiernach wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß Wagener recht genau in Bismarcks politische Gedanken und Intentionen eingeweiht war, und daß seine Veröffentlichungen, die er darüber in seinen Memoiren und anderwärts (auch in diesen Blättern) gemacht hat, wertvoller und zuverlässiger sind als die anspruchsvollen Kombinationen mancher andern Leute, die nur von weitem den Rauch aus der Bismarck'schen Schmiede aufsteigen sehen, ohne jemals hineinzukommen.

Im Jahre 1873 nahm Wagener, weniger infolge der Lasler'schen Angriffe als anderer sich dazu wie Ursache und Wirkung verhaltender Umstände seinen Abschied — übereilt, dürfen wir mit ihm selbst sagen, da, wie der betreffende nichts weniger als wohlwollende Erlaß des damals vom Grafen Roon präsi-

dierten Staatsministeriums ausdrücklich konstatiert, sich in der angestellten Untersuchung nicht ein einziger Punkt ergeben hatte, der zu einer Dienstentlassung im Disziplinarwege hätte führen können. Als Wagener damals dem Grafen Roon seinen Entschluß zu demissionieren mitteilte, fügte er hinzu: „Ich gehe, aber Eure Excellenz werden mir bald folgen.“ Diese Prophezeiung traf bekanntlich 8 Monate später ein. Mit diesem freiwilligen Ausscheiden aus seiner amtlichen Stellung hörte die regelmäßige Mitarbeiterschaft Wageners für den Reichskanzler freilich auf, aber gelegentlich hat sie, soviel wir wissen, bis in die allerjüngste Zeit stattgefunden, ja vielleicht möchte eine Vergleichung der inneren Politik der letzten zehn Jahre mit der des vorangehenden Dezenniums zu dem Ergebnis führen, daß Wageners Einfluß in neuester Zeit größer gewesen ist als vordem.

Gewisse Leute haben sich redlich bemüht, das Band, welches zwischen den beiden Männern bestand, zu zerreißen, und man verschmähte dazu auch das Mittel nicht, den Geheimrat Wagener der Absicht zu bezichtigen, sich an die Spitze einer Art von Opposition oder Intrige gegen den Reichskanzler zu stellen. Zur Intrige fehlte dem ehrlichen und mutigen Manne das Zeug; gelegentlich anderer Meinung zu sein wie sein Chef, ist ihm freilich passiert, und er hat es nicht unterlassen, dies alsdann auch auszusprechen; wie wenig er aber daran gedacht hat, in offene Gegnerschaft gegen denselben zu treten, das beweisen doch alle seine Veröffentlichungen zur Genüge. In der Zeit, als jene Verdächtigungen an Bismarck gelangt waren, schrieb derselbe an Wagener:

d. d. Warzin, 8. 9. 76.

„Ich würde es sehr bedauern, eine so bedeutende Kraft wie die Ihrige in einer der meinen widerstrebenden Richtung thätig zu sehen, aber — — die etwaige Verschiedenheit unserer Wege in dem jedenfalls kürzeren Rest unseres Lebens wird für mich nicht das Band zerreißen können, welches 30 Jahre freundschaftlicher Beziehungen und gemeinschaftlicher Kämpfe geschaffen haben.“

und Wagener erwiderte darauf:

„. . . ich erdreiste mich, über Neider und Verleumder hinweg und ohne Rücksicht darauf, was sonst geschehen mag, jedenfalls die mir dargebotene Freundeshand zu ergreifen und die Versicherung hinzuzufügen, daß, was auch sonst an mir in Zweifel zu ziehen sein mag, ich Ihnen niemals Veranlassung geben werde, an meiner Treue gegen Eure Durchlaucht selbst zu zweifeln.“

In dieser Gesinnung sind beide Männer bis zuletzt zu einander geblieben, wie die Antwort des Fürsten Bismarck auf die Anzeige von dem Tode Wageners bezeugt; er schreibt:

„Ich verliere in dem Verstorbenen einen langjährigen Mitarbeiter, der in schweren Zeiten mir mit seinem reichen Wissen und seiner unermüdlichen Thätigkeit tapfer zur Seite gestanden hat.“

Wageners Charakter bot eine eigentümliche Mischung von Sprödigkeit und Weichheit dar. Ist das erstere an den Mißerfolgen seines Lebens mit

Schuld gewesen, so hat das zweite ihn befähigt, gerade in seinem Unglück außer Gottes Hand nur seine eigenen Fehler zu sehen und seinen Feinden ein Herz voll Versöhnlichkeit entgegenzubringen. So hat auch alles Widrige, was ihn traf, ihn nicht verbittert oder verdüstert, sondern nur sein Mitgefühl für anderer Bedrängnisse gesteigert, und in solchem Frieden ist er zu seiner Ruhe eingegangen.

Es ist eine interessante Aufgabe, Bismarck und Wagener, welche so lange und so eng verbunden gewesen sind, mit einander zu vergleichen. Bismarck ist der Sohn eines kleinen Landedelmannes, Wagener der eines Dorfpastors. „Junfer und Pfaffen“ sind, auch ohne die von Liberalen beliebte Zusammenstellung, seit lange auf einander angewiesen. Wo es mit rechten Dingen zugeht, da steht der Pastor, schon aus der Hauslehrerzeit vielleicht bekannt, zu seinem Patron in einem auf Respektierung der beiderseitigen Würde und Anerkennung der persönlichen Vorzüge beruhenden Freundschaftsverhältnis. Manche Züge eines solchen Verhältnisses begegnen uns wieder in dem Verhältnis zwischen diesen beiden Männern. Bismarck war und blieb der Junfer, das Wort mit jenem guten Klange genommen, den es sich in der brandenburgisch-preussischen Geschichte erworben hat; ein Mann, zu einer leitenden und gebietenden Stellung geboren; durch und durch Praktikus, aber ausgerüstet mit einer genialen Konzeption, die ihn das unbedeutendste Vorkommnis seiner gutsbesitzerlichen Praxis für die großen politischen Fragen verwerten läßt: wir erinnern an die Zitate aus dem Munde seiner Barziner Arbeiter in seiner Rede über Altersversicherung. Nicht als wäre Wagener Theoretiker gewesen; er hat sich nicht mit Unrecht in seinen anonym erschienenen Schriften einen „praktischen Staatsmann“ genannt und mehr als einmal seinen Unwillen über die Politiker verlautbart, die mit Ideen statt mit Thatsachen, mit den Dingen, wie sie sein könnten oder sollten, statt mit den Dingen, wie sie sind, rechnen wollen. Aber er war Philosoph im Sinne des Altertums, ausgerüstet mit einem ungeheuren und prompten Wissen, aus welchem heraus er die Dinge der Gegenwart scharfsinnig zu beurteilen und ihren Verlauf zu berechnen vermochte. Bismarck soll ihn sein Konversationslexikon genannt haben; dies war jedenfalls zutreffend in dem Sinne, daß Bismarck in diesem Mitarbeiter stets die völlige Übereinstimmung und das reifste Verständnis in Bezug auf seine eigenen leitenden Gedanken, gepaart mit der Fülle des erläuternden historischen und philosophischen Details, vorfand. Dies ist ja auch der Charakter des wirklichen von Wagener herausgegebenen Konversationslexikons, welches bestimmt ist, dem christlich und monarchisch gesinnten Volke Deutschlands in allen Fällen Aushilfe und Belehrung zu gewähren, wo bei dem Studium politischer Auseinandersetzungen und Vorgänge oder auch bei der Ausübung öffentlicher Pflichten sich der Einsicht des Einzelnen Schwierigkeiten in den Weg stellen. Es hätte sich wohl empfohlen, eine zweite Auflage dieses in seinen politischen Artikeln klassischen Werkes zu veranstalten, anstatt mit der Herausgabe einer neuen konservativen Encyclopädie vorzugehen.

Was die religiöse Stellung der beiden Männer anbetrifft, so sind zunächst beide sprechende Beweise dafür, daß ernste Frömmigkeit sich wohl mit Shake-

speare'schem Humor und nüchterner, praktischer Thätigkeit verträgt. Allein Bismarck's Christentum hat, wie das bei so vielen Protestanten der Fall ist, keine sehr individualistische Färbung; es ist hierfür charakteristisch, daß er im Feldzuge 1870/71 die Losungen der Brüdergemeinde, dieser Stiftung des allersubjektivsten Gottesmannes, als Andachtsbuch mit sich führte. In der Kirche als Organismus sieht er eine politische Macht, was sie ja leider auch geworden ist, die er gleich anderen Figuren auf dem politischen Schachbrette zu verwerten strebt.

Wagener, der als Student durch die Lektüre des Römerbriefs zum lebendigen Glauben gekommen war und infolge fortgesetzter Beschäftigung mit Theologie durch seine Kenntnisse auf diesem Gebiete manchen Pfarrer beschämen konnte, befand sich unter den Ersten, welche das aus England kommende Zeugnis von der Wiederherstellung des Apostolats annahmen; er wurde, wie man sich vulgär auszudrücken liebt, „Irvingianer“ und bekleidete in dieser Gemeinschaft das Amt eines Diakons. Diese seine kirchliche Stellung war insofern auch für seine politische Haltung bestimmend, als er gelernt hatte, die jetzige Zeit als die Zeit des Endes im Sinne der h. Schrift und die französische Revolution als den Anfang des Endes anzusehen, wobei es schließlich dahin kommen werde, daß alle christlichen Institutionen hinweggeschwemmt und an ihrer Stelle ein neues Reich der gottesleugnerischen Verwirrung gestiftet werde — bis der Herr in Herrlichkeit erscheine, um Sein ewiges Reich aufzurichten. Bei solchen Aussichten hielt er es nicht für die Aufgabe, wie man oft gedankenlos daraus gefolgert hat, alles gehen zu lassen, da man dem Unheil doch nicht entgehen könne. „Konservative Gesinnung,“ schrieb er unter sein Porträt, „ist etwas Höheres und Tieferes als der kleinmütige Wunsch, das, was man hat, möglichst langsam zu verlieren.“ Vielmehr hielt er es für die Pflicht aller Treuen, sich unter der Fahne des Kreuzes zu sammeln und zu „stärken das Übrige, das sterben will,“ d. h. das, was von christlicher Ordnung noch übrig ist, aber ebenfalls mit dem Untergange bedroht wird, festzuhalten und zu verteidigen und zu einem Sammelpunkt und Bollwerk für die Gleichgesinnten zu machen.

Wie jene unter dem Namen „Irvingianismus“ bekannte kirchliche Bewegung nicht irgend einen früheren Zustand der Kirche repristinieren und verewigen, sondern unter Inbetrachtung der ganzen seitherigen Entwicklung und unter Anerkennung und Bewertung alles im Laufe der Jahrhunderte zu Tage getretenen Guten allen alles sein und den Anstoß zur Sammlung aller Treuen aus allen Konfessionen zu der wesentlichen Einheit der Kirche geben will, so lag es Wagener durchaus fern, Reaktion machen oder seine Partei auf irgendwelche Einseitigkeiten, mochten es konfessionelle oder politische oder soziale sein, einschwören zu wollen, und es gab damals wirklich eine Zeit, wo die konservative Fraktion sich als ein Mikrokosmos der Kirche wie der Gesellschaft darstellte: neben Wagener standen an ihrer Spitze v. Blankenburg, ein Altlutheraner, und v. Below, ein Gichtelianer, und noch hatte der Ultramontanismus es nicht fertig gebracht, die konservativen Katholiken mit Demokraten in einer konfessionellen Fraktion zusammenschweißen; gleichzeitig stand der Landjunker mit dem Handwerker Schulter an Schulter in

gegenseitiger Würdigung und gemeinsamer Arbeit. Wagener hat selbst diese Zeit die Zeit der ersten Liebe genannt, wo man sich in gemeinsamer Not zusammengefunden und lieb gewonnen habe, und es war ihm nichts Befremdliches, daß man von diesem Berge wieder herabsteigen mußte.

In dieser Zeit haben sich ja auch Bismarck und Wagener gefunden. Was sie zusammenführte und nicht wieder auseinander gehen ließ, war der Umstand, daß sie beide wie wenig Andere den wahren Gehalt der durch Deutschland zitternden Bewegung zu unterscheiden wußten. Vernahm das Ohr des zukünftigen leitenden Staatsmanns vornehmlich den Ruf der nationalen Sehnsucht nach Einheit und nach der Deutschland gebührenden Machtstellung in Europa, so unterschied Wagener besonders die sozialen Töne in dem unruhigen Brausen des Volkes. Diese Töne immer genauer zu erfassen und artikuliert wiederzugeben, ist seitdem die Hauptarbeit seines Lebens geblieben, und es gelang ihm, dieses Gebiet wie wenige zu beherrschen. Vor uns liegt ein Brief Lassalles an Wagener, geschrieben wenige Monate vor dem tragischen Ende des großen Agitators; derselbe hat folgenden Wortlaut:

„Geehrter Herr! der Unterzeichnete erlaubt sich, folgende Bitte an Sie zu richten: Im vorigen Jahre haben Sie eine in der Kreuzzeitung veröffentlichte Rede in einer Sitzung des Preussischen Volksvereins gehalten, in welcher Sie in gewisser Weise eine königliche Diktatur forderten. Zu meiner juristischen Verteidigung in der am 12. März vor dem Staatsgerichtshof zur Verhandlung kommenden Hochverratsanklage würde diese Rede einen interessanten und nützlichen Beitrag bilden. Würden Sie die Güte haben, mir die betreffende Nummer der Kreuzzeitung zu leihen oder sie mir wenigstens genau nach ihrem Datum zu bezeichnen? Verzeihen Sie die Freiheit, mit welcher ich mich um Auskunft direkt an die beste Quelle wende, und genehmigen Sie die Versicherung der besonderen Hochachtung, mit der ich die Ehre habe zu zeichnen u. s. w.

Wir führen diesen Brief an, weil er grade von dem Punkte redet, an welchem sich die beiden Männer berührten: die Forderung einer starken Staatsgewalt als Vorbedingung der Lösung der sozialen Frage. Aber im übrigen scheiden sich ihre Wege. Wagener erkannte als den schwächsten Punkt in der Theorie des Sozialismus die Zuspitzung des Gegensatzes auf das produzierende Kapital, während es vielmehr das spekulierende Kapital sei, welches aus seinen verschiedenen „Ringen“ gleichmäßig für Arbeitgeber wie Arbeitnehmer eine Sklavenkette schmiede. Diesen Gedanken hatte Wagener noch in seiner letzten Denkschrift, gleichsam seinem sozialpolitischen Testament, besonders prägnanten Ausdruck gegeben, gipfelnd in der Forderung, daß der Staat die von dem großen Geldkapital usurpierte Beherrschung der Volkswirtschaft als eine eminent politische Angelegenheit in die Hand nehmen müsse. Wir teilen zur Illustration einen Passus aus einem Briefe des alten Grafen Boß vom Jahre 1853 mit; derselbe schreibt:

„Ich warne vor dem currenten (Huber) Gegensatz: politisch und sozial. Er enthält eine Welt von Irrlehren. Das Erste, was von der sozialen Frage zu sagen ist, ist, daß sie eben eine politische, daß sie identisch mit den

politischen Fragen des Tages ist. Keine societas ohne Obrigkeit, und Obrigkeit ist ein grundpolitischer Begriff — politisch in der Familie, politisch im Königreiche der Himmel und in allen dazwischenliegenden Sphären. Warum nennt man die Organisation ritterschaftlicher Corporationen und die Befestigung des Grundbesizes politisch, und die Organisation von Handwerkerinnungen und die Befestigung des Gewerbes sozial? Dieses ist so politisch und jenes so sozial wie jenes.“

Es mag sein, daß Wagener sich anfänglich zu viel von den Handwerkern versprochen hat, welchen er durch Errichtung der Gewerbehalle und der Gewerbebank auch praktisch zu Hilfe zu kommen suchte. Wenn seine dahinzielenden Bemühungen im großen scheiterten, so finden wir die Ursachen hierzu in einem Bismarck'schen Briefe in voraus skizzirt, den derselbe am 27. April 1853 von Frankfurt a. M. an Wagener richtete; es heißt dort:

Frankfurt, 27. 4. 53.

Ich habe mir bisher viel von der Wiederaufhebung der Gewerbefreiheit versprochen, daß es aber damit allein nicht gethan ist, beweisen die hiesigen Zustände. Das Zunftwesen ist hier bisher intakt, und man vermißt keinen der Nachteile, die es mit sich führt: übermäßige Theuerung des Fabrikats, Gleichgiltigkeit gegen Kundschaft und deshalb nachlässige Arbeit, langes Warten auf Bestellung, spätes Anfangen, frühes Aufhören, lange Mittagszeit bei Arbeiten im Hause, Mangel an Auswahl fertiger Gegenstände, Zurückbleiben in technischer Ausbildung und viele andere von den Mängeln, die ich stets zu tragen entschlossen gewesen bin, wenn ich dafür einen conservativen befriedigten Handwerkerstand haben kann. Diese Entschädigung für jene Übel fehlt aber hier in noch höherem Maße als in Berlin; man findet hier kaum einen Handwerksburschen von anderer als entschieden demokratischer Richtung, und selbst die Meister, mit Ausnahme einer mehr von der katholischen Geistlichkeit als durch eigenes Interesse zusammengehaltenen conservativen Phalanx gehören der Bewegungspartei an und treiben den Unsinn zum Theil soweit, daß sie ihren Gesellen während der Arbeit, an der sie selbst nicht theilnehmen, die Schriften der rothen Demokratie vorlesen. Ich suche die Ursache dieser Erscheinung in dem neidischen Gleichheitsgefühl, welches den wohlhabenden Handwerker antreibt, mit dem Handels Herrn und Banquier an Luxus oder mit den Studirten der hiesigen Republik an Einfluß zu wetteifern. Wenn man den Sammet und die Seide der Handwerkerfrauen, die elegante Einrichtung der Wohnungen sieht, wird man leicht klar über die Quelle der Unzufriedenheit, die auch für den Handwerkerstand zum großen Theile Gewinn von einer Umwälzung erwarten läßt. Die corporativen Verbände sind hier weit entfernt, eine Grundlage christlicher Zucht und Sitte zu bilden, sie dienen vielmehr nur zum Tummelplatz untergeordneter politischer und persönlicher Zänkereien und als Mittel, die Ausbeutung des Publicums und den Ausschluß der Concurrrenz mit Erfolg zu betreiben. Ich entnehme aus diesen Erscheinungen noch kein Motiv, meine bisherige Überzeugung in diesen Fragen zu desavouiren, und gebe gern

zu, daß die Resultate eines Systems in der hiesigen Kleinstaaterlei anders sind als in einem großen Lande, aber leugnen kann ich nicht, daß mich diese Erscheinungen stutzig gemacht haben."

Aus Wageners Memoiren ist bekannt, wie er politisch wie persönlich in den 40er und 50er Jahren eng mit dem alten Präsidenten v. Gerlach verbunden war. Zwanzig Jahre später finden wir den alten Gerlach als Hospitanten des Zentrums, den Geheim-Rat Wagener aber von seinen Fraktionsgenossen im Stich gelassen, nicht zum mindesten deshalb, weil er in der Zwischenzeit einer der hervorragendsten Gehilfen einer Politik gewesen war, welcher die Mehrzahl der Konservativen je länger je mehr eine Opposition entgegengesetzt hatten. Wir können nicht umhin, auf die Ursache dieser Erscheinung einzugehen.

Hatte schon die nach Kriegsrecht erfolgte Depossidierung einiger deutscher Fürsten im Jahre 1866 für manchen einen Wermutstropfen in den Freudenbecher fallen lassen, so ward man in denselben Kreisen noch schwerer verstimmt durch den alsbaldigen Friedensschluß des Ministeriums mit der bisherigen Opposition, soweit sie sich nicht als Fortschrittspartei versteinerte. Als wäre nicht die Bedingung dieses Friedensschlusses gewesen, daß die Opposition sich selbst desavouierte, indem sie eben aufhörte, Opposition zu sein! Es bestand wohl bei einem oder dem anderen Minister die Neigung, durch die Vorlegung eines Ministerverantwortlichkeitsgesetzes dem konstitutionellen Moloch zu huldigen. Es war aber staatsmännisch großartiger und weiser, daß man durch Verleihung des allgemeinen und direkten Wahlrechts die liberale Schablone übertrumpfte, und dies ist nicht zum geringsten das Verdienst des „Reaktionärs“ Wagener, während allerdings wiederum viele seiner Parteigenossen sich nur mit Widerwillen entschlossen, diesem in ihren Augen demokratisierenden Vorschlag des Grafen Bismarck zuzustimmen. Wageners Gesichtspunkt bei seiner Empfehlung des gleichen direkten Wahlrechts war einmal der, auch die besitzlose Klasse zur politischen Mitarbeit heranzuziehen und für den Staat zu interessieren, und der Dank war die Erwählung Bismarcks durch die Elberfelder Arbeiter; des weiteren aber wollte er dadurch die Massen in Fluß bringen, um zur Organisierung neuer korporativer Verbände an Stelle der verloren gegangenen Stände zu gelangen. Dieser Gedanke ist schon in einem 1850 abgeschlossenen Kartell zwischen der „Kreuzzeitung“ und der „freimütigen Sachsenzeitung“ ausgesprochen in folgenden Sätzen:

„Ein Volkshaus ist zu bilden aus den Spitzen der wiederzuerstrebenden organischen Gliederung des Volkes. — Um eine organische Gliederung des Volkes möglich zu machen, halten wir für notwendig Dezentralisation der Verwaltung, Beseitigung der Bureaukratie, Wiederherstellung der Autonomie der Gemeinden, Aufhebung der Begünstigung des großen Kapitals, Wiederherstellung der Zünfte und Innungen.“

Die Kluft zwischen Bismarck und der konservativen Fraktion erweiterte sich durch den Kulturkampf, zu welchem Wagener in seiner vielberufenen Jesuitenrede Stellung nahm, eine Kundgebung, in welcher er sowohl jede Gemeinschaft mit

den professionsmäßigen Kirchenfeinden ablehnte, als auch die Grenzen bezeichnete, welche der Staat bei seiner Aktion notwendig inne halten müsse. Er kannte die römische Kirche gut genug, um zu wissen, daß von einer eigentlichen Unterwerfung dieser Weltmacht nicht die Rede sein könne, und er hat damals mehr als einmal daran erinnert, daß Rom überhaupt erst einmal, und zwar von D. Martin Luther besiegt worden sei. Er teilte ebensowenig wie Bismarck die Illusion des redlichen Falk, durch preußische Gesetze das Wesen der römischen Kirche ändern zu können. Für Bismarck war das Ganze nur eine durch Erfahrungen der innern und der äußern Politik gebotene nachdrückliche Geltendmachung der staatlichen Machtmittel, um es Rom zu Gemüte zu führen, daß es in seinem eigenen Interesse liege, sich mit dem Deutschen Reiche nicht so feindselig wie bis dahin zu stellen. Wenn er sich dabei zu mehr Konzessionen nach links entschließen mußte, als ihm selbst willkommen war, so war daran wiederum der Umstand schuld, daß er bei den Konservativen nicht die wünschenswerte Resonanz und Unterstützung fand.

Endlich ist als ein Streitpunkt zu nennen die Frage der Selbstverwaltung der Provinzen, die zum ersten Male gelegentlich der Bewilligung des hannoverschen Provinzialfonds und demnächst bei der Vorlegung der Kreisordnung zur Diskussion stand. Der Widerstand der Konservativen war hierbei um so befremdlicher, als Dezentralisation und Selbstverwaltung durchaus konservative Gedanken sind, während der Liberalismus sich durch Wahlverwandtschaft zu einer allmächtigen Bureaucratie hingezogen fühlt. Für die Allgemeinheit war die Folge dieser Opposition der Paarschub und Bismarcks zeitweiliger Rücktritt vom preußischen Ministerpräsidium, welches in die Hände des Grafen Roon kam, für Wagener aber wurden diese Vorgänge auch noch persönlich insofern verhängnisvoll, als er durch dieselben veranlaßt wurde, seinen Abschied zu erbitten. Nach seiner Überzeugung war die Nonchalance und Unklarheit, mit welcher Graf Eulenburg die Kreisordnung im Herrenhause vertreten hatte, die Hauptursache der eingetretenen Krisis, und er verfehlte nicht, dieser Überzeugung deutlichen Ausdruck zu geben. Ein Vierteljahr darauf erfolgte Lasfers Angriff, dem Graf Eulenburg nicht fern gestanden haben soll.

Schon nach Annahme des Schulaufsichtsgesetzes hatte Wagener den Versuch einer Reorganisation der konservativen Fraktion gemacht; in der darauf bezüglichen Denkschrift stellte er folgende Punkte auf:

„In Preußen ist nur noch eine konservative Partei möglich und gedeihlich, welche mit der Regierung Hand in Hand geht und zugleich eine deutsche ist. Auf der andern Seite kann aber auch die Regierung des Rückhalts einer konservativen Partei um so weniger entbehren, als dieselbe für gewöhnlich nicht ohne und gegen die Majorität zu regieren vermag und in Ermangelung einer festen Basis die politische Entwicklung sich sehr bald auf einer abschüssigen Bahn nach links bewegen würde.

Es ist nicht allein im Interesse der Regierung, sondern noch mehr im Interesse derjenigen Bestandteile der bisherigen konservativen Fraktion und Partei, welche die Regierung wenigstens in den entscheidenden Fragen zu unter-

stützen gedenkt, ein unabweisliches Bedürfnis, die Partei auf andere Grundlagen und mit einem neuen Programm zu rekonstruieren.

Die Fragen, welche bei dieser Rekonstruktion in den Vordergrund treten, sind: die monarchische, die nationale und die sociale und in Verbindung mit den beiden letzteren die kirchliche, soweit diese überhaupt Gegenstand der politischen Aktion sein kann und darf."

Dieser Versuch, zunächst erfolglos, kann als der erste Anstoß zur Bildung der deutschkonservativen Fraktion angesehen werden, welche einige Jahre danach durch von Blankenburg, Graf Finkenstein-Ziebingen und Wagener, den Verfasser ihres Programms, aus der Taufe gehoben wurde. Seitdem sind die Konservativen wieder mit Verständnis und Erfolg in die politische Aktion eingetreten, und sie haben insonderheit erkannt, daß der Partei die Zukunft gehört, welche auf die soziale Frage die richtige Antwort findet. Zeugen dafür waren die sozialkonservativen Versammlungen im Winter 1880 in Frankfurt a. M. und im Mai 1881 in Berlin, deren Seele Wagener war. Wir schöpfen daraus die Zuversicht, daß die Konservativen es sich nicht mehr lange gefallen lassen werden, daß Wagener ihnen gegenüber von sozialdemokratischer Seite als Autorität zitiert wird, sondern daß sie ihn für sich reklamieren werden als der Besten einen, dessen Bild durch Bosheit oder Feigheit doch nicht auf die Dauer verdunkelt werden kann. Wie die Töne der „Reichsglocke“ über Bismarck kläglich verstummen mußten, so wird man aufhören, aus Wageners Unglück einen sittlichen Vorwurf für ihn zu machen.

Es ist ihm ergangen wie seinem Chef. Wie man aus dem Herrn v. Bismarck nicht klug wurde, ihn bald als einen Erzreaktionär, bald als einen gefährlichen Durchgänger taxierte und für seine deutsche Politik anfänglich nur eine pathologische Behandlung für angebracht hielt, hat man auch Wageners Konservatismus für ein mixtum compositum angesehen und seine sozialen Reformgedanken als Phantastereien verlacht. Aber in beiden Fällen haben sich die Urteile allmählich geändert: Bismarck steht als der erste Staatsmann des Jahrhunderts da, und Wagener hat die Inaugurierung der von ihm empfohlenen königlichen Sozialreform durch die berühmte Botschaft vom 17. November 1881 und die ersten in dieser Richtung gethanen gesetzgeberischen Schritte noch erlebt. Die Liebe zu unserm Vaterlande ebenso wie die Teilnahme für den heimgegangenen konservativen Staatsmann läßt uns hoffen, daß, was er gedacht und geplant, weiter zur Wahrheit werde und uns vor den Schrecken einer Revolution bewahren möge.



Pfingsttage im Elsaß 1874.

Von

A. von Freydorf.

(Schluß.)

Der folgende Tag, Pfingstmontag, war ganz den Kriegserinnerungen gewidmet. Nach gemeinschaftlichem Frühstück gingen wir, die Wagen auf 12 Uhr bestellend, südlich zum Hagenauer Thor hinaus, um das Feld und die Schauplätze des Treffens vom 4. August 1870 zu besichtigen. Am Morgen jenes für Deutschland so segensreichen Tages stand hier General Douay mit der zweiten Division des ersten Mac Mahon'schen Korps. Ein französisches Bataillon des 74. Linien-Regiments hatte die Stadt, ein Bataillon des 1. Algier-Tirailleur-Regiments den Rest der Festungswerke besetzt, andere Bataillone waren auf den südwestlichen Höhen und hatten besonders auf dem Gaisberg ein Zeltlager aufgeschlagen.

Während wir so vom Hagenauer Thor aus auf der Chaussee dahingingen, wurden alle diese Erinnerungen wieder wachgerufen. Scheffel zeigte hinüber nach dem Berge nordöstlich: „Dort stand die bayrische Batterie auf der Höhe südlich von Schweigen, die eröffnete das Feuer auf Weißenburg, als gerade die Soldaten noch im Bivak abkochten . . . Dort den Bahnhof hatte General Belle mit den Turkos besetzt — und gut gedeckt lagen sie in den Dämmen!“

Wir sahen alles im Geist und ach! auch in Wirklichkeit: überall am Wegrain, auf den Feldern und Wiesen, hier und dort, die vielen kleinen weißen Kreuzchen — — die da so feierlich standen aufwachsend aus dem Gras, einzelne umrankt von blühenden Winden, andere mit vertrockneten Kränzen behangen! Und unter solchem Kreuze lag selten nur einer, da lagen 20—50 — wohl auch hunderte begraben, die hier mit ihrem Blut die Treue besiegelt fürs Vaterland. Frisch wehte der Morgenwind uns entgegen, die Sonne lag vergoldend über dem jungen Grün der gutbestellten Felder, und die Vögel zwitscherten in tausendstimmigem Chor aus den wiederhergestellten Rebbergen und von den jungen Bäumen herunter. Wären die vielen Kreuze und Denkmäler nicht gewesen, nichts erinnerte mehr hier an den mörderisch vernichtenden Kampf, der vor 3 Jahren über diese Felder gegangen — und doch waren die Thränen noch lange nicht versiegt, die um die hier friedlich Ruhenden flossen.

Nicht mehr das heitere Lachen von gestern, eine ernste Stimmung hatte sich der kleinen Gesellschaft bemächtigt, und oft wurden uns die Augen feucht, wenn wir an einem frischen Kranz erkannten, daß hier wohl erst vor kurzer Stunde heiße Thränen einer Witwe, einer Mutter oder eines Kindes den kleinen Grabhügel neu geweiht hatten. Die größeren Steinmonumente auf unserem Wege besuchten wir jedes einzeln und schrieben uns zum Andenken die Inschriften nieder.

Das erste ist den gefallenen Offizieren und Mannschaften des ersten Bataillons Posen'schen Infanterie-Regiments Nr. 58 gewidmet und trägt die Inschrift:

„Das erste Preußengrab für Deutschlands Einheit, für Deutschlands Ehre.“ „Der Schwur auf die Fahne führte sie Alle zum Helden-tod fürs Vaterland.“ „Gott verleihe den Helden droben die Siegespalme.“ „Für Deutschlands Ehre weiht jedes deutsche Frauenherz Gatten, Sohn und Bruder gern dem Heldentode.“

Wir hatten den Fuß des Gaisbergs erreicht, und nun ging's durch die Reben zum Schloß hinauf — auch hier überall die weißen Kreuze. Überblickt man den Abhang, so erkennt man sofort den schlimmen Stand der Stürmenden, welche nur ab und zu Terrainfalten und kaum einige Bäume zur Deckung hatten. Auch das Hinaufbringen der Kanonen in dem lockeren Erdreich ist überschwierig gewesen. Es erscheint fast unmöglich, das mit Mauern umgebene Schloß, aus dessen Fenstern man jeden sich Nähernden ruhig und sicher niederlegen konnte, mit Infanterie allein zu stürmen.

Unter solchen Betrachtungen waren wir oben angekommen und besahen aus der Nähe diese massiven Gebäude mit innerem und äußerem Hof, von 15' hohen Mauern umschlossen. Vor der Ostfront ein sich terrassenförmig über das Vorterrain erhebender Gemüsegarten und die Eingänge an Nord- und Südseite von den innern Gebäuden beherrscht. In den Mauern hoch oben kleine Fenster und Öffnungen. 200 Schritt nördlich ein Hopfengarten zu beiden Seiten des Wegs nach Altenstadt.

Scheffel war vorausgeeilt, er hatte die Pächtersleute, welche da oben wohnten, herausgeholt um uns herumzuführen und zugleich von ihnen Andenken erstanden, Granatsplitter, Kugeln und dergleichen, die er unter uns verteilte.

Überall an den Wänden sah man das Einschlagen der Kugeln: wie vom Hagel durchlöchert war der Verputz, sonstige größere Schäden aber schon ausgebeffert.

Wir ließen uns im Garten vor dem Schlosse nieder; teils auf Bänken, teils ins Gras, die Karten und Pläne wurden ausgebreitet auf der Erde, und ich mußte aus dem Generalstabswerke den Gang des Treffens vorlesen.

Alle hatten aufmerksam zugehört, auch die Pächtersleute standen dabei, dies und jenes bekräftigend und von eigenen Erlebnissen einiges dazwischen werfend — nun, als die Vorlesung beendet war, begannen die Herren unter sich eine lebhafteste Diskussion, ob diese Erstürmung nötig gewesen sei, ob man sich nicht hätte mit Einnahme der Stadt begnügen können und diese 200 Mann Franzosen ruhig im Schloß Gaisberg lassen, bis sie infolge von Umgehung, Abschneiden von ihrer Division, Einschließung genötigt waren, herauszukommen und zu fechten oder zu kapitulieren.

Wenn Schloß Gaisberg genommen werden mußte, konnte nicht das aussichtslose und verlustreiche Stürmen der Infanterie unterbleiben, das Schloß mit Kanonen eventuell in Brand geschossen werden?

„Nachträgliche Kritik ist leicht!“ war aber zuletzt das Endresultat aller dieser Betrachtungen und Fragen.

„Der Sieg mit Erstürmung des Gaisbergs machte bei den Deutschen guten, erhebenden, bei den Franzosen niederschlagenden Eindruck:

„Wenn auch bei Schloß Gaisberg für den nächsten Zweck unnötige Opfer fielen, das mutige Vorgehen und Anstürmen gegen feste Mauern erschreckte und schüchternete ein auch für die Folge; die Franzosen, bei welchen sich die Kunde verbreitete und welche vom ersten Tage an todesverachtenden Mut bei den Deutschen sahen, wichen vielleicht unter diesem Eindruck bei spätern Begegnungen schon beim ersten Anprall, und es wurde durch die Heldenthaten bei Weißenburg mittelbar viel deutsches Blut geschont und gespart!“

Alle stimmten ein in diese Worte meines Mannes, und tief ergriffen, aber mit erhobenem Gemüt, nachdem wir über eine Stunde oben gewesen waren, verließen wir Garten und Schloß und gingen westlich hinab zu den drei Pappeln, wo General Douay stand und fiel.

Diese Pappeln waren aber noch ganz junge Bäumchen, welche auf Befehl wieder hatten gepflanzt werden müssen, nachdem der Eigentümer die drei alten gefällt hatte.

Hier hat das Offizierskorps des Königs-Grenadier-Regiments allen seinen im Feldzuge 1870 und 71 gefallenen Kameraden ein Denkmal gesetzt. Auf dem Kreuze ist das eiserne Kreuz eingegraben und stehen die Worte aus der Offenbarung Johannis:

„Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben.“

Unweit der drei Pappeln, beim Schafbusch-Gehölz, wo der letzte Kampf stattfand, warteten unsere Wagen, in denen wir nördlich gegen Weißenburg und dann westwärts den gestrigen Weg gegen Klimbach durch den Eichwald hindurch nach Lembach fuhren. Mehr noch als gestern fielen uns nun, nachdem wir so treuen Bericht vom ganzen Kampfe gehabt, auch hier die vielen, kleinen, zerstreuten Kreuzchen unter den Bäumen auf, und schauernd vernahmen wir, daß man noch vor gar nicht langer Zeit ein und das andere Gerippe gefunden.

Von Lembach aus, statt wie gestern rechts den Sauerbach aufwärts, ging es heute den Bach abwärts nach Süden am linken Ufer hin, gegen den Fuß des Liebfrauenbergs, wo sich die Straße dem Fluße nähert. Das auf diesem Berge stehende, im 14. Jahrhundert gegründet, 1518 und 1717 restaurierte Kloster der Notre Dame du Chêne ist jetzt Privat-Eigentum. Und am Fuße des Berges liegt das kleine Görzdorf.

Auf der Bitscher Chauffee bis Lembach hatte am 5. August 1870 das bayrische Korps Hartmann vorzugehen, das Hauptquartier kam nach Klimbach. Die dritte Armee war auf dem Marsch nach Straßburg. Das 5. Korps hatte in zwei Kolonnen über Sulz nach Preuschkdorf zu marschieren, dort zu bivakieren — Front gegen Wörth, und Vorposten gegen Reichshofen. Der Aufmarsch der ganzen Armee war so geordnet, daß sie je nach Umständen in südlicher oder westlicher Richtung versammelt werden konnte.

So, überall wo wir gingen und durchfuhren, begleiteten uns in Gedanken die Erinnerungen an das Generalstabswerk, dessen Karten auch, im Wagen aufgeschlagen, auf unserm Schoße lagen.

Aus dem Walde vor Görtsdorf herausfahrend, übersahen wir gleich die schwierige Stellung, welche eine von Osten anrückende Armee dem Feinde gegenüber hatte, der die Höhe jenseits der Sauer bis hinauf nach Fröschweiler besetzt hielt und sich dort verschanzen konnte. Die Höhen westlich der Sauer ziehen sich in einem Halbkreise gegen das im Mittelpunkt am rechten, östlichen Ufer gelegene Wörth, ein Städtchen von 1200 Einwohnern herab. Westlich von der Sauer ist der Boden ziemlich eben. An beiden Ufern ist das Land nur mit Wiesen und Äckern bedeckt, auf welchen wenige Bäume, Gebüsche, Bodenfalten Schutz bieten, sodaß zum Angriff auf die jenseits, in den Weinbergen, Hopfengärten, Obstbäumen, in den zum Teil mit Wald bedeckten Anhöhen, in Gräben und hinter Wällen stehenden, durch 100 Geschütze verteidigten Franzosen, gegen die weittragenden Kanonen und Chassepots durch eine $\frac{1}{4}$ Stunde breite Thalsohle im feindlichen, des Ziels ganz sicheren Kugelregen, vorgegangen werden mußte und dabei noch die hochangeschwollene Sauer auf improvisierten Brücken zu überschreiten, zum Teil auch ohne Brücken zu durchwaten war.

Auch wir fuhren nun über die Sauerbrücke nach Wörth hinein. Der erste Gasthof war von französisch sprechenden Elsässern mit Beschlag belegt, weder Stallung noch Zimmer zu haben. So fuhren wir bis an das Westende des Städtchens, ziemlich außerhalb, ruhten und speisten in einem am Kreuzpunkte der Straßen liegenden Gasthose, gegenüber einem Grasplatze, in welchem zahlreich hier gefallene preußische Soldaten beerdigt waren. Der Wirt, ein freundlicher Mann, erzählte vom seitherigen Besuche des Kronprinzen, der vor seinen Augen einen kleinen Knaben nach dem Namen gefragt, und als er die Antwort „Fritz“ erhalten, erwidert hatte: „Ei sieh, mein Sohn, da sind wir ja Namensvettern und muß ich dir noch nachträglich ein Pathengeschenk geben!“

Nach kurzer Stunde Rast mahnte Dr. Scheffel wieder zum Aufbruch, er hatte einen Führer ermittelt, denn es sollte diesmal zu Fuß weiter gehen, während unsere Wagen nach Niederbronn vorausfuhren. Wieder kamen wir durch dichten Laubwald; auch hier Grabhügel meist mit hölzernen Kreuzen, und noch immer wurden menschliche Reste, Kleidungsstücke und Waffen gefunden, wie der Führer erzählte. Nachdem wir uns, weiter oben wieder ins Freie tretend, möglichst orientiert hatten, bogen wir nach Fröschweiler ein: „Als ich das vorige Mal hier war,“ erzählte Scheffel, „zeigte man mir jenen Nußbaum links von der Straße als den Ort, von wo Mac Mahon die Schlacht leitete!“ „Ja“, gab der Führer zur Antwort, „die Franzosen führen wir immer dorthin — und die Deutschen zu der Straße, wo der Kronprinz am Abend eingeritten ist!“

Vor uns lag nun das Dorf Fröschweiler, die Hochebene beherrschend; als wir es erreichten, hatten wir einen herrlichen Rundblick, und da war es wieder Scheffel, der uns die Namen nannte und bekannt hier war wie keiner von uns: „Dort im Norden die hochaufragenden Spitzen, das sind die pfälzischen Berge,

danu erst kommen die Vogesen mit ihren Schluchten und Wäldern, Felsen und alten Burgruinen — dort drüben gerade uns gegenüber, der dunkle massige Klotz, das ist der Liebfrauenberg mit seinem alten Kloster, und dort, so malerisch an seinen Fuß geschmiegt, Görzdorf, von wo wir herkommen. Zwischen den grünen Wiesenteppichen mit den vielen Mühlen, den Erlenbüschen, den Gartenanlagen, das Sauerthal; wie weit man es verfolgen kann! und weiter unten Wörth und Elßhausen.“

Auch in Fröschweiler hielten wir Rast in einem an der Hauptstraße gelegenen Wirtshause, und ich mußte wieder aus dem Generalstabswerke die 90 Seiten lange Beschreibung der Schlacht vorlesen. An andern Tischen saßen Einheimische; wider Erwarten machten sie gute Miene dazu, auch andere eintretende Gäste kamen näher, bildeten einen Kreis um uns und hörten zu. Da wandte sich Scheffel an einen, der ihm zunächst stand:

„War's auch so, wie's da geschrieben steht?“ „Ja ja“ gab der zur Antwort, „und bei mir da drüben, in dem Haus dort, hat der General von der Tann Quartier genommen!“ Da wurden auch die andern mittheilsam, der eine brachte diese Erinnerung, der andere jene: wie abends nach der Schlacht der Kronprinz eingeritten sei mit all' den Generalen und die Soldaten ein Hurra geschrien hätten, das fast so stark gewesen sei wie der Kanonendonner am Tage, und wie einer der hohen Herren einen Kranz von Eichenlaub um den Helm gehabt habe, und wie der Kronprinz an der brennenden Kirche vorbei sei und gesagt habe: „die wollen wir wieder aufbauen!“

Schon beim Eintritt ins Dorf hatten wir die sich ihrer Vollendung nahende Friedenskirche sich erheben sehen: einen schönen, würdigen Bau im spät-gothischen Stil. Einer der Umstehenden weiß auch, daß der Kronprinz einen Augenblick in ein Bauernhaus eingetreten ist, um dem sterbenden General Raoult, dem besiegten Feind, in großherziger Anerkennung die Hand zu drücken! — Ja wahrhaftig, hier in Fröschweiler, wo das Hauptquartier Mac Mahons gewesen, wo die Leute nicht nur durch die Schlacht, auch schon vorher durch das ungeordnete Heerwesen der Franzosen furchtbar gelitten hatten, hier haben sie das Kommen der „Prussiens“ als eine Erlösung angesehen, und das wohlwollende Aussehen des Kronprinzen, die leutselige Art in den wenigen Worten, die er zu der Bevölkerung gesagt hat, haben dem Schlachtensieg einen größeren Sieg hinzugefügt, den Sieg über feindliche Herzen. So zuvorkommend und freundlich wie in Fröschweiler waren die neuen Reichsgenossen übrigens nirgends gegen die Schlachtfeldbesucher von drüben überm Rhein: in Wörth schon hatten sie uns in dem einen Gasthof nicht aufgenommen, — von Niederbromm erzähle ich später!

Ganz in der Nähe lag das gräflich von Dürkheim'sche Schloß, in welchem Mac Mahon sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Es war aber schon spät, wir wollten noch zu Fuß nach Niederbromm wandern und konnten keinen Besuch mehr in dem schönen, von Hof und Garten umgebenen Gebäude machen. Auf der Rückzugsstraße der Franzosen wanderten wir westwärts nach Reichshofen hinaus. Da begegnete uns Graf Dürkheim-Montmartin, kehrte mit uns um

und begleitete uns eine Strecke Wegs, auch aus den Kriegstagen erzählend. Das bekannte Wort: „Soyez tranquille, Madame, nous dinerons demain à Carlsruhe!“ welches Mac Mahon der um die Notwendigkeit von Vorsichtsmaßregeln ihn fragenden Gräfin geantwortet haben soll, bestätigte er nicht; wohl aber hat der französische Feldmarschall auch noch nach Weißenburg und dem Anrücken der Deutschen gegenüber, ja noch eine halbe Stunde, bevor die Kugeln ins Schloß einschlugen, der besorgten Gräfin auf wiederholtes Befragen darüber, was sie thun solle, geantwortet: „Seien Sie ganz ruhig, Madame, es war nur, es wird nur sein eine kleine Affaire, bleiben Sie in Ihrem Zimmer, bewegen Sie sich ganz wie bisher!“

Eine Stunde südlich von Fröschweiler liegt der Schirlenhof, in welchem am 25. Juli 1870 Hauptmann Graf Zeppelin, die Leutnants Winslöe, v. Wechmar, GénioI mit drei Dragonern von General Bernis mit dem in Niederbronn stationierten 12. Chasseur-Regiment überfallen, Winslöe getötet, v. Wechmar und GénioI gefangen wurde, während Graf Zeppelin auf einem Rapfen entkam, von welchem ein Wachtmeister der Chasseurs herunter geschossen worden war. — Scheffel war auch dort auf dem Schirlenhofe gewesen und hatte sich den Vorgang getreulich erzählen lassen.

Wir alle hatten, außer dem bayrischen Hauptmann, die jungen Offiziere gut gekannt und die Trauer mit empfunden, als die Kunde kam, daß das erste Opfer des Krieges ein Sohn unserer Stadt war. So interessierte es uns doppelt, die Erzählung ausführlich zu hören:

„Sie hatten unbegreiflicher Weise ihre Pferde eingestellt in den Stall, fühlten sich ganz sicher, da sie nirgends noch den Feind erblickt hatten; nun wollten sie nach scharfem Ritt ausruhen und einen Imbiß zur Stärkung nehmen, der um so besser munden sollte, als er an französischem Herde zubereitet worden. Plötzlich aber ist Lärm auf dem Hof, Pferdegetrappel — ein ganzes Jägerregiment umstellt das Gebäude, und es giebt einen mörderischen Kampf. Daß der eine von ihnen entkommen konnte, sehen die Leute dort noch als ein wahres Wunder an. Sie meinten, er müsse genau die Wege gekannt haben und habe den größten Scharfsinn bewiesen, daß er sich dem Großenwald zugewandt!“

Einige Jahre nach dieser Pfingsttour über die elsässischen Schlachtfelder lernte ich bei einer Hochzeit den Helden des Schirlenhofers Refognoszierungsrittes selbst kennen und erfuhr noch folgende kleine, die Geschichte fast novellenartig abschließende Episode: Bis zum Abend blieb Graf Zeppelin im Wald, immer der Nähe der beiden Verfolger gewiß, nach dem gewaltigen Ritt, der Aufregung der Flucht und der Hitze des Tages fast verschmachtend und bald unfähig weiter zu kommen vor Müdigkeit und Durst. Da trieb ein Bäuierlein seine Kuh über die Wiese dem Waldsaume zu; in der Ferne wohl jagten die französischen Kavalleriesoldaten hin und her — der Fliehende aber, ohne Helm, und nachdem er die Uniform so verdeckt hatte, daß sie nicht zu auffällig ihn verraten konnte, kam aus dem Walde ganz harmlos auf den Bauern zu, ihn bittend, ihm Milch zu geben, um seinem brennenden Durst zu löschen. Etwas verdukt war der

Bauer zuerst, zudem es nicht Melkzeit war und er kein Gefäß hatte, doch der Fremde bot in überredender Weise in der einen Hand selbst einen Becher, in der anderen ein blinkendes Silberstück. Zweimal ließ er sich den Becher vollmelken, dann verschwand er im Walde, — und als die Chasseurs kamen, den Bauern auszuforschen, hatte sich Graf Zeppelin schon so erfrischt an dem herrlichen Getränk, daß er mit neuen Kräften ihnen entkommen konnte.

In Reichshofen, das am Einfluß des Schwarzbachs in den Falkensteiner Bach liegt, zeigte Scheffel von weitem auf ein großes Gebäude, „Ein in Stein gefügter Beweis, daß einer seinem Schicksale nicht entgehen kann: dieses Haus wurde gebaut für Aufnahme bayrischer Besatzung in den Jahren 1815 bis 1819, und am 6. August 1870 kam bayrische Besatzung unerwartet wieder dorthin zurück!“

Jenseits einer Maschinen- und Wagenfabrik deutete er abermals hin auf ein ausgedehntes Feld: „Hier hielt Wellington 1815 eine große Revue zwischen Gumbrechtshofen und Griesbach und wohnte zwei Nächte in der Mühle von Griesbach.“ —

So unter den interessantesten, belehrendsten Gesprächen gingen wir durch den ziemlich beträchtlichen Marktflecken und dann den Falkensteiner Bach hinauf nach Niederbronn.

Müde waren wir trotz aller Unterhaltung und freuten uns auf Quartier und Abendbrot. In dem, wie sein Name, so großen und langen „Hôteletablissement des bains de la Chaine d'or et de l'arbre vert von Th. Frei“ suchten wir Unterkunft. Zuerst hieß es: alles sei besetzt. Endlich ließen sich die Bediensteten herbei, uns noch einige sehr schlechte Zimmer zu öffnen, trotzdem unser Kutscher vorausgefahren war, uns anzumelden, und unsern Wagen auch dort eingestellt hatte. Wir kamen aber waren müde, wollten den Gasthof nicht mehr wechseln und fügten uns in die schlimmen Umstände. Als wir aber dann im riesigen Speisesaal fast die einzigen Gäste waren, da gingen die Herren denn doch der Sache näher auf den Grund, und es ergab sich, daß das Haus beinahe leer war, weil die Franzosen das Bad seit der Einverleibung in Deutschland möglichst meiden. Um sie vielleicht trotzdem wieder heranzuziehen, that der Wirth, ein echter Halbfranzose, alles, um sich auch die verhaßten Prussiens fern zu halten. Nun traten aber die Herren energisch auf und wurden grob. Das half — nicht nur bekamen wir gute Zimmer, sondern auch das Nachtesen ward ausgezeichnet, und unsere lustige Unterhaltung, unser heiteres Lachen wurden um so ungezwungener, je mehr Wirt und Kellner und später kommende Gäste lauende, unzufriedene Gesichter zeigten.

Den andern Morgen war das Wetter herrlich; nach behaglichem, wieder in der heitern Gesellschaft eingenommenem Frühstücke fuhren wir hinaus in Berg und Wald. Diesmal gings in nördlicher Richtung über einen schönen, mit uralten Buchen bewachsenen Hügel am Forsthaus Hoscheid vorüber nach Jägerthal. Als wir auf der Höhe angekommen waren und das Thal hinab fuhren, dehnte sich eine gar hübsche, liebliche Landschaft vor unsern Augen aus: ein Wiesenthal, von teilweise

bewaldeten niedern Bergen umschlossen, rechts die schöne Villa der Familie von Dietrich, grade aus die Schmelz- und Eisenwerke — deren aus den Schlöten hoch-ausspringendes Feuer sich im Wasser eines davorliegenden großen Weiher's wieder-spiegelt, an den Berg gelehnt das kleine, malerische Dorf desselben Namens, und im Hintergrund die Ruine des Winstein, zu der wir nun auf sanft bergan gehendem Fußpfad emporstiegen. Schattig war's unter den hohen Buchen, hier und dort blühte noch niederes Gesträuch mit weißen Blumen, und die Vögel sangen und zwitscherten, daß es eine Lust war. Da fielen mir die Verse ein, Maimorgengang, die Scheffel dereinst in mein Album mit den Worten eingetragen: „Auf einem Gang durch die Rheinwaldungen ist mir eingefallen, was ich in Ihr Buch einschreiben möchte,“ und ich sagte sie den begleitenden Freunden, da sie so gut zu unserer heutigen Wanderung paßten:

Maimorgengang: o still Entzücken,
 Der Äther strahlt im reinsten Blau,
 Und bräutlich will der Wald sich schmücken
 Mit zartem Grün und Silbertau.
 Mit weichem, träumerischem Schläfern
 Strömt rings ein lauer Frühlingsduft,
 Und mit den Faltern und den Käfern
 Durchfliegt ein Blütenschnee die Luft,
 Die Halden blüh'n, die jüngst noch dorren,
 Sieh, es ist alles neu geworden.

Erneut im Licht! . . . so will's des Lebens
 Gesetz, das allen Stoff durchkreist;
 Ahrimans Winter drohn vergebens,
 Der Sieg verbleibt dem guten Geist.
 Sein weltverjüngend Maienwunder
 Weckt Saft und Farbe, Ton und Klang,
 Drum schallt von allen Wipfeln munter
 Der Nachtigallen Lobgesang.

Sie jubeln feiner denn in Worten,
 Sieh! es ist alles neu geworden.

Während ich dies niederschreibe, fällt mir ein, daß mich einst nach des Dichters Tod eine fromme Dame in großer Besorgnis fragte: „Wie stand es denn mit Scheffels Frömmigkeit, nicht wahr, er hat gar keine Religion gehabt — er glaubte an nichts!“

„Ich will Ihnen durch ein Gedicht erwidern — dann mögen Sie sich die Frage selbst beantworten,“ versetzte ich ungehalten und trug ihr obiges Gedicht vor, dazu aber noch die zwei letzten Verse:

Gekränktes Herz! wozu dein Härmen?
 Streif' ab den fleckendunkeln Rost,
 Laß dich von diesen Lüften wärmen
 Und schöpf' aus dieser Landschaft Trost:

Kein Leid, kein Groll darf allzeit dauern,
 Es kommt der Tag, da alles grünt,
 Da Kränkung, Schuld und herbes Trauern
 In goldner Sonne Strahl sich löhnt.
 Auch im Gemüt, wie aller Orten,
 Sieh, ist denn alles neu geworden.

Und ruht im kühlen Schoß der Erde
 Von allem Schmerz dein sterblich Teil:
 Getrost, getrost! . . . ein kräftig „Werde!“
 Beruft dich einst zu besserem Heil.
 Aus irdischen Stoffs und Grams Verzehrung
 Reift unsichtbar ein frischer Keim,
 Den eines andern Mai Verklärung
 Zur Blüte bringt in anderm Heim!
 Dort rauscht in höheren Akkorden:
 Sieh! es ist alles neu geworden!

Da ich nun doch einmal vom Texte abgeschweift bin, will ich noch ein Sonett hier einschalten, das Schefel am Christtag 1844 seiner Mutter geschrieben hat. Er muß sie wohl zur Christmette begleitet gehabt haben, und die Verse werden manchen glaubensfrohen Seelen eine schöne, willkommene Gabe sein, jedenfalls aber auch dazu beitragen, des Dichters tiefes Gemüt immer mehr Würdigung finden zu lassen. Dies Sonett gehört mit zu dem Schönsten, was er gedichtet hat: Er war damals erst 18 Jahre alt, und es ist somit meines Wissens dies das einzige Gedicht, das aus so früher Zeit von ihm erhalten ist.

Christtag 1844.

Die alten Klänge hör' ich wieder schallen,
 Des Gottesjohns Verherrlichung geweiht,
 Zu feiern jene gnadenreiche Zeit,
 Wo er als Mensch Erlösung bracht uns allen.

Und wieder tret' ich in des Domes Hallen,
 Die enge Brust, sie wird mir wieder weit,
 Die ganze Jugend schau ich wie erneut,
 Verkläret von des Glaubens milden Strahlen.

O, tönet weiter, volle Friedenslieder!
 Tönt in die Brust die alte Ruhe wieder,
 Ruft mir der Kindheit ersten Sinn zurück.

Und will er mich auch nimmer frisch durchglühen,
 Will er erlöschen in des Lebens Mühlen,
 So mahnt mich doch an das verklungne Glück.

Aber es ist nicht Christtag heute, sondern Pfingsten — und wir sind nicht in der Karlsruher Kirche, sondern im Elsaß auf dem Felskamme und den Ruinen des Winsteins.

Ein Felsblock von 150 Meter Länge ist der gewaltige Untergrund, den die alten Ritter zu ihrer Burg verwendet haben, teil's Cyclopiensteine auf einander

schichtend, wie die gewaltigen Türme zeigen, welche das in den Felsen hinein gebaute Schloß flankiert haben, teils die Gemächer eingehauen, eingeschrottet in das harte Felsgestein. Ganz große Gelasse sind derart hergestellt; fast würde einem ängstlich zu Sinn wie in einem Gefängnisse, wäre nicht der weit offen gehaltene Lugaus hinunter ins schöne Jägerthal und könnte nicht eben durch diesen breiten Lugaus die liebe Sonne herein kommen, den Felsen zu erwärmen und mit goldnen Lichtern auf dem gelblichen Gestein zu erleuchten. Aber die heutigen Menschen finden diese Wohnungen doch zu vorsündflutlich, sie haben sich, angelehnt an die Ruinen, ein gemütliches Balkenhäuschen gebaut: das große Geweih über dem Eingang bekundet es als Asyl eines Försters, der hier mit Familie ein höchst romantisches Dasein führt. Mit unverkennbarer Freude an jedem malerischen Effekt, der sich in reicher Fülle uns darbot, führte uns Scheffel herum, und kein Winkel wurde ununtersucht gelassen. Am Fels rankten Reben hinauf, und zum Blumengarten war der Burghof verwandelt, da er der schützenden Decke entbehrte und Regen und Sonnenschein ungehindert ihr Wachstum förderndes Wesen treiben konnten, wo ehemals geharnischte Ritter beim Mahl gefessen hatten.

„Und hier im Felsen, das war wohl eine Frauenkemenate, so zierlich und schmuck ist das Viereck ausgehauen mit dem schmalen Zugang — jetzt nisten Tauben darin! —“ einige flogen dem Dichter über den Kopf weg, als er sich bücken wollte, um hinein zu sehen. Auch die Hühner und Enten des Forsthauses hatten ähnliches Verließ; in einer andern Höhle hing Flachs von Querstangen herunter, und der Holzstall war eine ebenso feuerfeste Felsenkammer.

„Schatzgraben müßte hier schwierig sein“, meinte Scheffel, „alles Fels und nichts als Fels — aber nach der Volksfage sollen hier noch große Schätze verborgen sein, und ab und zu spukt auch nachts die weiße Frau. Doch sicher ist nur, daß ein unterirdischer Gang, der neben dem Forsthouse seinen Eingang hat, nach Neu-Winstein hinübergeführt hat. Ein eben solcher nach Schöneck ist ganz verschüttet. Im dreizehnten Jahrhundert haben die beiden Winstein denen von Dürkheim gehört, aus deren Geschlecht auch Graf Dürkheim-Montmartin kommt, den wir gestern trafen drunten in Fröschweiler!“

So hielten wir unter dem Trümmerwust entschwendener Zeiten, in dem sich die Gegenwart, so gut es eben ging, auch eingenistet hatte, fröhliche Berggrast im Burghof und gingen dann noch, um Abschied zu nehmen, zu einem einzelnen, turmhoch ins Thal vorspringenden Felsen, auf dessen Höhe man von der Rückseite leicht gelangt. Da schweifte der Blick über die föhren- und buchendunklen Wälder ob dem Jägerthal mit seinen Eisenwerken, seinem Teich und seinen Hütten und über den Hagenauer Wald weit über die reiche elsäßische Ebene bis hinüber zum blizenden Silberstreifen des nun ganz deutschen Rheins. Und neben uns summten die Bienen aus den Honigstöcken des Forsthauses über den duftenden, starkwürzigen Kamillen- und Fenchelblüthen, dem Ranunculus und den Steinnellen, die in den Spalten vom Gestein Wurzel gefaßt hatten, oder über dem Epheu, der die Ruinen umwucherte. Hoch am blauen Himmel kreisten Weihen über

uns, und die Rufuß riefen um die Wette, daß wir die alte Kinderfrage thaten und doch nachher nicht bis zu Ende auszählen mochten. Auch einige große, steinerne Handfugeln lagen noch umher, wir hätten uns gut verteidigen können gegen von unten anrückende Feinde. Aber es kamen keine Feinde, nur leider verließen uns Freunde: das Ehepaar B. mußte früher denn wir wieder in Karlsruhe einrücken — ihnen winkten wir von oben mit den Taschentüchern zu, als sie in unserm Wagen, den wir nicht mehr brauchten, nach Niederbronn zurückfuhren.

Wir andern aber sagten nun auch dem uns schier lieb gewordenen Felsen-
nest Lebewohl und suchten vor der Mittagssonne allzuwärmendem Strahl wieder die schattendunklen Waldgänge. — Hohe, alte Föhren waren's, die an der Bergwand empor wuchsen, geschlagenes aufgespeichertes Holz lag dazwischen und verbreitete einen süß würzigen Honiggeruch, da die Sonne lange wärmend darauf gelegen hatte. Auf dem Wege aber raschelte dürres Laub unter unsern Tritten, und ich zitierte die Verse von Lamartines:

De la dépouille de nos bois
L'automne avait jonché la terre —

Doch plötzlich mich besinnend rief ich: „Das ist doch merkwürdig, wir sind ja im Mai, — woher kommt denn das welke Laub?“

Scheffel ging neben mir: „Ja, antwortete er ernst in sehr nachdenklichem Ton, „noch merkwürdiger ist, daß wir unter Föhren wandeln, und dies hier sind doch Eichenblätter, soviel ich sehe; die müssen also noch aus einer Zeit stammen, da hierorts ein vorgeschichtlicher Eichenhain die Halde zierte!“ Daß ich einen Augenblick stehen blieb und sprachlos verwundert auf die dickstämmigen Föhren blickte, rechnete er mir nachher immer als „hereingefallen“ an, ob ich auch gleich bei seinem schelmischen Blick laut auflachte, denn grade eben kugelte wieder ein kleiner Windstoß einige vorgeschichtliche Eichenblätter von der oberen Berglehne zwischen den Tannenstämmen lustig herunter.

Nach Alt-Winstein machte uns Neu-Winstein, an dessen Ruine nur die Lage und die Doppel-Spizbogenfenster bemerklich sind, keinen sehr großen Eindruck mehr, um so mehr als wir hungrig waren. Der nächste Ausblick war darum auch nach einem Wirtshauschild, und wir fanden es nicht gar weit, angefügt an einem kleinen, hübschen Häuschen, das gar friedlich und weltvergessen dalag in einer Ecke des wiesenbewachsenen, kleinen Hochthälchens. Begierig, ob auch hier in dieser Abgeschlossenheit der saure Ausdruck unserer Niederbronner Wirte auf den uns begrüßenden Gesichtern zu finden sein würde, traten wir ein — aber wir fanden überhaupt niemanden, der uns begrüßt hätte, weder freundlich noch unfreundlich. — Hausgang — Treppe — Wohnstube, Wirtszimmer — alles leer, unverschlossen — aber keine sterbliche Seele, die auf unsere Rufe Antwort gegeben hätte. Nun wurde Haussuchung gehalten; im Schweinekoben grunzte es, und auf dem Hofe pickte körnersuchend das Federvieh umher: wir waren somit in keinem verzauberten Schloß — es hieß nur Geduld haben, bis jemand komme, und die Herren setzten sich denn auch in die Wirtsstube, während die Frau Professor Keller und ich unsern neugierigen Rundgang weiter fortsetzten. Uns

kam die Sorglosigkeit der Leute hier wie ein Märchen vor; wir wollten sehen, ob wir nicht irgendwo eine verschlossene Thür entdeckten. In die Küche hatten wir nur so vorübergehend hineingeschaut; jetzt traten wir noch einmal ein: da — fanden wir den Besitzer all' dieser Herrlichkeiten eingeschlafen hinter dem Herde — ein altes Männlein. Es bedurfte schon ziemlichen Lärms mit aufgestoßenem Kochgeschirr auf die eiserne Platte des Herdes, um es zu wecken, aber es gelang.

„Wir möchten gern ein Mittagessen!“

„S'isch alles im Heu!“

„Ja, ist denn dies kein Wirtshaus?“

„Si! aber s'isch alles im Heu!“

„Können Sie uns denn gar nichts geben?“

„Die Frau isch im Heu!“

„Wir sind aber hungrig — es muß doch etwas im Hause sein — Brot, Wein —“

Er nickte stumm, da er seine Redensart nicht mehr weiter verwerten konnte, und zeigte nur hinüber nach dem Küchenschrank. Mit lobenswerter Energie eilte die Frau Professor Keller darauf zu und schloß auf — ein Laib Schwarzbrot und eine Speckseite — es war ein herrlicher Fund! — Zu gleicher Zeit entdeckte ich unter dem Tisch einen Korb mit Kartoffeln und zog denselben hervor:

„Mann, können Sie uns ein Feuer anmachen auf dem Herd?“

Er nickte wiederum stumm und ging sogleich, als verstände sich unser Befehlen ganz von selbst, an die Verrichtung.

„So, nun das Feuer brennt, schälen Sie uns auch eine Schüssel voll Kartoffeln!“

Wir hatten unsre Ärmel zurückgeschoben, unsre Kleider etwas geschürzt, wir holten Schüsseln herunter vom Sims, schöpften Wasser und berieten uns, ob wir das Salz gleich hinein thun sollten oder erst später.

Es war ein helles Vergnügen! Die Augen der Frau Professor ruhten in dessen einige Zeit sinnend auf dem Speck — plötzlich hatte sie einen herrlichen Einfall: „Wo ist der Hühnerstall?“ fragte sie — „wir brauchen Eier!“

Der Mann stand auf, legte die Kartoffeln weg: „Ich will doch lieber selber gehen“, meinte er — und kam kurz darauf mit einem Körbchen voll der schönsten Eier zurück.

Ich hatte einstweilen ein rotgewürfeltes Tischtuch, Teller, Besteck und Gläser gefunden und ging in die Wirtsstube, den Tisch zu decken, verhielt mich stumm gegen alles Fragen der Herren und freute mich nur über die Klagen von unmäßigem Hunger, im Angedenken eines gewissen Sprichwortes vom besten Koch. Als ich wieder in die Küche kam — wer beschreibt mein Erstaunen über die Fortschritte unseres Speisezettels. Welche Zauberkünste meine liebenswürdige Nebenköchin aufgewandt hatte, um das Herz unseres dienstbaren Küchengeistes zu erweichen, weiß ich nicht — jedenfalls stand er gerade vor ihr mit einem großen Topf, in den sie überrascht und doch mit etwas unheimlichem Ausdruck hinein

blickte mit vorgebeugtem Kopf, daß die helle Mittagssonne, die durchs Küchenfenster schräg hereinfliel, gar lustig über ihr Blondhaar spielte, und als auch ich neugierig hinzu eilte, wuselte und frabbelte es in dem Topf von einer schwarzen, feuchten, bewegten Masse, und — „Krebse!“ riefen wir uns freudig einander zu. —

Die Frage war nur, wie diese noch lebende Delikatesse anfassen, aber unser alter Mann wußte damit umzugehen — und kurzum, unsere Herren bekamen ein Mittagessen, das sie sich nicht geträumt hatten und das sie noch lange nachher als ein unvergeßliches rühmten. Wir beiden Damen aber waren nicht nur Köchinnen, auch Aufwärterinnen und Teilnehmerinnen dabei, und nichts fehlte, nicht ein leidlicher Elsäßer Wein — und selbst nicht das Dessert, in Gestalt von etwas eingetrockneten Rosinen und Mandeln, die wir aus einer alten, blauen Düte aufschütteten und unter denen sich sogar auch ein „Bielliebchen“ fand, das auf Geben und Nehmen mit Dr. Scheffel geteilt werden konnte. Nach Tisch stellten wir selbst die Rechnung auf, und als wir uns von unserm freundlich dankenden alten Helfer verabschiedeten mit dem Auftrag: „Grüßt auch die Frau, wenn sie heimkommt“, entließ er uns mit denselben Worten, mit denen er uns empfangen: „Si'isch noch immer im Heu!“

Wohl befriedigt und ausgeruht wanderten wir gemächlich das Thal des Schwarzbachs weiter hinauf nach Dembach, wo wir uns einen Führer auf Schloß Hohenfels nahmen, das hoch auf den bewaldeten Höhen liegt, welche das Jägerthal vom Falkensteiner Thale trennen. Der herrlichste Buchwald umgab uns hier, uralte, mächtige Waldriesen und der jüngere Nachwuchs, auch schon mannsdicke Stämme. Der Führer war ein aufgeweckter Bursch in blauer Bluse, er trug unsre Regenmäntel und Plaids und gab schlagfertig Antwort, wenn die Herren Volksgesinnung aus ihm erforschen wollten. Als wir unsere Freude an dem fast urwaldähnlichen Forst aussprachen, klagte er über die neuen strengen Verordnungen daß „d' Bure nimme nei in der Wald dürfe wie früher um Streu und Dürholz zu hole — da müßmer e extra „Schi“ derzu habe — des isch nur Schikan!“ „Lieber Freund“, belehrte ihn Scheffel mit versöhnlicher Stimme „das ist um den Wald zu schonen, es wächst dann viel besser, wenn das welke Laub den Boden düngt.“

„D'Bäum sin au no nit dicker geworde, seit d'Brüsse do sin!“ war die wegwerfende Antwort, und Scheffel lachte noch oft über die gute Lehre, die er empfangen: Hüte dich einen Bauern überzeugen zu wollen, was der nicht mit Augen sieht, das glaubt er nicht!

Uns Damen aber kam das neue Waldverbot jedenfalls zu gut — nirgends war das Moos vertreten, und wo die Sonne durchschien, erblühten die Blumen in holder Fülle; wir hatten schon einen großen Strauß, und immer noch kamen mehr Blüten hinzu, daß er kaum mehr zu halten war, und als wir nun oben in den Felsenkammern von Schloß Hohenthal ankamen, legte ich ihn in eine der weiten Fensternischen, darin eine Art Söllerplatz zum Ausruhen war, während sich die andere Gesellschaft auf gut angebrachten Bänken verteilte.

Erst hörten wir wieder etwas Geschichte:

„Seit 1163 war Hohenfels Sitz der Familie Ettendorf, welche das Schloß im 14. Jahrhundert an den Bischof von Straßburg verpfändete, später an die von Lichtenberg verkaufte. Im 15. Jahrhundert starben die von Ettendorf aus. 1542 wurden durch die Grafen von Hanau die von Dürkheim mit Hohenfels belehnt, welche seit 1406 auch das Ettendorfer Lehen Fröschweiler inne hatten. Im Jahre 1676 hatten die von Dürkheim Hohenfels wie auch ihre andern Schlösser gegen die Franzosen zu verteidigen, aber ein Jahr nachher wurden sie ihnen alle zerstört.

„Wer einen Roman schreiben wollte, hätte einen stolzen Namen für die Heldin, auf jenem Grabstein, der in der Kirche zu Neuenhofen im Jahre 1824 ausgegraben wurde“, erzählte Scheffel anknüpfend daran, daß der Name von Dürkheim hier im ganzen Unter-Elsaß so innig verflochten sei mit der Landesgeschichte. „Am Tage nach Weihnachten des Jahres 1624 ist im Alter von 34 Jahren gestorben,“ so steht eingegraben auf dem Stein „Kunigunde Efbrecht von Dürkheim, geborene von Bodichheim und Collenberg,“ und der Stein ist verziert mit gut gemeißelten Wappen beider Familien und außerdem mit Widder, Helm mit gesenktem Visier, Harfe, Hund, Leier und Pflug — was ließe sich aus diesen symbolischen Andeutungen der Gaben einer schönen früh Begrabenen nicht alles heraus träumen? Der Hund ist das Bild der Treue, der Pflug giebt Zeugnis, daß sie auch ihrer Pflicht als Landwirtin obzuliegen verstand, Harfe und Leier aber besagen, sie war des Gesangs und der Reimkunst mächtig — fürwahr ein herrlich Frauenbild!“

Aber auch andere weniger erfreuliche Bilder zeigte uns der Dichter, als wir nun ausgeruht den Gang durch die Ruine unternehmen konnten: Tief in den Felsen eingehauen ist ein schauerlich Verließ, da die Gefangenen von oben hinab gelassen und wohl selten wieder hinaufgezogen wurden!

Es war Zeit, den bis zur Eisenbahnstation Philippsburg noch ziemlich weiten Weg wieder unter die Füße zu nehmen, mein Mann mahnte zum Aufbruch, und ich eilte mit ihm und Kellers voraus, während Scheffel unsern Führer suchte, der sich irgendwo niedergestreckt hatte ins Gras.

Als Dr. Scheffel uns wieder erreicht hatte, hielt er die eine Hand versteckt auf den Rücken.

„Sie haben etwas vergessen, gnädige Frau, oder sollte es eine Gabe an die Burgfee sein? Ich dachte, es würde wohl besser zur Erinnerung mit nach Karlsruhe genommen, und hob es auf!“ — „Meinen Strauß!“ rief ich vergnügt, und er bot ihn mir dar. Aber ihm wurde schlimmer Lohn. „Guten Morgen, Bielliebchen!“ war aller Dank!

Anknüpfend an diesen Blumenstrauß will ich hier zwei kleine Sprüche einflechten, mit welchen der Dichter zwei Jahre früher unsere berühmte Blumenmalerin Frau Professor Alwine Schrödter erfreut hatte, da sie ihn um einige Verse bat in ihr damals zu malendes Kriegsalbum: —

Es war in Erlenbad; von drüben überm Rhein tönte der Kanonendonner unserer kämpfenden Truppen, da trat er zu ihr in die Laube, wo sie gerade malte, einen großen, selbstgepflückten Feldblumenstrauß vor sich auf dem Tisch: „Ach bitte, Herr Doktor“, antwortete sie ihm auf die Worte seiner anerkennenden Bewunderung: „Sie könnten mir einen Spruch machen für dies Blatt — ich habe einen passenden vergeblich überall gesucht!“ Er sagte nicht nein, nicht ja, er verließ stillschweigend die Laube, und ängstlich fürchtete sie schon: er sei geärgert durch die Zumutung und halte sie für unbescheiden. Aber nach einem kurzen Gang durch den Garten kam er wieder, und wie groß war die Freude der Malerin, als er ihr folgende Verse sagte zum Niederschreiben:

Jedwede Blume trägt ein Angesicht
Aus dem der Weltenseele Schönheit spricht,
Geht auch die Welt in Blut und Flammen unter,
Still wirkt der Venz sein göttlich Blütenwunder.

Auch der andere Titelspruch für dieses Kriegsalbum wurde dann von ihm gefertigt:

Stig uf zum Lichte froh und klar
Du tütschen Volk's Adelâr,
Ein brudervolk, ein bruderland,
So wit sich din Gefieder spannt.

Doch zurück zu unsrer Wanderung im Elsaß, über dessen Auen sich nun auch des tütschen Adelâr Gefieder spannt. Wie aber von Süden her auch andere Mächte strebten, ihre Fittiche darüber auszubreiten, ging aus den Erzählungen unseres neuen Landsmanns und Führers hervor. Er war einer von den Frommen und hatte grade kurze Wochen vorher als Augenzeuge eine von den Muttergotteserscheinungen mitgemacht, die damals im Elsaß sehr in Mode waren.

„Selbst habt Ihr's gesehen?“ fragte Scheffel.

„So, ich bin grad neben ihr gestanden.“

„Neben der Mutter Gottes?“ riefen wir alle in gleichem Erstaunen.

„Nei — neben der, die sie gesehen hat — es war e ledigs Fromensch von vierundvierzig Jahre!“ — Und nun erzählte er, wie diese Jungfrau von 44 Jahren, die zwischen ihm und seinem Bruder den Berg hinauf ging, plötzlich ausgerufen habe: soeben sehe sie da drüben die heilige Maria! Es war eine Unmasse Volk auf dem Berg, und immer wanderten noch mehr vom Thale herauf. Als nun die Jungfrau rief: „Soeben sehe ich da drüben die heilige Maria:“ lief alles zusammen und schaute hin, niemand aber als die Begnadigte, welche dann die Erscheinung beschrieb, sah etwas. Unser Führer fragte sie ganz leise? „Wo?“ und sie antwortete: „da drübe bei dem kleinen Tännle!“ Da ging er hin, um sich einen Zweig zu brechen. Daran merkten auch die andern, daß dies der Ort der Erscheinung war, alles stürzte herbei, sich ein Andenken zu holen, und im Nu war das ganze Bäumlein verschwunden.

Nach dieser Erzählung aber kam unser Blusenmann unter ein Kreuzfeuer von Fragen, welche die drei Herren wechselweise an ihn stellten, ohne ihn durch

Unglauben oder Zweifel schein zu machen. Aber es war doch interessant zu erforschen, wie so etwas überhaupt in Szene gesetzt wird.

„Und gesehen habt Ihr also selber gar nichts?“ fragte Scheffel wieder.
 „Nein — aber wie wir an das Tännle gekommen sind, da war ein Wohlgeruch — ich sag' Ihne — ein Geruch, wie ich in meinem ganzen Leben noch nichts gerochen habe.“

Wir Damen sahen uns mit bedeutamen Blicken an und mußten denken: daß, wenn einige hundert bäuerische Wallfahrer beisammen sind, der Wohlgeruch ein eigentümlicher gewesen sein müsse. — Item, es war nicht zu ermitteln, ob es nur Einbildung war, oder ob ein Eingeweihter irgend eine Essenz ausgegossen hatte.

„War die Erscheinung hier auf den Bergen?“

„Nein, im Willerthal nahe bei Schlettstadt.“

„Wie habt Ihr's denn erfahren, daß dort etwas los sein würde?“

„Es waren dort schon zwei Erscheinungen vorher gewesen, und fast das ganze Dorf ist hin!“

„Da hat's wohl der Herr Pfarrer von der Kanzel verkündet.“

„Nein, zwei Kinder in der Kleinkinderschule, die oft schon Visionen gehabt haben.“

„Kinder aus Eurem Dorf!“

„Nein, es waren zwei arme Kinder, die die Schwester einmal vor dem Dorf gefunden hatte und aus Erbarmen mitgenommen.“

„Wo waren denn diese Kinder her?“

„Das weiß niemand; sie standen eben auf einmal vor unserm Dorf, aber sie sind sehr fromm, und ich habe auch schon gesehen, wie sie Visionen gehabt haben.“

„Wie war denn das?“

„Es waren auch viele Leute beisammen und sie haben dageessen wie im Schlaf, und das hat lang gedauert, und dann auf einmal ist die Vision gekommen — da haben sie gesagt: wir sehen etwas.“

Ein Geistlicher hat gefragt: „Was seht ihr denn?“

Die Kinder haben geantwortet: „Wir sehen einen alten Mann, der ist an einen Felsen gekettet und liegt auf Stroh!“

„Wie sieht denn der alte Mann aus,“ hat der Geistliche gefragt, die Kinder haben geantwortet, „er hat weiße Haare und auf dem Kopf ein enganliegendes Käppchen!“

„Natürlich,“ erklärte unser Führer nebenbei: „Natürlich, die Kinder haben ja den Papst nicht gekannt und haben ihn nur auf diese Art beschreiben können! Nach einer kurzen Zeit haben die Kinder noch eine zweite Gestalt gesehn: die heilige Maria, — die haben sie aus Bildern gekannt — die hat den alten Mann vom Felsen los gebunden, dann ist er frei gewesen“ . . .

„Zweck dieser Marien-Erscheinungen im Elsaß, auch wenn Maria nichts spricht“, meinte Scheffel später, als wir die Sache unter uns besprachen, „ist außer

der Bestärkung der Menge im Wunder- und Aberglauben eine stete Beunruhigung und Aufregung. Maria kommt, weil sie sieht, daß nicht alles in Ordnung ist, sie unterhält Hoffnungen, wird sich erst zur Ruhe begeben, wenn Elsaß-Lothringen wieder mit dem allerchristlichsten und katholischsten Frankreich vereinigt sein wird. Jetzt leidet es unter einem keiserlichen Kaiser und seiner Regierung."

Unter solchen Erzählungen des Führers kamen wir an Schloß Falkenstein vorüber, das auch wie die andern auf und in den Fels gebaut ist, wir hielten uns nicht lange auf und schritten weiter hin über die Wiesen des Thals.

Da auf einmal wurden wir durch weiche, melancholische Töne überrascht, und als wir an einem Strauch vorüber bogen, bot sich uns ein gar idyllisches Schäferbild dar. Der junge Hirt saß auf einem Stein am Bach etwas abseits der Herde und blies auf einem langen, zur Flöte geschnittenen Rohr. Uns ergöhte die Ursprünglichkeit des Instruments, und wir blieben stehen, um zu lauschen, denn auch das Murmeln des Wassers machte sich lieblich zur Begleitung.

Aber deswegen hatte der junge Künstler die Nähe des Baches nicht gesucht, auch wurde ihm nicht der Gaumen trocken vom Blasen, sondern das Rohr bedurfte der Anfeuchtung und wurde, so oft es versagte, wieder ein paar Minuten ins Wasser gelegt. Professor Keller kaufte sich diese Wasserflöte und hängte sie später in seinem Atelier auf, als ursprünglichsten Musikinstrument Alt-Europas zwischen Pfeile und Bogen wilder Indianerstämme.

Durch all' diese Aufenthalte erreichten wir grade noch mit knapper Not in Philippsburg den Abgang unseres Bahnzuges nach Niederbrunn.

Dort angekommen — es wollte schon Abend werden — folgte die Gesellschaft noch dem Vorschlage meines Mannes, die nahe Wasenburg zu besuchen. Als in spätern Jahren Scheffel einmal mit seinem Freunde Anton von Werner oben auf dem Hohentwiel erhitzt und ermüdet ankam und sich behaglich niedergelassen hatte, meinte er: „Nur gut, daß Freydorf nicht hier ist, sonst müßten wie heute auch noch auf den Hohenkrähn und auf den Hohen-Stoffeln!“

Aber damals war er selbst noch rüstiger Fußgänger, ihm auch gefiel der Vorschlag, und in kaum einer Stunde auf waldigen Fußwegen und zuletzt steil grade, die Berghalde hinauf immer nur nach der Richtung sehend, kamen wir von allen Seiten uns oben treffend, bei der sehr gut erhaltenen Ruine an. Wölbt sich auch über dem Rittersaal nur der blaue Himmel und haben die Wände keine andre Zier als das rankende Ephen, wir freuten uns des behaglichen Sitzens auf den steinernen Bänken, die eingemauert sind in die weiten Fensternischen des alten Rittersaales. Im romanischen Stil ist er erbaut.

„Aber schon die Römer haben sich hier verschanzt gehabt,“ belehrte unser kundiger Führer wieder, „und irgend an der Wand muß noch eine lateinische Inschrift zu lesen sein!“ Da ging denn alles auf die Suche, und richtig wir fanden sie:

Deo Mercurio attegiam tegulicium compositam Severinus Satullinus ex voto posuit.

„Und dieses Adjectivum „tegulicium“ kommt sonst nirgends vor, man kennt es nur aus dieser Inschrift!“

Aber wissenschaftlichen Studien gaben wir uns nicht allzulange hin — ein ander Schauspiel zog uns übermächtig an: wir waren gerade recht angekommen, um über den lothringischen Bergen die Sonne untergehen zu sehen, während südöstlich der Mond schon lange über uns stand und nur das Erlöschen der Abendgluten abwartete, um seinen silberweichen Glanz über die Erde zu senden. Es war ein schöner Abschluß unserer Pfingsttour, und auch wir wollen sie hier beschließen, denn die Eisenbahnrückfahrt nach Karlsruhe brachte uns zwar noch manche Unterhaltung, aber nicht viel Erzählenswertes mehr.

In den Wiederbeginn der Alltagspflichten nur klang noch einmal eine Erinnerung an die lustige Fahrt, als ich durch ein Bildchen überrascht wurde, — die Photographie der Zeichnung Professor Kellers vom Wasgenstein, darüber Scheffel geschrieben hatte — „Ich denke daran!“ und worunter stand:

Pfingstfahrt 1874.

D sonnig goldne Pracht der Buchen,
Da uns der Wasgauwald umging,
D sonnig goldner Pfannenkuchen
Da unser Weg vom Winstein ging.



Die Naturwissenschaften und deren Einfluß auf die Fortschritte der Humanität.

Von

H. Schlegeler.

Der Mensch ist nach dem Ausspruche des Aristoteles ein „ζῷον πολιτικόν“ (ein geselliges Tier), aber er gehört, um im Sinne der Naturwissenschaft zu sprechen, zu den Herdentieren. Unter dieser Bezeichnung verstehen wir alle diejenigen Gattungen von Geschöpfen, die im Gegensatz zu denen, welche einzeln oder paarweise leben, sich in irgend einer Form vereinigen, zu dem Zwecke, mit gemeinsamen Kräften den Kampf ums Dasein auszufechten. Es ist einleuchtend, daß in einer solchen Gemeinschaft eine schrankenlose Individualität nicht Platz greifen darf; will der einzelne die Vorteile genießen, die aus dem Zusammenleben resultieren, so muß er auch im Interesse der Gesamtheit unter Umständen seine persönlichen Neigungen und Liebhabereien zu unterdrücken vermögen, ja noch mehr, es werden Arbeitsleistungen von ihm gefordert, die, für ihn selbst ohne unmittelbaren Nutzen, einzig und allein jener zu gute kommen. Dieses Prinzip ist bei allen Herdentieren das gleiche, wenn es auch praktisch in der verschiedensten Weise sich geltend macht. Es findet sich daher selbstverständlich auch beim Menschen, und wir können die Summe aller der Pflichten, die sich für uns eben aus der Zugehörigkeit zur

menschlichen Gesellschaft ergeben, im weitesten Sinne mit dem Worte „Humanität“ zusammenfassen. Indessen hat es der Sprachgebrauch mit sich gebracht, daß wir diesen Begriff enger begrenzen müssen. Auf einer je höheren Stufe der geistigen Entwicklung die Menschen stehen, desto strengere Anforderungen werden an den einzelnen bezüglich seines Verhaltens den Mitmenschen gegenüber gestellt, und man geht so weit, daß man die Befolgung der allgemein gültigen Sittenlehre als durchaus selbstverständlich betrachtet und demgemäß unter Humanität nur die Bethätigung der idealsten Gesinnung versteht, welche sich weit über das von jener Gebotene hinauszugehen gedrungen fühlt. Es handelt sich demnach im allgemeinen nicht um ein kodifiziertes Gesetz; doch hat allerdings zum Teil der moderne Staat, namentlich in der jüngsten Zeit, versucht, diese Anschauungen sich zu eigen zu machen und sie in seiner Gesetzgebung zum Ausdruck zu bringen. Die Humanität in diesem Sinne ist naturgemäß nichts Unwandelbares, sie ist wie alle menschlichen Dinge einer Entwicklung fähig und eben so sehr abhängig von Zeit und Raum und äußeren Verhältnissen wie von den geistigen Strömungen, welche grade an der Tagesordnung sind. So kann es denn nicht Wunder nehmen, daß Philosophie und Religion sich von jeher um das Verdienst gestritten haben, die Quelle aller humanen Bestrebungen zu sein, ja die letztere nimmt heute noch geradezu das Monopol in dieser Beziehung für sich in Anspruch und stellt andere Richtungen sogar als mehr oder minder feindlich der Humanität gegenüber hin. In hervorragendem Maße trifft ein solcher Vorwurf die Naturwissenschaften, deren materialistischer Zug nach ihrer Behauptung alles Gute und Edle zu vernichten drohen soll. Sicherlich nehmen dieselben, wie zu allen Verhältnissen des Lebens, so auch zur Humanität Stellung, und es soll im folgenden unsere Aufgabe sein, ihren Einfluß auf die Fortschritte derselben einer näheren Prüfung zu unterziehen.

Es wäre thöricht, bestreiten zu wollen, daß die Religion überhaupt äußerst wertvolle Bausteine zu dem gewaltigen Dome der Humanität beigetragen hat, welchen die besten und edelsten Geister zu allen Zeiten zu errichten bestrebt waren. Aber ebenso wahr ist es, daß der einseitige Konfessionalismus nur zu häufig zu Anschauungen und infolge dessen zu Thaten ausgeartet ist, die dem hohen Ideal der Menschlichkeit diametral entgegengesetzt sind. Gerade die Geschichte der letzten Jahre liefert für eine solche Beschuldigung mehr als hinreichende Beweise: sind doch die Gegensätze unter den einzelnen Bekenntnissen so schroff wie nur je wieder hervorgetreten, hat doch der heftige Kampf unter ihnen eine Unsumme von Haß gezeitigt. Ein Blick auf das Prinzip der Religion wird uns diese von jeder Humanität weit entfernten Erscheinungen erklären. Es liegt im innersten Wesen einer Glaubensgemeinschaft begründet, daß sie bewußt oder unbewußt unduldsam im schärfsten Sinne des Wortes sein muß. Jede von ihnen will im Besitze der absoluten Wahrheit sein, jede will, einzig und allein von dieser ausgehend, die Pflichten des Menschen zum Menschen regeln, kann es da anders kommen, als daß sich Streitpunkte in Hülle und Fülle ergeben? Nun pflegen ja meist Differenzen auf dem Gebiete der Wissenschaft für ihre Entwicklung nur segensreich zu wirken, im Austausch und im Kampf der Meinungen

bricht sich schließlich das Wahre Bahn, bei einem theologischen System aber führt dieselbe Ursache zu einer entgegengesetzten Wirkung. Keine der streitenden Parteien kann nur die Möglichkeit des Irrtums zugeben, sonst würde sie sich ja den Boden unter den Füßen wegziehen, also bleibt nur eins übrig, den Gegner in einen Feind umzuwandeln, der aus bösem Willen sich der richtigen Erkenntnis verschließt, und danach wird er eben behandelt, je nachdem man die Macht dazu hat. Ganz anders der Standpunkt der so viel verlästerten naturwissenschaftlichen Anschauung! Vor allen Dingen fällt bei ihr der Begriff des Dogmas überhaupt fort. Auch die glänzendste Theorie, die alles noch so befriedigend zu erklären scheint, ist es gestattet, ohne weiteres umzuwerfen, wenn man nur gewichtige Gründe gegen sie ins Feld führt; ja darin beruht eben ihre Stärke, daß sie nicht dem Dogma zu Liebe die Thatsachen bestimmt, sondern umgekehrt auf Grund dieser die Hypothese aufbaut. Daher ist der Begriff der Intoleranz der Naturwissenschaft als solcher ein durchaus fremder, ihre Jünger wissen nur zu gut, daß die absolute Wahrheit bisher noch von niemand gefunden ist, und es ist ihnen unmöglich, einen Andersdenkenden herabzusetzen oder gar zu glauben, daß man ihm gegenüber weniger Pflichten zu erfüllen habe als dem Gleichgesinnten. —

Wie uns die jüngste Zeit eine hochgradige Verschärfung und Verbitterung der konfessionellen Kämpfe brachte, so hat sie nicht minder das Verhältnis der einzelnen Völker unter einander aufs feindseligste umgestaltet. Gewiß wäre es verkehrt, der alten Weltanschauung für diese jeder wahren Humanität durchaus fremde Thatsache alle Schuld aufzubürden, aber zu verhindern vermochte sie das Anwachsen des Rassenhasses nicht, ja sie nährt ihn noch in manchen Fällen, dann nämlich, wenn religiöse und nationale Gegensätze mit einander verquickt werden. Wie stellt sich nun die naturwissenschaftliche Lehre zu dieser Frage? Es ist sicher über jeden Zweifel erhaben, daß die Natur, welche kein einziges Individuum dem anderen gleich schuf, noch weniger eine Gleichheit unter den einzelnen Rassen herbeizuführen die Absicht hatte. Aber so wenig uns die individuelle Verschiedenheit berechtigen kann, gegen irgend jemand von den Verpflichtungen abzuweichen, die wir ihm als Glied der menschlichen Gesellschaft schulden, so wenig ist ein natürlicher Grund vorhanden, daß eine Nation gegen die andere mit rücksichtslosem Hasse vorgeht. Noch nicht einmal einer Überhebung, so erklärlich sie unter Umständen, zumal nach großen Erfolgen, ist, können wir die wissenschaftliche Begründung zuerkennen. Wie es in Wirklichkeit keinen Menschen giebt, der bezüglich seiner körperlichen und geistigen Funktionen als durchaus vollkommen erscheint, sondern wie wir einen solchen in idealer Weise konstruieren aus der Betrachtung der Vorzüge von Tausenden und aber Tausenden von Einzelindividuen, so wenig ist man in der Lage, einer einzigen Völkerschaft die Palme zuzusprechen im Vergleiche zu den übrigen, ja selbst auf die ganz- oder halbwilden Stämme haben wir keine Ursache mit Verachtung herabzublicken; denn nach dem Gesetze der Entwicklung können und werden sie uns eben so gut im Laufe der Jahrtausende gleich kommen oder gar überflügeln, wie wir einst Nationen, die unendlich hoch über uns standen, in den Schatten gestellt haben. Höchstens können wir, analog

dem Vorgange, daß wir auf dem Wege der Abstraktion, wie eben erwähnt, zur Vorstellung eines idealen Menschen gelangten, auf dieselbe Weise eine ideale Rasse uns denken, diese aber würde, vollständig jenen entsprechend, sich aus den besten Eigenschaften, die in jeder einzelnen verkörpert sind, zusammensetzen. Ins Praktische übersetzt heißt das nichts Anderes, als eine innige Vermischung der einzelnen Völker unter einander anstreben, oder mit anderen Worten: Wir übertragen die vortrefflichen Erfahrungen, die man bei Tieren mit Kreuzung der Rassen gemacht hat, auf das Menschengeschlecht, und die Anthropologie lehrt zur Genüge, daß dasselbe da, wo eine solche stattgefunden hat, in seiner Beschaffenheit wahrlich nicht zu Schaden gekommen ist. Wir scheuen uns also durchaus nicht, ohne weiteres zuzugeben, daß die Naturwissenschaften, weit entfernt, den „Rassen- und Massenhaß“ zu züchten, in letzter Instanz für eine internationale Verbrüderung einstehen, selbstverständlich nicht in dem Sinne eiteler, politischer Träumer, sondern im Geiste echter, edelster Humanität. Wenn dieses Ziel dem so nachdrücklich gepredigten Prinzipie des „Kampfes ums Dasein“ zu widersprechen scheint, so ist dieser Einwurf leicht zu widerlegen. Gehört der Mensch einmal zu den Herdentieren, so ist doch kein vernünftiger Grund nachweisbar, warum er sich nicht zu einer einzigen, großen Vereinigung zusammenscharen soll, die ihre gewaltige Kraft im Kriege mit den ihm feindlichen Elementen, deren Zahl und Macht nur zu groß ist, zu erproben bestimmt ist. Will man dies nicht zugeben, sondern eine Gemeinschaft nur bis zur Grenze der Volksangehörigkeit zulassen, so ist es wahrlich nicht einzusehen, warum man gerade hier Halt machen, warum nicht die einzelnen Stämme desselben Volkes sich zusammenthun sollen, um sich im gegenseitigen Kampfe, wie das thatsächlich geschehen ist, zu zerfleischen, denn an Gegensätzen fehlt es unter ihnen gewiß auch nicht. Selbstverständlich sind wir uns wohl bewußt, daß die nationalen Differenzen durch diese Auseinandersetzung nicht so ohne weiteres aus der Welt geschafft werden, sie sind thatsächlich vorhanden und müssen in irgend einer Weise ausgeglichen werden. Daß dieses jedoch nur mit „Eisen und Blut“ geschehen könne, müssen wir vom naturwissenschaftlichen Standpunkte aus aufs energischste bestreiten, wir müssen vielmehr darauf bestehen, daß unter Kulturvölkern wenigstens der „Kampf ums Dasein“ so gut mit friedlichen Waffen auszufechten ist, wie dies jeder Rechtsstaat längst für die Konkurrenz der einzelnen Staatsbürger unter einander anerkannt hat.

Haben wir in den beiden bisher besprochenen Punkten, wie wir glauben, den Nachweis geliefert, daß die Naturwissenschaften dem großen Werke der Humanität entschieden förderlich sind, so liegt es uns doch fern, ihnen in dieser Hinsicht allein das Verdienst zuzuschreiben, wir wissen vielmehr sehr wohl, daß schon früher die edelsten Männer, auch wenn sie einer ganz anderen Geistesrichtung huldigten, für diese Ideen eingetreten sind. Dagegen gebührt der naturwissenschaftlichen Anschauung voll und ganz der Ruhm, in anderer Beziehung wahrhaft befruchtend auf die Humanität eingewirkt und in origineller Weise eine neue Bahn eingeschlagen zu haben. Gehen wir wieder einmal von dem Begriffe

des Herdentieres aus, so ist es nach dem vorher Gesagten klar, daß die von demselben gebildete Gemeinschaft nur dann lebensfähig ist, wenn jedes einzelne Glied sich genau den Regeln oder Gesetzen fügt, auf welchen sie beruht, eine Verletzung dieser kann unmöglich geduldet werden, soll sie nicht in Gefahr kommen, vollständig zusammenzubrechen. Die Gesellschaft hat daher unbestritten im Interesse der Selbsterhaltung nicht nur das Recht, sondern sogar die Pflicht, eine jede Übertretung, die wir beim Menschen als Verbrechen und Vergehen bezeichnen, mit allen Mitteln zu verhindern und da, wo sie geschehen, den Übelthäter auf irgend eine Weise unschädlich zu machen. Soweit stimmen wir vollkommen mit der religiösen Weltbetrachtung überein, unsere Wege trennen sich indessen, sobald es sich darum handelt, die Ursachen des Abweichens von der vorgeschriebenen Bahn aufzudecken und demgemäß das mit den Verbrechen einzuschlagende Verfahren zu ordnen. Die Religion sieht in der Nichtachtung der moralischen Gebote und Verbote eine Sünde, d. h. sie betrachtet dieselbe als das bewußte Zuwiderhandeln gegen Recht und Gesetz, sie gelangt daher mit logischer Konsequenz zum Begriff der Strafe, indem sie den Sünder in leiblicher und geistiger Weise angreift, dadurch, daß sie ihn in seinem körperlichen Wohlergehen schädigt und ihm zugleich mit ewiger Pein droht. Eine andere Auffassung hat die Naturwissenschaft: Davon ausgehend, daß jedes Herdentier, seinem natürlichen Triebe folgend, im eigensten Interesse fest zur Gemeinschaft halten muß, kann sie in dem Verbrechen nur ein Abweichen von der Norm, ein pathologisches Symptom, erblicken und behandelt diesem Gesichtspunkte gemäß den Verbrecher als einen Kranken. Es ist praktisch gleichgültig, ob man denjenigen Recht geben will, welche bei jedem einzelnen derartigen Individuum eine krankhafte Veränderung des Gehirns annehmen, oder ob man in der Übelthat den Ausfluß einer sozialen Erkrankung sehen will, vielleicht liegt die Wahrheit, wie so oft, in der Mitte, und wir müssen weitere Forschungen abwarten, die alle Unklarheit aufheben werden. Jedenfalls aber sind alle humanen Bestrebungen, das Verbrechen zu verhüten und den Verbrecher wo möglich als würdiges Glied der menschlichen Gesellschaft zurückzugeben, in letzter Instanz auf den Einfluß der Naturwissenschaften zurückzuführen, wie sie denn auch zeitlich in der Blüteperiode derselben mit voller Kraft aufgetreten sind. Erfreulicher Weise greifen sie immer mehr um sich, und auch die herrschenden Kreise haben sich ihnen nicht gänzlich verschließen können. Allerdings läßt der Strafvollzug noch vieles zu wünschen übrig, indessen ist die Hoffnung nicht unbegründet, daß man in absehbarer Zeit den Resultaten der Wissenschaft in dieser Beziehung allmählich ganz und gar gerecht werden wird. —

Im Vorhergehenden handelte es sich mehr um prinzipielle Fragen, die im allgemeinen einstweilen nur unter den gebildeten Klassen zur Erörterung gelangen können, während es naturgemäß noch Generationen hindurch währen wird, ehe diese Anschauungen und die praktischen Schlußfolgerungen, die daraus gezogen werden müssen, den breiten Schichten des Volkes in Fleisch und Blut übergegangen sein werden. Indessen dürfen sich die Naturwissenschaften ohne Überhebung in Wahrheit das Zeugnis ausstellen, daß sie wacker mit ihren Gegnern an der Fort-

entwicklung bereits bestehender humanitärer Einrichtungen gearbeitet haben, ja dieselben müssen, wenn sie ehrlich sein wollen, gestehen, daß diese jenen einen ebenso neuen als unerwarteten Aufschwung zu verdanken haben. Ohne dem Christentum im geringsten den unsterblichen Ruhm schmälern zu wollen, den es sich in der Fürsorge für Erkrankte erworben hat, muß man doch unbedingt zugeben, daß, wenn die Krankenpflege von heute unendlich viel rationeller vorgeht und dadurch ebenso unendlich viel mehr leistet als z. B. vor nur fünfzig Jahren, dies einzig und allein auf Rechnung der mit den Naturwissenschaften zu einem untrennbaren Ganzen verknüpften Medizin kommt. Greifen wir in dieser Beziehung nur einen Punkt heraus, der insofern besonders charakteristisch ist, als er zeigt, daß die richtige Erkenntnis einer Sache auch zu menschlicherem Verfahren führt! Wie gräßlich war noch zu Anfang dieses Jahrhunderts das Los jener Unglücklichen, deren Geist unnachtet war! Von rohen, unwissenden Menschen auf's erbarmungsloseste mißhandelt, waren sie bei weitem schlimmer daran als der Zuchthäusler, der wegen gemeiner Missethaten im Kerker schmachtete. Erst die neuere Psychiatrie, welche lehrte, daß Irrsinn ebenso durch ein Leiden des Gehirns bedingt ist wie die übrigen Krankheiten durch die pathologische Veränderung eines oder mehrerer anderer Organe, verschaffte diesen Ärmsten der Armen das Recht auf menschenwürdige Behandlung und auf das Mitleid, welches ihnen im höchsten Maße gebührt. —

Die schönste Frucht indessen am Baume der Humanität pflückte die Naturwissenschaft durch ihr jüngstes, und wir dürfen hinzufügen, ihr liebstes Kind, die öffentliche Gesundheitspflege. Wohl kein Zweig menschlichen Wissens verfolgt so ideale Ziele wie sie, denn kann es ein höheres Streben geben als das, die Menschheit von ihren unerbittlichsten und fürchterlichsten Feinden, vor Krankheit und Not in jeglicher Gestalt mit allen ihren Folgen in sittlicher und materieller Beziehung, zu schützen? So kam es denn, daß die Hygiene sich in verhältnismäßig kurzer Zeit die Anerkennung im öffentlichen Leben errungen hat, daß sie ein beachtenswerter Faktor im Staate geworden ist, und daß auch nicht naturwissenschaftlich gebildete Männer sich bereitwillig in ihren Dienst stellten und nach ihrem Vermögen mitzuarbeiten sich bestrebten. Heute schon hat die moderne Gesetzgebung, wenigstens im Prinzip, die berechtigten Forderungen dieser Wissenschaft anerkannt, und es ist nur eine Frage der Zeit und — last not least — des Geldbeutels, daß man sie vollständig zu erfüllen versuchen wird. Immerhin ist in dieser Beziehung schon vieles und gutes geleistet, und besonders die großen Stadtgemeinden haben sich das höchste Verdienst erworben. Ganz gewiß wird durch hygienische Einrichtungen und Verordnungen nicht nur die materielle Wohlfahrt eines Volkes gehoben, sondern seine edelsten Gefühle, die Liebe zum Vaterlande, die Aufopferung und willige Pflichterfüllung der Gesamtheit gegenüber, erstarken, wenn jeder einzelne von dem Bewußtsein durchdrungen ist, daß er durch die Zugehörigkeit zur menschlichen Gesellschaft in seinen wertvollsten Gütern, in Leben und Gesundheit, geschützt wird. Nicht minder muß das allgemeine Rechtsbewußtsein an innerer Kraft gewinnen dadurch, daß man sieht, wie es noch

Wege giebt, denjenigen, der sich durch Fälschung der zum Dasein notwendigen Lebens- und Genußmittel an jenen Gütern versündigt, zu überführen und an weiterem Schaden zu verhindern; wird doch der gesunde Sinn des gemeinen Mannes einen solchen Menschen gewiß nicht höher achten als den Dieb oder den Betrüger, der schließlich nicht so vieles und so schweres Unheil anzurichten vermag. Endlich wird der soziale Krieg viel von seiner Verbitterung verlieren, wenn der so schwer gedrückte vierte Stand nach Kräften vor jedweder Schädlichkeit bewahrt wird durch Einrichtungen, welche die moderne Technik im innigen Bunde mit Mathematik und Physik, Chemie und Medizin in wahrhaft genialer Weise geschaffen hat.

Im engsten Zusammenhang mit der Hygiene steht das Armenwesen, welches nunmehr in allen zivilisierten Ländern von staatlichen Organen geleitet wird. Daß auch auf diesem Gebiete die Naturwissenschaft ihren Einfluß geltend gemacht hat, davon giebt die Thatsache Zeugnis, daß keine Armenverwaltung auf die Mitwirkung eines Arztes zu verzichten in der Lage ist. In der That ist dieser Stand in erster Linie dazu berufen, Not und Elend zu lindern, und wo wäre ihm mehr Gelegenheit dazu geboten als bei dieser Klasse von Menschen? Allein seine Thätigkeit beschränkt sich bei ihr nicht etwa darauf, in unmittelbarer Weise seinen Beruf auszuüben, sondern er hat noch höhere Aufgaben. Diese bestehen insbesondere darin, das heranwachsende Geschlecht und zumal jene Enterbten, welche durch den Makel ihrer Geburt in hohem Maße dem Verderben preisgegeben sind, vor Gefahren zu bewahren. Gewiß eine herrliche Arbeit, die ihm niemand, auch wenn er vom besten Willen beseelt ist, abnehmen kann! —

Wir stehen am Schlusse unserer Betrachtung: Hoffentlich ist uns der Beweis gelungen, daß die Naturwissenschaften zur Förderung der Humanität soviel wie nur irgend eine Geistesrichtung beigetragen haben. Je mehr sie im Dienste der Menschheit leisten, desto voller muß ihnen mit der Zeit die Anerkennung zu teil werden, die ihnen mit Fug und Recht gebührt.



finanzielle Kriegsbereitschaft im Frieden.

Von

Georg von Mayr,

Unterstaatssekretär z. D.

(Schluß.)

Wenden wir uns zunächst zu den Vorbereitungen für die eventuelle Ausschreibung einer Zwangsanleihe. Manchen Leser mag es vielleicht unangenehm berühren, daß man von einer solchen Möglichkeit überhaupt spricht. Aber besser ist es, auch den schlimmsten Fall rechtzeitig ins Auge zu fassen, als von dessen Eintritt sich unvorbereitet überraschen zu lassen. Übrigens ist es bei näherem Zu-

schen doch nicht gar so erschrecklich, dem Vermögens- und insbesondere dem Geldbesitzer die beliebige Verfügung über sein Vermögen auf Zeit gegen Entgelt zu entziehen. Ein ganz ähnlicher Vorgang ist in der Kriegsleistungs-Gesetzgebung enthalten, wenn diese die Besitzer von Schiffen und Fahrzeugen zur Überlassung derselben für militärische Benützung zwingt. In weiterem Sinn könnte man auch sagen, daß es im Kriegsfall für die Zwecke der Vaterlandsverteidigung nicht minder wichtig sei, das Geld der Geldbesitzer wie die Pferde der Pferdebesitzer zur Verfügung zu haben. Geschieht die Enteignung der Pferde mittelst sofortiger Barzahlung, so ist dies bei der Enteignung von Geld nach der Natur der Sache ausgeschlossen; hier tritt mit Notwendigkeit Verzinsung und spätere Rückzahlung an Stelle der Barvergütung. Es geschieht übrigens dann nur dasselbe, was bei den Kriegsleistungen der Gemeinden und Lieferungsverbände eintritt, welche mit Geldaufwand Verpflegung, Fourage u. s. w. zu liefern haben und nicht sofortige Barvergütung erhalten, sondern nur Verzinsung und spätere Rückzahlung. Freilich ist Geld ein der einzelnen Hand weit rascher und leichter entschlüpfender Gegenstand als Pferde oder Schiffe. Auch ist es wohl begreiflich, daß die Kriegsleistungs-Gesetzgebung, welche in erster Linie mit einzelnen technischen Bedürfnissen des in Aktion befindlichen Heeres sich beschäftigt, nur Naturallieferungen, aber keine Geldlieferungen kennt. Für die Bereitstellung der allgemeinen Kriegsmittel seitens der zentralen Reichsverwaltung aber tritt die Wichtigkeit fortlaufender reichlicher Geldlieferungen an und für die Armee in den Vordergrund, und es sollte demgemäß für den äußersten Fall der Unzulänglichkeit freiwilliger Anleihen die Zwangsanleihe in Aussicht genommen und schon in Friedenszeiten gesetzlich organisiert werden.

Die Zwangsanleihe im eigenen Lande hat eine gewisse äußere Verwandtschaft mit der Kriegskontribution in fremdem Lande, jedoch mit dem großen Unterschiede, daß der Fordernde hier nicht als befehlender Feind nach Kriegsrecht, sondern als befehlender, die Verzinsung und eventuell Rückzahlung des Geforderten zusichernder Freund auf Grund staatsrechtlicher Befugnis auftritt. Man könnte auch daran denken, den Weg einzuschlagen, welcher bei feindlichen Kontributionen die Regel bildet, d. h. auf eine Ermittlung der Leistungsfähigkeit der Einzelwirtschaften zu verzichten, dieselbe nur summarisch nach Kommunalverbänden zu bestimmen, diese zur Gewährung der Darlehen zu verpflichten und ihnen die weitere Umlegung zu überlassen. Einigen Anhalt für solches Vorgehen hätte man in der Kriegsleistungs-Gesetzgebung, welche da, wo sie thatsächlich vereinzelt Zwangsanlehen schafft, die Gemeinden und Lieferungsverbände zu Gläubigern beruft. Gleichwohl erscheint dieses Verfahren für die allgemeine, gleichmäßige Beschaffung großer Geldsummen im ganzen Lande nicht zweckmäßig. Die Staatsgewalt würde damit eine Aufgabe, die Ausschreibung des Zwangsanlehens nach der Leistungsfähigkeit der Einzelwirtschaften, mit einer gewissen Vogelstraußpolitik den Kommunalverbänden überweisen, welche nicht in der Lage wären, dieselbe gleichartig und in gerechter Weise zu lösen. Auch wäre ohne vorgängige Ermittlung der innerhalb der Kommunalverbände bestehenden Leistungsfähigkeit eine gerechte summarische Kontingentierung des Anlehens nach diesen Verbänden überhaupt nicht möglich.

Deshalb fällt der Staatsgewalt, beziehungsweise der Reichsgewalt die Aufgabe zu, in Friedenszeiten diese Leistungsfähigkeit der Einzelwirtschaften zu bestimmen und die bezüglichen Kataster auf dem Laufenden zu erhalten. In die Einzelheiten eines diese Angelegenheit ordnenden Spezialgesetzes einzugehen, würde in den Rahmen dieser Blätter wenig passen. Nur einige allgemeine Bemerkungen mögen darum noch am Platze sein. Bei dem Zwangsanlehen handelt es sich nicht um definitive Wegnahme von Geld für Staatszwecke wie bei der Steuer, sondern nur um zeitliche Beanspruchung von Vermögensnutzungen gegen Entgelt. Es kann deshalb nicht die Forderung erhoben werden, daß ein Zwangsanlehen gleichmäßig auf alle Einzelwirtschaften nach Maßgabe ihres Einkommens oder Vermögens zu verteilen sei. Es kommt vielmehr nur darauf an, jene Einzelwirtschaften herauszugreifen, welche für solche Darlehensgewährung leistungsfähig erscheinen, und dann nach dem Maße ihrer besonderen Leistungsfähigkeit ihre Verpflichtungen zu bestimmen. Der Typus des Leistungsfähigen ist der sogenannte „Kapitalist“, für welchen eine gesetzliche Begriffsbezeichnung zu finden wäre. Dem Grundbesitz als solchem wie der Lohnarbeit aller Art wohnt eine Leistungsfähigkeit im vorliegenden Sinne nicht inne. Dagegen werden in das Kataster der zur Anleiheentnahme Verpflichteten alle physischen und insbesondere auch alle moralischen Personen einzutragen sein, deren Besitz an mobilem Vermögen eine Bürgschaft für die Durchführbarkeit des Zwangsanlehens bildet. Selbstverständlich erwächst nicht aus dem thatsächlichen Besitz gerade von Geldsummen die Verpflichtung, Staatsgläubiger zu werden, denn solchen Besitzes vermöchte jeder leicht sich zu entäußern; maßgebend ist vielmehr die auf den mobilen Besitz begründete Voraussetzung, daß im Bedürfnisfall seitens der Verpflichteten die Geldbeschaffung sicher erfolgen könne. Es müßten für die unteren Kommunalverbände Kommissionen von Vertrauensmännern geschaffen werden, welche die in Betracht kommenden Einzelwirtschaften zu bestimmen und deren Leistungsfähigkeit festzustellen hätten. Revisions-Kommissionen für größere Verbände hätten für möglichst gleichartige Durchführung des Gesetzes zu sorgen, und außerdem wäre das Verfahren für den Fall der Reklamation der Beteiligten zu regeln. Eine technische Unterfrage wäre es weiter, ob die Verpflichtung für jede in Betracht kommende Einzelwirtschaft in festen Summen auszusprechen oder ob nur eine Klassenabstufung für die Verpflichtung in der Art zu bestimmen wäre, daß für die höheren Klassen das Vielfache der einfachen Verpflichtung der untersten Klassen festgestellt würde. Die Aufstellung solcher Kriegsanlehens-Kataster würde einigermaßen durch die Kataster und Rollen der Landesbesteuerung erleichtert, wenn auch eine unmittelbare formelle Bewertung dieses Materials sowohl wegen seiner Ungleichmäßigkeit in den einzelnen Staaten als namentlich wegen der eigenartigen Leistungsfähigkeit, die gerade hier ermittelt werden soll, nicht möglich wäre. Zur Aufstellung der Kataster würden die Organe der Landesverwaltung berufen sein; doch sollte den Organen der Reichsverwaltung eine Einwirkung mindestens in dem Maße wie auf dem Gebiete der Zollverwaltung eingeräumt werden. An der einmal katastermäßig festgestellten Verpflichtung wäre im Ernstfall streng festzuhalten, und es müßte die Geldleistung

der Verpflichteten, wenn sie nicht in vorgeschriebener Weise erfolgt, zwangsweise beigetrieben werden.

Die Einführung solcher Kriegsanlehens-Kataster würde allerdings für die Verwaltung eine neue Last und für die Staatsbürger eine Unbequemlichkeit sein. Vor den Steuerkatastern aber hätten dieselben immerhin den Vorzug, daß die darin festgestellten Verpflichtungen nicht ohne weiteres und jährlich zur Verwirklichung kämen, sondern nur in einem hoffentlich fern liegenden Ausnahmefall. Es ist deshalb anzunehmen, daß bei dem eigentlichen Geschäftsmann die Neigung, seine Leistungsfähigkeit gering erscheinen zu lassen, nicht gar zu sehr zum Durchbruch kommen würde, zumal doch gerade geschäftliche Erwägungen mancher Art dafür sprechen, zur Friedenszeit in den Katastern nicht mit zu geringer Leistungsfähigkeit verzeichnet zu sein, möge nun die Gesetzgebung diesen Katastern den Charakter der Öffentlichkeit ausdrücklich beilegen oder nicht. Als selbstverständlich wäre die moralische, zugleich im finanzpolitischen Interesse gelegene Verpflichtung der Reichsverwaltung voranzusetzen, bei der Bestimmung des Zinsfußes der Zwangsanleihe den allgemeinen, im Kriegsfall den Leihzins bestimmenden Verhältnissen Rechnung zu tragen. Würden auch im Vollzug manche Schwierigkeiten und Härten sich ergeben, eine solche organische Fürsorge für die Beschaffung von Kriegsanlehen im eigenen Lande dürfte der Mühen, welche sie in Friedenszeit verursacht, wohl wert sein, und auch für schlimme Fälle noch die Möglichkeit eröffnen, zum Wohl des Staatskredits und der allgemeinen wirtschaftlichen Interessen es zu verhüten, daß vorzeitig und ohne die äußerste Not Staatspapiergeld mit Zwangskurs verausgabt würde. Darin läge nämlich die finanziell bedenklichste und zugleich ungerechteste Form einer Zwangsanleihe, weil eine solche da, wo feststehende Zahlungsverbindlichkeiten des Staates in Frage sind, *al pari*, im übrigen aber, wo freie Preisbildung für die vom Staate begehrten Güter und Dienste waltet, zu ganz verschiedenartigen Sätzen unter *pari* verwirklicht würde.

Die möglichen gesetzlichen Sonder-Maßnahmen zur Sicherung finanzieller Kriegsbereitschaft sind mit der Vorsorge für die eventuelle Ausschreibung einer Zwangsanleihe nicht erschöpft. Es handelt sich darum, außer der augenblicklichen Herbeischaffung großer Summen auch noch Einrichtungen vorzusehen, durch welche im Hinblick auf die erhöhten Staatsverpflichtungen auch eine erhöhte staatliche Leistungsfähigkeit sicher gestellt wird. Freilich wird die Leistungsfähigkeit nicht in gleichem Maße wie die Verpflichtungen erhöht werden können und die Herstellung des Gleichgewichtes beider immer der Wiederkehr des Friedens vorbehalten bleiben müssen. Daß aber etwas in dieser Richtung geschehe, ist für die Erhaltung des Vertrauens in die Staatsfinanzen wichtig. Es ist um so wünschenswerter, als im übrigen gerade der Kriegsausbruch auf den Eingang der fortlaufenden ordentlichen Staatseinnahmen selbst dann einen lähmenden Einfluß äußert, wenn es gelingt, den Kriegsschauplatz in Feindesland zu verlegen.

Die Einrichtung besonderer Kriegssteuern würde in Deutschland zweckmäßig nicht auf das Gebiet der direkten Steuern beschränkt; dieses Gebiet wäre vielmehr mit Rücksicht auf den im Deutschen Reiche in Friedenszeit bestehenden zweckmäßigen

thatsächlichen Vorbehalt der direkten Steuern für die Einzelstaaten nur als äußerste Reserve anzusehen. Zunächst wäre zu erwägen, was etwa auf dem Gebiete der indirekten Reichssteuern, der Zölle, der Verbrauchs- und der Verkehrssteuern geschehen könnte.

Der finanzielle Ertrag der Zölle wird im Kriegsfall zunächst zurückgehen. Diesem Rückgang wäre nach Möglichkeit entgegen zu arbeiten. Außerdem aber wird auch dem Bedürfnis Rechnung zu tragen sein, überhaupt die Gestaltung des Ein- und Ausfuhrhandels im Kriege nach militärischen und politischen Gesichtspunkten beeinflussen zu können. In gewissen Beziehungen ist dies schon nach der gegenwärtigen Gesetzgebung mittelst der Ein- und Ausfuhrverbote, einigermaßen auch mittelst des im Zolltarifgesetze vorgesehenen Retorsionszolls möglich, wonach Waren, welche aus Staaten kommen, welche deutsche Schiffe oder Waren deutscher Abkunft ungünstiger behandeln als diejenigen anderer Staaten, soweit nicht Vertragsbestimmungen entgegenstehen, mit einem Zuschlag bis zu 50% des Betrages der tarifmäßigen Finanzabgabe belegt werden können. Dies genügt jedoch nicht, da es auch erwünscht sein kann, in anderen Fällen die Einfuhr zwar nicht zu verbieten, aber mittelst höherer Zollsätze sie doch zu erschweren oder überhaupt dieselbe durch Herabsetzung der Zölle zu erleichtern. Es ist deshalb erwünscht, daß für die Kriegsdauer gemäß den Entschlüssen der Reichsverwaltung Änderungen im Zolltarif ohne vorgängige Beratung im Reichstag eintreten können, da eine Sonderberufung des Reichstags bei derartigen Einzelfragen in der Kriegszeit kaum thunlich, jedenfalls nicht zweckmäßig sein dürfte. Es würde sich darum handeln, der Reichsverwaltung für die Kriegszeit eine gewisse, eventuell — soweit Zollerhöhung in Betracht kommt — durch ein Maximum zu beschränkende diskretionäre Befugnis zur Einführung solcher Änderungen im Zolltarif zu erteilen, welche nach militärischen, politischen und finanziellen Erwägungen erwünscht erscheinen. Daß die Volksvertretung unter solchen Ausnahmeverhältnissen auf die vorgängige Beratung und Beschlußfassung über Zolltariffragen verzichten würde, hätte nichts Auffälliges. Ist doch selbst in Ländern, in welchen der Parlamentarismus weit schärfer ausgeprägt ist als in Deutschland — ich nenne hier Italien — unter minder kritischen Verhältnissen (es handelte sich in Italien nur um den Zollkrieg mit Frankreich, beziehungsweise allgemeine Handels- und finanzpolitische Fragen) der Regierung eine derartige diskretionäre Befugnis auf Zeit erteilt worden. Um mehr als eine vorübergehende Befugnis würde es sich auch im vorliegenden Falle nicht handeln; auch stünde nichts im Wege, die Einrichtung zu treffen, daß dem Reichstag entweder innerhalb gewisser Frist (ein Jahr oder ein Halbjahr) oder bei seinem nächsten Zusammentritt (wie solches bei Anwendung des Retorsionszollens geltendes Recht ist) die bezüglichen Verordnungen vorzulegen und bei Nichtzustimmung desselben alsbald außer Kraft zu setzen wären.

Ähnliche diskretionäre Befugnisse der Reichsverwaltung empfehlen sich auch bei den Verbrauchssteuern des Reichs, und zwar hier vorwiegend aus finanziellen Gründen. Man muß in der Lage sein, in Kriegszeiten die Steuersätze jeweils unverzüglich so einzurichten, daß das überhaupt erreichbare Maximum des Steuer-

ertrags eingeht. Allerdings entbehren, wie bereits bemerkt, die wichtigsten deutschen Verbrauchssteuern jener Erhebungsform — des Monopoles — welche diese Anschmiegung des Steuerfahes an die Leistungsfähigkeit der Bevölkerung am unmittelbarsten gestattet; immerhin ist aber auch bei den jetzigen Steuerformen noch so viel grundsätzliche Beweglichkeit gegeben, daß deren Nutzbarmachung für den Kriegsfall sehr wünschenswert ist. Die nachträgliche Einflußnahme des Reichstags wäre wie bei den Zöllen zu regeln. Auch sollte dieselbe diskretionäre Befugnis der Reichsverwaltung bei den Verkehrssteuern des Reichs, nämlich bei den vom Reich erhobenen Stempelsteuern aller Art Platz greifen.

Nach den für die Überweisung von Zoll- und Reichsteuererträgen (Tabaksteuer, Reichsstempelabgaben, Branntweinverbrauchsabgabe) an die Einzelstaaten zur Zeit geltenden Bestimmungen würden die vorgeschlagenen Erhöhungen von indirekten Steuern in der Hauptsache zunächst den Kassen der Einzelstaaten zu gute kommen. Selbst bei unveränderter Belassung der zur Zeit bestehenden Überweisungsgrundsätze läge immerhin in der finanziellen Stärkung der Einzelstaaten auch eine solche des Reichs. Dies fände am klarsten darin Ausdruck, daß es in solchen Fällen sachlich durchaus berechtigt erschiene, daß das Reich den um des Kriegs willen erhobenen und den einzelnen Staaten zugeflossenen Mehrertrag an indirekten Steuern in Form von Matrikularbeiträgen zurückfordert. Sofern diese Beiträge nur das Mittel sind, die vom Reich erflossenen Überweisungen diesem wieder zuzuführen, fallen auch die allgemeinen Bedenken wegen der Ungleichmäßigkeit und Ungerechtigkeit der aus ursprünglichen Landesmitteln zu entnehmenden Matrikularbeiträge weg, da die Rückforderung nach demselben Maßstab der Bevölkerungsgröße erfolgt wie die vorgängige Überweisung. Thatsächlich stellt sich in diesem Falle die Sache so, daß auf einem Verrechnungs-Umwege dasselbe erreicht wird wie bei Abstandnahme von der Überweisung. Unerwünscht ist nur für den Kriegsfall, da die Vermehrung der Reichseinnahmen als eine dringliche sich darstellt, die zeitliche Verschiebung, welche zwischen Überweisung und Rückforderung in Form von Matrikularbeiträgen sich ergibt, sowie die Notwendigkeit, diese Rückforderung besonders unter Mitwirkung der gesetzgebenden Faktoren festzustellen. Ließe sich genau sagen, wieviel vom Ertrag der indirekten Steuern auf die Kriegszuschläge zum Tarif dieser Steuern trifft, so wäre es gerechtfertigt, der Reichsverwaltung die diskretionäre Befugnis zur Ausschreibung von Matrikularbeiträgen bis zur Höhe dieser Ertragsquote ohne vorgängige gesetzliche Feststellung der Summe zu erteilen. Thatsächlich aber läßt sich der durch Tarifierhöhungen veranlaßte Mehrertrag in einer bestimmten Summe nicht ermitteln. Es empfiehlt sich deshalb ein Vermittelungsvorschlag, welcher den Interessen des Reichs wie der Einzelstaaten entspricht; ein solcher läge in der gesetzlichen Bestimmung, daß für den Fall der Ausschreibung von Kriegszuschlägen zum Tarif der Zölle und indirekten Steuern im oben angegebenen Sinn der Ertrag der Zölle und Steuern, soweit er an sich den Einzelstaaten ganz zu überweisen wäre, nach dem Verhältnis des ursprünglichen Steuerfahes und der dazu von Kriegswegen verfügten Erhöhung zwischen den Einzelstaaten und dem Reich zu teilen sei. Damit wäre

die unmittelbare Nutzbarmachung dieser Erhöhung indirekter Steuern für die Reichsfinanzen bewirkt, ohne grundsätzliche Beseitigung des gesamten Überweisungswesens, welche nicht zu erreichen sein dürfte.

Ob zum Abschluß der finanziellen Kriegsbereitschaft des Reichs im Frieden auch noch die Bereitstellung einer direkten Reichs-Kriegssteuer in Aussicht zu nehmen wäre, ist die schwierigste unter den hier erörterten Fragen. Es läßt sich mit guten Gründen die Ansicht vertreten, daß ein Zurückgreifen auf die direkte Besteuerung bei Durchführung der im vorstehenden bezeichneten Maßnahmen nicht nötig und auch sachlich überhaupt nicht angemessen sei, weil sich die ausschließliche Handhabung der direkten Besteuerung durch die Einzelstaaten, wie solche bisher thatsächlich geltendes Recht gewesen, auch grundsätzlich empfehle. Man würde es bei dieser Auffassung den Einzelstaaten überlassen, ob sie für die Bereithaltung eventueller direkter Kriegssteuern sorgen wollen und sich demgemäß im Fall des Bedürfnisses von Reichswegen darauf beschränken, zur Erhöhung der Matrifularbeiträge und Aufsaugung der etwa auferlegten Partikular-Kriegssteuer durch diese zu schreiten.

Eine so weit gehende Dezentralisierung des letzten Rückhalts finanzieller Kriegsbereitschaft erweckt aber doch auch große Bedenken; denn es fehlt dann die Gewähr, daß im entscheidenden Augenblick dieser Rückhalt überhaupt geboten sein wird und daß — wenn solches der Fall sein sollte — die Nutzbarmachung der direkten Besteuerung für Reichskriegszwecke in den Einzelstaaten mit der wünschenswerten Gleichartigkeit und Gerechtigkeit der Veranlagung erfolge.

Der nächstliegende Gedanke ist deshalb, eine selbständige direkte Reichssteuer für den Kriegsfall in Aussicht zu nehmen und die Durchführung einer solchen in Friedenszeit vorzubereiten. Auch diejenigen, welche grundsätzlich für die Friedenszeit das die Zirkel der einzelstaatlichen Besteuerung störende Eingreifen einer direkten Reichsbesteuerung verwerfen, könnten für den Ausnahmefall eines Krieges die Vorteile, welche eine solche Reichssteuer bietet, für überwiegend halten, insofern darin die finanzielle Entschlossenheit des Reichs, im Fall der Not kein Mittel der Ausnützung der Steuerkraft unversucht zu lassen, zum Ausdruck käme. Eine auf die bestehende einzelstaatliche Besteuerung gar keine Rücksicht nehmende direkte Reichssteuer, etwa eine Reichs-Einkommens- und Vermögenssteuer mit ganz selbstständiger Veranlagung durch Reichsfinanzorgane möchte sich jedoch nicht empfehlen. Da schon die Kriegsanleihe-Kataster aufzustellen wären, müßte es erwünscht sein, Verwaltung und Bevölkerung nicht durch ein verwickeltes System rücksichtslos neben einander herlaufender Reichs- und Staatsbesteuerung mit vollständiger Neuermittlung für die direkte Reichskriegssteuer zu belästigen. An sich nämlich ließe sich manches für eine Kombination von Einkommens- und Vermögenssteuer geltend machen. Auch könnte man daran denken, die Leistungsfähigkeit an direkter Steuerzahlung speziell für Kriegszwecke zu ermitteln, was theoretisch richtig wäre. Aus dem angegebenen praktischen Grunde und da außerdem das in Kriegszeiten besonders leistungsfähige mobile Vermögen schon speziell für die Kriegsanlehen

herangezogen werden soll, empfiehlt es sich aber, von dem Versuch einer Vermögensbesteuerung Umgang zu nehmen.

Als direkte selbständige Reichskriegssteuer würde hiernach eine allgemeine Einkommensteuer verbleiben, deren Erhebung durch Beschränkung auf die höheren Einkommen, etwa von 3000 Mark an, zu erleichtern wäre. Was die Einrichtung dieser Steuer betrifft, so müßte sich dieselbe unmittelbar an die — in der nächsten Zeit voraussichtlich weiter zu verbessernde — Einkommensteuer des größten deutschen Staates anschließen, so daß sie für Preußen ein Zuschlag zur Steuer von den höheren Einkommen wäre. In den übrigen Staaten wäre, soweit sie nicht ihre eigenen Einkommensteuern nach preußischem Muster umbilden, die Einschätzung zur Reichskriegs-Einkommensteuer nach denselben Gesichtspunkten vorzunehmen, welche für die preußische Einkommensteuer maßgebend sind. Die Reichskontrolle hätte sich über das ganze Verfahren, mit Einschluß der Einschätzung zur preußischen Einkommensteuer, in ähnlicher Weise wie bei der Zollverwaltung zu erstrecken. Die Einschätzung zur Steuer und die Erhebung derselben hätte durch die Organe der Landesfinanzverwaltungen zu erfolgen. Die Festsetzung des zu erhebenden Steuerfußes wäre, eventuell unter gesetzlicher Festlegung eines Maximums sowie der für die geringeren Einkommen einzuhaltenden Degression, der Entscheidung der Reichsverwaltung zu überlassen. Dagegen würde es wohl Bedenken begegnen, auch die Freilassung der minder hohen Einkommen lediglich der diskretionären Entscheidung der Verwaltung anheim zu geben, so sehr es an sich erwünscht wäre, an eine Belastung auch der minder hohen Einkommen nicht unbedingt gebunden zu sein; vielleicht würde sich hier eine beschränkte diskretionäre Befugnis für die minder hohen Einkommen (etwa von 3000 bis 6000 Mark) durch Gestattung eines geringeren Steuerfußes für dieselben empfehlen. Das Detail einer solchen an die preußische Einkommensteuer sich anlehnenden Reichskriegssteuer kann selbstverständlich hier nicht weiter erörtert werden. Was den Eintritt der Wirksamkeit dieser Steuer betrifft, so würde solche, falls der Kriegsfall vorliegt, von der Reichsverwaltung zu bestimmen sein, falls man nicht wegen des tiefen Eingreifens einer direkten Reichssteuer in die Partikularbesteuerung der Einzelstaaten hier den Erlaß eines Spezialgesetzes für nötig erachten sollte.

Bei Würdigung der vorstehenden Darlegung wird dem Leser nicht entgehen, daß die danach etwa ins Auge zu fassende direkte Reichskriegssteuer thatsächlich in den verschiedenen Gebietsteilen des Reichs doch einen sehr verschiedenartigen Charakter haben würde. Sie würde da, wo sie nur Zuschlag zur Landessteuer wäre, vorab in Preußen, sowohl sachlich als formell die direkte Landesbesteuerung nur in geringem Maße störend beeinflussen, dagegen da, wo eine allgemeine Landeseinkommensteuer nach preußischem Muster fehlen würde, als eine gewaltige Störung des Staatssteuersystems und als große Belästigung der Verwaltung und der Verwalteten sich darstellen. Dazu kommt, daß die Einschlebung einer direkten Reichssteuer in das Staatssteuersystem selbst in der im vorstehenden skizzierten Anlehnung an Landeseinkommensteuern voraussichtlich in weiten Kreisen Widerspruch finden wird. Es ist deshalb zu überlegen, ob nicht in anderer Weise

dem Reich für den Kriegsfall ein etwaiges Zurückgreifen auf die direkte Besteuerung in der Art zu ermöglichen wäre, daß diese Besteuerungsart grundsätzlich Landesfache bleibt und von der Schaffung einer selbständigen Reichs-Einkommensteuer abgesehen wird. Eine Lösung in diesem Sinne, welche als die unter den gegebenen Verhältnissen beste und voraussichtlich erreichbarste sich darstellt, würde in folgendem Vorschlag liegen. An Stelle einer besonderen direkten Reichssteuer treten grundsätzlich Zuschläge zu den staatlichen allgemeinen Einkommensteuern. Um solche gleichartig zur Durchführung bringen zu können, wird die Herbeiführung einer — auch an sich und ohne Rücksicht auf den Kriegsfall höchst wünschenswerten — genügend gleichmäßigen staatlichen Einkommensbesteuerung in den sämtlichen Einzelstaaten angestrebt. Verschiedenheiten der Landessteuersätze nach Maßgaben der Landesbedürfnisse, also gewissermaßen staatliche Zuschläge zu dem für die Bemessung der Reichszuschläge maßgebenden Normalsteuersatz wären — eventuell unter Bestimmung gewisser Schranken für die Höhe dieser Zuschläge — nicht ausgeschlossen. Dabei empfiehlt es sich, die preussische Einkommensbesteuerung als Muster zu nehmen. Insofern in einzelnen Staaten eine durch die Reichsgesetzgebung als für eventuelle Reichszuschlagserhebung geeignet erklärte Einkommensbesteuerung nicht zur Durchführung gelangt, muß bis zur Erreichung dieses Zieles einer in allen Hauptpunkten übereinstimmenden Gestaltung der direkten Landes-Einkommensbesteuerung ein Ausweg dahin gesucht werden, daß die außer dem zu begründenden Einkommensteuer-Verband stehenden Staaten Aversen nach Maßgabe des Aufkommens an Reichszuschlägen zur Einkommensteuer in dem Verband mit einem näher zu bestimmenden mäßigen Erhöhungs-Zuschlag zahlen. Dieser Zuschlag würde einerseits einige Sicherung des Reichs für den Fall etwaiger höherer Steuerkraft der außer dem Verband stehenden Staaten, andererseits für diese eine stetige Mahnung zur entsprechenden Umgestaltung ihrer Einkommensbesteuerung sein. Würde es gelingen, in dieser Art das System der Reichszuschläge zu den hinreichend gleichartig gestalteten, wenn auch nicht gerade in allen Einzelheiten übereinstimmenden, partikularen Einkommensteuern zur Durchführung zu bringen, so erschiene damit auch die letzte der für die Ausgestaltung finanzieller Kriegsbereitschaft zu erwägenden Maßnahmen geregelt.

Wirft man einen Rückblick auf die gesamten im vorstehenden erörterten Maßnahmen solcher Art, wie sie teils thatsächlich vorgeesehen sind, teils in der Zukunft etwa getroffen werden könnten, so findet man, daß insbesondere die Maßnahmen der letzteren Art dem deutschen Volke allerdings erhebliche Opfer auferlegen würden, nicht bloß im Kriege selbst, sondern einigermaßen durch ihre Vorbereitung auch schon im Frieden. Aber diese Opfer würden sich durch Rücksicht auf das höchste nationale Gut, Aufrechterhaltung der Selbständigkeit und Unabhängigkeit mittelst siegreicher Niederwerfung unserer Feinde, rechtfertigen. Die Natur der Sache bringt es dabei mit sich, daß im einzelnen auch der Volksvertretung in sofern ein Opfer aufzuerlegen wäre, als das Gewicht ihres Mitratens und Beschließens manche zeitliche Verschiebung erfahren müßte. Dem höheren Zwecke unbehinderter militärischer und finanzieller Machtentwicklung im Krieg

aber wird ein gewissenhafter Volksvertreter dieses Opfer des Verzichts auf augenblickliche Geltendmachung seiner persönlichen Ansicht zu bringen wissen. Bei dem Ernst der heutigen Lage sollte, wenn einmal der Krieg erklärt ist, für parlamentarische Bedenklichkeiten und liberalisierende Neigungen, die unsere Wehr- und Finanzkraft schwächen könnten, kein Platz mehr sein.



Eduard Flegel's Tagebuch von April 1885 bis August 1886.

(Fortsetzung.)

21. Juni. . . . Keasi, der uns aufgepaßt, kommt an Bord. Halten um Holz zu kaufen. Hartert nahm Photographie. Keasi will mit mir gehn nach Loko. Ich sage ihm, daß ich dieses Mal sehr weit ginge und viele Monate wegbleiben würde. „Me save . . . country fine!“ ist seine Antwort. Solche Freiwillige sind für einen Reisenden immer sehr nützlich, und ich nehme ihn gern mit in der besten Hoffnung, ihn wohlbehalten wieder heimzubringen. Durch solche Leute wird jedes Land der neuen Kultur zugänglich, sie sind die wahren Bahnbrecher neuer Zeiten für ihre Heimat. . . . Keasis Bruder (kommt) mit Holz, gebe ihm 8 Heads Tabak und zwei bunte Tücher; der Mann dankt sehr und empfiehlt uns Gott. Wenn ich sterben sollte, nur dann auch würde es Keasi an Kopf und Kragen gehen. . . . 9 h 47 . . . Eine große Müdigkeit überkommt mich jetzt in dieser Stunde und nach dem Essen, die Hitze wirkt zu ermattend. . . . „Jessey“ und Mr. King passiert, grüßen freundlich. . . . 5 h 28 zu Anker in 3 m Wasser.

22. Juni. 5 h 10 weiter. 5 h 26 Abo erreicht, Haus eines Sierra-Leone-Mannes, Faktorei der N. A. C. . . . Akra Ugidi passiert. . . . Halt in Osamara. Dampfer von Mac Intosh „Sakuba“? „Sargent“? 5 h 28 Halt bei Alenso 2³/₄ m.

23. Juni. Versuche vergeblich bei Alenso etwas zu kaufen. Alenso ist als Handelsstation aufgegeben, nur die Mission bleibt noch . . . jetzt (ist es) in der Frühe immer regnerisch, bewölkt, nachmittags, abends und in der ersten Hälfte der Nacht heiter. . . passieren Abutschi, die Leute hier sind sehr höflich, sie grüßen jedesmal. . . . Halt in Dnitscha, ging in die Stadt, Vertrag zu schließen auf Aufforderung. War heut ganz früh in der Stadt, um mich zu überzeugen von dem thatsächlichen Wunsche der Leute von Dnitscha, hörte ein Konkurrenzunternehmen entschieden wünschen und die von der N. A. C. beanspruchten Rechte verneinen und war voll befriedigt von dem Eindruck. Alle Häuptlinge waren versammelt, zu zweien, die nicht zum Könige kamen, mußte ich selbst gehen. Der Vertrag wurde verlesen, mit Beifall einstimmig angenommen und durch Unterschrift bekräftigt vor denselben Zeugen und Dolmetschern. Alle erklärten sich sehr einverstanden und nie willens,

ihre Rechte an irgend wen abzutreten; ganz so denkt man überall an den Niger-ufern, und es wäre mir ein Leichtes, einige Duzend dieser Verträge beizubringen, wenn ich die Zeit hätte. Alles protestiert gegen Mac Intosh's eigenmächtiges Einschreiten und sein die Unwilligen durch Gewalt oder List zu Verträgen zwingendes Auftreten. Sein eigener Agent, Mr. Hill, sagte mir gestern, ein anderer würde hier nicht so viel erreichen, er macht (daß) die Leute ihn fürchten und sich seinen Wünschen fügen gegen ihre Überzeugung durch seine schneidige Art aufzutreten und zu fordern. Die Leute baten mich, den Vertrag zu schließen, ohne jedes, auch das geringste Geschenk zu empfangen, gaben mir dazu ein Stück Land, oberhalb am Fluß gelegen, vor den alten Faktoreien. Gab dem Hauptdolmetscher und Unterhändler, Mr. John, 100 Heads Tabak, erhielt eine Ziege und Kokosnüsse von ihm. Gab den 3 Häuptlingen, die mich gestern Nacht besuchten, um ihre Zustimmung auszudrücken, 16 Heads Tabak, und 4 Heads Tabak an einige Burschen. Wer Handel hierher bringt — das ist es, was die Leute von Dnitscha erwarten, — der könnte überall gute Sicherheit gewährende und vom freien Willen der Bevölkerung gehaltene Verträge an den Nigerufern abschließen. Am unteren Fluß zeigen (führen) die Leute die englische Flagge für 9 Kisten Gin, ohne die Bedeutung zu kennen, der Fremde glaubt natürlich, das sei alles englische Besizung. Dnitscha ist ethnographisch höchst interessant, und die Natur ist sehr reich, üppig und schön, vorzüglicher Boden für Kultivation. Die Engländer bieten ihren Schutz den Deutschen zc. im Auslande jetzt schon häufig vergeblich an, man hat, wie ich hoffe, gelernt, auf eigenen Füßen zu stehen. Mir ist durch die N. A. C. jede Unterstützung, selbst Land für meine Zwecke, für billigeren Preis als von den Eingeborenen angeboten; ich habe dankend abgelehnt: es sei wohl möglich, daß ich sie für einen Kranken zc. in Anspruch nehmen könnte, doch würde ich sie nicht mit meinen kleinen Bedürfnissen belästigen, wenn ich diese auch etwas teurer zu bezahlen hätte.

24. Juni. . . . passieren den Amambara Creek. . . . passieren Affaba. . . . begegnen Mac Intosh' Steamlaunch, alle sehr freundlich. . . . der Dampfer „Niger“ liegt drüben. . . . 5 h 10 Halt, Dampf ist zu sehr heruntergegangen.

25. Juni. . . . Steuerkette reißt. . . . Thiel hat die Nacht stark gefiebert. Wenn das so fortgeht, steht es schlimm, da er leider kein Chinin vertragen kann. . . . Das Holz geht uns aus. . . . 4 h 26 wieder zu Anker wegen Holz, (es) wird Nacht; schließlich nach Dunkelwerden weiter und gegen 7 h unsern alten Holzplatz erreicht.

26. Juni. . . . Die Leute bitten um Errichtung einer Faktorei, doch was ist hier zu holen als Holz?? . . . vor uns die Berge von Idida.

27. Juni. . . . Passieren die gefährliche Stelle zwischen Bank und Fels, wo (wir) auf der ersten Reise auf Grund kamen, Fels jetzt unter Wasser. . . . 5 h 10 in Lokodja.

28. Juni. Lasse Hartert in Lokodja zurück, der morgen per Kanoe nach Loko¹⁾ hinauf soll, ich gehe mit Dampfer und Benin-Kanoe nach Eggen und

¹⁾ Am Benue, s. 15. Juli.

Bida. Erhielt ein Schaf von Mr. Mecheaux und Matte und Brief von Bida. Ich glaube, daß es nach allem notwendig ist, daß ich persönlich nach Bida gehe und einen Boten für Gandu erbitte, eventuell auch näheres über den Verlauf der Expedition Thompson erfahre, da noch immer das Gerücht geht von seiner Ermordung, (damit ich) auch genau höre, wie weit es mit der Proklamation seine Richtigkeit hat. . . . Es war gestern ein furchtbares Wetter von kurzer Dauer, wir waren mit unserem „Barth“ zwischen Felsen, und es überfiel uns so plötzlich, daß ich gar nichts thun konnte, als (zu) versuchen, demselben Troß zu bieten. Die Segeltuchdecke über unsern Köpfen riß sofort halb los und mußte abgeschnitten werden, das neue Dach über dem Maschinenraum wäre fast fortgeblasen, und die Kanoes fangen an, stark Wasser zu machen. Wir hielten gegen Wind, so gut wir konnten, Wasser schöpfend, bis ich mir eine halbwegs gute Stelle gesucht, um das Schiff auf Sand laufen zu lassen. Mitten in dem Versuch riß die Steuerkette, und ich mußte den Anker auswerfen, der natürlich nicht hielt. Wir trieben und gaben soviel Tau aus, als möglich, immer schöpfend. Ich befahl die Messer zum Losschneiden des Kanoes bereit zu halten, um das Schiff und uns zu retten, falls es Wasser übernehmen sollte. . . . Das Wasser spritzte hoch über, und das Kanoe an der Wetterseite ward bis an den Rand gefüllt. Da glaubte ich nicht länger zögern zu dürfen und gab dasselbe und die Ladung auf. Losgeschnitten sank es sofort, da die schwere Ladung, namentlich Patronen, es auf den Grund zog. Vielleicht hätte man es retten können, wenn ich noch gewartet hätte, denn bald darauf ließ der Wind nach, aber wir waren in mindestens 7—8 m Wasser, und hätte der Maschinenraum viel Wasser übergenommen, so hätten wir alle sinken können mit dem „Barth“ dazu. All' unser Proviant und namentlich die Patronen sind verloren und ca. 600 Pfd. Tabak, das Ganze etwa 3000 Mk. wert. Die Sachen sind zu entbehren, wenn auch nicht leicht für Neulinge auf Reisen. . . . Ort Apefun, Landschaft Koto. . . . Sind gehörig auf Grund gestoßen; Steuerkette bricht, Aufenthalt bis (zur) Nacht.

29. Juni. Früh 4 h auf und an die Arbeit. 6 h 40 mit Hilfe der Eingeborenen glücklich ab. Gebe 1 Kürassiersäbel, 1 Stück rotes Zeug und ein Stück rotes Points (62 m) an Gado Adjele Schiaba. 2 kleine Spiegel für die Mai Kiddi. Die Leute betragen sich sehr nett, fordern nichts. Sende Brief an Sarikin Koto (Herrn von Koto), der von hier leicht zu erreichen ist, und verspreche, ihn auf der Rückreise zu besuchen. . . . Es hat sich gut gefügt, daß ich hier, durch Zufall gezwungen, dem Sarikin Koto Nachricht geben konnte, uns hier für die Rückreise mit Pferden zu erwarten. . . . Dem Piloten brennt das Zeug, und er, besorgt, achtet nicht auf den Weg, und wir laufen fast wieder auf. Die Ausdauer der Afrikaner bei vielem (in vielen Dingen) wäre zu bewundern, wenn sie nicht in ihrem Klima wären. . . . 5 h 52 zu Anker.

30. Juni. Nachts heftiger Gewittersturm und Regen, das Schiff treibt. Früh kann der Feuermann kein Feuer bekommen. . . . Das Charakteristische hier sind die großen grünen Grasinseln, die den Fluß anfüllen und in viele Arme

teilen, dazwischen Sandbänke und Untiefen; die eigentlichen Ufer sind gemischt bestanden. Stromvögel (Pfau, Kranich) fangen hier an. . . . Die Leute schlagen hier viel Holz, um es in Bida auf dem Markt zu verkaufen. . . . (Die Gegend) um Eggan herum (ist) sehr fruchtbar. (Die) Überschwemmung durch den Fluß (dauert) von August bis Oktober, der Rest des Jahres (ist) für Anbau und Ernte sehr geeignet. Eggan = Mais könnte dreimal und mehr geerntet werden. . . . Der Junge, den ich vorausschickte, unsere Ankunft zu melden, hat sich unter den Baum gesetzt und erwartet uns gemüthlich; er muß aber geschickt werden, und wir halten daher, um ihm Zeit zu geben und unsere Leute zu erwarten. Keasi sagt: „My foot to sick! Them country to being my country. I have 10 day, 20 day for canoe. I paddle fine, canoe fine!“ . . . Die schöne große Stadt, Bida,¹⁾ hart vor uns, Keasi stößt Laute der Bewunderung aus. 12 h 56 Einzug in die Stadt. Der Ndedji sendet einen Mann entgegen, uns zu begrüßen, wir gehen direkt zu ihm, er empfängt uns sehr liebenswürdig und bietet eine Erfrischung an, ein Getränk aus Buttermilch und Mehl. Er erzählt, daß soeben auch Boten von Gandu gekommen sind, was in Bezug auf unsere Wünsche sehr angenehm ist.

Den 4. Juli. Gestern wurde ich nicht angemeldet, weil der König zu müde sei vom Fasten (watin asinni) und er überdies zweimal habe zu Pferde steigen müssen zum Empfang des hohen Besuches von Gandu. Ich beklagte mich über die Vernachlässigung, da sie nur von Ndedji ausging, und setzte es durch, daß ich abends gemeldet wurde. Heute ganz früh ging ich zum Könige, traf daselbst Halilu, den ältesten Sohn des Magadji von Gandu, und der Brief vom Reichskanzleramt wurde verlesen, deutsch und arabisch, und übersetzt. Der König schien zufrieden, war eilig, da er wieder in die Moschee mußte, und bestellte mich für den Nachmittag 2 Uhr nach dem Gebet zur Privataudienz. Ich ging noch zum Schuba, dem einflußreichsten Mann der Stadt neben dem Ndedji, dem ältesten Sohn Mazubas und Thronfolger (Jarima), der uns ebenfalls recht freundlich empfing und 5 Hühner schenkte. Ich halte es für höchst wichtig, hier einen Freundschafts- und Handelsvertrag zu schließen, was wohl seine Schwierigkeiten haben kann, doch vom großem Nutzen sich erweisen dürfte und die Stellung der Engländer hier allen leicht klar legen wird.

An Geschenken gab ich dem Könige: 10 Zündnadelgewehre, 12 verschiedene Säbel und Seitengewehre, 1 Spiegel von Elfenbein, 1 Fächer und 1 Stab von Elfenbein 2 Dk. rote Fez, 2 Dk. rotes flanellartiges Zeug, gekauft in Braß, 1 Dk. rohe Messel deutsch; dem Schiaba: 2 Gewehre, 6 Säbel, 12 rote Fez, 1 Stück rotes Zeug wie oben; dem Manne, der heute unsern Führer machte, 1 Senne rote Messel, 1 Senne Tufutschi; an Schiabas Knaben: 5 Senne prints für Reis, Agidi, Del für die Lampe etc.

Ich fragte den König heute in der Audienz, wie es Thompson ginge, da so verschiedene Gerüchte von seiner Ermordung kursierten. Er sagte, derselbe sei

¹⁾ Hauptstadt von Rupe-Nyffi.

wohlbehalten in Burno angekommen. Ob der Bote von Gandu ein darauf bezügliches Schreiben gebracht? Jedenfalls ist ein angenehmes Zusammentreffen und kann der Sache viel nützen.

Keasi zählt ganz anders als die Toruba und Nuse, er zählt 150 Muscheln gleich ein Nead (Kopf) Tabak. Hier werden immer 200 Muscheln als Einheit abgezählt (igbio). Mr. Davis Abdur geht zum Adedji mit den Geschenken, dem er auch unser Unglück mit dem letzten Gewittersturm erzählt — derselbe hat hier mehrere Häuser umgerissen, — und sodann gehe ich auf Anordnung desselben selbst zum Könige; derselbe scheint erfreut über die Geschenke und erwidert sie mit 1 Sack Muscheln, 1 großen Schafbock, 5 Hühnern, was mir Mr. Davis Abdur als Tufutschi (!) überbringt. Doch stelle ich dieses absichtliche Mißverständnis gleich klar. Der Kerl wäre ganz unzuverlässig, wenn er die andere Partei nicht haßte und ich so seinen persönlichen Rachewünschen gelegen käme.

Nachmittags 3 Uhr wieder zum Könige, bringen 6 Stck. rote Fez und 1 bunte wollene Decke als Geschenk für die Ganduboten, um, wie man sich ausdrückt, ihn zu unterstützen, seine Gäste zu erfreuen; sodann ersuche ihn, mir einen Boten und Geleitschreiben für Dr. Semon für Gandu mitzugeben und die Geschenke für Gandu in Empfang zu nehmen und zu befördern, ferner frage ihn, ob er in der That seinem älteren Freunde(?) ausschließlich den Markt gegeben hätte, wenn das der Fall, wollten wir nicht störend dazwischen kommen, wenn aber nicht, mit ihm einen Freundschafts- und Handelsvertrag schließen und in seinem Lande Handel treiben, falls wir gleiche Rechte mit jenen genießen würden. Er schickt uns zum Adedji, diesem sollen wir alle Wünsche mitteilen und dann zu ihm kommen mit dessen Boten oder mit ihm selbst. Noch teile ich ihm mit, was für eine Warnung mir von Seiten der Lokodja N. A. C. zuzuging und ob das sich so verhalte nach seinem Wunsche?

Sodann gehen zum Schiaba mit den Geschenken. Spreche mit diesem in gleichem Sinne wie mit dem Könige. Derselbe giebt einen Topf Honig. Abends nach Dunkelwerden gehen zum Adedji und setzen ihm alles auseinander, was ich an Wünschen vorzutragen habe, also das Abholen der kaiserlichen Geschenke für Gandu, die Mitgabe von Brief und Boten für Dr. Semon nach dort und den Wunsch, in seinem Lande den deutschen Handel einzuführen und zu diesem Zweck den Abschluß eines Freundschafts- und Handelsvertrages, den ich ihm dalasse. —

5. Juli. Der König sendet in der Frühe, mich zu grüßen und sich nach meinem Befinden zu erkundigen, gebe 6 Garonüsse; der Adedji ebenfalls. Ein jüngerer Bruder des Schiaba sendet ein Schaf und eine Matte, gebe 1 Senne Zeug, etwas Goldperlen und 1 roten Fez. —

Sende dem ältestem Sohne Dmoros 1 roten Fez und 5 Senne Zeug. Er bedankt sich und spricht den Wunsch aus, mich zu sehen. Muß leider den ganzen Tag dasitzen und geduldig warten. Am Nachmittage beruft der König den Mr. Davis Abdur, dem er mitteilt, daß meine Forderungen gut seien, er aber erst mit den Adedji darüber sprechen müsse.

Mac Zntosh hätte drei Dinge von ihm verlangt:

1. Die Gerichtsbefugnis ihm zu überlassen zwischen Schwarzen und Weißen jeder Nation! 2. Das Recht nach Gold und Silber graben zu dürfen, wo er wolle und ihn 3. der Deutschen wegen (er hat dieselben bestimmt genannt) nicht bei Seite zu schieben, ihn stets als älteren Freund zu behandeln.

6. Juli. Sendte früh zum Ndedji mit der Bitte, mir heute bestimmte Antwort zu geben, was er verspricht. War wieder beim Ndedji und bat um verschiedenes, namentlich Entscheidung über den Vertrag, der gewährt werden soll. In Rücksicht auf die Expedition Thompson & Hamilton erfuhr, daß dieselbe von Rabba ausging und Hamilton schon nach der ersten oder zweiten Tagereise das Unglück hatte, durch einen Fall mit seinem Pferde das Bein zu brechen. Er wurde erst nach Lokodja und sodann nach Akassa geschafft und soll in der Besserung sein; Thompson wurde im Gebiet von Kontagora (Nagudma tachu) 2 mal hinter einander überfallen und einiger Sachen beraubt, sowie Leute seiner Expedition — ob er selbst gefangen genommen, ist fraglich, scheint aber wahrscheinlich — die als Sklaven betrachtet wurden, bis der Nusegesandte sie befreite. Thompson hatte diesem nicht Mitteilungen gemacht, daß er verschiedener Waren beraubt sei, und so habe jener, als er das nach längerer Zeit erfuhr, seine Hände gewaschen und die Schuld des Verlustes diesem Umstand zugeschrieben. Jetzt befindet sich derselbe in Burno und scheint mit dem Ganduboten Brief gesandt zu haben. Gandu soll er bloß durchzogen haben, ohne zu verweilen. Als Grund seiner Reise wird die Entdeckung einer Silbermine bei Wurfari angegeben, um welche es zu Streitigkeiten zwischen der N. A. C. und den Eingeborenen gekommen sein soll. Er will von Sokoto das alleinige Recht, diese auszubeuten, erbitten oder vielmehr erkaufen. Ob die Reise noch anderen Hintergrund hat, vermag ich nicht zu sagen. —

Man sagt, der König sei überhaupt nicht bei Abschluß des sogenannten Vertrages (treaty)“ den kein Mensch gesehen hat,“ zugegen gewesen. Ferner habe Mac Zntosh, nachdem er mit dem Ndedji, den er durch hohe Geschenke gewonnen, jenen Vertrag gemacht, ferner in Eggan an den Thorweg seiner Faktorei anschlagen lassen, daß das Land ihm gehöre und niemand Land kaufen könne, noch Handel treiben dürfe ohne seine Einwilligung. Als der Nuse-König hiervon Nachricht erhielt, schickt er, wie man sagt, nach Mac Zntosh; da derselbe nicht anwesend war, verlangte er nach Schittu, und falls dieser nicht kommen wollte, solle man ihm seinen Kopf bringen, denn er sei es gewesen, der Mac Zntosh zu ihm mit diesen Verhandlungen gebracht und wahrscheinlich als Dolmetscher gedient habe.

Vor den Deutschen scheint Mac Zntosh die Leute hier gewarnt zu haben, die aber nur an das glauben, was sie sehen, und das ist, daß die deutschen Zeuge besser gewesen seien und der Profit größer, den sie durch Herrn Konsul S. Bey's Kommen gehabt, als von Mac Zntosh. Ich soll den König heute Nacht sprechen, nachdem er sich gestärkt und bestimmte Antwort erhalten. Abends beim König, der sich dahin ausspricht, daß er jeden ohne Ausnahme

freundlich empfangen und gleiche Rechte einräumen wolle. Wir sollten nach Bida kommen, mit Mac Intosh zu gleicher Zeit, dann würde er uns und jenem den Beweis geben, wer König im Lande sei; ob 20 oder 200 Schiffe kämen, Gott gebe mir die letzteren, ruft er aus — oder ein einziges, es würde ihm willkommen sein. Ich soll morgen früh den Halilu von Gandu aufsuchen und von ihm Boten erhalten und das übrige Gewünschte vom Könige haben und dann Mittwoch früh reisen können. Gehen noch zum Ndedji, der ebenfalls sehr freundlich ist und alles verspricht.

7. Juli. Der Ndedji sendet früh zu mir und läßt mir „Guten Morgen“ wünschen. Gehe dann zum Könige mit dem Boten; derselbe ist sehr aufgeräumt, sendet mich mit Boten zu Halilu von Gandu, der ebenfalls nach abgegebener Erklärung sehr liebenswürdig alles Gewünschte verspricht. Sodann warte im Hause des Otman Zafi, Vater des Moliki, gegenwärtigen Königs, bis dieser aus der Moschee kommt, um womöglich das Papier des Vertrages gleich zu bekommen. Ich soll auch Geschenke erhalten persönlich und für den Kaiser.

Die Expedition Thompson sollte erst über Kessi gehen, wurde dort nicht durchgelassen, weil verdächtig betrachtet, Thompson hatte sich wohl ein Schreiben vom Aufsehern geben lassen, aber keinen Boten und machte auch keine Anzeige in Bida, als er, seinen Weg verändernd, von Kabba nun abzureisen gedachte. Daher sandte man von dort nach Bida die Botschaft, die Weißen richteten ein Kriegslager ein, und das fand teilweise in Bida Glauben. Wäre der Ndedji nicht dazwischen getreten, hätten Kriegersleute sogar hier, wo man Jahrzehnte lang mit den Engländern bekannt ist, abgeschickt werden können, um Thompson's Karawane anzugreifen. Freilich hat derselbe sich auch einer Rücksichtslosigkeit schuldig gemacht, die weniger ihm, da er die Verhältnisse nicht kannte, als dem Agenten der N. A. C. zur Last zu legen ist. Die Ganduleute haben schöne Pferde und auch ein Kamel mitgebracht, das sehr elend und krank aussieht und einen scheußlichen Anblick gewährt. Der König hat mir die Schreiben gegeben, und ich muß wohl oder übel mich damit zufrieden geben, der Ndedji gab mir zwei Boten, einen für Eggen Bamoi und einen für Loko-Allagaba; erhielt 10 Stck. Matten vom Könige; 2 Körbe, 2 Metallgefäße, 1 Paar Sandalen von Ndedji in Rücksicht auf den Brief.

Der Brief lautete:

„Im Namen Gottes etc. Gott ist genug für uns, ich lehne meinen Rücken gegen Gott.

Dieser Brief kommt von mir, König von Bida, und gerichtet nach Berlin an den Kaiser von Deutschland mit Namen Wilhelm, Moliki, der Sohn von Otman Zafi, König von Nuse und seine Großen und der Ndedji senden Grüße und Empfehlungen und geben Größe, Ehre reichlich viel demselben. Wie geht es Dir? Ich hoffe, Du bist wohl und Deine Gemeinde und Familie, Große und Kleine. Gott gebe Euch alles Gute! Wohlsein! Außerdem wisse: Ich habe Deinen Gesandten Abdu gesehen und Deinen Brieffschreiber. Wir hörten (ver-

stehen) alles, was er uns Geschriebenes übergeben hat, und alle verschiedene Worte.

Wir danken Gott für die gütige Hilfe. Der Boden (Erde) gehört Gott, die Grenzen des Rufelands behüte ich. Ihr Reisenden, welche Ihr von fern (von Deutschland) kommt, kommt laut den Bündnis-Vertrag mit Gott zum Kaufen und Verkaufen. Alle Ihr seid meine Gäste. Ihr müßt nicht Unrecht thun, es ist niemand in unserem Lande, der Euch Unrecht thun wird weder auf der Landstraße noch im Handel. Gott liebt nicht die, die Unrecht thun. Das ist, was ich Dir verspreche. Das ist mein Brief für Dich, Kaiser Wilhelm. Ich wünsche, daß Leute von Dir kommen, mit denen ich gute Freundschaft halten kann im Handel. Wir erwarten Euch und begrüßen Euch, die Kommenden. Glückliche Reise allen, die da kommen werden."

8. Juli. Der König wünschte, daß wir noch etwas warten. 8 h 48 ab von Bida. Vor unseren Augen wird von meinem völlig betrunkenen Königssohn und Gefolge ein Weib gebunden. Man erzählte mir, dasselbe sei auch einem Manne geschehen. Die Leute werden weggeschleppt und verkauft, damit die großen Herren zu leben und zu saufen haben.

Den 9. Juli. Der eine Bote mit dem großen blinden Schafbock des Schiaba noch nicht eingetroffen. Gebe 1 Cover cloth dem Hauswirt. Nach 5 h weiter. Der Königssohn fing zu plündern an, der König bestrafte ihn nicht angemessen; darauf sandte der Schiaba die übrigen Prinzen aus, „geht und plündert auch. Der König hat das Recht eingebüßt, Euch zu bestrafen, und das arme Land hat es wieder sehr hart und namentlich die Orte, welche dem Könige zugehören.“ 10 h 30 in Kippohill angekommen. Essen bei Paul. Der hat die Kanoeleute als Träger nach Bida genommen, so trifft diese Übermütigen zuweilen die Strafe. Um 12 h 30 setzen wir über; 1 h 30 am „S. Barth,“ Alles wohl. Gebe den Kanoeleuten 2 Senne Zeug, bezahle Trägern 4 Senne Zeug, dem Pferdejungen 5 Senne Zeug, dem Eigner 10 Stck. gray Bast und black Prints. Gestern Abend 1 Senne Zeug für Boten von Bida. Gebe für Bida: König 10 Gewehre; 10 Gewehre für Ndedji, 15 Gewehre für Gandu, 6 Seitengewehre und 6 Säbel für König von Bida, 10 Seitengewehre und 5 Säbel für Gandu. Sende nachträglich 5 Stck. blue Prints nach Eggen für die Häuptlinge.

10. Juli. Sandinsel bei Eggen. William kommt früh zurück, nachdem er 2 Tage und 2 Nächte gebummelt. Der Pilot plagte mich fortwährend um Zeug und der Kerl ist auf der Welt Gottes keinen Meter wert. Kaufe Holz für 1 Stck. gray Bast, sende zur Stadt um Holz und Lebensmittel, Dogo kommt gegen 10 h mit dem großen Schafbock an, gebe ihm 1 Stck. blue print, 1 fl. Spiegel und etwas Muscheln. Gebe Davis für Holz 1 Stück: gray Bast, für Hühner an King 2 Stck gray Bast, 1 Stck blue prints. Verchartern halbwegs den Barth an Davis, 30 Pfund pro Monat . . . halten, weil zu langsam gehen. Vielleicht hat sich Gras in die Schraube gesetzt; sende Leute hinunter und die Vermutung bestätigt sich.

11. Juli. Bis 6 h 28 früh auf Grund; gearbeitet um loszukommen, und 6 h 30 wieder auf Grund bis 9 h 40; 5 h Abends zu Anker vor dem Tornado.

12. Juli. Lokodja.¹⁾ Sende vier Körbe hier an Land, drei kaiserliche Geschenke. . . . Benuewasser schauderhaft schmutzig. . . .

13. Juli. Weiter Benue aufwärts. Die letzte Ente fliegt uns über Bord, gestern verendete die eine. Der untere Benue ist sehr belebt, aber alles sehr kleine Kanoes. Bosu Igbiraherrscher. Diese Igbirahäuptlinge haben sich viel Gebiet im Auslande erworben. Ogba ist zerstört, die Bewohner nach Süden gegangen, Bosu, Lade etc. . . . Anferre, um Holz zu kaufen.

„From this date the country of Rebohu and its dependances are placed under British Protection.

For the National African Company.

Egbert Dangerfield.

The seventh day of May 1885.

Die National African Company hat den Leuten gesagt: der ganze Fluß gehört den Engländern; sie werden hier eine Faktorei errichten. — Wenn ich dasselbe sagen würde, würde Bosu dagegen sein? „Nein.“ — Wer zuerst kommen würde, eine Faktorei zu bauen, der würde sein Mann sein! Er hat mir versprochen, Faktorei errichten zu lassen und dafür einige Geschenke erhalten, 9 Stück Zeug und 3 Flaschen Gin. . . . Die Leute wissen durchaus nicht, um was es sich handelt mit der Protektion; was sie wünschen, ist eine Handelsfaktorei. Das Land soll reich sein an Scheabutter und Elfenbein, während Salz und Zinn (!) verlangt wird.

14. Juli. Schloß Vertrag mit Rebohu und sandte Geschenke nach Lade. . . . Gab dem König 1 Stück Prints und 1 roten Fez; 1 Stück Prints seiner Mutter, wogegen ich einen Fisch und Holz, um das ich bat, erhielt. Gab dem Hauffavertrauten 2 cover cloth, einem andern 2 Meter und schickte nach Lade, dem Hauptort des Gebiets (Bassa) heute einen Säbel mit dem Bemerkten, meinen Freundschaftsvertrag anzuhören und zu überlegen, jedenfalls sein Gebiet freizuhalten für meine Rückkehr. Lade liegt ca. 1½ Stunden südlich von Bosu. Ich verließ Bida am 8. Juli, um nun dem Benue endlich zuzustreben. Zwei Expeditionen sind von großen Erfolgen begleitet gewesen, die an diesem Datum begonnen wurden: 1854, 8. Juli, Baikie auf der „Plejade“ und 1879, 8. Juli, Henry Benn. Ich schöpfe frohe Überzeugung auch aus solchen Umständen. Die Ufer des Benue unterscheiden sich von denen des Niger durch die häufigen niedrigen dichtverzweigten Busch- und herabhängenden Schlinggewächse, die ganze grüne Mauern bilden und die Steilufer bekleiden, sowie höhere Bäume; wenig Thierleben.

15. Juli. 5 h früh weiter. Abends in Loko.

16. Juli. Dr. Semon und Dr. Gürich müssen zurück, sie sind beide jetzt körperlich untauglich. Semon könnte es vielleicht noch einmal später versuchen,

¹⁾ Am Einfluß des Benue in den Niger.

Gürich ist entschieden zu schwach. Gestern Abend war ich bei Dangerfield, um für die Herren zu bitten, ein harter Gang! mußte aber im Interesse der Expedition sowohl als der Kranken gethan werden. Ich wußte, daß mir Bedingungen gestellt werden würden, und das geschah. Herr Dangerfield erbot sich, die Kranken an die Küste zu schaffen, wenn ich dagegen versprechen wollte, den Platz inzwischen nicht zu verlassen, ein ebenso unmoralisches Angebot als unanständig anzunehmen. Er kam, trotzdem ich ihm dies direkt sagte, mehrmals darauf zurück und wollte mir das Versprechen sehr leicht machen, um es nachher vielleicht um so ernster zu nehmen. Ich wies aber dergleichen alles entschieden zurück und muß nun selbst wohl oder übel noch einmal Neger ab- und aufwärts fahren. Für uns war hier Holz geschlagen, die Engländer haben uns dasselbe weggefischt durch Versprechungen und Drohungen. Bei dem Bau eines Hauses für unsere Sachen haben sie gleichfalls hindernd dazwischengesprochen nach Aussage meines alten Freundes Madugu, der lieber zu wenig als zuviel sagt. Aber die Eingeborenen mögen sie nicht und lassen sich nicht häufig bereden. Dangerfield sagte mir gestern, in diesem Lande gebe es keinen andern Willen als den der Herren, und die hätten ihnen das Land 10 Meilen nördlich und 10 Meilen südlich vom Fluß ganz mit allem Privateigentum verkauft, sodaß sie eventuell das Recht hätten, sämtliche Bewohner einer Ortschaft zu vertreiben! Gestern packte Geschenke.

(Fortsetzung folgt.)



Berichte aus allen Wissenschaften.

Geschichte.

Heinrich v. Sybel's „Begründung des deutschen Reichs durch Wilhelm I.“

Das Erscheinen dieses Buches ist nicht bloß ein litterarisches Ereignis. Die allgemeinere Bedeutung desselben läßt sich kaum in kurzen Worten kennzeichnen, denn wie eine wissenschaftliche That ist es zugleich eine politische. Wir sind nicht in der Lage, die Richtigkeit der Äußerung festzustellen, die den Zeitungen zufolge der Kaiser über dieses Buch gemacht haben soll, und nach welcher die Boraussicht ausgesprochen wurde, daß die Geschichtschreibung der nächsten Jahrzehnte über diesen Gegenstand von hier aus die Direktive empfangen werde. Aber wichtiger noch ist es, daß unbedingt die gesamte Auffassung dieser größten und ruhmreichsten Episode der preußischen Politik sich in der Richtung des Werkes ausbilden und allmählich in das gesamte Nationalempfinden übergehen wird. Zeit war es, daß angesichts des verwirrenden und „halbwahren“ Geflingels, mit welchem sich die sogenannten „Staatsmänner“ aus den Bundestagstagen breit

machten — wir dürfen nur an die Werke von Beust, Bismarck u. a. erinnern — nunmehr auch die „preußischen Staatsakten“ aufgeschlagen wurden, nicht aus Rechthaberei, nicht aus Eifersucht, nicht um von der Nation ein Belobigungsattest zu erhaschen, sondern im Dienste der Wahrheit und Gerechtigkeit. Schon der Mann, der sich der Aufgabe einer solchen nationalen Aufklärung unterzogen hat, ist für das Werk charakteristisch. Früh schon mit den Zielen des nationalen Einheitswerkes einverstanden, hat er doch fast über die Höhe des Mannesalters hinaus mit der allgemeinen Strömung die Wege nicht billigen zu können geglaubt, welche der geniale Schöpfer desselben zur Erreichung eingeschlagen hatte. Ja, in den wichtigen Kämpfen und Bewegungen des Vorspiels der großen Handlung hatte er einen der achtungswertesten Streiter vorgestellt, der sich den scheinbar frivolen und von Nebenabsichten, wie man glaubte, getragenen Plänen des damals verrufenen, weil unerkannten Staatslenkers entgegenwarf. Es giebt nichts Absurderes und Kleinlicheres als das Verfahren der Presse einer gewissen Partei, welche den immensen Eindruck des Sybel'schen Werkes dadurch verringern und herabdrücken zu können vermeint, daß sie aus den stenographischen Berichten namentlich der sogenannten Konfliktsepoche die Reden und Äußerungen hervorbringt, in denen derselbe Mann, der heute von einer hingerissenen Bewunderung für den Fürsten Bismarck erglüht ist, ihn leidenschaftlich bekämpft hat. Als ob nicht gerade diese Thatsache und dieser Widerspruch des Historikers von heute wider den Parlamentsredner von damals vorbildlich für die Wirkung und Absicht des Werkes wäre! Den einen Umstand, der entscheidend ist, verschweigen jene Ankläger weislich, daß eben Herr v. Sybel inzwischen durch die ihm zuteil gewordene Stellung und durch das ihm geschenkte Vertrauen aus der Masse der nicht Informierten in den kleinen Kreis der Wissenden emporgestiegen ist. Nicht ein Abfall, sondern eine Befehrung hat stattgefunden. Da ist nichts dabei zu verhehlen, und nur zu wünschen — das ist die nächste Aufgabe des Buches — daß mit der Verallgemeinerung der Kenntnis von den Zusammenhängen und Motiven die Überreste verstockter Hartnäckigkeit und eigensinniger Rechthaberei sich auflösen mögen.

Pour demeurer fidèle à son parti, il faut changer souvent d'opinion, pflegte der Kardinal Richelieu zu sagen. Aber auch hinter diese Maxime brauchte sich der Verfasser nicht zu flüchten. Denn wer nicht an dem Kleinen und Oberflächlichen hängt, wird gestehen müssen, daß die Vollendung des Einigungswerkes, dessen die Deutschen teilhaftig wurden, am meisten das Programm der Partei erfüllte, welcher Herr v. Sybel früher und auch jetzt noch angehört. Man könnte beinahe sagen, nicht er hat seine Meinung der Regierung angepaßt, sondern vielmehr die Regierung die ihrige ihm und seinem auch jetzt nicht im mindesten verleugneten Bekenntnis. Das weit vorgeschobene Maß liberaler Anschauungen, die den Parlamentsredner aus den Konfliktjahren erfüllten, beherrscht auch die vorliegende Darstellung der Begründung des Reiches. Das ist nicht die Sprache eines Diplomaten, der seine Rolle ins Licht setzen und beschönigen will, das ist nicht der Vortrag eines Partikularisten, der für seinen Sonderstaat alle nationale

Gefinnung allein in Anspruch nimmt und allen andern nur Selbstsucht und Gewinnsucht unterlegt, das ist auch keineswegs bloß die Apologie der preußischen Politik in allen Zeiten und Richtungen, sondern — und das verleiht dem Werke einen so tief ergreifenden Eindruck — der Standpunkt ist überall genommen von dem ehrlichen, bürgerlichen, deutschen Patriotismus und von der Überzeugung, daß kein greifbarer Grund vorhanden war, warum der deutschen Nation allein unter allen europäischen versagt sein sollte, ihre Kräfte politisch soweit zusammenzufassen, daß ihr eigener Bestand gegen Abbrüche und Einmischungen gesichert wäre. Nur von diesem mit den liberalen Gefinnungen nicht bloß verträglichen, sondern innig von Natur aus verbundenen Standpunkte aus konnte so über die nervös wechselnden Wandlungen und Sprünge der Politik Friedrich Wilhelms IV. geurteilt werden, wie hier geschieht, nur unter solchem Sehwinkel konnte die unglückliche Episode, die gemeinhin die Niederlage von Olmütz genannt wird, so schonungslos enthüllt werden, als es hier der Fall ist. Es ist erstaunlich, daß gerade der Teil der Presse, welcher sich als den klassischen Hüter des Liberalismus ansieht und auf das Beharren in einmal bekannten politischen Doktrinen einen höheren Wert legt, als der Staatsmann zugestehen darf, gerade diese charaktervolle Seite des Buches zu verkennen sich beeilt hat.

Freilich, was jenen nicht recht ist, verstehen wir wohl. Sie können sich in den Unterschied zwischen einer Parteischrift und einem historischen Werke nicht hineinfinden. In der Parteischrift liegen Licht und Recht und Vernunft immer nur auf einer Seite, und auf der andern das Gegenteil. Anders aber verfährt die Geschichte. Das bloße *audiatur et altera pars* ist für den Historiker noch eine zu dünn fließende Gerechtigkeit. Nicht bloß gehört, — begriffen, verstanden, in ihrer Vernunft, in ihrem Wollen enthüllt und dargelegt soll sie werden. Nicht den Parteien oder einer Partei sollte mit diesem Werke ein Genüge geschehen, sondern vor allem den Gesetzen historischer Forschung. Wir glauben den Autor am besten zu verstehen, wenn wir glauben, daß er mit dem historisch wissenschaftlichen Maßstab vornehmlich gemessen sein will. Und nach diesem, wer wollte dem Verfasser die Bewunderung versagen? Welch' eine Fülle neuen Stoffes und welche meisterhafte Beherrschung desselben! Mitten in den Wirren und Verschlingungen der diplomatischen Verhandlungen, die bald durch die Bewegungen der allgemeinen europäischen Politik, bald von Volksaufwallungen und demokratischen Erschütterungen durchsetzt, verworren oder bestimmt werden, weiß er stets den Faden der Ereignisse festzuhalten und alles in eine Kette von Ursache und Wirkung zu verwandeln. Große Gruppen von Ereignissen, wie der Krimkrieg, die polnischen Wirren, der italienische Krieg, die ganze Bände zu erfordern scheinen, sind mit unnachahmlichem Talent in knappe Tableaux zusammengezogen und doch scheint nichts Wichtiges zu fehlen, mindestens das nicht, was von diesen Ereignissen auf die schwierige und durch die heftigsten Rückschläge gehemmte Entwicklung der deutschen Verhältnisse herüberwirkt. Immer stehen diese als der Gegenstand, um den es sich eben handelt, im Bordergrund. Mit einer den Leser gewissermaßen überstrahlenden Klarheit werden die Vorgänge vorgetragen, und

wenn es auch der Redeweise keineswegs an Kraft und an überraschenden, geistreichen Wendungen oder malerischen Beiwörtern mangelt, so erscheint sie doch schlicht und natürlich, ebenso fern von dem Pathos patriotischer Überfülle wie von der blutleeren Kokoko-Zierlichkeit. Nur in den Charakteristiken einiger Persönlichkeiten steigert sich der Ausdruck zu einer besondern Höhe der Auswahl. Aber was sind das auch für Charakterschilderungen! Die Schilderung Friedrich Wilhelms IV., des Fürsten Bismarck und namentlich die des Kaisers Wilhelm werden Musterstücke edler historiographischer Kunst und litterarischer Schönheit bleiben.

Wie sich's gebührte, steht der „Begründung des deutschen Reiches durch Wilhelm I.“ der „erste Versuch der deutschen Einheit“ voran. In den einleitenden Kapiteln ist auseinandergesetzt, warum der Bundestag, der von gewisser Seite dafür ausgegeben wurde, damit nicht gemeint sein konnte. Die volkstümliche Bewegung der Jahre 1848 und 1849, die im Frankfurter Parlamente ihren Gipfelpunkt hatte, kann allein als das wenn auch verfehlte Vorbild der späteren Gestaltung angesehen werden. Aber niemals hat diese Versammlung, der es weder an edlen Antrieben noch an patriotischem Geiste fehlte, eine so gerechte Würdigung gefunden als von unserem Autor. Auf diesen tastenden und ungeschickten Wirrwarr ungeübter und von den geübten Regierungen im Stich gelassener und bekämpfter Volksvertreter mit vornehmer Geringschätzung herabzusehen, ist ja das Vorrecht der im Vollbesitz übermütigen Generation geworden. Um so eindrucksvoller aber ist dann das Urteil des überragenden Geschichtsschreibers, der zugesteht: „die Richtung, welche sie dem vaterländischen Sinne gegeben, ist unvertilgbar geblieben, und auch eine glücklichere Folgezeit hätte das Gelingen nicht erlebt, wäre nicht durch unser erstes Parlament trotz aller Irrtümer über die Mittel mit so gewaltigem Nachdruck das Ziel dem Volke gezeigt worden: die Freiheit im Innern, die Einheit nach außen.“

Mit der Geschichte der preussischen Union, zu deren Darstellung die preussischen Staatsakten ganz vornehmlich aufklärende Beiträge geliefert haben, schließt der erste Band, um in dem zweiten die Reaktivierung des Bundestages, deren Grundlage die Sendung des Grafen Brandenburg nach Warschau, die Olmüzer Punktation und die Dresdener Konferenzen bildeten, an die Spitze zu stellen. Der eintretende Krimkrieg zieht weniger den Bund als solchen in Mitleidenschaft, als er die europäische Stellung der beiden Großmächte Preußen und Oesterreich und ihr Verhältnis zu den andern Großstaaten umwandelt, so daß beim „Ausgang der Regierung Friedrich Wilhelms IV.“ der Zwiespalt zwischen Preußen und Oesterreich noch außerhalb der deutschen Frage einen größeren, europäischen Inhalt aufnimmt. Während das siebente Buch „die ersten Regierungsjahre Wilhelms I.“ also die Stellung Preußens zum italienischen Kriege und die von den beunruhigten Mittelstaaten angeregten deutschen Reformfragen und die innern preussischen Schwierigkeiten behandelt, ist das achte Buch mit dem inhaltsschweren Titel: „Eintritt des Ministeriums Bismarck“ überschrieben. Der preussische Verfassungs-

streit, die polnischen Wirren und das sich daraus bildende Verhältnis Preußens zu Rußland, in welchem der Verfasser einen der ersten Hauptgrundsteine für die späteren Großthaten findet, und der von Oesterreich berufene Fürstentag, in welchem Oesterreich gewissermaßen seine Impotenz und seine Unmöglichkeit in der Frage der deutschen Einigung amtlich an den Tag legte, bilden die Unterabschnitte des letzten Buches. Danach ersieht man, daß die ersten beiden Bände Zeiten und Gegenstände behandeln, die auch früher schon namhafte Darstellungen gefunden haben, wie beispielsweise die kurhessischen, die schleswig-holsteinischen Konflikte u. a. m. Dennoch aber erscheint alles hier in einem neuen Lichte und zwar mit dem Eindruck, daß die nachfolgende Detailforschung schwerlich noch die Hauptgesichtspunkte verschieben können wird. Begreiflicherweise darf aber den folgenden Bänden, in welchen „die preußischen Staatsakten“ noch mehr den Mittelpunkt des ganzen Problems und der ganzen weltgeschichtlichen Handlung enthalten, mit der größten Spannung entgegengesehen werden. Die deutsche Nation wird durch sie erst einen Einblick und Überblick über diese ruhmreichste Katastrophe ihrer neueren Geschichte, die sie selbst erlebt hat, gewinnen, während sie eben deshalb, weil sie mitlebend und mithandelnd war, nur die äußern Umrisse und Erfolge hat wahrnehmen können.

Wir wünschen dem greisen Verfasser, dem zu danken jeder Vaterlandsfreund verpflichtet ist, Kraft und Gesundheit und Freudigkeit, um sein Werk durchzuführen und noch lange den Segen, der daraus entstanden, betrachten und empfinden zu können.

Breslau.

J. Caro.

Philologie.

Ein schottisches Märchen vom Aschenputtel und seinem Gold- oder Glaschuh.

Aus Volksmund; bis jetzt ungeschrieben.

I.

Von einem greisen shetländer Freunde, welcher mir seit Jahren schon manche wertvolle, bis dahin ungeschriebene Sagen, Märchen und uralte Lieder-Bruchstücke aus seiner Eiland-Heimat mitgeteilt hat, erhalte ich eine höchst bemerkenswerte Geschichte von Aschenputtel aus schottischem Volksmund. Der Freund, Hr. Robert Sinclair, wohnt jetzt mit den Seinigen in Melbourne, in Australien. Seine vorhergegangene Zuschrift hatte eine eigentümliche shetländer Fassung eines Grimm'schen Märchens (Nr. 30) enthalten, dessen Kern möglicherweise durch niederdeutsche, hanseatische Schiffer nach jener nordischen Thule gekommen war.

Als Antwort auf meine Frage, was er etwa von unserem berühmtesten, durch alle Lande gehenden Märchen vom Aschenputtel aus seiner Heimat wisse, schrieb er mir aus Melbourne im Juli vorigen Jahres:

„Mein Sohn Georg hat mir eine andere Fassung der *Asfipattle*¹⁾ oder Cinderella-Geschichte von seiner Schwiegermutter verschafft, welche sie von ihrem Großvater hörte; und dieser hatte sie von seiner Großmutter. Seine Schwiegermutter ist heute eine betagte Frau. Ich wüßte nicht, daß das Märchen bis jetzt in der Familie niedergeschrieben worden wäre. Der Schwiegermutter Geburtsort ist ein Städtchen nicht weit von Glasgow in Schottland. Ich finde, daß diese Fassung in bezug auf Einzelheiten beträchtlich von anderen, die ich gehört habe, abweicht. Eine der merkwürdigsten Abweichungen ist die, daß es ein Rabe ist oder vielmehr Raben sind, welche den jungen Königssohn gegen seinen Irrtum warnten, als er die falsche Braut heimführen wollte. Für Sie ist wohl die Sache von keiner Bedeutung; aber ein Beweis liegt da immerhin vor, wie ein Märchen mannigfaltige Gestalt annehmen kann und doch unverkennbare Spuren der Gleichheit und des gemeinsamen Ursprungs bewahrt.“

Mir scheint das mitgeteilte shetländer Märchen allerdings von Bedeutung. Hat doch die Ergründung des tieferen Sinnes der Geschichte vom Aschenputtel unter den Sagenforschern Anlaß zu vielfachen Erörterungen gegeben. Ich teile daher sofort den Wortlaut mit:

* * *

Vor vielen Jahren lebte einmal ein vornehmer Mann und seine Gemahlin in einer sehr schönen Gegend des Landes. Sie hatten nur ein Töchterchen, das sehr hübsch und sehr gut war; und Vater und Mutter waren von ihm recht eingenommen. Als das kleine Mädchen etwa fünf Jahre alt war, starb die Mutter. Dem Vater brach schier das Herz über den Verlust seiner Gattin, und er überließ das kleine Mädchen fast ganz sich selbst. Es weinte viel und konnte nicht begreifen, wo die Mutter hingegangen sei, daß sie nicht zu ihm kam.

Nach einer Weile heiratete der Vater eine Witwe, welche zwei Töchter hatte — beide älter als das kleine Mädchen. Sie waren beide gar nicht hübsch und eifersüchtig auf die Schönheit ihrer kleinen Stiefschwester. Sie beschloßen daher, sie wollten den Versuch machen, sie in die Küche zu den Mägden zu verbannen; allein die Mutter scheute sich, das zu thun, aus Furcht vor ihrem Gemahl. Zulezt heckte sie eine List aus, durch welche sie hoffte, bei Zeiten den Tod ihrer Stieftochter herbeizuführen.

¹⁾ „*Asfipattle*“ entspricht in schottischer und shetländer Mundart genau unserem „Aschenputtel.“ So, und nicht Aschenbrödel, muß es natürlich lauten; denn die aus Schmutz und Dunkelheit emporsteigende Schöne trägt ihren Namen doch nicht von einem in der Asche gebackenen Brote, sondern daher, daß sie in der Asche „herumzupuddeln“ hat. In fränkischer Mundart ist letzteres Wort gang und gäbe. „Aschenbrödel“ ist nur eine fein sein sollende, den Sinn verdrehende Verballhornung. Die Brüder Grimm sprechen selbstverständlich vom Aschenputtel, nicht vom Aschenbrödel.

Das kleine Mädchen hatte Feld und Blumen und Schafe sehr gern. Nun hatten die Schafe ein Loch gefunden, das in den Garten führte, und die Mutter sagte dem kleinen Mädchen, es müsse dort bleiben und auf das Loch acht geben und die Schafe nicht hereinlassen, und sie wollte ihm zu Mittag etwas zu essen schicken. Als die Mittagszeit kam, schickte sie ihm einen Fingerhut voll Brühe, ein Gerstenkorn, einen Faden Fleisch und eine Brotkrume.

Das kleine Mädchen brauchte nicht lange, um damit fertig zu werden, und fühlte sich so hungrig, als hätte es nichts gegessen. Es wagte aber nicht nachhause zu gehen, da es geheißen worden, bis zur Nacht draußen zu bleiben. Da fing es an, zu weinen; und wie es so weinend da saß, kam ein schwarzes Lämmlein zu ihm heran und wollte wissen, was ihm fehle. Da sagte es dem Lämmlein: es habe kein Mittagmahl gehabt und sei recht hungrig.

Das schwarze Lämmlein erwiderte ihm: es solle nicht weinen, sondern den Finger in sein (des Lämmleins) Ohr stecken und sehen, was es da finden könne. Da steckte das Mädchen den Finger hinein und zog ein großes Stück Brot heraus; und das Lämmlein sagte: es solle den Finger in das andere Ohr stecken, und es that dies und zog ein großes Stück Käse heraus und hatte ein gutes Mahl und fühlte sich ganz glücklich.

Des Abends, statt müde und hungrig zu sein, wie seine Stiefmutter erwartet hatte, war es ganz heiter und guter Dinge. Am anderen Tage hieß man es wieder ausgehen, und die Stiefmutter sagte: sie würde ihm kein Mittagessen schicken. Das Lämmlein kam aber wieder und gab ihm abermals Brot und Käse. Da fing die Stiefmutter an, zu denken, es müsse mehr dahinter sein, als sie wisse; und sie sandte am folgenden Tag einen Mann auf die Lauer aus.

Er sah, wie das Lämmlein das Mädchen mit Brot und Käse nährte, und ging heim und erzählte es der Stiefmutter. Darauf sprach sie zu ihrem Gemahl, sie möchte eines von den Schafen geschlachtet haben; und er antwortete, sie könne irgend eines, das sie auswähle, schlachten lassen. Da ließ sie das schwarze Lämmlein schlachten.

Am folgenden Tage, als das kleine Mädchen weinend im Felde saß, kam eine drollige, kleine Frau zu ihm heran und fragte es, was ihm fehle. Und als das Mädchen ihr von dem Lamm erzählte, da sagte sie, es solle nicht weinen, sondern all' die Knochen sammeln und sie ihr bringen. Es sammelte all' die Knochen; aber ein Schenkelbein konnte es nicht finden, und so gab es all' die übrigen Knochen der alten, kleinen Frau.

Als der Sonntag kam, wurde das kleine Mädchen zuhause gelassen, um das Mittagessen zu kochen, während die anderen in die Kirche gingen. Die Stiefmutter gab ihm nur einen Fingerhut voll Wasser, ein Gerstenkorn und eine Brotkrume. Damit, sagte sie, solle es einen großen Topf Suppe machen. Das kleine Mädchen wußte nicht, was thun, und es saß da und weinte und wünschte sich sein Lämmlein herbei; das würde ihm sicherlich helfen.

Da kam das Lämmlein herein, hinkend, hinkend, weil ihm ein Schenkelbein fehlte; und es sagte dem Mädchen, es solle nicht weinen, sondern sich anziehen und in die Kirche gehen; es selbst wolle schon das Mittagessen kochen — aber das Mädchen solle ja wieder heimgehen, ehe die Kirche aus sei. Da machte es sich auf, kleidete sich an und zog ein schönes Paar Glaschuhe an, die es besaß.

Als es die Kirche erreichte, hatte der Gottesdienst begonnen, und es saß nicht weit von der Thür. Es trug sich zu, daß ein junger Königssohn in seiner Nähe saß, und er war von der Schönheit des Mädchens so ergriffen, daß er dachte, er wolle ihm nachgehen und sehen, wo es wohne. Aber es ging vor ihm hinaus, und da war es für ihn zu spät. Als es heim kam, zog es sein altes Gewand an, und seine Stiefmutter und die Schwestern waren erstaunt, das Mittagsmahl bereit zu finden.

Am nächsten Sonntag wurde das Mädchen wieder zuhause gelassen, und das Lamm erschien abermals und schickte es in die Kirche. An diesem Sonntag folgte der Königssohn ihm; und in der Hast, fortzukommen, verlor es einen seiner Schuhe. Der Königssohn hob ihn auf und steckte ihn in die Tasche, da er sah, daß er dem Mädchen nicht nachzukommen vermöge. Am anderen Tage sandte er eine Kundmachung aus, er wolle diejenige heiraten, welche den Schuh anfriegen könne. Im Laufe der Zeit kam er an das Haus, wo das kleine Mädchen wohnte, und eine der Stiefschwestern sagte: sie könne den Schuh anziehen. Da nahm sie ein Hackbeil und hieb ihre Behen und ein Stück Ferse ab und zog den Schuh an.

Der Königssohn hob sie auf sein Roß hinter sich, um sie in sein Schloß zu nehmen, wo er sie heiraten wollte. Auf dem Wege mußten sie an einigen Bäumen vorbeikommen. Auf dem ersten Baume saß ein Rabe, der rief:

Hackferse und Behenschnitt
Hinter dem jungen Königssohn reitet.
Schönfüßchen aber und Füßlein-hold
Hinter dem Kessel die Blicke meidet.

(Haggit-heels and Hewed-toes
Behind the young Prince rides.
But Pretty-foot and Bonnie-foot
Behind the caldron hides.)

Da fragte der Königssohn: „Was hat der Vogel gerufen?“

„Oh,“ erwiderte sie; „laß das gut sein; er schwätzt nur Unsinn!“

Allein am nächsten Baume rief ein zweiter Vogel, wiederum ein Rabe, ganz dasselbe. Da stieg der Königssohn ab und schaute auf ihren Fuß und fand, daß er voll Blut war. Da sagte er, er sei sicher, daß der Schuh nicht ihr gehöre. So nahm er sie denn zu ihrer Mutter zurück und bestand darauf, hinter dem Kessel nachzusehen; und da fand er das kleine Mädchen.

Es hat, sein Gewand wechseln und den anderen Schuh holen zu dürfen, und es kam damit herunter. Der Königssohn erkannte es sofort und nahm es auf sein Roß hinter sich mit fort.

Als sie am ersten Baume vorbeikamen, rief der Vogel:

Schönfüßchen und Füßlein-hold
Hinter dem jungen Königssohn reitet.
Hackferse aber und Zehenschnitt
Zuhause bei der Mutter weilet.

Sie ritten weiter und erreichten das Schloß und lebten glücklich immerfort; und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heute noch.

II.

Die Heldin dieses west-schottischen Märchens bleibt, wie man sieht, namenlos. Sie ist einfach „das kleine Mädchen.“ Im deutschen Märchen nennt der eigene Vater sie „ein kleines verbüttetes Aschenputtel,“ als er weitere Nachforschung in seinem Hause durch den Königssohn zu hindern sucht. In diesem schottischen Märchen erhält das kleine Mädchen nur eine Art Namen als „Schönfüßchen“ und „Füßlein-hold,“ der ihm von dem flugen Raben gegeben wird.

Wie im deutschen Märchen, wird das Mädchen zuerst in die Küche verbannt. Zuhause birgt es sich hinter dem Kessel — gerade wie Aschenputtel, das französische Cendrion, das italienische Cenerentola, das serbische Popeluga (Popel bedeutet Asche auch im Tschechischen) und ähnliche Gestalten dieses weitverbreiteten Märchens in der Asche sitzen, in Übereinstimmung mit der Bedeutung ihres Namens.

Im übrigen gehen die Prüfungen des schottischen Töchterleins wesentlich unter freiem Himmel vor. Ein Hauch von Feld und Halde durchdringt diese und andere schottische Fassungen des Aschenbrödel-Märchens. Dieser Zug geht auch durch eine ähnliche finnische Sage, in welcher jedoch der mehr dichterische, germanische Kern mit dem grauenvollsten ugrischen oder lappischen Hexenwesen durchmischt ist.

Das hilfreiche Tier in der obigen Erzählung kommt ähnlich in der anglisch-schottischen Geschichte vom „Rashin Coatie“ (Hadern-Röcklein oder Lumpenkittelchen) vor, wie auch in der gälisch-schottischen Sage von dem „Gehörnten grauen Schaf.“ In „Rashin Coatie“ ist es ein rotes Kälblein, welches dem lieben kleinen Mädchen (bonnie little lassie) — der mißhandelten Tochter eines Königs und einer verstorbenen Königin — alles verschafft, was es braucht. In den beiden letzteren Fällen erfolgt die gleiche wunderbare Wiederbelebung des getöteten hilfreichen Tieres. Solche gute Bierfüßler treten in vielen Volksagen sowohl gebildeter als auch ganz wilder oder halb-barbarischer Völker auf. Im erstgenannten Falle sind sie natürlich ein dichterisches Überbleibsel aus einem Zeitalter der Tier-Anbetung.

In der frühesten, uns bekannten Geschichte, welche eine gewisse Verwandtschaft mit der vom Aschenputtel hat, nämlich in der Sage von *Cros* und *Psyche*, wie sie sich bei Apuleius findet, treffen wir schon auf den wesentlichen Inhalt der Sage, einschließlich hilfreicher Kerbtierchen. In dieser klassischen Mär kommt ein König vor und drei Schwestern, von denen zwei auf die reizende *Psyche* eifersüchtig sind. Unter den von der rachsüchtigen *Aphrodite* ihr auferlegten Prüfungen ist die Aufgabe, eine Masse gemischter Körner und Samen — Weizen, Gerste, Hirse, Mohn, Erbsen und Linsen — in je ein besonderes Häuflein zu lesen. „Ich denke“, sprach die feindselige Göttin, „du sollst dir deinen Liebhaber durch fleißige Arbeit erwerben!“ Ein Schwarm mitleidiger Ameisen erscheint dann, um die Arbeit zu thun. Haben wir da nicht die Erbsen und Linsen Aschenputtels, dem die Turteltaubchen beistehen?

Die Nahrung-spendenden Ohren des freundlichen Tieres kennen wir aus schottischen, skandinavischen, desgleichen aus finnischen, serbischen und anderen europäischen Sagen, sogar aus einem Zulu-Märchen. In einigen Fällen dienen die Hörner eines Bullen oder eines Widders statt der Ohren dafür. Was das Zulu-Märchen betrifft, so könnte dasselbe möglicherweise in neuerer Zeit aus einer Anpassung des von Europäern Gehörten entstanden sein.

Die „drollige kleine alte Frau“ der mir mitgeteilten west-schottischen Erzählung ist anscheinend ein ferner Wiederhall, ein mehr verschwommenes Gegenstück der sozusagen in einen wunderwirkenden Baum verwandelten toten Mutter Aschenputtels. Die Verwandlung in Pflanzen ist häufig; siehe z. B. das „Rätsel-Märchen“ bei Grimm (Nr. 160). Sie entspricht der sagenhaften Entstehung von Menschen aus Bäumen, wie sie bei vielen Völkern, Griechen, Persern, Germanen u. s. w., vorkommt. Die ersten Menschen werden in der Edda aus Bäumen gebildet. Noch in unserm Kinderliede wachsen die schönen Mädchen, so in Sachsen. Auch die Zulu behaupten, aus Niedgras „hervorgezogen“ zu sein. Es ist ein uralter Begriff der Verwandtschaft aller Wesen und Dinge.

Während in den deutschen, finnischen und anderen Erzählungen Aschenputtels Liebesabenteuer in einem Königsschlosse spielt, läßt das vorliegende west-schottische Märchen die beiden Geliebten an Sonntagen in einer Kirche zusammenkommen. Das stimmt ganz zu der Art des auf Gottesgelehrsamkeit erpichten Volkes jenseit des Tweed. In der von J. F. Campbell, dem berühmten schottischen Sagenforscher, aus Volksmund gesammelten und ins Englische übersetzten gälischen Sage ist „der Königsohn begierig, das Mädchen während der Kanzelrede zu sehen.“ In „*Rashin Coatie*“ „gehen sie in die Kirche.“ Keltisch und englisch sprechende Schotten sind sich in dieser Beziehung gleich. Sie haben alle einen starken Stich ins Fromme.

Abgesehen von diesem neueren christlichen Einschleßel, welches sich nicht in den deutschen und anderen Märchen findet, hat die obige west-schottische Fassung höchst altertümliche Züge bewahrt, von denen uns einige an die finnische Sage aus Russisch-Karelien, andere an die deutsche Lesart erinnern. Statt der zwei

weißen Täubchen Aschenputtels, oder des ungenannten Vogels in anderen Erzählungen, begegnen wir diesmal zwei Raben. Die weisen Vögel Odin's — Hugin und Munin (Gedanke und Erinnerung) — kommen uns da leicht in den Sinn.

In Deutschland ist der Rabe zu einem Unglücksvogel geworden infolge einer durch das Christentum bewirkten Herabsetzung aus seiner früheren hohen Stellung bei unsern Altvordern. Oft fallen einzelne Teile einer früheren Religion in Mißachtung, während andere sich als lebendiger Glaube unter dem Deckmantel eines geduldeten, neben der neuen Religion einherziehenden Aberglaubens erhalten. In England nimmt der Rabe noch seinen hohen Rang ein, wie vor Zeiten unter dem Beherrscher der Götterburg Asgard. Eine Menge dieser Vögel wird auf englischen Landsitzen eigens gehalten. Ihre krächzende Stimme gilt keineswegs als ein widriger oder unheilkundender Ton wie bei uns, wo doch so manche Gestalten des germanischen Naturdienstes noch Berg und Thal, Wald und Flur, Strom, See und Meer unter ihren altheidnischen Namen bis in die neuere Zeit herein erfüllt haben, zum Teil noch erfüllen. Nie hatte ich eine solche Masse Raben und sonstiges schwarzes Gevögel beisammen gesehen wie auf dem Gute des Unterhausmitgliedes Seely, als ich Garibaldi bei seiner Landung in England auf der Insel Wigh dort besuchte. Ein ungeheures Gefrächze scholl mir schon von ferne in die Ohren; doch um Wodans willen verzieh ich den riesigen Mißlaut.

In dem west-schottischen Märchen sind die zwei Raben gewiß unbequeme Vögel für die falschen Bräute, aber kundige, gute und hilfreiche für den Helden und die Heldin der Erzählung. So wahr ist das schwarzgefiederte Paar den alten Ruf der Weisheit, dessen der Rabe in der Wodans-Religion genoß. Vor der Anwendung der Magnetnadel wurden oft Raben, eigens zu solchem Zweck durch einen besonderen Opfergebrauch dazu vorbereitet, von den Nordmännern aus einem Schiffe ausgesandt, um die Nähe von Land zu erkunden. „Odins Raben-Zauber“ heißt eines der tief Sinnigsten Edda-Lieder, das in seiner geheimnisvoll abgerissenen Kürze den alten Glauben in gedrängtester Sprache enthält. Dies alles deutet darauf, daß wir in der Wahl von Raben als Warnern des fürstlichen Bräutigams einen besonderen germanischen Zug erkennen dürfen.

III.

In dem oben mitgeteilten Märchen sind des Mädchens Schuhe von Glas. In „Rashin Coatie“ sind es „schöne Atlaschuhe.“ Das Wort „Atlas“ beweist, daß in diesem Punkte die ursprüngliche Erzählung in Morayshire (Schottland) neumodisch verderbt worden ist.

Gold, Glas oder Kristall (letzteres in der katalonischen Fassung) ist offenbar der für die gebührende Durchführung des Märchens erforderliche Stoff, — ganz abgesehen von dem tieferen, auf die Sonne bezüglichen Sinn, welcher dieser Dichtung zu Grunde liegen könnte. Es ist unter den Sagenforschern, namentlich in England, wo der Glas Schuh in dem Märchen seine Rolle spielt, viel darüber

gestritten worden, ob das Wort „Glas“ nicht etwa aus einem Mißverständnisse des früher in der Wappenfunde gebräuchlichen französischen Wortes „vair“ (Pelz) entstanden sei, das allmählich außer Übung gekommen und daher nachträglich, weil man es nicht mehr begriff, durch „verre“ (Glas) ersetzt worden sei. Man wollte sich dabei auf die angeblich älteste Ausgabe von Perraults „Histoires ou Contes du Temps Passé¹⁾, avec des Moralitez“ beziehen. Perrault gab die im Volke Frankreichs umgehenden Märchen in den letzten Jahren des siebzehnten Jahrhunderts zu Paris heraus. Seine Darstellungsweise ist schon sehr höfisch gepudert und kann nicht im entferntesten mit der einfachen Weise unserer Volksmärchen verglichen werden. Allein auch bei ihm findet sich noch: „Cendrillon, ou la Petite Pantoufle de Verre;“ nicht „vair.“

Herr Andrew Lang, welcher Perraults Erzählungen mit einer einleitenden Ausführung veröffentlicht hat, bemerkte früher in einem ohne Zweifel von ihm herrührenden Aufsätze, daß sowohl Perrault als auch die englischen Übersetzungen vor Jahrhunderten stets von einem Glasschuh reden, und daß es also mit der angeblich seit der französischen Staatsumwälzung eingetretenen, mißverständlichen Auffassung von „vair“ und der daraus entstandenen Umdruckung in „verre“ nichts ist. In der nunmehr von ihm besorgten Ausgabe Perraults schreibt Herr Lang: „Ob der Pantoffel von verre oder von vair, ist eine Sache ohne Bedeutung.“ Hier muß ihm unbedingt widersprochen werden. Den Beweis gedenke ich im nachfolgenden zu liefern.

In der Grimm'schen Sammlung wirft der Vogel von dem aus dem Grabe der Mutter erwachsenen Haselbaum am ersten Tage ein golden und silbern Kleid und mit Seide und Silber ausgestickte Pantoffeln herunter. Am dritten Tage aber erhält Aschenputtel die entscheidenden Pantoffeln, und sie sind „ganz golden.“ Als der Königssohn am Hause des reichen Mannes vorspricht, bringt er „diesen goldenen Schuh“ mit. Dreimal wird der Ausdruck „ganz golden“ oder „golden“ innerhalb einiger Zeilen gebraucht, wie um ihn dem Geiste des Hörers wohl einzuprägen. Es ist eine bekannte Gewohnheit der Märchen-Erzähler, in solcher Weise den Ton auf einen wichtigen Umstand zu legen. Ein viertes Mal wird der „goldene Schuh“ am Ende genannt, wo es heißt, daß er Aschenputtel „wie angegossen“ saß.

In der That muß der das Schicksal des Mädchens entscheidende Schuh aus einem Stoffe geformt sein, der dem Fuße nicht irgendwie nachgiebt. Im deutschen Märchen gehen die Töchter, eine nach der anderen, mit der Mutter in die Kammer, um ihn anzuprobieren; und da es nicht gelingt, so hauen sie sich die Zehe ab, weil ein Schuh aus Erz, ein ganz goldener, natürlich durch kein Mittel sich dehnen läßt. Nehmen wir nun an, er sei aus Pelz oder aus sonstigem weichen Stoff gewesen, statt aus hartem Gold, Glas oder Kristall, wäre da die Geschichte überhaupt möglich gewesen?

¹⁾ Perraults Popular Tales. Edited from the original editions, with Introduction. By Andrew Lang. Oxford: Clarendon Press. 1888.

Sollen wir etwa glauben, es sei über die Geschicklichkeit von zwei in einer Kammer geborgenen Frauen gegangen, einen Pelz- oder Atlasschuh derart zu erweitern, daß sich der Fuß hineinzwingen ließ, wenn auch unter zeitweiligem Schmerz? Ein Pelz- oder Atlasschuh könnte bersten, wenn der Fuß hineingezwängt würde. Oder es ließe sich der Schuh mit einem, wenn auch verkrampft gehaltenen Fuße, zur Not ausfüllen, ohne daß andere es merkten. Oder es könnten endlich zwei mit der Nadel geschickt umgehende Frauen einen Kniff anwenden und so den Königssohn täuschen.

Die Geschichte bedurfte aber eines undurchdringlichen Stoffes, um überhaupt wahrscheinlich zu werden, selbst auf dem Boden eines von wunderbarer Einbildungskraft getragenen Märchens. Frauen, das bleibe unvergessen, sind vor allen die Überlieferer dieser Erzählungen. Dem Frauengeiste würde jener Umstand nicht leicht entgehen. Selbst von diesem Gesichtspunkte aus ist es daher klar, daß Gold, Glas oder Kristall in der ursprünglichen Sage muß genannt worden sein.

Glas und Gold sind übrigens, der Wortableitung oder Tonverbindung nach, nicht so sehr von einander verschieden. Goldfarbiger Bernstein hieß bei unseren Vorfahren gles(um); aus derselben Wurzel ist unser „Glas“ entstanden. Die gleißende, glitzernde, glimmernde, glänzende, glastende¹⁾ Eigenschaft ist in vielen gl-Wörtern verkörpert. Es mag daher wohl der Glasschuh Aschenputtels ein Nachklang aus einer Zeit sein, wo „Glas“ noch einigermaßen den Begriff eines wertvolleren Stoffes umfaßte — sei es Bernstein, welcher den Griechen so auffiel, daß Homer²⁾ von einem köstlichen Busengescheide spricht:

„Golden besetzt mit Elektron, der strahlenden Sonne vergleichbar —

oder auch Gold selbst. „Gles“ bedeutet das, was gleißt. Noch heute sprechen wir von gleißendem Golde. Bernstein wurde einst so hoch geschätzt wie Gold, oder noch höher.

Aus klarer, persönlicher Erinnerung kann ich bezeugen, daß der entscheidende Schuh in diesem in Kindertagen mir oft erzählten Märchen, das nach so manchem Wechsel der Dinge mir merkwürdig frisch im Gedächtnisse geblieben ist, stets ein gläserner war, fein seiden- und silbergestickter; kein pelzverbrämter; auch kein goldener, wie in der Grimm'schen Sammlung, obwohl das Märchen sonst fast Wort für Wort mit dem stimmt, was ich in späteren Jahren dort las. Gläsern war stets der Schuh in der Geschichte, wie sie von den bei uns dienenden Bauernmädchen erzählt wurde, welche damals meist weder lesen noch schreiben konnten. In der fränkischen Mundart hörte ich das Märchen, und noch jetzt sind mir die Verse vom „Bäumlein, rüttel' dich und schüttel' dich,“ und von der rechten Braut, die noch daheim sitzt, in jenen heimatlichen Lauten so deutlich im Ohr, als wären sie darin wie in dem von Edison erfundenen Ton-Bewahrer aufgespeichert. Es ist wohl auch so.

¹⁾ Vergl. auch das englische: To glare und to glint.

²⁾ Odyssee 18, 296.

Glas oder Gold ist sicherlich ein bedeutsamer Zug im Aschenputtel-Märchen. Selbst in Perrault's jammervoll verneuerter, Versaillesch verzimperlichter Schilderung mit ihrer ans Früh-Rokoko gemahnenden, am Schluß angehängten Klugheitspredigt (Moralité), ist, wie schon bemerkt, die alte Überlieferung noch erhalten. Die Schuhe sind auch da von Glas. Hat eine Verderbnis in anderen französischen Erzählungen stattgefunden, so muß es nicht von „vair“ in „verre,“ sondern umgekehrt der Fall gewesen sein — nämlich auf Grund einer vernünftelnden Auslegung, welche sich doch bei näherem Zusehen als unvernünftig ergibt.

Glas- oder Goldschuhe halte ich für ein Kennzeichen des Alters in einer Aschenputtel-Geschichte. Die von Herrn Sinclair mir übersandte enthält beachtenswerte Spuren grauer Vorzeit in den wunderbaren, Nahrung spendenden Ohren des Lämmleins, wie auch in seiner zauberhaften Wiedererweckung. Ganz in Übereinstimmung mit diesem stark ursprünglichen Wesen des west-schottischen Märchens, das uns fast zum Tierdienst zurückleitet, bewahrt dasselbe auch den offenbar ältesten Begriff von der Fußbekleidung. Nicht Atlas-, nicht Pelz-, sondern Glasschuhe werden genannt. Wer weiß, vielleicht waren sie ehemals von Glas, Bernstein oder Gold.

In einer Anzahl nordischer (skandinavischer, finnischer, anglisch-schottischer und gälisch-schottischer) Fassungen ist immer Glas oder Gold der Stoff, gerade wie im deutschen Märchen. In einer schwedischen Lesart, in welcher die Warnung gegen die unrechte Braut fast in denselben Ausdrücken vorkommt wie im Anglisch-Schottischen, hören wir von goldenen Schuhen. Wie in schottischen Erzählungen „Nippit-Fit“ und „Clippit-Fit“ (abgekniffener Fuß und Stußfuß) oder „Haggit-Heels“ und „Hewed-Toes“ als Spottnamen gebraucht werden, so heißt es im Schwedischen „huggen häl och klippen tå“ (Hackferse und Stußzehe), und dann fällt das Wort: „Im Ofen sitzt die, der der goldene Schuh paßt.“

In Campbell's „Sagen der West-Hochlande“ giebt der Fürstensohn dem Töchterlein der verstorbenen Königin ein Paar goldene Schuhe. Ähnlich wie im deutschen Märchen, („Rucke di guck, Blut ist im Schuck, der Schuck ist zu klein, die rechte Braut sitzt noch daheim“) singt der Vogel in der gälischen Hochlands-Geschichte: „Blut ist im Schuh, und Schönfüßchen sitzt in der Ecke hinter'm Feuer!“ Zuletzt findet sich der goldene Schuh („bróg óir“ im Gälischen) an einem der Füße der rechten Braut.

Der Übersetzer, Herr Campbell, der bei so vielen anderen Anlässen überzeugend nachgewiesen hat, wie sich in hochländischen Mären und Liedern, unter feltischer Hülle, der Heidenglaube, die Geschichte und die Stammes-Kennzeichen der alten skandinavischen Eroberer erhalten haben,¹⁾ bemerkt auch bei dieser Gelegenheit: es sehe der erste Teil des gälischen Märchens, wo „von dem Schaf gesprochen wird, das wieder lebendig wurde, aber hinkte, wie ein Stück nordischer Göttersage (Geschichte von Thor und seinen von ihm geschlachteten Ziegenböcken) aus“; der zweite Teil aber stehe den nordischen Fassungen des Aschenputtel-Märchens näher als der englischen.

In dem von Campbell mitgeteilten gälisch-schottischen Märchen wird die Tochter aus anderer Ehe, welche dem jungen Fürstensohn an Stelle der Tochter der ersten Königin aufgedrängt werden soll, als eine kahle, schwarzhäutige Dirne geschildert. Vielleicht liegt auch darin ein Beweis, daß die gälische Sage auf ursprünglich germanischer Unterlage ruht. In Schottland sind eine Reihe der verschiedenartigsten Volksstämme über- und durcheinander geschichtet: ein iberisch-turanischer, ein feltisch- und ein germanisch-arischer — um nur die hauptsächlichsten zu nennen. Ein dunkelhäutiger, schwarzhaariger Stamm schlägt manchmal auffallend durch. Bei einzelnen kommen Züge vor, welche an Lappen und Eskimo erinnern. Sie stechen sonderbar ab gegen hochgewachsene, breitschultrige, oft rothaarige und helläugige Schotten.

Nun werden im eddischen „Liede von Rigr“ die drei Stände nach ihrer Leibesbildung geschildert: die Thrälle oder Knechte, die Karle oder Freien, und die Jarle oder Edeln. Die schwarze Haut wird, nebst anderen ungünstigen Zügen, als das Merkmal der Leibeigenen angeführt (hörfi svartan, hetu thrael). Dieser Sklavenstand war aus den Eingeborenen von finnisch oder lappischem Blute zusammengesetzt, welche von den gelbhaarigen, helläugigen Germanen mit weißer und rosigter Haut, die unter ihrem asiatischen Heerführer Odin nach Skandinavien eindringen, unterworfen worden. Ein reicher Wuchs langen Haares wird von klassischen Schriftstellern stets den Germanen zugeschrieben. Es scheint daher, als ob die „kahle, schwarzhäutige Dirn“ in dem gälischen Märchen eine Sprossin aus einer zweiten Ehe mit einer Frau nicht teutschen Blutes darstellen solle.

Doch wir müssen zu den Goldschuhen zurückkehren.

Im finnischen Märchen von der „Wunderbaren Birke,“¹⁾ in welchem die Hexe eine so große und grauenhafte Rolle spielt, finden wir wiederum Goldschuhe. Ähnlich wie im deutschen Märchen erlangt der Königssohn die Fußbekleidung des Mädchens, indem dieselbe an der theerbestrichenen Thürschwelle kleben bleibt. „Wem Ring, Keif, Goldschuhe passen, die soll meine Braut sein!“ Es sind lauter Gegenstände von hartem Stoff, um die es sich da handelt. In der Einleitung zu dieser von einer Finnin gelieferten Sammlung bemerkt Gustav Meyer: „Daß der finnische Märchenschatz schon wegen seiner Beziehungen zur benachbarten germanischen und slavischen Volksdichtung eine hohe Bedeutung beanspruchen darf, liegt ohne weiteres auf der Hand.“

Eine Stelle in der „Wunderbaren Birke“ hat wohl besonders tiefen Sinn. Ganz wie im deutschen Märchen erhält das mißhandelte finnische Aschenputtel²⁾ von

¹⁾ In einem Briefe an mich hat der nunmehr verstorbene Sagensammler anerkannt, daß auch der märenhafte schottische „Kelpie“ (ein zum Rößen- oder Nixen-Kreise gehöriges Wasser-Roß) dem Namen, wie dem Begriff nach, offenbar germanischer, nicht feltischen Ursprunges sei.

²⁾ „Finnische Märchen.“ Von Emmy Schreck (Nr. 9). Weimar 1887. „Aschenbrödel“ schreibt leider die Übersetzerin.

dem wunderwirkenden Baum (welcher klar als die in eine Birke verwandelte Mutter erscheint) herrliche Kleider, aber auch — und hier kommen wir auf einen neuen, sehr wichtigen Punkt — ein zauberhaftes Roß, mit welchem sie „pfeilgeschwind über die Mauern des Schlosses hinwegreitet.“ Das Haar dieses Rosses ist zum Teil golden, zum Teil silbern, zum Teil noch kostbarer.“

Welches edle Erz oder welcher kostbare Stoff kann damit gemeint sein? Und was bedeutet überhaupt dies sonderbare Roß?

Wie schon erwähnt, galt Bernstein in grauer Vorzeit oft als kostbarer denn Gold und Silber. (Beiläufig gesagt, erscheint auch Silber im Altertum manchmal als wertvoller denn Gold.) Freyr's und Freia's goldborstige Eber (Gullinbursti und Hildiswin), auf welchen diese Gottheiten reiten, bedeuten die goldenstrahlende Sonne. Die Strahlen sind als Borsten gedacht. Noch heute sprechen wir von der „goldenen Sonne“. Der Ausdruck ist unter der Menge so beliebt, daß seit alter Zeit die „Goldene Sonne“ ein häufiges Wirtshauschild bildet. Sollte nun etwa in dem finnischen Märchen eine Andeutung des verschiedenartigen Aussehens der Sonnenstrahlen in dem dreifach leuchtenden Haar von Aschenputtels Zauberroß enthalten sein? Ist etwa die Morgen-, Mittags- und Abendsonne gemeint — letztere mit ihrem oft besonders farbenprächtigen Untergang? Gemahnt das wunderbar glänzende Roß, welches mit der Geschwindigkeit eines Pfeiles über die Mauern des Königsschlosses dahinfährt, nicht an den Bringer des Tages?

Nur zögernd ging ich bisher an die Auslegung des Aschenputtel-Märchens mittelst der bekannten Erklärung aus der auf die Nacht folgenden Morgendämmerung und dem sieghaften Hervortreten der Sonne heran. Und doch erhält das merkwürdige Roß, gleich den Raben in der west-schottischen Erzählung, möglicherweise ein bedeutames Sagen-Überbleibsel aus sehr alter Zeit. Jedenfalls ist die Erwähnung eines Stoffes, der kostbarer ist als Gold und Silber, sehr beachtenswert; denn das finnische Märchen kommt aus der Nachbarschaft des alten Bernsteinhandels, aus den Gegenden an der Ostsee.

IV.

Hier muß ich die Leser bitten, in eine Untersuchung über den Bernstein einzutreten, welche geeignet ist, Licht zu werfen auf die Glas- oder Goldschuhe der verborgenen Schönheit, die sich in goldenem oder silbernem Gewand aus der aschig dunkeln Wohnung erhebt, in welcher ihr Glanz bis dahin verborgen war.

Schon ist im vorhergehenden ein Wink gegeben worden, daß die Glas- oder Goldschuhe ursprünglich von „Gles“ gewesen sein mögen, das ist von goldfarbigem Bernstein. Der „Kristall“ im katalonischen Aschenputtel-Märchen ist selbstverständlich nur ein anderes Wort für Glas. Ein leuchtender, glänzender Stoff wird somit in der echten Sage stets genannt. Katalonien hat seinen Namen von den Gothen und Manen (Gothalania = Katalonia), wie Andalusien den seinigen von den Vandalen hat. Sollte je bewiesen werden können — obwohl man einen solchen Fund

kaum erhoffen kann¹⁾ —, daß die katalonische Sage bis auf die Gothen-Zeit zurückreicht, so ließe sich auch der Kristall als ein wahrscheinlich für das „Gles“ eingetretener Ersatz erklären; also für Bernstein oder selbst Gold, die beide sonnig erstrahlen.

In der That sind Bernstein, Gold und die Sonne, wie sofort gezeigt werden wird, in alter Götterlehre gegenseitig austauschbare Begriffe. Sie sind austauschbar in griechischen wie in germanischen Sagen; und zwar ist die griechische Dichtung wohl in diesem Falle, wo es sich um ein vorwiegend nordisches Erzeugnis handelt, auf eine ursprünglich germanische Mär gepropft worden.

Schon aus jener Stelle in der Odyssee geht diese Austauschbarkeit der Begriffe hervor. Ein goldenes Busengesmeide wird da genannt, besetzt mit Bernstein, der Sonne vergleichbar. Das ist wohl mehr als eine einfach dichterische Vergleichung; es liegt ohne Zweifel ein auf die Götterlehre bezüglicher Sagenbegriff darin verborgen. Dem Bernstein schrieb man nämlich einen Sonnenursprung zu, wobei man eine Verwandlung in irdische Gestalt annahm. Das erhellt klar aus der Sage von Phaethon. Das Schicksal dieses unbesonnenen Wagenlenkers wurde von seinen drei Schwestern, den Heliaden, d. h. den Sonnen-Töchtern, beweint, deren jede auch einen Sonnennamen (Nigle, Lampetiê und Phaithusa) trug; und so lange ergossen sie sich in Klagen, bis sie zuletzt in Bäume umgewandelt wurden, wo dann ihre daraus hervorrinnenden Thränen im Wasser zu Elektron oder Bernstein erhärteten.

Vom Standpunkte der Naturwissenschaft aus betrachtet, besitzen wir in dieser Göttermär eine sehr alte, eigentlich vollkommen richtige Darstellung des Entstehens von Bernstein aus thränendem Baumharz, welches später in der See verhärtet gefunden wurde. Die Geschichte des Phaethon selbst ließe sich als die einer Erdumwälzung erklären, in deren Verlauf der Pflanzenwuchs unterging, woraus sich dann Bernstein ergab. Natur-Mythen enthalten gewöhnlich ein gut Stück uralten wissenschaftlichen Nachforschens oder Nachsinnens.

Zugleich aber haben wir in der Geschichte von Phaethon den Bernstein in engster Verbindung mit der Sonne. Die Heliaden erzeugen ihn als Flüssigkeit in ihrer Baumform, und die glänzende Eigenschaft des kostbaren Stoffes wird somit aus dem leuchtenden Himmelsgestirn erklärt. Nicias, den Plinius („Naturgeschichte“, 37, 11) anführt, wollte sogar in unmittelbarer Weise behaupten: „der Bernstein sei eine durch die Sonnenstrahlen erzeugte Flüssigkeit“, und er bemerkt: „derselbe werde von der Erde durch die Meerflut weggeschwemmt und an die Ufer der Deutschen geworfen.“

¹⁾ Gleichwohl ist durch einen merkwürdigen Fund in einem spanischen Urkundengewölbe die Gleichheit Freia's mit Holda, welche man lange vermutet hatte, ohne daß der Beweis hätte geliefert werden können, schließlich aus einem lateinischen, auf den alten Glauben der Gothen bezüglichen Texte nachgewiesen worden, wo die große Göttin unter dem Namen Friga-Holda erscheint.

Die griechische Mythe versetzt die Heliaden in ihrer Bernstein erzeugenden Baumform an den Eridanos. Man hat darunter manchmal den alten Namen des Po verstehen wollen. Aber schon Plinius bekämpft die Annahme, nebst anderen „hohlen Behauptungen der Griechen“, indem er erklärt: Bernstein komme an jenem Flusse nicht vor. Auch gebe es — fährt er fort — keine Gilande, genannt Elektriden, im adriatischen Meere, wie die Griechen behaupten, sondern „Bernstein sei unzweifelhaft ein Erzeugnis der Gilande des nordischen Meeres und werde von den Deutschen Glas(um) genannt“; ursprünglich sei es das Harz eines Fichtenbaumes. Dabei erwähnt Plinius, daß Pytheas von Massilia (Marseille) — der das deutsche Meer und die Ostsee im vierten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung besuchte — von dem Bernsteinhandel der Gutonen (Gothen) mit den Teutonen spreche. Ravnonia, in der Ostsee, wird von den Alten als einer der Hauptfundorte des Bernsteins genannt. Die Erklärung des Namens Ravnonia kann keinem Zweifel unterliegen. Noch heute heißt der Bernstein in skandinavischer Zunge „Rav“.

Hier sei gelegentlich bemerkt, daß wir wohl endlich aufhören könnten, unsere Volksgeschichte mit dem Kimbern- und Teutonen-Zuge der Jahre 113 bis 101 vor unserer Zeitrechnung zu beginnen. Ihre Anfänge reichen vielmehr in die Thrafer-Zeit, bis zum trojanischen Kriege, zurück. Nimmer sollte auch in einer deutschen Geschichte der berühmten Meerfahrt des Pytheas, des Humboldts des Altertums, vergessen werden, der uns Kimbern, Teutonen und Gothen zum ersten Male vorführte. Welch' unersehlicher Verlust, daß dies betreffende Werk in seiner Gesamtheit nicht mehr vorhanden ist! Nur Bruchstücke davon haben sich bei einer Reihe klassischer Schriftsteller erhalten; aber selbst diese dürftigen Überbleibsel, obschon hier und da im Sinne verdunkelt, besitzen einen hohen Wert. In Romanform ist der Gegenstand neuerdings von Wilhelm Behrendt behandelt worden: „Pytheas von Massilia und seine Meerfahrt nach dem Bernsteinlande.“¹⁾

An den Eridan(os) versetzte die griechische Sage, wie erwähnt, die den Bernstein aus ihren Thränen ergießenden Sonnentöchter. Längst aber hat man mit Fug vermutet, daß, statt des Eridan(os), der Radan(os) — ein Nebenfluß der Weichsel, in der Nähe der Ostsee, von woher soviel Bernstein kam — in der Mythe ursprünglich gemeint war. Der Klang des Wortes „Radanus“ ist dem von „Eridanus“ so ähnlich, daß ein Mißverständnis sich leicht ergab. Überdies paßten die Griechen absichtlich viele fremde Sagen und Ausdrücke ihrem Gedankenkreise und ihrer Zunge an. Die Wahrscheinlichkeit liegt somit nahe, daß die Mär von den Heliaden aus nordischer und germanischer Quelle stammt.

Die Sonne war selbstverständlich auch eine Gottheit in den Augen der Gothen und Teutonen zu Pytheas Zeiten, wie sie es viele Jahrhunderte nachher noch geblieben ist. „Die Barbaren“, sagt der hellenische Reisende in einem auf

¹⁾ Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

uns gekommenen Bruchstück seiner Schilderungen, „hatten die Gewohnheit, uns das Lager zu zeigen, wo die Sonne ausruhte oder schlief.“ Unter den Germanen des Pytheas konnte die Sonne also auch Töchter gehabt haben. Im ältesten Deutsch ist die Sonne — wie noch jetzt im Englischen — manchmal männlichen Geschlechtes. Noch bei Hans Sachs heißt sie einmal: „der Sunn.“ Doch ob männlich oder weiblich, eine deutsche Sonne konnte ebenso gut Töchter haben wie ein griechischer Helios. Selbst die vorübergehendsten Erscheinungen des Himmels werden durch Urvölker oft in vermenschlichender Gestalt aufgefaßt. In einem noch umgehenden, mir mitgeteilten Ihetländer Reim hat der Regenbogen einen Vater, eine Mutter und eine Schwester, welche eines Kindes genest (brought ta bed o' a gentleman's son). In der Edda heißt es: „Und das wird Dich wunderbar dünken, daß die Sonne eine Tochter geboren hat, nicht minder schön als sie selber; die wird nun die Bahn der Mutter wandeln.“ („Gylfis Verblendung“, 53.)

Was hindert uns also, die Vermutung zu hegen, daß die Griechen, welche geständigermaßen eine Unmasse thrakischer, d. h. germanischer und anderer fremder Götter-Mären in ihre Religion hinein verarbeiteten, auch eine nordische Bernstein-Sage herübernahmen, zusammen mit dem von ihnen so geschätzten Stoffe selbst?

V.

Dieser nordische Ursprung der Heliaden-Sage dünkt mir um so wahrscheinlicher, weil es skythisch-germanische und deutsche Bezeichnungen für den Bernstein gab, welche in die Heliaden-Sage oder in den allgemeinen Gedanken des Zusammenhanges des Bernsteins mit der Sonne sehr wohl hineinpassen. Es sind das die Wörter *sacr(ium)* und *svalitern(icum)*.

Johannes Freßl¹⁾ erklärt das skythische *sacr* (Bernstein) als Zähre. (Gothisch: *tagr*; Alt-Hochdeutsch: *zahar*.) Ich setze hinzu: *δάκρυμα*, *lacrima*. Ist diese Auflösung richtig, so werden wir durch sie gewiß an die Thränen der Sonnen-Töchter erinnert.

Das andere deutsche Wort ist *svalitern*, welches von Freßl als das aus dem Baume Hervorgeschwollene erklärt wird. (Baum im Gothischen: *triu*; im Alt-Sächsischen: *trio*, *treeo*; im Alt-Hochdeutschen: *tar*, *ter*, *tra*.) Ich meinerseits habe *sval* aus der Wurzel, welche „fühl“ bedeutet, zu erklären gesucht und deshalb *svalitern* mit dem in der Edda („Das Lied von Grímnir“, 38) genannten Schild „Swalin“ zusammengestellt, von welchem gesagt wird:

Swalin heißt der Schild, der vor der Sonne steht,
Der glänzenden Gottheit.
Brandung und Berge verbrännten zumal,
Sänft er von seiner Stelle.

¹⁾ „Die Skythen-Saken: die Urväter der Germanen.“

Das klingt ganz wie aus einer verschollenen nordischen Helias- und Phaethon-Mär.

Mit der Ableitung des Swalitern-Namens von der Wurzel, welche „kühl“ bedeutet, trifft ganz die uns von den Alten berichtete Gewohnheit römischer Frauen zusammen, Bernsteinfugeln im Sommer zur Kühlung in der Hand zu halten. Den nordischen Völkern, welche den goldig und sonnig glitzernden Stoff an die Phöniker, Griechen und Römer verkauften, war dieser Gebrauch jedenfalls bekannt. Swalitern mag also wohl einen Kühlstoff bedeutet haben und Swalin als ein durchsichtiger Bernstein-Schild oder „Gles“-Schirm gedacht worden sein.

Die Silbe tern könnte leicht aus dem Gothischen tarnjan (decken, hüllen), Mittel-Hochdeutsch: tarnen oder ternen, welchem ähnliche Formen im Angelsächsischen entsprechen, erklärt werden. In tarnhüt und „Tarnkappe“ ist das Wort noch erhalten. Svalitern würde darnach den flammen-deckenden, Hitze mildernden, kühlenden Stoff bedeuten.¹⁾

Der Schild Swalin, hinter dessen schützender Hülle die Sonne brennt, wird in nord-germanischer Götterlehre manchmal geradezu als die Sonne selbst betrachtet. Dies läßt sich nur verstehen, wenn wir annehmen, daß Swalin aus svalitern gebildet gedacht war, d. h. aus Bernstein, auf dessen sonnigen Glanz und Sonnenursprung die klassischen Schriftsteller so sehr den Ton legen, welche ihre Bernstein-Mären aus dem Lande erhalten haben müssen, woher der Bernstein kam. Gewiß brauchen wir unsere Einbildungskraft nicht allzusehr anzustrengen, wenn wir uns vorstellen, daß germanische Urvölker, welche der Sonne ja auch Menschen-gestalt gaben, die in ihren Meeressgewässern umherschwimmenden glänzenden Bernsteinfugeln als Zähren göttlicher Sonnenwesen auffaßten — vielleicht vergossen zu einer Zeit, wo der Schild Swalin gestürzt und auf Erden eine solche furchtbare Vernichtung entstanden war, wie sie das „Lied von Grinnir“ als möglich andeutet.

Da hätten wir die Phaethon-Sage germanisch ganz fertig. Sie stimmt vortrefflich zu dem eddischen Liede.

Ich bin in diese Untersuchung eingetreten, um zu zeigen, daß Gles, also Glas und Kristall, Gold und die Sonne, in den Göttersagen und sonstigen Mären nahezu gleichbedeutend sind. Die Glas-, Kristall- oder Goldschuhe der Schönheit, welche aus dem Aschendunkel zu goldenem und silbernem Glanz emporsteigen, erscheinen mir daher als ein höchst bedeutsamer Zug der Aschenputtel-Geschichte, wenn auch dieser entscheidende Zug in einigen Fassungen des Märchens verloren gegangen ist — wie das ja so oft geschieht. Im finnischen Märchen, welches darin die reine Überlieferung bewahrt hat, reitet die glänzende, goldbeschuhte Schöne auf dem Rosse, dessen Mähne teils golden, teils silbern, teils „noch kostbarer“

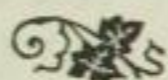
¹⁾ Über einen von W. Bessell, vor einunddreißig Jahren gemachten Versuch, svaliternicum als Braunkohle auszulegen, gedenke ich mich ein ander Mal auszusprechen.

ist, hoch über die Schloßmauern hin, als ob sie und ihr Kopf das leuchtende Himmelsgestirn selbst wären.

Ziehen wir das alles in Betracht, wäre es da ein so großes Wunder, wenn Aschenputtels Schuhe ursprünglich aus „Glas“, aus goldfarbigem Bernstein, gewesen wären? Wenn ja, dann ließe sich die verschiedentliche Umgestaltung derselben in Glas-, Kristall- oder Goldschuhe unschwer begreifen, und es läge dann die Vermutung auch nahe, daß schließlich allerdings das Bild der Sonne in dem Märchen enthalten ist, welches seit alter Zeit so viele junge Herzen entzückt hat.

London.

Karl Blind.



Naturwissenschaftliche Revue.

Der Hypnotismus und seine Stellung zum Aberglauben und zur Wissenschaft. — Das zukünftige Leben und die moderne Wissenschaft. — Cercle chromatique. — Grundzüge der Naturwissenschaften. — Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts. — Periodische Erscheinungen der Meteorologie und Kosmologie. — Der Erdboden. — Obstbaulehre. — Handbuch der Botanik. — Natürliche Pflanzenfamilien. — Flora des Kyffhäusers. — Italienische Vegetationsbilder. — Giftige Produkte der Infektionsspilze. — Verhalten derselben nach dem Tode ihres Wirtes. — Forstinsektenkunde. — Ameisen. — Sinne und geistiges Leben der Tiere. — Säugetierreste in der Kreide. — Licht des Saturnringes und des Uranus. — Krater Plinius auf dem Monde. — Elektrizität und Licht. — Bewegung des Lichtäthers. — Schneeblindheit. — Zusammensetzung der Elemente. — Spektren der Elemente. — Spektrum des Sauerstoffs. — Substitutions-
theorie. — Organische Chemie. — Handwörterbuch der Chemie.

Machtlos und mit geringen physischen Hilfsmitteln stand unser Geschlecht von vornherein der ihm feindlichen Natur gegenüber. Seine geistigen Fähigkeiten haben es dieselbe sich unterwerfen lassen. Aber wohl nie wären sie zur Entfaltung gekommen, wenn uns neben ihnen nicht ein unerjättlicher Wissensdrang eingepflanzt wäre, der uns, wenn auch in Jahrtausende umfassender Arbeit, gelehrt hat, wie das Öffnen eines Hahnes, das Verschieben eines Hebels hinreichen könne, um die gewaltigsten Kräfte zu entfesseln und sie zu zwingen, nützlichste Arbeit zu verrichten. So sehen wir verwirklicht, was die Menschheit früherer Zeiten, weil sie es für völlig unerreichbar hielt, im Märchen ersehnte: Luft-, Erd-, Feuer- und Wassergeister, sie sind uns sämtlich unterworfen, und ihre Unterjochung hat uns mehr wie alles Andere in den Stand gesetzt, auf menschliche Sklavendienste Verzicht zu leisten.

Doch wie hätte dies siegreiche Vordringen nicht den Neid der Götter erwecken sollen! Er ließ uns die Grenze unseres Wissens verkennen, und der Drang danach suchte, indem er die gesteckten Schranken zu durchbrechen meinte, Befriedigung in dem oft tollsten Aberglauben. Nicht nur die sogenannten Wilden ergehen sich darin, auch wir sind noch voll davon, und nicht immer ist er so harmlos, wie derjenige, welcher den Stoff zu so manchem langweiligen, in der Sylvesternacht geübten Brauche liefert. Ist auch der Teufels- und Hexenspuk in dauernden Ruhestand versetzt, so sind die Klopfgeister und der Hypnotismus an seine Stelle getreten, wahrlich nicht zum großen Ruhme unserer Zeit; denn ihnen fehlt der Humor gänzlich, der den Junker Satan wenigstens zum geistreichen Gesellschafter machte.

Noch ist weder das Wesen unserer Seele, noch auch die Vorgänge der Wahrnehmung und Empfindung, ja der Wirksamkeit unserer Nerven überhaupt erforscht. In unseren Revuen ist

oft genug darauf hingewiesen, daß nur eine empirische, von jeder vorgefaßten Meinung freie Psychologie von der einen, eine kritische Betrachtung unserer Empfindungsorgane, wie sie Helmholtz angebahnt hat, von der andern Seite, in dieser Erkenntnis die Wissenschaft fördern wird. Es wäre vermessen, das Ziel, das uns bei solcher Forschung erreichbar sein wird, vorherzusagen. Daß der Hypnotismus dabei einiges, schwerlich sehr ins Gewicht fallendes Beobachtungsmaterial liefern kann, ist möglich, zu weit gegangen aber scheint es uns, wenn Dreher¹⁾, allerdings unter Verwerfung der Einwirkung eines Individuums auf ein anderes durch seine Gedanken, die vielen Schilderungen des lethargischen, kataleptischen und somnambulen Zustandes einer wissenschaftlichen Diskussion unterwirft, ohne in den meisten Fällen eine vernichtende Kritik zu üben. Daß der menschliche Organismus wie der der höheren Tiere eine Menge untergeordneter Zentren besitzt, ist wohl bekannt, und hätte Dreher bedacht, daß diese die große Zahl von Reflexbewegungen veranlassen, die unter Mitwirkung des Hauptzentrums eben so erfolgen wie ohne dieselbe, daß dadurch leicht der Schein von dessen Beteiligung erweckt wird, so wäre der größte Teil seiner Schrift unnötig gewesen. Das Wort Goethes:

Die Kunst bleibt Kunst, wer sie nicht durchgedacht,
Der darf sich keinen Künstler nennen.
Hier hilft das Tappen nichts, eh' man was Gutes macht,
Muß man es erst recht sicher kennen!

wäre zudem wohl geeignet gewesen, ihm eine andere Idee von den „Inspirationen der unbewußt schaffenden Phantasie“ zu geben.

Erscheinen uns demnach alle die Bestrebungen, den Hypnotismus auf breitester Grundlage wissenschaftlich zu verwerten, aus Ungeduld über den langsamen Fortschritt der Wissenschaft zu entspringen, so müssen wir dasselbe Urteil über gewisse philosophische Bestrebungen fällen. Von diesen interessieren uns heute der Materialismus Büchner's, von dessen Schrift das „zukünftige Leben und die moderne Wissenschaft“²⁾ die zweite Auflage erschienen ist. Die Schwierigkeiten der gewöhnlichen Anschauung, die einen erkennenden Geist der objektiven Welt entgegensetzt, hatte man auf zweierlei Weise zu heben gesucht, entweder indem man diesen, oder indem man jene preisgab. Ersteres thut der Idealismus, letzteres der Materialismus, und indem er allein den Stoff und die ihn bewegenden Kräfte als existierend beibehält, ist er nur konsequent, wenn er die Seele als Kraft ansieht. Wie der Stoff ist aber die Kraft ewig, nur daß sie in andere Formen umgewandelt wird. Mechanische Kraft kann aus Wärme oder Elektrizität, beide durch chemischen Prozeß, dieser durch Lichtwirkungen hervorgerufen werden, und das Prinzip der Erhaltung der Kraft oder Energie zeigt uns, daß bei solchen Umsetzungen nichts von dem vorhandenen Energievorrat verloren geht. Eine solche Form der Energie nun ist dem Materialismus die Seele, sie ist also unvergänglich, aber sie tritt in andere Formen über, so daß mit der gewöhnlichen Ansicht die Unsterblichkeit dieser Art ihrer Erhaltung nichts zu thun hat. Sie ist wertlos, und da mithin vom Jenseits keine Vergeltung gehofft werden kann, so müssen wir sie hier zu erreichen suchen, eine Forderung, worin Büchner mit den Sozialdemokraten sich berührt.

Wie sehr die Annahme der Seele als Kraft einer empirischen Begründung entbehrt, liegt auf der Hand. Ebenso, wie Büchner nun hinsichtlich des Bewußtseins zu thun gezwungen ist, werden wir wohl auch gut thun, uns damit zu bescheiden, daß wir hierüber so lange nichts wissen können, als bis einst ein Toter aus einer Gruft steigt, der Kunde giebt von der Vergelteterin, uns also mit Schiller auf unseren Glauben, als unser zugemessenes Glück zu resignieren. Daß mit unserm Gehirn auch der Inhalt unseres Denkens verloren geht, ist anzunehmen, ob aber dieses Schicksal die erworbenen Fähigkeiten unseres Geistes teilen werden, ist nicht so

¹⁾ Der Hypnotismus, seine Stellung zum Aberglauben und zur Wissenschaft. Berlin und Neuwied, Heuser's Verlag.

²⁾ Leipzig, Max Spohr.

sicher. Wenn also auch nicht in Welten oder Himmeln oder in des Böbels Paradies, so ist doch die Hoffnung keineswegs ausgeschlossen, denen wieder zu begegnen, die uns im Leben nahe standen.

Daß ein Werk wie Henry's Cercle Chromatique¹⁾ unsere Kenntnisse wesentlich fördern wird, scheint zweifelhaft. Der gelehrte Mathematiker glaubt, daß die beobachtende und experimentierende Methode unfähig sei, uns die molekulare Welt erforschen zu lassen, weil hier keine oder nur ungenaue Versuche möglich sind. Ebensovwenig kann sie uns den eigentlichen Charakter der Reaktionen der Lebewesen enthüllen. Diese werden auf Reaktionen der Nerven, nämlich Kontrast, Rhythmus und Maß zurückgeführt, und an verschiedenen Beispielen, namentlich dem eines Farbenkreises, wird weiter zu erklären versucht, daß die psychischen Funktionen virtuelle kontinuierliche oder diskontinuierliche Bewegungen sind.

Während bei der Henry'schen Arbeit die Mathematik in nicht ganz berechtigter Weise überwiegt, fehlt sie den Grundzügen der Naturwissenschaften von Jakob²⁾ in völlig unberechtigter Weise zu sehr. Es gehört immerhin Mut dazu, ohne mit den Hilfsmitteln der Mechanik vertraut zu sein, nur mit recht oberflächlichen Kenntnissen der betreffenden Naturlehren ausgerüstet, ihr Ganzes auf sechzig Seiten darstellen zu wollen. So werden Untersuchungshypothesen, wie die des Weltenäthers und der beiden Elektrizitäten, als empirische Thatsachen behandelt und mit der Schwingungslehre zusammengeworfen, und der Leser kann sich nicht einmal an einer klaren und fließenden Darstellung erfreuen.

Derartige Vorwürfe sind dem umfangreichen Werke Halliers, die Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts in ihren Beziehungen zu der Entwicklung der Naturwissenschaften³⁾ nicht zu machen, einem Werke, von dem man leichter würde sagen können, was nicht darin steht, als was es enthält. Die Darstellung der Philosophie und der Naturwissenschaften in früheren Jahrhunderten leitet es ein. Die Schilderung des jetzigen Standes beider, aber auch der der Geographie, der prähistorischen Forschung, Rechts- und Heilkunde, der Erziehung, der Künste und Gewerbe, des Handels und Verkehrs, der Landwirtschaft, des häuslichen, öffentlichen und Volkslebens bildet seinen Inhalt. So werden alle brennenden Fragen der Zeit nebst vielen andern auf 847 Seiten groß Oktav besprochen, und man kann sich mit den ausgesprochenen Ansichten des Verfassers nur einverstanden erklären. Daß er sich über persönliches Ungemach bei dieser Gelegenheit zu mehreren Malen beklagt, ist ihm zu verzeihen, wenn er diese Klagen auch im Interesse des Lesers besser unterdrückt hätte. Weil aber ein Werk, das eines Leibniz schon bei dessen Lebzeiten bedurft hätte, um selbständig und infolge davon gleichartig durchgearbeitet zu werden, in der Gegenwart noch ganz andere Schwierigkeiten zu bewältigen hat, so hat der Verfasser zu dem Auskunftsmittel gegriffen, da wo er sich nicht kompetent fühlt, andere in viele Seiten langen Zitaten für sich reden zu lassen. Daß er für diese der Öffentlichkeit übergebene Arbeiten fand, beweist, daß diese Abschnitte seines Buches nicht gerade nötig waren. So macht das Ganze den Eindruck eines Mosaiks, dessen Teile nicht gleichmäßig ausgeführt sind, aber wir verzichten deshalb auch darauf, mit seinem Urheber über manche Unrichtigkeiten zu rechten, welche er von seinen Gewährsmännern übernommen hat. Immerhin hätten Wiederholungen, namentlich die des Bildes von A. v. Humboldt, vermieden werden können. Wie dem aber auch sei, der Leser wird sich für die mannigfaltigsten Fragen, in denen er sich orientieren will, aus dem Buche Rats erholen können.

Auf einen kleineren Kreis der Naturwissenschaften sich beschränkend, aber doch Erscheinungen zusammenfassend, welche verschiedenen Disziplinen angehören, behandelt der 68. Band der internationalen Bibliothek die wichtigsten periodischen Erscheinungen der Meteorologie und Kosmologie.⁴⁾ Da der Verfasser dieser Schrift, Friß, an der Erkenntnis derselben er-

1) Paris, Charles Verdin.

2) Grünstadt, J. Schäffer.

3) Stuttgart, Ferdinand Enke.

4) Leipzig, F. A. Brockhaus.

folgreich mitgearbeitet hat, so folgen wir ihm auf einem Gebiet, wo durch geschickte Gruppierung der Zahlen der Natur so leicht Zwang angethan werden kann und, wie der Leser dieser Revuen weiß, oft genug angethan worden ist, mit dem wohlthuenden Gefühl gewisser Sicherheit und thun dies um so lieber, als die Schrift geeignet ist, Besorgnisse, die jene falschen Propheten zu erregen beflissen gewesen sind, völlig zu zerstreuen. Da der Grund dieser periodischen Erscheinungen in regelmäßig wiederkehrenden Ereignissen auf der Sonne zu suchen ist, so beginnt Verfasser mit der Schilderung ihrer Natur und ihres Systems. Die Sonne selbst wird als eine weißglühende, flüssige oder feste Kugel angesehen, was sich freilich mit der als wahrscheinlich angenommenen Sonnentemperatur von 6000° nicht gut vereinigen läßt. Über die Kometen erfahren wir manches Neue, und es ergiebt sich, daß die Periodizität der Erscheinungen des Erdmagnetismus und der Polarlichter bereits mit aller Sicherheit an die der Sonnenflecken angeknüpft worden ist. Hinsichtlich der meteorologischen Erscheinungen steht nur fest, daß mit der Anzahl der Sonnenflecken die Hagelhäufigkeit zunimmt, daß starke Winde häufiger werden, und daß bei stärker ausgeprägten Fleckenperioden auch die Erträge des Feldbaues in den gemäßigteren Breiten sich heben. Perioden aber, mit deren Hilfe sich das Wetter vorherzusagen läßt, haben noch nicht festgestellt werden können. Daß solche vorhanden sind, ist allerdings nicht unmöglich, aber es sind dann wahrscheinlich, ähnlich wie bei den Sonnenflecken, mehrere und wohl so viele, daß es so leicht nicht gelingen wird, sie ganz auseinander zu legen. Besonders beruhigend ist der Nachweis, daß in historischer Zeit klimatische Änderungen nicht eingetreten sind.

Wie vorteilhaft würde es für den Landwirt sein, wenn er nur einigermaßen sicher das Wetter vorausbestimmen könnte. Hängt doch von ihm hauptsächlich die Menge der geernteten Produkte, die Möglichkeit, sie sicher in seine Scheunen zu bringen, ab. Aber auch das beste Wetter kann ihm nichts helfen, wenn er nicht durch die vorherige Bearbeitung des Bodens ertragsfähig gemacht hat. Das aber ist ohne genaue Kenntnis der Beschaffenheit desselben nicht möglich, und diese kann er aus einem vortrefflichen Buche von Senft schöpfen, welches den Erdboden nach Entstehung, Eigenschaften und Verhalten zur Pflanzenwelt¹⁾ schildert. Mit Recht bemerkt der Verfasser, daß seine Arbeit auch jeden Freund der Pflanzenwelt interessieren muß. Er lernt die Bodenarten, ihre so merkwürdigen Fähigkeiten, ihre Zusammensetzung und ihre Entstehung durch die Thätigkeit der Pflanzen kennen, die, wie das höchst merkwürdige Beispiel der Selbstbewaldung des Hörselberges bei Eisenach zeigt, mit einer Flechtenbedeckung beginnend zur Entwicklung einer Grasnarbe fortschreitet, um mit einem Wald von Sträuchern und Bäumen zu enden. Aber von da ist's doch noch ein weiter Weg, bis er fähig ist, Kulturgewächse zu tragen, und mit welcher Hingabe nicht wenige derselben wiederum gepflegt werden müssen, bis sie Früchte bringen, lehrt uns die nunmehr in zweiter Auflage vorliegende Obstbaulehre von Stoll²⁾. Mit Befriedigung lernen wir die weisen Maßregeln Karls des Großen zur Einführung des Obstbaues kennen, danken den Klöstern für ihre weitere Fürsorge für deren Kultur, sind aber wohl auch nicht verdrießlich darüber, wenn wir der Bestimmung des Großen Kurfürsten, oder des Kurfürsten August von Sachsen, wonach jedes junge Ehepaar eine Anzahl Obstbäume aufziehen und veredeln mußte, überhoben sind, und doch wären wir mit dem Stoll'schen Werke und seinen vortrefflichen Abbildungen weit besser daran wie die, denen jene Pflicht auferlegt war und denen nur August's von Sachsen künstliches Obstbüchlein zur Verfügung stand.

Weitere und umfassendere Hilfsmittel der Botanik liefert uns das Handbuch³⁾ und die natürlichen Pflanzenfamilien⁴⁾. Von ersterem liegt die 25. Lieferung vor, in welcher Zopf die Physiologie der Pilze beendet und mit der Biologie dieser eigentümlichen Pflanzen-

1) Hannover, Hahn'sche Buchhandlung.

2) Breslau, E. Trewendt.

3) Breslau, E. Trewendt.

4) Leipzig, Engelmann.

familie beginnt. Da ihr Mangel an Chlorophyll sie verhindert, sich aus dem Boden zu ernähren, so sind sie auf Schmarozertum angewiesen, und das geht nicht ab ohne mehr oder weniger gefährliche Schädigung des Wirtes. Es ist keine erfreuliche, aber trotzdem dringend zu empfehlende Lektüre, die Krankheiten, die durch sie an Mensch und Tier entstehen können, durchzugehen. Auch in dem zweitgenannten Werke beginnt Zopf die Schilderung der Pilze, aber vom systematischen Standpunkt aus; es enthält außerdem die schmarozenden Gewächse aus der Gruppe der Balanopheraceen, Raffleriaceen und Hydnoraceen, dann aber auch die zum Teil unheimlichen Aristolochien, endlich die lieblichen und vielfach nützlichen Campanulaceen. Diese retten ihre Art vor dem Vorwurf des widerwärtigsten Eigenmußes, mit denen jene sie belastet. Doch auch da erheitert der Humor der Blüten des gewöhnlichen Osterluzeis, die sich Fliegen einfangen, damit sie die Narbe mit Pollen versehen und sie so lange festhalten, bis sie sich wieder genügend eingestänbt haben, dann aber im eigentlichen Sinne des Wortes die Klappe schließen und sich um die Außenwelt nicht weiter kümmern, während die dummen Fliegen sich immer wieder von neuem anführen lassen.

So kann die Pflanze durch ihre Lebensäußerungen, mehr aber auch durch ihre Existenz schlechthin erzählen. Wir haben bereits früher erwähnt, daß nach der Eiszeit Nordeuropa eine Steppe war, die sich erst nach und nach wieder bewaldete. Die Reste der es damals einnehmenden Pflanzenfamilie hat Petry¹⁾ neuerdings in der eigenartigen Flora des Kyffhäusers nachgewiesen. Ein eigentümliches Interesse hat aus einem ähnlichen Grunde die Pflanzenwelt des Mittelmeeres, deren Eindruck auf den Reisenden Speyer²⁾ neuerdings, die merkwürdigeren aufzählend, in allzu gedrängter Form geschildert hat. Weniger ästhetisch aber trotzdem von größter Wichtigkeit sind die Untersuchungen Roux's,³⁾ der nachwies, daß eine Anzahl der andern Organismen so schädlichen Pilze in der That giftige Stoffe absondert und von Es March⁴⁾, der unserm Gerechtigkeitsgefühl durch die Beobachtung Befriedigung verschaffte, daß diese Teufelskinder, indem sie ihre Wirte töten, ihre That mit dem eigenen Leben zu büßen haben, indem sie nicht imstande sind, den nunmehr sich massenhaft entwickelnden Fäulnispilzen Widerstand zu leisten.

Für den Wirt kommt freilich die Gerechtigkeit zu spät. Gehört er zu den Nutzpflanzen oder Tieren, so muß ihnen vorher beigeprungen werden. Aber diese sind auch andern Schädigungen in Menge ausgesetzt, und namentlich sind es viele Insekten, die unsere Nutzpflanzen angehen und mit denen deshalb ein Vernichtungskrieg geführt werden muß. Wenn derselbe aber erfolgreich sein soll, so müssen wir den Feind selbst, seine Lebens- und Operationsart, auf der anderen Seite unsere Bundesgenossen kennen und die finden wir für den Wald in dem von Judeich und Mißsche herausgegebenen Lehrbuch der mitteleuropäischen Forstinsektenkunde⁵⁾, welches die 8. Auflage von Rabeburg's Waldverderbern und ihren Feinden ist. Die zwei bis jetzt erschienenen Abteilungen des vortrefflichen Werkes enthalten den allgemeinen Teil und vom speziellen Teil die Geradflügler, Netzflügler und Käfer. Gibt jener die Beschreibung, Anatomie, Biologie, die Würdigung der forstlichen Bedeutung, die Abwehr des von ihnen drohenden Schadens, endlich ihre systematische Einteilung, so beschreibt dieser die Insekten und die Art ihrer Bekämpfung im einzelnen. Das Bild Rabeburg's und vortreffliche kolorierte Tafeln erhöhen den Wert des berühmten Werkes, welches keineswegs für den Forstwirt allein Interesse hat.

Ob die Ameisen den mehr nützlichen oder schädlichen Insekten zuzurechnen sind, ist noch nicht ausgemacht. Sicher ist, daß sie die bei weitem interessanteste Sippe unter den Gliedertieren sind, deren in so vielen Hinsichten an Gebräuche der Menschen erinnernde Staaten deshalb oft genug geschildert wurden. Trotzdem ist das 3. und 4. Heft der zoologischen Vorträge von Marshall,

1) Naturw. Rundschau 1889. Nr. 49. S. 607.

2) Italienische Vegetationsbilder, Kassel, Freyschmidt.

3) Croonian Lectures nach Naturw. Rundschau 1889. Nr. 48.

4) Zeitschr. für Hygiene nach Naturw. Rundschau 1889. S. 631.

5) Wien, Eduard Högl.

welche das Leben und Treiben der Ameisen¹⁾ behandeln, von großem Interesse, da es alles zusammenstellt, was wir von diesen merkwürdigen Tieren wissen. Namentlich war es *Lubbock*, der unsere Kenntniss derselben ungemein bereichert hat. Der berühmte englische Forscher hat nunmehr seine Arbeiten auf die Sinne und das geistige Leben der Tiere²⁾ ausgedehnt, für welche jene Beobachtungen wichtiges Material geliefert haben. Bei den niedersten Organismen ist die Haut wahrnehmungsfähig. Diese lagert an einzelnen Stellen undurchsichtige Pigmentzellen ab, die, indem sie das Licht absorbieren, den durch dasselbe ausgeübten Reiz steigern. An andern Stellen der Haut sondern sich feste Teile aus, welche zum Hörstein oder zur Linse werden können. Während das Gefühl an Haare, der Geschmack an besondere Zellen gebunden ist, können die Gehörsvorstellungen durch Haare, aber auch durch blasenförmige Organe, die einen Hörstein enthalten, aufgenommen werden, ja als Hörstein können Sandkörnchen oder ähnliche fremde Körper dienen. Die Ohren können an allen Körperteilen vorkommen, aber ähnliches gilt auch von den Augen. Bei niederen Tieren differenziert sich die bei andern lichtempfindliche Haut in hell und dunkel wahrnehmende Augen, von denen man bis zu 200 beobachtet hat. Bei den Insekten bleiben neben den großen Facettenaugen nur noch wenige ganz kurzlichtige und sehr lichtempfindliche solcher Punktaugen übrig. Die Wirbeltiere besaßen ursprünglich drei; das Scheitelauge der in der Triasformation blühenden Saurierfamilie der Labyrinthodonten ist aber rudimentär geworden, und die jetzigen Vertreter dieser höchstorganisierten Tierordnung besitzen nur noch zwei Augen von kompliziertem Baue.

Neben anderen Tierresten hat man auch Säugetierreste, wohl die einer kleinen insektenfressenden Beuteltierart schon in der Triasformation gefunden, ebenso kennt man solche Überbleibsel im Jura, aber in der auf diesen folgenden Kreide scheinen die Säugetiere wieder verschwunden zu sein. Da sie aber in der sich anschließenden Tertiärformation in reicherer Entwicklung vorhanden sind, so mußten sie auch zur Kreidezeit existiert haben, und es lagen die Verhältnisse am Felsengebirge in Nordamerika so, daß man hoffen durfte, hier Reste zu finden. Lange hat *Marsh*³⁾ vergeblich danach gesucht und suchen lassen, bis ihm endlich der Fund geglückt und durch seinen Assistent *Hatcher* der Schatz gehoben ist. Die gefundenen Reste gehören in der That solchen Formen an, die man zu finden erwarten mußte. Sie deuten auf Verwandtschaft mit den Schnabeltieren hin.

Diese Tiere müssen in Zeiten gelebt haben, wo die Erde sich in einem ihrem jetzigen physikalischen Zustande ähnelnden befand; ihr organisches Kleid war freilich noch ein anderes. Selbstleuchtend kann sie auch damals nicht mehr gewesen sein, und es ist nicht wahrscheinlich, daß vielleicht außer Jupiter einer der anderen Planeten heiß genug ist, eignes Licht auszustrahlen. Da indessen *Lockyer* dies durch Beobachtungen am Saturnringe und am Uranus gefunden zu haben glaubte, so hat *Keeler*⁴⁾ diese Beobachtungen wiederholt, aber völlig negative Resultate erhalten. Ebenjowenig hat sich *Thury's* Beobachtung bestätigt, daß der Krater *Plinius* auf dem Monde Veränderungen⁵⁾ gezeigt habe. Die genaueren Untersuchungen haben die Richtigkeit dieser Beobachtungen nicht bestätigen können. Da das Aussehen der Mondkrater in hohem Grade durch ihre Beleuchtung bedingt wird, so sind alle derartigen Nachrichten nicht vorichtig genug aufzunehmen.

1) Leipzig, Freese.

2) Leipzig, F. A. Brockhaus.

3) American Journal of Science, Ser. III. vol. 38. S. 81. nach naturwissenschaftlicher Rundschau IV. S. 507. —

4) Astronomische Nachrichten 1889. Nr. 29 27.

5) Astronomische Nachrichten 1889. Nr. 29 26.

6) Vortrag gehalten bei der 62. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Heidelberg. Bonn, E. Strauß.

Die Physik steht noch unter dem Zeichen der Herz'schen Versuche¹⁾, welche zeigten, daß sich die elektrische Kraft nach denselben Gesetzen wie das Licht fortpflanzt. Noch läßt sich die Tragweite dieser Entdeckung, die freilich uns weder das Wesen der elektrischen Ladung noch das des elektrischen Stromes enthüllt, nicht absehen. Unterdessen hat Herz den Weg mitgeteilt, auf dem er zu seinen Resultaten gekommen ist. Dabei hat nicht etwa der Zufall sein Spiel getrieben. Sie sind vielmehr die Resultate theoretischer Folgerungen, die den ersten Schritt in dies bis dahin so unbekanntes Gebiet haben machen lassen. Die längst gehegte Vermutung, daß der Lichtäther auch bei den elektrischen Erscheinungen eine große Rolle mitspielte, hat sich demnach bestätigt. Von Interesse ist deshalb gerade jetzt der erneuerte Versuch zu entscheiden, ob sich der an der Erdoberfläche befindliche Äther mit ihr bewegt oder aber ruht, den des Coudres²⁾ angestellt hat. Das Ergebnis desselben war, daß er mitgeführt wird mit einer der der Erde gleichen oder nahezu gleichen Geschwindigkeit.

Den direkten Einfluß der im Lichte vollführter Ätherschwingungen auf unser Auge hat Widmark³⁾ zum Gegenstand einer Studie gemacht, von der Absicht ausgehend, die Natur der Schneeblindheit zu ergründen. Er fand, durch Versuche an Kaninchen, daß das intensive direkte oder von den Schneefeldern reflektierte Sonnenlicht, das Licht des Blitzes und des elektrischen Lichtbogens auf die äußeren Augennerven, namentlich die Iris, die Hornhaut und die Bindehaut, schädlich wirkt. Dieselben absorbieren die ultravioletten Strahlen und werden von ihnen in solchem Maße angegriffen, daß sie sich entzünden.

Wie wichtig ferner das Studium des von den Körpern ausstrahlenden Lichtes für die Erkenntnis ihrer chemischen Natur ist, davon ist in unsern Revuen oft genug die Rede gewesen. Aus gewissen Eigenschaften des Lichtes, das glühender Wasserstoff, Sauerstoff, Magnesium und Kohlenstoff aussenden, hatte Grünwald⁴⁾ abgeleitet, daß diese Elemente aus drei einfacheren Grundstoffen bestehen, und ein ähnliches Resultat hat er neuerdings hinsichtlich des Cadmiums und des Zinkes erhalten. Dabei hat sich ergeben, daß der eine dieser einfachen Grundstoffe in solcher Kondensation vorkommt, wie es dies neue System der Elemente, welches Mendelejeff aufstellte, fordert, ja es ist dem genannten Physiker wahrscheinlich geworden, daß man nur zwei Grundstoffe anzunehmen hat, welche die genannten Elemente zusammensetzen, so daß der früher angenommene dritte Urgrundstoff auch ein Kondensationsprodukt des ersten wäre. Die Spektren der glühenden gasförmigen Elemente sind von Kayser und Runge⁵⁾ eingehend untersucht. Sie bestehen bekanntlich aus hellen Linien, zwischen denen eine Gesetzmäßigkeit festzustellen man seit langer Zeit bestrebt war. Da nun inzwischen Liveing und Dewar gefunden hatten, daß namentlich die im ultravioletten Lichte vorkommenden Linien für die einzelnen Elemente in hohem Grade charakteristisch seien, so wandten die erstgenannten Physiker ihre Aufmerksamkeit besonders auf diese, und es gelang ihnen in der That, einen gesetzmäßigen Verlauf der Aufeinanderfolge der dort befindlichen Linien zu erhalten, dessen mathematische Form sie aber noch nicht mitgeteilt haben. Die hellen Linien des Gasspektrums werden, wie man jetzt annimmt, durch Schwingungen der die glühenden Dämpfe zusammensetzenden Atome hervorgerufen. Sie sind also geeignet, die Bewegungen derselben kennen zu lehren. Nun zeigen aber die glühenden Gase öfters mehrere Spektren, und man glaubte, daß es verschiedene Moleküle sein müßten, welche die verschiedenen Erscheinungen hervorrufen. Um

1) Wiedemanns Annalen, N. F. XXXVIII. S. 71.

2) Skandinav. Archiv für Physiol. Bd. I. S. 264. n. Naturw. Rundschau IV, S. 593.

3) Sitzgsber. der Wien. Akad. der Wissensch. XCVII. Abt. II a. S. 967.

4) Abhandl. der Berl. Akad. der Wissensch. 1888 u. 1889. Anhang.

5) Sitzungsber. der Berl. Akad. d. Wissensch. 1889. XXXVIII. S. 793.

diese Frage zu entscheiden, hat Wüllerstorff¹⁾ einige der betreffenden Spektren genauer untersucht und ist zu dem Ergebnis gekommen, daß man das vollständige Linienspektrum eines Gases bekommt, wenn man hinreichend tiefe Schichten desselben auf eine genügend hohe Temperatur bringt. Da man die verschiedenen Spektren eines aus dem andern entwickeln kann, so können es nicht verschiedene Moleküle sein, die die verschiedenen Spektren geben. Läßt man umgekehrt helles weißes Licht durch Gasschichten fallen, so treten in demselben an Stelle der hellen Linien des glühenden Gases dunkle auf, die neuerdings von Liveing und Dewar²⁾ genauer untersucht sind. Dabei ergab sich hinsichtlich des Sauerstoffs die interessante Thatsache, daß der flüchtige Sauerstoff dasselbe Absorptionsspektrum besitzt wie alle gasförmige, daß ferner die aktive Form des Sauerstoffs, das Ozon, andere und mehr Strahlen absorbiert wie der gewöhnliche, daß endlich die Verbindungen des Sauerstoffs keine Absorptionslinien nicht zeigen. Aus diesem letzten Umstand muß geschlossen werden, daß in den Sauerstoffverbindungen entweder kein freier Sauerstoff vorhanden ist, oder wenigstens nur für so kleine Zeiten, daß sie sich der Beobachtung entziehen. Dies ist von Bedeutung, da man sich neuerdings diese Verbindungen als ganz lose vorstellte, so daß fortwährend Zerlegungen und Neubildungen stattfänden.

Die Gesetzmäßigkeit dieser Verbindungen, die den Hauptinhalt der theoretischen Chemie bilden, hat Mendelejeff³⁾ auf das von Newton ausgesprochene mechanische Gesetz zurückgeführt, daß der Wirkung eine ihr gleiche Gegenwirkung immer folgt. Darauf gründet sich das Substitutionsprinzip in der Chemie, wonach neue Verbindungen erhalten werden können, indem an die Stelle vorhandener Atome oder Moleküle bestimmte andere treten. Namentlich in der organischen Chemie ist dasselbe sehr fruchtbar geworden, wie aus Schorlemmer's sehr lesenswerten Schrift über den Ursprung und die Entwicklung der organischen Chemie³⁾ genugsam hervorgeht. Hatte man auch bereits im Anfange unseres Jahrhunderts angenommen, daß die Chemie in organische und anorganische einzuteilen sei, so fehlte doch jede feste Grenze zwischen beiden, und als Wöhler 1828 den organischen Harnstoff auf anorganischem Wege herstellte, mochte der Unterschied zwischen beiden Stoffen, der dahin präzisirt war, daß die einen künstlich hergestellt werden könnten, die andern nicht, fallen gelassen werden. Seitdem sind eine große Menge organischer Körper ebenfalls synthetisch dargestellt, nur die Eiweißkörper noch nicht, so daß bis jetzt noch die Grundbedingung der Herstellung lebender Wesen fehlt. Den Unterschied zwischen organischer und anorganischer Chemie hat man aufgeben müssen; an die Stelle der ersteren ist die Chemie der Kohlenstoffverbindungen getreten.

Fügt man nun dem Vorgetragenen noch zu, daß neuerdings Oswald eine ganz neue Auffassung der chemischen Verbindungen veröffentlicht hat, dann kann das Bedürfnis eines zusammenfassenden Werkes, wie es das Handwörterbuch der Chemie⁴⁾ ist, nicht besser illustriert werden. Von demselben liegen unserer heutigen Revue die 34. und 35. Lieferung vor, welche die Naphhtalingruppe zu Ende führen, die für die Farbstoffindustrie, die Leuchtgasfabrikation, die Herstellung von Explosionsstoffen und die Hygiene wichtig ist. Die Wichtigkeit für den Chemiker ergibt allein schon der große Umfang des sie behandelnden Abschnittes.

1) Proceedings of the Royal Society. XI. VI. p. 222, s. naturw. Rundschau VI. 650.

2) Naturw. Rundschau IV. 430.

3) Braunschw., Fr. Vieweg u. Sohn.

4) Breslau, G. Trewendt.



Litterarische Berichte.

Offenes Bistier! Von Otto Ernst. Hamburg 1890. Verlag von Conrad Kloss.

Die durch den Titel hochgespannte Erwartung, mit der man an die Lektüre des vorliegenden Werkes herantritt, wird durch die letztere nicht bloß gerechtfertigt, sondern durch die Reichhaltigkeit des auf so verschiedene Gebiete sich beziehenden Inhalts und durch die geradezu meisterhafte Sprache und Form der Darstellung häufig noch übertroffen. Als scharfsinniger und tiefeingehender Kritiker zeigt sich der Verfasser in den vortrefflichen Abhandlungen über Hamerling's Ahasver, Goethe's Egmont und Lessing's Nathan, wenn auch in der letztgenannten der als Phrase bezeichnete Vorwurf, daß Lessing das Christentum dem Judentum und dem Islam gegenüber ungebührlich hintangestellt habe, uns durchaus nicht widerlegt erscheint. Als einsichtsvoller Psycholog tritt uns eben derselbe in den interessanten wie zum Nachdenken anregenden Artikeln über die Geschlechtsliebe in der Litteratur, über poetische Anschaulichkeit, ein Parasit der Seele u. a. entgegen, und wenn auch der aufmerksam und unbefangenen Lesende hier und da anderer Ansicht sein mag, so ist doch jeder einzige Artikel ein Zeugnis reichster Bildung und ein Impuls für unser Denken und Beurteilen sowohl über den behandelten Stoff wie über die Behandlung selbst. Ja, wir gestehen gern ein, daß wir selten in einem Werke dieses Umfangs eine solche Fülle geistvoller Gedanken und Kritiken, eine so vielseitige Bildung, eine so meisterhafte Sprache gefunden haben, und gerade diese Anerkennung wird uns gewiß von dem Vorwurf ungerechter Beurteilung freisprechen, wenn wir in Bezug auf die ersten, ein religiöses Gebiet behandelnden Kapitel dem Verfasser aufs entschiedenste entgegentreten müssen. Dieser Widerspruch wird um so schärfer, da er nicht gegen subjektive Ansichten, sondern gegen objektive Unrichtigkeiten sich richtet und betonen muß, daß diese letzteren, ganz im Gegensatz zu der sonst überall hervortretenden Gründlichkeit der Forschung und zu der Mäßigung im Urteil, auf ganz oberflächlicher Beobachtung, ja, wie es scheint, geradezu auf Voreingenommenheit beruhen. Es ist direkt nicht wahr, daß die maßgebenden und berufenen Vertreter der Wissenschaft sich fast ausnahmslos uneins wissen mit allem kirchlichen Dogmenglauben; daß der ideale Glaube immer neue Ziele sucht wird, denn sein beständiges Ziel ist, (wie Verfasser übrigens an einer andern Stelle selbst sagt) Gott selbst; daß ohne straffe Disziplin die Kirchen leer stehen würden und daß der

Religions-Unterricht nur den bedingungslosen Glauben an alles, was in der Bibel steht, bezwecke. Es ist ferner wissenschaftlich unrichtig, die Thatsache zu leugnen, daß alle Völker ein Gottesbewußtsein und eine Gottesverehrung haben, vgl. das Buch von Koskoff; es ist ganz verfehlt, für die Berechtigung des Atheismus auf Kant, der den Gottesglauben als ein Postulat der Vernunft bezeichnet, und auf Faust sich zu berufen, der gerade das Gegenteil hinstellt; es ist geschmacklos und wenig maßvoll, zu sagen, die Kirche wolle die Schule in ihren Schoß d. h. in ihren guten Magen zurückführen. Durchaus zurückzuweisen aber und fast unerklärlich von einem Manne von solchem Wissen und so umfangreicher Menschen- und Sachkenntnis ist die Forderung, den Religions-Unterricht in der Schule, auch in der elementaren, durch den Litteratur-Unterricht zu ersetzen, ein Vorschlag, über den sich ernstlich überhaupt kaum sprechen läßt und der wohl nur wenige verständige Anhänger finden dürfte. Es bleibt geradezu unverständlich, wie jemand, der so über Religion und über ihren Wert denkt, so inkonsequent (S. 54) noch von einer „ehrwürdigen Nacht der Kirche“ sprechen kann; ist das nicht auch eine von den vom Verfasser sonst so scharf verurteilten Phrasen? Schließlich dürfen wir den berechtigten Wunsch nicht unterdrücken, daß die sonst so mustergiltige Sprache weniger reich wäre an Fremdwörtern, mindestens an solchen, die zuweilen ganz wunderbar gebildet sind, wie z. B. das Zeitwort „kataplegisierte“ und das Hauptwort „die Ignorantiner.“ Aber trotz oder vielleicht gerade wegen dieser den schärfsten Widerspruch herausfordernden Punkte müssen wir das inhaltreiche und hochinteressante Werk einem gebildeten und für religiöse und litterarische Themata empfänglichen Leserkreise dringend empfehlen.

C. S.

Kulturgegeschichtliche Skizzen von D. Henne am Rhyn. Berlin 1889. Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur.

Ein Beweis für das unbestreitbare Verdienst, welches sich der Allgemeine Verein für deutsche Litteratur durch die Herausgabe bedeutender litterarischer und wissenschaftlicher Werke erwirbt, ist auch das neue Werk des durch seine große Kulturgegeschichte und seine sonstigen Arbeiten berühmten Henne am Rhyn, in welchem uns eine Reihe vortrefflicher Aufsätze über einige kulturgegeschichtliche Themata dargebracht werden. Gerade weil dieser Zweig der Wissenschaft dem Forscher noch reichliches Material bietet, ist die Arbeit auf diesem Felde

eine verlockende und lohnende, und mit immer neuem Interesse vertiefen wir uns in die Ergebnisse solcher Forschungen, zumal wenn sie uns in so klarer und belehrender Darstellung geboten werden wie im vorliegenden Buche. Wenn nun auch nicht alle Kapitel etwas ganz Neues bringen, so geben sie doch das schon Bekannte in einer so übersichtlichen Zusammenfassung, daß wir durch sie das früher hier und da Gelesene in unsrer Erinnerung wieder auffrischen und dadurch von neuem lernen; hierher gehören z. B. Aufsatz 2: „Die Rolle der Völker in der Kulturgeschichte“ und Aufsatz 4: „Pflanzen und Tiere im Dienste des Menschen;“ besonders letzteres Thema ist uns seit Hehn's Arbeiten ein wohlbekanntes. Sehr fesselnd und belehrend, dabei reich an neuen Einzelheiten sind die Kapitel über den Aberglauben, besonders aber die letzten vier, in denen sich der Verfasser eingehend mit der Entwicklung der Religion und ihren Erscheinungsformen, speziell mit dem Buddhismus und seinen Beziehungen zum Christentum beschäftigt. Obgleich nun auch in diesen Kapiteln einzelnes weiteren Kreisen nicht neu, anderes, wie z. B. die von dem Verfasser vorgeschlagene Auswahl der zur religiösen Grundlage verwendbaren biblischen Schriften, nicht billigenwert erscheinen mag, so finden sich doch andererseits gerade hier wieder viele neue und wichtige Gesichtspunkte und Resultate der Forschung. Vor allem sind wir dem Verfasser dankbar für die in dem letzten Aufsatz enthaltene übersichtliche Darstellung der neuen religiösen Bewegungen in Indien, welche vielleicht gerade wegen ihrer Beziehungen und Gegensätze zum Christentum weitere Bedeutung gewinnen können. Auch der von warmem, religiösem Interesse und von ruhiger, vorurteilsfreier Betrachtung zeugende Ton aller dieser Abhandlungen verdient besonders gerühmt zu werden, und so ist es eine Freude und eine Pflicht, diese kulturgeschichtlichen Skizzen für eine eingehende Lektüre aufs wärmste zu empfehlen. C. S.

Kleine Schriften von Christoph Sigwart, Professor der Philosophie an der Universität Tübingen. 2. Ausg. Freiburg i. B., 1889. Verlag von Mohr. Erste Reihe: Zur Geschichte der Philosophie.

Einige Charakterköpfe aus dem XVI. Jahrhundert und dazu die schöne Gedächtnisrede auf Schleiermacher. Was Herr S. über diesen sagt, hat er bereits vor langen Jahren wenigstens teilweise in seiner umfassenden Besprechung von Dilthey's Werk über Schleiermacher begründet; aber wie er es hier sagt, das sollte jeder lesen, der sich eines kongenialen Urtheiles über den großen Theologen und einer reifen Darstellungskunst erfreuen kann. Von den übrigen Skizzen mag zunächst die über Giordano Bruno hervorgehoben werden, weil ihr die gesteigerte Teilnahme des Publikums an Leben

und Schicksal des Nolaner Philosophen zu gute kommen dürfte. Jedoch nicht minder interessant sind die Schilderungen jener seltsamen, uns modernen Menschen so schwer verständlichen Naturen eines Agrippa von Nettesheim und Theophrastus Paracelsus. Hätte der Herr Verfasser noch entschiedener jede moralische Abschätzung vermieden und mit einer größeren Berücksichtigung gewisser von Riesewetter deutlich herausgestellter Momente des Zeitgeistes eine tiefer dringende psychologische Analyse verbunden, so wären die knappen Aufsätze zwar erheblich umfangreicher, aber vielleicht auch um ebensoviel lehrreicher geworden. Und es darf wohl dem Dank für das schöne Buch als Wunsch hinzugefügt werden, daß der Herr Verfasser nach dieser Richtung hin einen Teil seiner Zeit und Kraft verwende. M. D.

Die Reisen des Christoph Columbus 1492 bis 1504. Nach seinen eigenen Briefen und Berichten veröffentlicht 1536 von Bischof Las Casas, seinem Freunde, u. Fernando Columbus, seinem Sohne. Aufgefunden 1791 u. veröffentlicht 1826 von Don M. F. von Navarrete. Ins Deutsche übertragen von Fr. Pr. Leipzig 1890. F. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

Authentische Veröffentlichungen über ein so wichtiges Ereignis, wie die Entdeckung der Neuen Welt, werden gewiß viel Interesse finden. Sollen wir doch in den vorliegenden Berichten, die zum ersten Male in deutscher Sprache erscheinen, von dem Entdecker selbst den Hergang seiner Entdeckung erfahren. Von der oft beschriebenen ersten Reise des Columbus, welche Sage und Poesie so romantisch gestaltet haben, giebt der gewiß nicht anzuzweifelnde Bericht des Entdeckers ein viel nüchterneres Bild. Die Schiffe, welche nach der langen, aufreibenden Erwartung und Vorbereitung am 3. August 1492 von Saltes aus in See stachen, hatten eine vom Wetter sehr begünstigte Fahrt. Nur gelegentliche Windstillen erregten das Murren der Seeleute (am 22. u. 23. Sept.), weil sie glaubten, es könne unter diesem Himmelsstriche keinen Wind geben, der die Rückkehr nach Spanien ermögliche. Doch wurden sie sogleich wieder beruhigt, da sich an denselben Tagen noch Wind und „hohe Flut“ erhob. Auch über die am 17. September beobachtete Abweichung der Magnetnadel, welche die Leute „sehr ängstlich und traurig“ machte, wußte sie der Admiral bald aufzuklären. Sonstige Schwierigkeiten, welche das ungeduldige und verzagte Schiffsvolk dem „Großadmiral des Ozeans“ gemacht haben soll, werden in den von Tag zu Tage datierten Notizen nur einmal erwähnt, und zwar am 10. Oktober. Columbus aber trat mit großer Festigkeit auf, und am nächsten Tage, dem 11. Oktober, war — Amerika entdeckt. Die Berichte über die späteren Reisen bestätigen leider die

sonst bekannten Mifshelligkeiten, die dem Entdecker durch Neid und Habucht in immer stärkerem Grade erwachsen. Besonders beredten Ausdruck giebt Columbus seinen gerechtfertigten Klagen in einem Ende 1500 geschriebenen Briefe „an die Kindsfrau des Prinzen Don Juan“ (des 1497 gestorbenen einzigen Sohnes von Ferdinand und Isabella). Das Vertrauen zu seiner Königin verlor er nicht, aber er kannte wohl die Macht seiner Feinde. Es ist zu bedauern, daß die eignen Worte des Admirals in den Berichten nur zum Teil wiedergegeben sind. Den Grund, den der Uebersetzer dafür angiebt, die Bearbeiter (Ferdinand Columbus und Las Casas) hätten doch die „nautischen Notizen“ weglassen müssen, kann als stichhaltig nicht gelten. Trotz dieser Weglassung hätte doch das Uebrige wortgetreu überliefert werden müssen und hätte dann an Interesse bedeutend gewonnen. Denn die Ausdrucksweise des Entdeckers ist sehr charakteristisch, soweit dies die „Uebersetzung einer Uebersetzung nach einer Bearbeitung“ noch erkennen läßt. Jene Bearbeitung ist nämlich von Don Navarette, einem spanischen Marineoffizier, auch französisch herausgegeben worden, und erst nach dieser Ausgabe hat der Uebersetzer „Fr. Fr.“ seine Uebertragung ins Deutsche angefertigt. Mit der Uebersetzung wird man im allgemeinen nur einverstanden sein können. Einige befremdliche Ausdrücke hätten wohl vermieden werden können. So das oft wiederholte „Segel lüften“ für „unter Segel gehen“, ein Terminus der u. W. auch mit dem spanischen Sprachgebrauche nicht übereinstimmt. Gr.

Die Probleme einer Philosophie der Geschichte. Vorlesung von Prof. Antonio Labriola in Rom. Deutsch bei C. Reiffner, Leipzig 1888.

Die kleine Schrift läßt erkennen, daß der Verf. mehr hat, als er hier giebt. Da wir nun stets bereit sind, mit den Gelehrten anderer Völker zu denken, so nehmen wir diese Arbeit, welche sich mit Vorfragen der Geschichtsbetrachtung beschäftigt, gern an, zumal es sehr richtig scheint, wenn der Verf. S. 40 die Idee des Fortschritts als das schwierigste Problem einer systematischen Behandlung der Geschichte bezeichnet. B.

Aus dem früheren Frankreich. Kleine Abhandlungen von Feodor Wehl. Minden i. Westf. 1889. Verlag von J. C. C. Bruns'.

Der Zweck vorliegenden Buches ist nach des Verfassers eigenem Geständnis der, darzutun, daß er durchaus nicht der Franzosenfresser sei, als den man ihn gelegentlich hingestellt hat. Die Gefahr lag nun nahe, daß er den Franzosen und ihren Angelegenheiten etwas mehr als „warme und begeisternde Teilnahme“ entgegenbringen würde, doch hat sich F. von Wehl meist von einem übelwirkenden

Zuviel ferngehalten; nur einzelne von den „französischen Frauenbriefen“ verdienen nicht das begeisterte Lob und können uns durchaus nicht so begeistern, wie den Uebersetzer des „Trésor epistolaire de la France von Eugène Crépet. Der Aufsatz über Ludwig XVI. bringt nichts Neues, wenn nicht die Bemerkung, daß er „von zu lässiger, hinhängender Natur“ war (S. 134.), als neu anzusehen ist. Die kleine Abhandlung: „Robespierre als Dichter“ erweckt durch den Titel eine Neugierde, die nicht im mindesten befriedigt wird. Von „Frankreich und seinen Kaiserreichen“ läßt v. Wehl zumeist Eugène Ténol, Taxile Delord und A. Lanfrey erzählen. Können wir Alfred de Vigny, dem französischen Dichter, unsere Anerkennung auch nicht versagen, so schwärmen wir keineswegs wie v. Wehl für die mitgeteilten Stellen aus dessen von Ratisbonne 1867 veröffentlichten Tagebuche; am besten hat uns folgende Stelle gefallen: „Gegen junge Leute, die uns in ihr Vertrauen ziehen, kann man gar nicht nachsichtig genug sein.“ Die beste der „kleinen Abhandlungen“ scheint uns die letzte zu sein: „Aus dem Pariser Zigeunerleben der Kunst,“ ein anziehendes, flott gezeichnetes Bild aus der Zeit des Bürgerkönigtums. L.

Der Gottesbegriff in der neueren schwedischen Philosophie, mit besonderer Berücksichtigung der Weltanschauungen Boströms und Lohes. Vortrag von Egon Zöllner Halle 1888. Verlag v. C. C. M. Pfeffer.

Wir müssen es dem Verf. Dank wissen, daß er durch seinen Vortrag die Bekanntschaft mit einem ausländischen Philosophen vermittelt, welchen er (S. 50) Schwedens größten Denker nennt. Sie wird uns noch dadurch erleichtert, daß der Vortragende stetig die Lehren des schwedischen Denkers mit der Lohes'schen Philosophie vergleicht. B.

Die Mannheimer Bühnenbearbeitung des Götz von Berlichingen vom Jahre 1786. Ein Beitrag zur Bühnengeschichte des Götz. Nach dem Mannheimer Soufflibuch mit Einleitung zum ersten Male herausgegeben von Eugen Kilian. Mannheim 1889. Verlag von J. Bensheimer.

Goethes Götz von 1773 bedurfte zur Ausführung auf der Bühne der theatralischen Umarbeitung. In welcher Weise dieselbe durch Koch in Berlin und durch Schröder in Hamburg 1774 bereits ausgeführt war, wissen wir nicht. Im vorliegenden Büchlein erhalten wir aber den Abdruck der Mannheimer Bearbeitung, nach welcher der Götz am 17. Febr. 1786 in Mannheim und am 8. Mai 1786 in Frankfurt a. M. gegeben worden ist. Wahrscheinlich hat ein Mitglied des Mannheimer Theaterausschusses, Joh. Ludw. Kenschüb, die Bühneneinrichtung des Goethe'schen Dramas ge-

macht, die darauf ausging, den Szenenwechsel zu vermindern und aus den vielen kleinen Szenen größere Ganze zu machen, außerdem auch das bei Hofe und der Geistlichkeit Anstößige zu beseitigen. Erfolg hat der Mannheimer Bühnen-Götz nicht gehabt. Nach der zweiten Aufführung wanderte er in die Bibliothek. Und als 1811 der Götz wieder in Mannheim zur Aufführung berufen ward, erschien er nach der eigenen Bearbeitung des Dichters vom J. 1804. Trotz dieses geringen Glückes, welches die Mannheimer Arbeit gehabt hat, wird sie doch die Freunde der unsterblichen Dichtung interessieren. Die Einleitung des Herrn Herausgebers macht auf die Veränderungen, welche sich der gerade nicht sehr poetisch angelegte Regisseur erlaubt hat, aufmerksam. Q.

Sigebotos Vita Paulinae. Thüringisch-sächsische Geschichtsbibliothek von P. Mitzschke. Gotha 1889. Verlag von Friedr. Andr. Perthes

Glücklicher hätte die von dem Herausgeber beabsichtigte Sammlung thüringisch-sächsischer Geschichtsquellen gar nicht inauguriert werden können als durch die Mitteilung eines Lebensabrisses der heiligen Paulina des Mönchs Sigeboto, den man bisher als verloren angesehen hat. Die Kunde über die Stifterin des Klosters, dessen herrliche Ruinen noch heute Gegenstand allgemeiner Bewunderung sind, mußte bisher aus einer Reihe thüringischer Quellen zusammengesetzt werden, die allerdings Sigeboto's Werk benutzt hatten, aber nur in jener dem Mittelalter eigentümlichen Weise, nach welcher die Entlehnung von größeren oder geringeren Abschnitten keine Bürgschaft dafür bietet, daß auch die interessantesten und wichtigsten Stücke gewählt sind. Außer dem Texte der Biographie, die Herr Mitzschke in einem Sammelbande der Weimar'schen Hofbibliothek fand, liefert er eine ungewöhnlich fleißige Studie über das Verhältnis desselben zu den sonst zu Gebote stehenden Quellen und erläutert alle Eigennamen und chronologischen Bestimmungen der Handschrift derart, daß nachfolgenden Forschern in bezug auf diesen Gegenstand kaum noch etwas zu thun übrig bleiben wird. Die Vermutung einer architektonischen Verwandtschaft der Klosterkirche von Paulinzella mit der Chiesa di S. Vincenzo ed Anastasio fuori le mure in Rom dürfte allerdings zur Gewißheit nur auf anderen als litterarischen Wegen erhoben werden können. Weitere Kreise des Publikums werden sich kaum für dieses ganze litterarische Erzeugnis interessieren, aber da es die erste Probe einer

mit Mut und Aufopferung unternommenen Geschichtsbibliothek ist, haben auch wir an dieser Stelle davon Anzeige machen zu sollen geglaubt. C.

Rechtfertigung der Schule der Reformation gegen unberechtigte Angriffe. Von Dr. Rudolf Hugo Hofmann, ord. Prof. d. Theologie und Direktor des akademischen pädagogischen Seminars. Selbständiger Abdruck des Dekanats-Programms zum Reformationsfeste 1889. Leipzig 1889. Druck und Verlag von Alexander Edelmann, Universitäts-Buchhändler und Universitäts-Buchdrucker.

Daß die Hebung und Ausbildung der Volksschule eine der segensreichsten Früchte der Reformation ist, war bisher nicht angefochten worden; erst in neuerer Zeit haben der durch sein protestantenfeindliches Schriftstellertum berühmte Professor Janssen und in seinem Gefolge die Katholiken Stöckl und Lorenz dies zu bestreiten, ja sogar das Gegenteil davon zu beweisen versucht. Eine würdige, entschiedene und wissenschaftlich gerechte Widerlegung dieses Angriffs auf jenes reformatorische Verdienst enthält der uns vorliegende Abdruck des Leipziger Dekanats-Programms von Prof. Hofmann; würdig, weil der Ton streng sachlicher Debatte eines Gelehrten bis zum Schlusse beibehalten ist; entschieden, weil die Einwürfe der Gegner durch unbestreitbare Gegenbeweise widerlegt werden; gerecht, weil die von jenen Gelehrten angeführten Belege dafür, daß die katholische Schule vor der Reformation besser war, als man gewöhnlich annimmt, gern anerkannt und damit Lücken der bisherigen protestantischen Forschung zugegeben werden. Vom allgemein protestantischen ebenso wie vom pädagogischen Standpunkt aus dürfte demnach die Lektüre dieser kleinen Schrift für viele gewiß recht lohnend sein. C. S.

Bischer-Erinnerungen. Äußerungen und Worte. Ein Beitrag zur Biographie Fr. Th. Bischer's von Ilse Frapan. Stuttgart 1889. G. J. Göschen'sche Verlagsbuchhandlung.

Das Büchlein, welches mit einem Bilde Bischer's geschmückt ist, floß aus der Feder einer Dame, die als begeisterte Schülerin und warme Freundin des berühmten schwäbischen Aesthetikers und Schriftstellers, über die Vorlesungen, über die poetischen Arbeiten und über häusliches Leben und Sein desselben berichtet. Es werden viele kleine Züge zu dem Bilde des geist- und gemütvollen, originellen, kräftigen, tief angelegten Mannes zusammengetragen. Das Bild aber selbst zu entwerfen und auszuführen, war der Verfasserin nicht gegeben. Q.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Deutsche Revue

über das
gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben
von

Richard Fleischer.

1890. März.

Vierteljährlich erscheinen drei Oktavhefte und
halbjährlich ein Kunstheft.

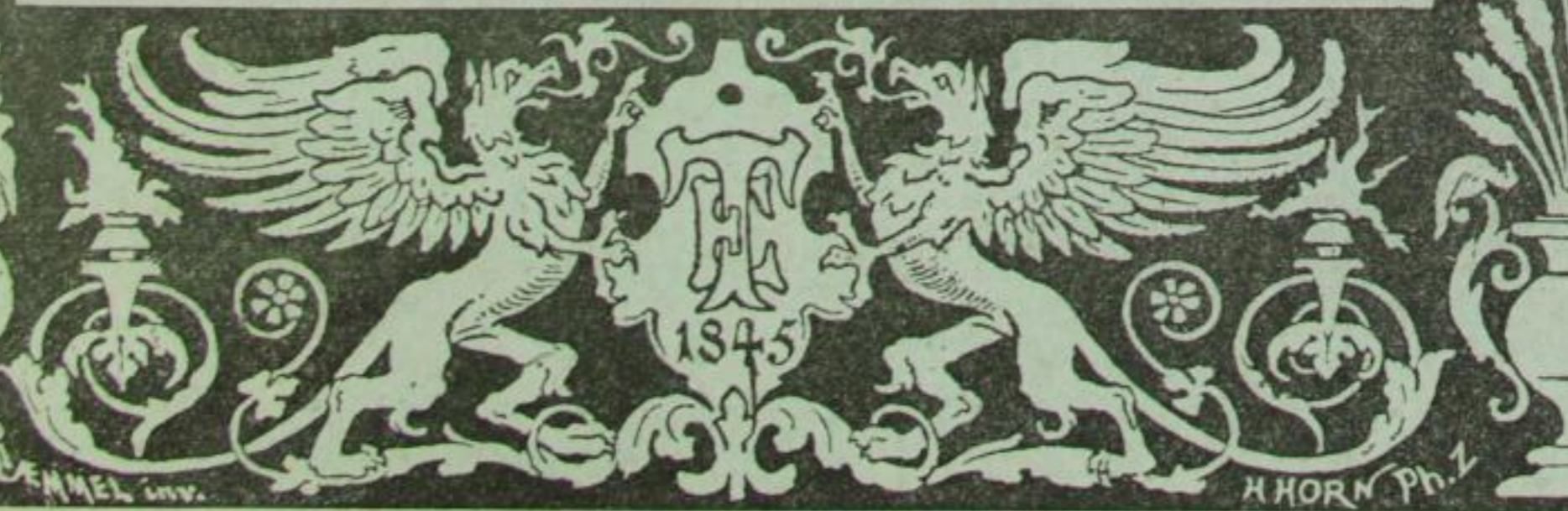
Breslau und Berlin.

Verlag von Eduard Trewendt.

Breslau

Berlin

Expedition: Lauenzienstraße 60. Expedition: NW Mittelstraße 26. 27.



Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Inhalts-Verzeichnis.

März 1890.

	Seite
I. Aus dem Leben des Grafen Albrecht von Roon. X.	257
II. S. Ryn: Die Here. Novelle. I.	271
III. Robert William Felkin: Emin Pascha in Zentralafrika.	310
IV. M. Carriere: Giordano Bruno über die Deutschen	320
V. Alfred Kirchhoff: Woher kommt der Unterschied von Norddeutsch und Süddeutsch?	328
VI. Kardinal Manning: Die Arbeit, ihre Würde und ihr Recht. I.	332
VII. Adolf Bauer: Wehrpflicht und Kriegsführung bei den Griechen.	339
VIII. Eduard Flegels Tagebuch von April 1885 bis August 1886. III.	359
IX. Zeitbeschwerden:	366
1. Schulmeisterei und Pedanterei.	
2. Über Mangel an Ehrlichkeit.	
X. Litterarische Revue	374
XI. Litterarische Berichte	377
XII. Eingekandte Neuigkeiten des Büchermarktes	380

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Aus dem Leben des Grafen Albrecht von Roon.

X.

Die nächsten Besprechungen zwischen dem Prinzen von Preußen und Roon — über die von letzterem behufs Armee-Reform eingereichte Denkschrift — fanden bei Gelegenheit der großen Herbst-Übungen statt, welche der Prinz im September 1858 in der Gegend von Liegnitz abhielt. —

Im Oktober übernahm der Prinz bekanntlich die Regentschaft; das Ministerium Manteuffel erhielt seine Entlassung; an seine Stelle trat unter Vorsitz des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern eine aus hervorragenden Vertretern der altliberalen (oder Gothaer) Partei zusammengesetzte Regierung. Die Herren von Auerwald, Graf Schwerin, von Patow — welche von dem Prinzen längst gekannt und geschätzt waren und sich auch innerhalb ihrer Partei großen Ansehens erfreuten — bildeten die Seele dieses neuen Ministeriums, in welchem der dem prinzlichen Hause gleichfalls sehr nahestehende Freiherr von Schleinitz die auswärtigen Angelegenheiten und General von Bonin die Kriegs-Verwaltung übernahm. Mit großem Jubel wurden von der liberalen Partei die neuen Männer und das Regierungs-Programm aufgenommen, mit welchem der Prinz-Regent am 8. November 1858 dem Ministerium seine politischen Ziele bekannt gab. Aber in dem allgemeinen Freuden-Taumel über die in Aussicht gestellten, den parlamentarischen Idealen günstig erscheinenden Reformen der inneren Staats-Verwaltung wurden zwei Punkte dieses Programms gleich von Anfang an nicht genügend beachtet, obwohl gerade auf sie der Regent nach seinen Anschauungen den allergrößten Wert legte:

„Preußens Heer muß mächtig und angesehen sein, um, wenn es gilt, ein schwerwiegendes politisches Gewicht in die Waagschale legen zu können“ — lautete der eine dieser Sätze, durch welchen der Regent hinreichend angedeutet hatte, daß er entschlossen sei, die Unklarheit und Unentschlossenheit zu beenden, an welchen — nur zum Teil entschuldigt durch militärische Schwäche — die auswärtige Politik Preußens im letzten Jahrzehnt gekrankt hatte. Daß zu diesem Zwecke voller Ernst gemacht werden sollte mit der Reform der deutschen Angelegenheiten, daß es dabei zu einer Auseinandersetzung mit Oesterreich kommen müsse: das

konnte der Regent — zumal bevor die Waffen in ausreichender Weise geschärft waren — natürlich nicht aussprechen; so aber hätte dieser Satz vor allem von denjenigen und von der Partei aufgefaßt und verstanden werden müssen, auf deren Programm diese Ziele seit Jahren obenan standen — Ziele, welche durch Reden im National-Verein, durch Fortsetzung der damals üblichen Sängers- und Schützenfeste u. s. w. doch wahrlich nicht zu erreichen waren, sondern vor allem durch Stärkung der materiellen Macht und durch das Vertrauen, daß der Herrscher, wenn er erst im Besitze dieser erhöhten Macht war, diese auch zu brauchen wissen werde.

Der zweite, von den Liberalen noch weniger beachtete und mit dem obigen im engsten Zusammenhange stehende Punkt jenes Programms lautete:

„Die Armee hat Preußens Größe geschaffen und dessen Wachstum erkämpft, ihre Vernachlässigung hat eine Katastrophe über sie und dadurch über den Staat gebracht, die glorreich verwischt ist durch die zeitgemäße Reorganisation des Heeres, welche die Siege des Befreiungskrieges bezeichneten. Eine 40 jährige Erfahrung und zwei kurze Kriegs-Episoden haben uns indessen auch jetzt aufmerksam gemacht, daß manches, was sich nicht bewährt hat, zu Abänderung Veranlassung geben wird. Dazu gehören ruhige politische Zustände und — Geld, und es wäre ein schwer sich bestrafender Fehler, wollte man mit einer wohlfeilen Heeres-Verfassung prangen, die deshalb den Erwartungen im Momente der Entscheidung nicht entspräche.“ Diese Sätze enthalten in kurzem genau das, zum Teil mit denselben Worten, was Roon in seiner Denkschrift zur Motivierung seiner Vorschläge angeführt hatte; ein Beweis, wie tief der Regent schon damals von ihrer Richtigkeit durchdrungen war. Die Denkschrift selbst wurde von dem Prinz-Regenten, nachdem er sie persönlich durchgearbeitet hatte, später dem Kriegsministerium mit dem Auftrage übergeben, die Vorschläge näher zu prüfen, ihre Ausführbarkeit zu erwägen und die Abänderungen des Entwurfs zur Sprache zu bringen, welche aus technischen Gründen etwa erforderlich sein möchten. — — Inzwischen wurde Roon am 22. November 1858 zum Kommandeur der 14. Division in Düsseldorf ernannt. Als er zunächst nach Berlin eilte, um sich zu melden, fand sich dort von neuem Gelegenheit zu einem Vortrage über die Reform-Entwürfe. „Der Regent“ — schreibt Roon am 4. Dezember seiner Frau — „war sehr gnädig, ja herzlich warm gegen mich. Mit feuchten Augen und bewegter Stimme und vielem Handschütteln sagte er mir, wieviel Freude es ihm gemacht, daß er gerade mir die 14. Division habe anvertrauen können; es sei ihm eine große Beruhigung, sie mit solch vollem Vertrauen mir übergeben zu können Auch der Fürst von Hohenzollern, der immer den Eindruck eines offenen, gemüthlichen Mannes macht, war sehr zutraulich und gnädig, hörte meinen Tadel — er hatte mich gefragt — in betreff unserer neuesten inneren Politik gelassen und mit einem kleinen Seufzer an und sagte: „Geschehenes ist nicht zu ändern, wir müssen durch alle Consequenzen hindurch.“ — „Auerwald begegnete mir in seinem Vorzimmer, kam auf mich zu wie auf einen alten Freund und machte eine pleureuse Miene, als ich zu der großen Last Glück wünschte, die

er auf seine Schultern genommen. „Ja wohl, ja wohl, Glück können wir brauchen! — ich — denke es auch! Wenn Gott besonders gnädig, so ersetzt Er dadurch zuweilen manches andere. . . .“

In Düsseldorf am 6. Dezember angekommen, fügt Roon von dort aus noch hinzu: „Meine Erlebnisse in Berlin kann ich heute nicht ausführlich besprechen; das Thema ist zu weitläufig, ich bearbeite es in den nächsten Tagen . . . Mit Manteuffel¹⁾ habe ich ein langes ausführliches Gespräch gehabt; ich kann sagen, ich bin vertraut mit ihm geworden. Frau Prinzess war sehr huldvoll und auf ihre Art vertraulich; über allgemeine politische Verhältnisse sprach weder sie noch der Prinz ein Wort“

In Düsseldorf gab es durch Übernahme der Dienstgeschäfte und Ordnung aller Privat-Angelegenheiten viel zu thun. Auch eine — für einen Divisions-Kommandeur recht bescheidene aber ausreichende — Wohnung (in der Herzogsstraße) wurde gefunden, wobei erwähnt sein mag, daß der Prinz-Regent später die Gnade hatte, eine hübsche Sommerwohnung im Schlosse zu Benrath, also in nächster Nähe von Düsseldorf, für Roon und seine Familie zur Verfügung stellen zu lassen. —

Indessen behauptete trotz aller Geschäfte auch die Freundschaft ihre alten Rechte. Roon fand diese zunächst in Düsseldorf selbst bei seinem Vetter Ludwig v. Roon, der (als Kammer-Präsident im Landgerichte) schon lange Zeit in D. lebte, sowie in dessen und seiner verheirateten Tochter gastlichen Häusern; dann aber eilten seine Gedanken nach Bonn — um seine Person bald folgen zu lassen. „Alte Liebe rostet nicht“ — schreibt er am 14. Dezbr. an Freund Berthes — „wenigstens nicht bei mir, selbst wenn man ihr auch das kleinste Tröpfchen Öl versagt. Ich bin daher kaum hier warm geworden, und denke schon daran nach Bonn zu dem bewußten stillen Häuschen zu wallfahrten, und Ihnen, mein lieber und trauter Freund, Absolution für Ihre übermenschliche Schreibseeligkeit zu ertheilen, nebst manchem andern noch. Guer berühmter N. — sonst eben kein Augentrost — war es mir doch vorgestern, da ich auf ihn zueilte und fragen konnte, ob Sie und die Ihrigen gesund seien. Da er nun behauptete, das Gegentheil nicht zu wissen, so frage ich Sie, ob ich Sie nicht zu sehr störe, wenn ich übermorgen am 16. d. M. gegen 11 Uhr in Bonn anlange, um Sie dann Nachmittags wieder zu verlassen. Vielleicht geben Sie mir dann in alter Weise einen Löffel Suppe, aber Ihre liebe Frau darf vorher nichts davon wissen. — Wie groß ist doch die Beschämung für mein stolzes Herz, Ihnen nicht verschweigen zu können, wie sehr ich mich darauf freue, Ihnen wieder in das klare Antlitz schauen, den stillen Frieden Ihres Hauses, den Zauber eines harmonischen Lebens und glücklichen Familienkreises genießen zu können, wenn auch nur auf wenige Stunden. — Können Sie mich an dem genannten Tage nicht brauchen, so schreiben Sie es mir; dann bitte ich auch Ihre verehrte Gemahlin und liebe Kinder herzlich zu grüßen, sonst nicht — wie oben erbeten. — Können Sie mich aber überhaupt nicht mehr

¹⁾ Chef des Militär-Kabinetts.

brauchen, dann — schreiben Sie es mir nicht, sondern kommen Sie vielmehr es mir selbst zu sagen!

Da fällt mir ein, daß ein rechter Professor vielleicht gewisse Zeitungsartikel ganz überschlägt oder auch nicht versteht. Wissen Sie daher schließlich, daß ich seit 14 Tagen etwa zum Divisions-Commandeur in Düsseldorf befördert bin. —
Unverändert
Ihr treu ergebener

Roon."

„Erst jetzt, 10 Uhr, kommt Ihr Brief, mein lieber, lieber Freund“ — so antwortet Berthes am 15. Dezember. „Sie können nicht wissen, wie sehr ich, wie sehr wir Alle uns freuen Sie wieder zu sehen und zu hören, also morgen, so Gott will, wird das alte bärtige liebe Gesicht wieder geschaut werden. — — Gott sei Dank, daß Sie wieder am Rhein sind; nun kann man doch wieder einmal reden; die Zunge war Monate hindurch gebunden.“ —

Der so herzlich wieder angeknüpfte Verkehr der Freunde führte denn auch während der nächsten Monate noch vielfache persönliche Begegnungen herbei. —

Zum Weihnachtsfeste nahm Roon Urlaub und ging zu den Seinen nach Posen, besuchte auch Mitte Januar seine Schwiegereltern in Schlesien; aus seinen Briefen geht hervor, daß er sowohl auf der Hin- wie Rückreise in Berlin jedesmal einige Tage aufgehalten wurde, in welchen dann immer Konferenzen in der Armee reform-Angelegenheit, besonders mit General Alvensleben (der der Sache fortgesetzt ganz besonders förderlich war und mit Roon dauernd im intimsten Verkehr stand) sowie mit dem Regenten selbst stattfanden. Anfang Januar 1859 ordnete letzterer auch an, daß eine Kommission im Kriegsministerium zusammentreten sollte, um die Reform-Projekte näher zu prüfen; um die Entscheidung darüber abzuwarten, mußte Roon auf der Rückreise noch mehrere Tage seines Urlaubs opfern. Schließlich kam es doch nicht zum Zusammentreten der Kommission, besonders weil General Bonin, der Kriegsminister, der Sache wenig geneigt war, und weil andere politische Angelegenheiten den Prinz-Regenten damals noch beschäftigten und verhinderten, in der Sache bestimmtes zu befehlen.

Mit Bezug darauf berichtet Roon (am 9. Januar 59) von Berlin aus, nach Mitteilung über andere Geschäfte: „Weiteres hätte ich hier wohl für jetzt nicht zu thun, denn die lange Bank“ (auf welche Bonin die Projekte geschoben hatte) hält uns noch immer frank.“

In demselben Briefe teilt er seiner Gattin mit, daß General von Hann, Direktor des Allgemeinen Kriegsdepartements, um den Abschied eingekommen sei und daß Voigts-Rheß,¹⁾ den er selbigen Tages bei Alvensleben getroffen, jenes Nachfolger werden solle (was auch geschah). „Mir wäre das sehr recht, da Voigts-Rheß die Geheimerathswirtschaft ebenso verabscheut wie ich; und er entweder Bonin möglich erhalten und beherrschen, zum Nutzen der Armee beherrschen und leiten, oder — die Ehe bald wieder aufgeben wird. Es wäre doch eine entschiedene Capacität im Kriegsministerio. — —

¹⁾ Derselbe, welcher zuletzt Kommandierender des 10. Armeekorps war.

Ach, mein liebes Weib, übrigens möchte ich weinen — über das Ganze! Gott bessere es! Mündlich mehr!"

Am 11. Januar fügt er hinzu: „Will's Gott, komme ich jedenfalls zu Euch (nach Schlesien), da man mir die Zeit, die ich hier verschwenden muß, um das Faß der Danaiden zu füllen, nothwendig zu meinem Urlaub zulegen muß.

Gestern, wenige Stunden vor meiner Abreise, kam ein Hinderniß durch Anregung von Oben. Wahrscheinlich ist es jetzt beseitigt, sodaß ich morgen nach der Landtags-Gröffnung entlassen werden dürfte. Wie froh werde ich sein, das stolze Babel hinter mir zu wissen mit all seinen Sünden, Schwachheiten und Intriguen. Es faßt einen wie ein Meeresstrudel; es bedarf rüstiger Arme, um hinauszurudern.

Sollte ich auch übermorgen früh noch nicht bei Euch sein, so denke, mich hat eine neue Welle erfaßt, aber ich werde mit Gottes Hilfe den Kopf oben behalten und mich hinausringen. Sollte sich in meiner Situation, was ich aber nicht fürchte noch besorge, etwas ändern, so schreibe ich bald wieder.“ — —

Über seine Erfahrungen in diesen Tagen hat Roon noch besondere Aufzeichnungen hinterlassen, die hier angefügt werden.

„Als ich am 9. Januar aus Potsdam Abends heimkehrte, fand ich die Dienerschaft in großer Bestürzung. Man hatte zwei, dreimal nach mir geschickt; ich hatte den Thee bei den Allerhöchsten Herrschaften nehmen, vorher eine Audienz bei der Frau Prinzessin haben sollen. Gestern, am 10. schon ganz früh kam von dort her eine Einladung zum Diner. Auf meine Anfrage durch Gräfin Hacke wegen der Privat-Audienz hieß es: „man würde mich bei'm Diner sehen.“ Gut! — ich rüstete mich also zur Abreise. — Als nun gestern vor dem Diner die Herrschaften im Kreise der Geladenen erschienen, um den üblichen Cercle zu absolviren, wandte sich der Regent zu mir, gab mir die Hand mit den leisen Worten: „ich habe Ihre Sache dem Minister gegeben, wann wollen Sie fort?“ — „Wenn Euer K. Hoheit nicht anders befehlen, heut Abend.“ — „Ja, ich wünsche, daß Sie noch einige Tage bleiben — nachher!“ Nach der Tafel beauftragte er mich, mit dem Kriegsminister über die Sache zu verhandeln; er war dabei sehr kurz — verlegen, möchte man sagen — was auch sehr natürlich. Denn wo man befehlen kann, sollte man nichts durch Verhandlungen bewirken wollen. — Der Fürst von Hohenzollern schlug einen gewissen triumphirenden Ton an, indem er scherzend fragte: „Sind Sie denn immer noch hier?“ — „ich wollte heute Abend reisen, allein —“ „Man läßt Sie natürlich nicht weg, das ist ganz in der Ordnung.“ Frau Prinzess (von Preußen) befahl mir, nach dem Diner noch zu bleiben. Nach einer langen Unterhaltung über Prinz Friedrich Carl kam sie auf die Reform-Angelegenheit. Sie ließ sich referiren, was bei dem Gespräch am 22. Dezember mit dem Regenten verhandelt worden sei, kam dann auf meinen jetzigen Auftrag, suchte mich zu ermuthigen, ich sollte nicht ermüden, Sachen von solcher Wichtigkeit müßten mit dem größten Eifer und mit der größten Zähigkeit verfolgt werden; der Regent müsse immer und immer wieder an die Sache erinnert werden, und der Minister müsse und werde sich dann endlich zum Ziele legen. Auf meine

Bemerkung, daß, um dies sicher zu erreichen, der Prinz ja nur zu befehlen brauche, erwiderte sie ausweichend, es sei der Prinz mit Arbeiten und Vorträgen überhäuft, sein Amt dürfe ihm nicht dadurch erschwert werden, daß die Vortragenden verstimmt und verdrießlich gemacht würden; auch sei es evident, daß jede Sache viel besser gemacht würde, wenn der Ausführende überzeugt wäre von ihrer Nützlichkeit und — damit entließ sie mich. „Vor Ihrer Abreise sehe ich Sie jedenfalls noch!“ —

Heute (11. Dezember) früh 10 Uhr bei Bonin. Er hatte Vortrag. — — Endlich gerufen sagte ich ihm, der Regent habe mich beauftragt, ihm Auskunft zu geben über die Denkschrift. „Ja, ich habe gar keine Zeit, kann mich jetzt gar nicht darauf einlassen, habe die Schrift erst gestern erhalten, sie noch nicht gelesen, noch nicht darüber nachgedacht. — — — „Wollen mir also Ew. G. eine Stunde bestimmen, in welcher ich vor meiner Abreise darüber Vortrag machen darf?“ — „Nein, das kann Monate dauern, das geht so rasch nicht, sollen Sie denn darauf warten?“ — Ja! — „Nein, das geht nicht, reisen Sie, bei Ihrer Division sind Sie nützlicher als hier, die Sache ist zu wichtig, um oberflächlich behandelt zu werden.“ — So bitte ich um Erlaubniß, Sr. K. Hoheit meinen Rapport erstatten zu dürfen und die Erlaubniß zur Abreise zu erbitten. — „Nein, nein, ich selbst werde dem Prinzen heute, morgen bestimmt, darüber Vortrag halten, das müssen Sie mir erlauben, dann können Sie zu Ihrer Division zurückkehren.“ — Ich verlange nichts Besseres und kann Ew. G. nur noch versichern, daß ich persönlich nichts suche, die Denkschrift ist auf Befehl, schon im Juli, eingereicht und nicht aus unberufenem Vorwitz. — „Ich weiß, ich weiß, — adieu!“ Dabei trippelte er fortwährend ungeduldig wie ein kleiner Junge. — — —

Heute Abend nach der Tafel zum Fürsten, um zu berichten und Schutz zu suchen gegen Bonin's Übelwollen und zu ermahnen. Erstere beiden Geschäfte wurden mit erwünschtem Erfolge erledigt, das Ermahnen ging auch gut von statten; einen unmittelbaren drastischen Erfolg hatte es aber nicht. Zwar versprach der Fürst, die Sache nicht aus den Augen verlieren zu wollen, aber er erwartete in nächster Zeit nichts Günstiges. Er gab mir recht, daß Bonin auf den ausgesprochenen Willen des Regenten auch in der fraglichen Sache handeln würde, aber verkehrt und mit halbem Herzen, weshalb ihm die Sache gar nicht übertragen werden müßte, sondern vielmehr einem Spezial-Kommissarius. Zuvor machte er auf den Umstand aufmerksam, daß Bonin's Entlassung, die er übrigens nicht bedauern würde, sich nicht an die Frage knüpfen dürfe, weil er dann als Märtyrer für diese Sache des Volks sich gebehrdet und dadurch die „Volkspartei“ in allgemeinen Alarm versetzen, mithin die Ausführung erschweren, wo nicht unmöglich machen würde. Ich machte wiederholt und dringend darauf aufmerksam, daß jetzt gleich etwas geschehen müsse; daß von dem jetzigen Landtage eine Geldbewilligung etwa, zur Erweiterung der Militärbildungs-Anstalten, verlangt werden müsse, und daß man bei dieser Gelegenheit die Ansichten der Regierung, soweit sie die Freilooser und die Entbürdung der höheren Altersklasse betreffen, darlegen müsse — als *captatio benevolentiae*! — Es wurde ausgemacht, daß ich

nach der Eröffnungsfeierlichkeit (des Landtages) das Ohr des Prinzen zu suchen habe, um zu rapportieren über die respektwidrige Art, wie Bonin seine Botschaft aufgenommen. — — —

Nachdem des Regenten K. S. in der mir am folgenden Tage (12. Dezember) bewilligten Audienz meinen Bericht über den Tags zuvor von mir gemachten erfolglosen Versuch, den Kriegs-Minister für die schnelle Beförderung der als nöthig erachteten Armee-Reformen zu gewinnen, entgegengenommen und verheißen hatte, diese Angelegenheit folgenden Tages nach dem Militär-Vortrage zu einem befriedigenden Ende zu führen, wurde ich am 13. d. etwa um 1/2 12 Uhr in das Cabinet Sr. K. S. gerufen, wo die Generale von Bonin, v. Neumann und v. Manteuffel versammelt waren. Ich vernahm das Ende eines Gespräches, in welchem der Herr Kriegsminister verhieß, meine Denkschrift baldigst zu lesen, zu prüfen und demnächst Sr. K. S. um die Berufung einer Commission zu bitten, die sich mit der Art der Ausführung der fraglichen Reformen zu beschäftigen haben würde, an deren Spitze ich treten, und zu welcher ein Rat des Kriegsministeriums beordert werden sollte. Sr. K. S. billigte diesen Vorschlag und war dann so gnädig, den Tenor meiner Vorschläge beifällig zu entwickeln und alle ihre Vortheile in nuce in's Licht zu stellen. Die Gegenbemerkungen des Herrn Kriegsministers bezeugten seinen üblen Willen zur Sache. Da er indessen zu vermeiden wünschte, auf die einzelnen Reformpunkte einzugehen, so wiederholte er, sobald die vorzugsweise von Sr. K. S. geführte Discussion zu Einzelheiten und deren Würdigung gelangte: „ich habe noch nicht gelesen, ich werde lesen, prüfen und dann selbst um die Commission bitten, damit so wichtige Dinge gehörig und ernstlich geprüft werden, u. s. w.“

Die Eindrücke, welche diese kurze Conferenz bei mir zurückgelassen, concentriren sich in folgenden Sätzen:

1. Des Prinzen Regenten K. S. ist im Ganzen und Großen für die von mir vorgetragenen Reformvorschläge und wünscht ihre baldige Ausführung; zugleich wünscht er aber auch sehr lebhaft, daß der von ihm erwählte Kriegsminister, als der Mann seines Vertrauens in allen militärischen Dingen, sich gleichfalls von ihrer Nützlichkeit und Nothwendigkeit überzeugen möchte

2. Dagegen ist der Herr Kriegsminister offenbar ungeneigt auf die fraglichen Veränderungen bona fide einzugehen er meinte wohl eigentlich die Angelegenheit todt schweigen zu können. Für den Fall aber, daß die Lebhaftigkeit des Allerhöchsten Interesses eine solche Politik nicht zulassen sollte, bot und bietet ihm seine amtliche Stellung eine so bedeutende Ueberlegenheit für die fernere Negative, daß alle Commissionen . . . daran zu scheitern drohen. Der Kriegsminister findet in seinen Umgebungen nicht allein die Unterstützung der Dienstbeflissenheit, sondern auch die vielleicht noch wirksamere, die aus den Rücksichten für die eigene Bequemlichkeit und das eigene amtliche Ansehen entspringt. — — —“

Am 14. oder 15. Januar konnte Roon endlich seine Reise nach Schlesien ausführen. Am 20. Januar nach Düsseldorf zurückgekehrt, hatte er sich zunächst eifrig mit Einrichtung seiner Wohnung und militärischen Besichtigungen zu beschäftigen, an

die sich in der ersten Hälfte Februar auch eine Reise in seinen Bezirk anschloß. Mit General von Alvensleben in Berlin blieb er indessen in lebhaftem Briefwechsel. Er hatte von letzterem schon eine Zuschrift (vom 19. Januar) vorgefunden. „Lieber Roon“ — theilt A. mit — „gestern hat mich der Prinz-Regent aus eigenem Antriebe in's Ministerium gesandt, mit der Frage, wie weit man mit der Durchsicht und Bearbeitung Deines Memoires vorgeschritten sei. Da der Minister „unpaß“ . . . so erfuhr ich von seinem Herrn, daß die Arbeit, welche in alle Branchen eingriffe, und über welche der Minister sehr kategorische Fragen gestellt habe, vor Anfang März nicht so weit gediehen sein könne, um commissarisch berathen werden zu können. Da die Materialien für diese Arbeit im Ministerio beisammen sein müssen, da Aehnliches bereits seit Jahren dort bearbeitet wurde, so könnte meiner unvorgreiflichen Meinung nach in kürzerer Frist das Nöthige geschehen sein, wenn der Herr befähle. Ich habe ihm dies gesagt und glaubte Dir im Vertrauen von Obigem Rechenschaft geben zu müssen. . . . Zugleich bereite Dich auf Beseitigung wirklicher und scheinbarer Schwierigkeiten gründlich vor, denn es könnte sich fügen, daß sie thurmhoch aufgebaut werden.“

Dein Gustav Alvensleben.

Roon beantwortete obiges durch eine ausführliche Eingabe an den Fürsten von Hohenzollern, in der er seine in Berlin erhaltenen Eindrücke zusammenfaßte und etwas pessimistisch anheim gab, seine Vorschläge doch in den Papierkorb zu werfen, falls man sich nicht entschließen könne, sie energischer zu fördern. Bei dem offenkundigen Übelwollen des Kriegsministers und dessen in den Verhältnissen liegender Übermacht könne er sich von commissarischen Verhandlungen u. s. w. keinen Erfolg versprechen.

Alvensleben, der das Terrain besser kannte, war mit dieser Auffassung nicht ganz einverstanden.

„Der Bureaukratie die angefangene Arbeit zu entreißen, nachdem man sie ihr (nicht Andern) übertragen hat, um sie nicht zu compromittiren, liegt, wie Du mir zugeben wirst . . . außer den Grenzen der Möglichkeit. Die Sache liegen zu lassen, weil sie falsch in den Ofen geschoben wurde, halte ich aber für eben so unmöglich. In welche Lage würde sie gerathen, wenn Du Dich zurückziehst, und wer soll Dein Memoire für Dich vertheidigen, wenn Du es selbst verläßt? Wie würden gewisse Leute triumphiren, wenn dies schon jetzt geschähe, oder wie würden kaum gefaßte, mit Mühe erreichte und aufrecht erhaltene Beschlüsse abgeschwächt werden, wenn man auch nur die Neigung dahin zeigte . . . Für eine gute Sache muß man streiten auch ohne Hoffnung auf Erfolg! . . . Zu Deiner Eingabe an den Fürsten wäre noch ein Begleitschreiben von Deiner Hand nöthig, denn bei dem Inhalte scheint es mir dienlicher, es dem Fürsten unter vier Augen zu geben. Er könnte den Umweg über meine Person übel nehmen. In diesen Regionen muß man immer den ungnädigsten Fall bedenken, wenigstens da, wo die Sache, um die es sich handelt, so wichtig ist . . .“

Am 26. und 28. Januar machte Alvensleben noch weitere Mittheilungen über seine Bemühungen, die Sache in Gang zu bringen; in letzterem Briefe heißt

es: „Deinen Brief an den Fürsten Hohenzollern nebst Promemoria habe ich abgegeben, außerdem wird befohlen werden, daß die Arbeit im Ministerio womöglich bis Mitte Februar beendet sei. — Ich soll dies Voigts-Rheß, der heute Abend von Frankfurt zurückkehrt, selbst sagen. Dem Minister wird es von besserer Hand außerdem geschrieben werden. Dies Alles entre nous, lieber Roon“ . . .

Indem Roon dieses Briefwechsels Erwähnung thut, fügt er (an seine Frau) hinzu:

„Es fragt sich nun, ob Beschleunigung in die Sache zu bringen ist, und das scheint mir sehr zweifelhaft; ja es ist wahrscheinlich, daß gar nichts daraus wird, und meinem natürlichen Menschen wäre das am angenehmsten!“

Zimmerhin beschäftigt ihn die Sache fortgesetzt so lebhaft, wie es bei ihrer Wichtigkeit und seinem patriotischen Herzen natürlich war . . . „nochmals habe ich auf die Gefahren der ‚langen Bank‘ hingewiesen. Vielleicht, ja vielleicht erfolgt daher die Einberufung der Commission auch früher. Es ist eben Alles unbestimmt, weil eine unberechenbare Reihe von Verhältnissen und Umständen dabei in Betracht kommt . . . Die Ernennung von Voigts-Rheß zum Chef des Allgemeinen Kriegs-Departements ist oder scheint unserer Reform-Sache sehr günstig. Mit seiner Hülfe, hoffe ich, werden die von büreaukratischer Seite aufzuthürmenden Berge wohl abzutragen sein . . .“

„Ich bin gespannt auf Nachrichten aus Berlin“ — heißt es auch am 6. Februar in einem Briefe aus Münster, wohin Roon auf seiner Dienstreise gelangt war. „Aber in Berlin scheint der Erbprinz¹⁾ alle anderen Gedanken und Interessen in den Hintergrund gedrängt zu haben. Dennoch wäre es gerade für ihn und seine Zukunft sehr wichtig, wenn er gewisse Dinge nicht vergessen machte. Inzwischen rechne ich noch immer darauf, Mitte dieses Monats nach Berlin gerufen zu werden; doch wer weiß! Wir sind frank an der langen Bank, u. s. w.“

Auch die Heranziehung der Familie nach Düsseldorf mußte wegen der Unsicherheit jener von Berlin gemeldeten Verhältnisse verschoben werden. — In derselben Zeit wurden die Gatten tiefbewegt von dem Schmerze über den Ende Januar erfolgten Tod der trefflichen Gräfin Waldersee in Posen, deren ihre Briefe in ganz besonders inniger Verehrung gedenken.

Am 12. Februar schrieb der Fürst von Hohenzollern und stellt wieder Roons Berufung nach Berlin zu Ende Februar in Aussicht. Letzterer schreibt sofort an Voigts-Rheß, „der für unsere Sache gewonnen ist“ um zu hören, ob jene Aussicht sich bestätigt. „Dann“ — schreibt er der Gattin, „wollen wir Pläne machen in Betreff unseres Wiedersehen's.“ —

Inzwischen hatte sich auch der politische Horizont verfinstert. Die Spannung zwischen Frankreich und Oesterreich verschärfte sich immer mehr, und man sah in Berlin wohl voraus, daß Preußen bald genötigt sein würde, seine Stellung dazu zu nehmen. Der frühere Minister Camphausen hatte Roon den Wunsch nach

¹⁾ Wenige Tage vorher, am 27. Januar 1859, war der älteste Enkel des Prinz-Regenten, Prinz Wilhelm, unser jetziger Kaiser, geboren worden. (D. S.)

einer Unterredung ausdrücken lassen. Da Camphausen eben in Berlin gewesen war, so ging Roon (in den ersten Tagen des März) nach Köln und Bonn hinüber, um Camphausen und Berthes zu sprechen. Wieder in Düsseldorf eingetroffen, schreibt er (am 3. März):

. . . „Ich bin heimgekehrt, ohne von Camphausen irgend etwas direkt auf mein Schicksal bezügliches erfahren zu haben, ohne hier weder von Alvensleben noch von Voigts-Rheß eine Zeile vorzufinden Ich glaube aber überhaupt gar nicht mehr an den Zusammentritt der Commission, weil man voll Kriegsangst ist und daher von der Ausführung meiner Reform vorläufig abstrahirt. Die auf der Tagesordnung stehende Unklarheit und Entschlußlosigkeit hat, wie ich mit Wahrscheinlichkeit vermuthete, die Erörterung der Frage: ist die Reform noch vor ausbrechendem Kriege thunlich? — ganz ausgeschlossen. Man wartet und wartet auf immer neue Impulse, und begnügt sich daher von der Hand in den Mund zu leben, statt selber Impulse zu geben und dadurch Zeit und Raum zu freier Selbstbestimmung zu gewinnen. Man will den Krieg nicht und hat bei der jetzigen Armee-Verfassung sehr recht darin, aber wer Frieden behalten will, von dem muß jeder überzeugt sein, daß er fähig und Willens sei mit beiden Fäusten kräftig dreinzuschlagen. Diese durch die gestrigen Unterhaltungen mit Camphausen und Berthes mir klar gewordenen Anschauungen sind natürlich nicht für Jedermann. Jedenfalls ist ein etwaiger Krieg für uns noch nicht so nahe vor der Thür, daß unsere Privat-Dispositionen davon alterirt würden“

Ein Brief des Generals v. Alvensleben, den Roon folgenden Tages, am 4. März, empfing, bestätigte obige Vermutungen noch ausdrücklich. „Mein lieber Roon“, schreibt A., „wenn ich Dir sage, daß viele Geschäfte mich abhielten, Dir auf dem Fleck zu antworten, so wirst Du lachen, und doch ist es wahr. Am Schreiben und Sprechen fehlt es hier nicht, ob es was helfen wird? Die Zeit der Rede war die Zeit des Unterganges der alten Welt! — Was ich hier sage, hat keinen Bezug auf die fragliche Arbeit, sie ist fertig seit dem 17. Februar; Voigts hat redlich Wort gehalten; seitdem aber befinden wir uns damit auf der langen Bank, die von Bonin natürlich cultivirt wird. Der Prinz will, wenn es zur Commission noch kommen sollte, das Präsidium selbst übernehmen Voigts hat zunächst Deinen Entwurf ausgearbeitet, und weil er sehr hoch in die Kosten steigt, einen reduzirten daneben. Bonin hat ihm befohlen, nur den ersteren vorzutragen, weil es so befohlen sei!! Der Prinz will nämlich Vortrag von Voigts entgegennehmen, ehe die Commission berufen wird, aber (diesen Raum muß Du abermals ausfüllen.) Inzwischen habe ich den Fürsten S. gestern vermocht, sich Voigts heute früh kommen zu lassen und seinen Vortrag in extenso zu verlangen, damit er wenigstens erfährt, um was es sich handelt. — So liegt nun die Sache. Mit einigem Talent zum Rathen und einiger Phantasie male sie Dir aus, grau in grau, die beliebte Manier der Düsseldorfer Schule, mit möglichst blassen Tinten und kaltem, grauschmutzigem Tone, und Du wirst ein ziemlich richtiges Bild erhalten.

Dein getreuer G. v. Alvensleben.

Roon mußte aus allen Nachrichten folgern, daß die Berufung der Kommission zunächst ganz aufgegeben worden war, und nachdem er soweit klar sehen konnte, ließ er Mitte März die Familie nachkommen. Dieselbe etablierte sich zunächst in Schloß Benrath. — — —

Wenige Wochen darauf wurde Roon's Vaterherz bis in die innersten Tiefen erschüttert: am 10. April starb nach kurzer Krankheit sein jüngster, fast siebenjähriger Sohn, der Liebling seiner Seele. „Der Schlag trifft mich“ — wie er dem Herzensfreunde Berthes schreibt — „niederschmetternd, erschütternd bis in die tiefsten Lebenswurzeln.“ Von Zweifeln gepeinigt und doch des Trostes, des Zuspruches nicht durch zunstmäßige dogmatische theologische, „Deduction“, sondern „durch das Zeugnis eines erfahrenen, durchgebildeten, christlichen Laien“ dringend bedürftig, ruft er den ihm so lieben Mann zu Hilfe, um seine innere Seelennot zu lindern: und bereitwillig eilt dieser herbei und gewährt die Hilfe, unter deren Einfluß der Zerschlagene sich allmählich aufrichtet und nach und nach die Lebenszuversicht wieder gewinnt. — — —

In derselben Zeit wurde Berthes auch vertraulicher Mitwiffer von Roon's Reformplänen, indem letzterer ihm die dem Prinz-Regenten eingereichte Denkschrift mitteilte. Berthes war sachlich ganz einverstanden, verschwieg aber auch seine Bedenken über die nach seiner Meinung etwas zu polemische Form der Schrift nicht und hielt aus diesem Grunde eine Veröffentlichung derselben in der vorliegenden Gestalt nicht für empfehlenswert. Roon gab die Berechtigung solcher Bedenken zum Teil zu. In seiner Erwiderung auf des Freundes Bemerkungen erläutert er dann seinen Standpunkt näher: . . . „Der Aufsatz hat indessen, wenn auch nicht mit deutlich bewußter Absicht, doch auf ganz natürliche Weise eine Parteiliebe angenommen, einmal weil ich mir bei seiner Abfassung die entgegenstehenden Ansichten zu bekämpfen vorgenommen; sodann weil er die hohe Person, für die er ursprünglich allein bestimmt war, überzeugen nicht nur, sondern auch für die zu gewinnende Ansicht erwärmen sollte. Dies erklärt, dünkt mich, die Kraft und Wärme meines Tones und rechtfertigt sie auch — —“

An eine Veröffentlichung der Schrift wäre übrigens höchstens bei den etwa in dieser Angelegenheit stattfindenden Landtags-Verhandlungen zu denken gewesen; soweit aber war die Sache noch lange nicht gediehen.

Zunächst traten die allgemeinen politischen Verhältnisse ihrer weiteren Förderung entgegen. Infolge des Konfliktes zwischen Frankreich = Italien und Oesterreich wurde nämlich durch Allerhöchste Kabinetts-Ordre vom 20. April die Kriegsbereitschaft von drei preußischen Armeekorps und der gesamten Linien-Kavallerie befohlen, und drei Bundes-Armeekorps sollten auf Grund preußischen Antrages gleichfalls kriegsbereit werden. Aus diesen Streitkräften sollten zwei Armeen, (unter Wrangel und Herzog von Koburg) gebildet werden, unter Oberbefehl des Prinz-Regenten von Preußen, in dessen Hauptquartier sämtliche deutsche Fürsten sich einfänden sollten (welche entsetzliche Friction! bemerkt Roon hierzu). Zugleich sollten 150 000 Oesterreicher unter Erzherzog Albrecht (?) am Oberrhein konzentriert werden.

Roon empfing diese Nachrichten als „Neuestes“ am 22. April gleichzeitig vom Fürsten Hohenzollern und von Berthes. Letzterer, der aus einer „sicheren Berliner Quelle“ geschöpft hatte, setzte bei der Mitteilung hinzu:

„Sehr wahrscheinlich ist das Alles kein aus eigener Brust hervorgegangener Entschluß, sondern Österreichische Überrumpelung,“ erwähnte auch, daß die Prinzessin von Preußen mit der Maßregel durchaus nicht einverstanden sei. — —

Die Wege, welche die Auswärtige preußische Politik in diesem ersten Halbjahre 1859 gegangen ist, können an dieser Stelle freilich nur oberflächlich beurteilt werden, zumal die inneren Motive derselben — trotz teilweiser Öffnung der Archive — noch nicht vollständig bekannt geworden sind. Man wollte den Angriff auf deutsches Bundesgebiet Österreichs jedenfalls als casus belli betrachten und begann daher im April mit den oben erwähnten Rüstungen (die „Kriegsbereitschaft“ wurde Ende April auf die ganze Armee ausgedehnt); andererseits scheint man ebenso entschlossen gewesen zu sein, Österreich nur unter der Bedingung zu unterstützen, daß dieses den dafür geforderten Preis auch wirklich zahle. Wie es scheint, hat Österreich im Laufe der Verhandlungen, einige Wochen später, derartige Zusagen gemacht, in Folge deren Mitte Juni bekanntlich die Mobilmachung des größten Theiles der Armee befohlen wurde. Der Fürst von Hohenzollern theilte dies Roon schon am 8. Juni als strengstes Geheimniß vertraulich mit, hinzusetzend: „Für Sie ganz allein diese wichtige Eröffnung, welche unseren Eintritt in die welthistorische Entwicklung des Drama's bekunden wird.“ Als es somit den Anschein gewann, daß die gesamten deutschen Streitkräfte an der Seite Österreichs in den Kampf eintreten würden, gelang es, wie bekannt, Louis Napoleon, letztere Macht zu dem überraschend schnellen Abschlusse des Friedens von Villafranca zu bewegen; es darf wohl nicht bezweifelt werden, daß Österreich sich hierzu nur zum Teil wegen der eben bewiesenen Übermacht Frankreichs entschlossen hat — sondern viel mehr aus Eifersucht gegen Preußen und — weil es nachträglich bereute, den vielleicht zu hoch gefundenen Preis für die dargebotene Hilfe zugesagt zu haben. —

Wie dem auch sei, jedenfalls läßt sich nicht leugnen, daß der ganze Charakter der preußischen Politik als ein sehr schwankender, unentschlossener erscheinen mußte; daß dieselbe mit ihren Maßregeln überall zu spät kam; daß die überflüssig bleibenden Rüstungen unnütze Geldausgaben verursachten, und es daher nicht zu verwundern ist, daß das Ansehen Preußens in dieser Periode sich in keiner Weise vermehrte. Ebenso wenig konnte das Vertrauen zu der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten im Lande zunehmen. Dieselben Männer der Gothaer Partei, welche das Ministerium Manteuffel namentlich wegen seiner deutschen und auswärtigen Politik Jahre hindurch angegriffen, geringschätzig behandelt, ja fast verhöhnt hatten, bewiesen sich um nichts leistungsfähiger, seit sie selbst die Führung der Geschäfte übernommen hatten. Sie hatten die Erwartungen, welche sie selbst und ihre Partei von sich hegten, schwer getäuscht, mit ihren kleinen diplomatischen Künsten ein gründliches Fiasko gemacht, und es war natürlich, daß auch das

Vertrauen des Prinz-Regenten zu seinen neuen Ratgebern schon damals tief erschüttert wurde. —

Dies vorausgeschickt, mögen hier noch einige Mittheilungen Platz finden, aus denen zu ersehen ist, wie zwei einsichtige, patriotische und in keinerlei Partei-Vorurteil befangene Männer in jener Zeit die Lage beurteilten, deren inneres Getriebe zu übersehen sie, mangels amtlicher Informationen, freilich auch nur unvollständig vermochten.

Roon an Berthes (Benrath 27. 4. 59.)

. „Seit Ihren Mittheilungen vom 22. d. scheint in dem Ideen-Gange unserer Regierung eine neue Wendung eingetreten zu sein. Das österreichische Ultimatum, das ohne unser Vorwissen gestellt, von Rußland und England mißbilligt worden ist, wird uns, fürchtet man, in einen Krieg wider Willen verflechten, in dem man besorgt, auch Rußland und England feindlich gegenüber zu haben, ohne der von Oesterreich zu beanspruchenden Entschädigungen und Garantien sicher sein zu können. Man will also zunächst dahin streben, den Krieg in Italien zu lokalisieren — doch meine ich, daß der Wunsch leichter gefaßt als ausgeführt ist. Die Realität der Dinge ist gewaltiger als alle Wünsche, namentlich solche, die nur auf halben Entschlüssen beruhen. Übrigens glaube ich, daß wir noch sobald nicht zum Mobilmachen und Schlagen gelangen werden, denn ehe das Feuer nicht auf den Nägeln brennt, werden wir zu herzhaften Entschlüssen wohl nicht gelangen. Man will zu klug und zu geschickt sein und vergißt, daß es einen Moment giebt, wo Mannhaftigkeit besser ist als alle Klügelei und Intrigue. —

— — — — „Wie es mir sonst geht? Ich ringe, festzuhalten, was ich gewonnen habe, aber der Zerstreungen und Weltgedanken sind gar viele und berechtigte.“ — — — „Da es jetzt unmöglich für mich ist, hier abzukommen, so thun Sie, bitte, was Sie können, uns in den nächsten Tagen zu besuchen. Unsere Wünsche kennen Sie, vielleicht haben Sie auch eine Ahnung von ihrer Temperatur.

Ihr treu ergebener Freund

Roon.“

Die Freunde hatten in nächster Zeit wiederholt persönliche Zusammenkünfte — da sie oft „das Unzureichende aller schriftlichen Ergießungen fühlten.“

Auch einige Wochen später sahen sie sich, denn am 15. Juni schreibt Roon aus Düsseldorf: „Ich erwarte Sie also, mein geliebter theurer Freund, am Freitag Morgens 9 Uhr hier in Düsseldorf, wohin wir gestern Nachmittag definitiv übergesiedelt sind. Wäre es mir in diesen entscheidungs- und erwartungsvollen Tagen möglich gewesen, so würden Sie mich schon ganz à l'improviste bei Sich gesehen haben, denn mich beseelt dasselbe Bedürfnis, mit einem einsichtsvollen und mit empfindenden Freunde zu sprechen. Ich glaube, unser Preußenstolz geht einer neuen tiefen Demüthigung entgegen. Wir haben schon zu viel gethan, um nun nichts zu thun, und — so meint man, vielleicht mit Recht — jetzt können wir nichts mehr thun, weil ohne England viel mehr zu riskiren,

als wir gewinnen können. Es ist ein grausames Dilemma! Das kommt vom unnützen Zittern, Zagen und Zaudern! Mehr am Freitag! Vorher reise ich gewiß nicht nach Berlin, wohin ich, aus Abscheu vor dem dortigen rathlosen Gemunkel, überhaupt nur gehen werde, wenn ich durchaus muß — ich spreche von der üblichen Meldungsreise¹⁾“. — —

Düsseldorf am 20. Juni 59.

— — — „Blanckenburg schreibt mir heute aus Berlin, daß auch in den alten Provinzen die Stimmung sehr deprimirt sei. Die Kriegslust ist verbrannt wie Stroh. Sie haben Recht gehabt! — Es wird, ich fürchte, fast zu viel zum Schämen für ein Menschenleben, die nachfolgenden Generationen werden das Geschäft fortsetzen müssen. Doch wer weiß! Gott hilft uns vielleicht dennoch, auch wenn wir's nicht verdienen.“ —

Sogar zur Beschaffung eines Mobilmachungs-Pferdes war damals Berthes dem Freunde behilflich, da das betreffende Pferd in Bonn stand. Anknüpfend daran schrieb Roon (am 27. Juni) . . . „Übrigens, mein treuer lieber Freund, ich glaube, ich werde das Pferd nicht gegen die Franzosen gebrauchen. Der Fürst (von Hohenzollern) war einige Tage hier — wir müssen uns nächstens wieder sprechen. Meine Division marschirt am 1. Juli (stückweise) in der Richtung auf Cöln ab, in dessen Nähe sie Cantonirungen beziehen wird. Ich soll am 11. dahin folgen. — Ich muß immer an Chamisso's

„Das ist die Zeit der schweren Noth;

„Das ist die schwere Zeit der Noth;

„Das ist die Noth der schweren Zeit!

„Das ist die Schwerenoth der Zeit!

denken — und bin sehr trübe gestimmt. — — Zudem bin ich heute sehr bedrängt, kann daher nur noch schließen und grüßen, aber von Herzen!

Ihr Roon.“

Im Juli hatte Roon dann sein ständiges Quartier in Bonn, da sein mobiler Divisionsstab dorthin verlegt worden war, und konnte fast täglich mit Freund Berthes zusammen sein und Meinungen austauschen. Seine Briefe an seine Frau sprechen sich sehr befriedigt darüber aus, und am 1. August meldet er ihr (nachdem er am selben Tage die Ehre gehabt hatte, seine Division bei Cöln dem Prinz-Regenten vorzuführen): . . . „der sanfte Friedensmarsch tönt nun ganz allgemein heimwärts. Auch unser Armee-Corps wird demobil und marschirt in die alten Garnisonen zurück und zwar in den nächsten Tagen . . .“

R. v. D.

¹⁾ Roon war am 31. Mai zum General-Leutnant befördert worden.

(Fortsetzung folgt.)



Die Hexe.

Novelle

von

S. Kyn.

Un einem Wintermorgen, noch ehe sich der Strom Schaulustiger in die Säle der Bildergalerie ergossen, stieg eine schlanke, schlichtgekleidete Dame eilig die Stufen des stillen Treppenhauses empor, um, weder rechts noch links blickend, augenscheinlich einem Ziel entgegenzustreben, das erreicht ihr einen tiefen Atemzug der Befriedigung entlockte. Fast zärtlich ruhten die ernstesten Frauenaugen auf der in Marmor gemeißelten lieblichen „Hexe“, die den unheimlichen Fledermausflügeln und dem von Schlangen durchringelten Haupthaar zum Troß so frisch und fröhlich dem Beschauer zuzulächeln schien, dann zog die Dame nach kurzem, scheuem Rundblick durch den noch menschenleeren Raum eilig ein kleines Skizzenbuch hervor, die fast kindlich zarte Gestalt des steinernen Frauenbildes auf dem Papier festzuhalten.

Der charakteristische, fein geschnittene Kopf der Zeichnerin mit den grauen Augensternen, die fast hinter den schweren, lang bewimperten Lidern verschwanden, hatte sich im Eifer der Beschäftigung halb zur Seite geneigt, während es in den eigenartig herabgezogenen Mundwinkeln wie in steigendem Schmerz zuckte. Warum gelang es ihrem Können auch hier wieder nicht, mit dem heißen Wollen Schritt zu halten?

In zielbewußtem Ungestüm riß sie schon das zweite Blatt aus dem kleinen Buche, es zum Knäuel zusammengeballt in der Seitentasche ihres Täschchens verschwinden zu lassen. Sie konnte nicht mit dem elenden Stümperwerk vorlieb nehmen, das ihr bisher einzig gelungen; zitterte auch die Hand, als sie den Stift zum dritten Mal willenskräftig ansetzte, so zögerte sie doch keinen Augenblick mutlos mit dem Beginnen.

„Wird nichts daraus? Zeigen Sie her,“ unterbrach plötzlich eine klangvolle Männerstimme das tiefe Schweigen, und als sie in unverhüllt ärgerlicher Überraschung zur Seite blickte, sah sie sich einem hochgewachsenen Herrn gegenüber, in der gewohnheitsmäßigen Eleganz reicher Leute gekleidet, dessen dunkle Augen sie ziemlich geringschätzig musterten. Einen Augenblick stutzte sie, als sie in das mit dichtem Vollbart umrahmte Antlitz sah, ein ungewisses Erinnern, eine Ähnlichkeit, von der sie sich keine Rechenschaft geben konnte, verwirrte sie, dann aber schlug sie schnell entschlossen das Heft zusammen, es statt jeder Antwort in die Tasche zu stecken, und wandte sich, während sie die Handschuhe hervorzog, zum Verlassen des Raumes.

Der Störenfried, ohne sich doch vom Fleck zu rühren, lachte in fast beleidigender Lustigkeit auf. „Ich glaubte bisher, daß eine teilnehmende Frage eine Antwort beanspruchen dürfe, — so hat man mich wenigstens in meiner

Jugend gelehrt. Eine Überschwenglichkeit meiner zu höflichen Erzieher, nicht so, mein Fräulein?"

Ein zorniger Blick streifte den dreisten Sprecher. „Frau“, verbesserte sie kurz, „im übrigen bezweifle ich lebhaft die Teilnahme eines Fremden an meinen Zeichenversuchen!“

„Nun, ich stümpere auch ein wenig im lieben Malerhandwerk herum,“ erwiderte er leichthin, dann, als er weiter sprach, wurden Wort und Miene ernster. „Ich las zu deutlich in Ihrem Gesicht, wie schmerzlich Sie mit dem Unvermögen rangen! Eine seltene Wahrnehmung. Die Menschen — und gar die Frauen, wie leicht fühlen sie sich in den eigenen Werken befriedigt!“

Langsam hatte sich die junge Frau, während er sprach, ihm wieder zugewendet, und ihre Miene zeigte deutlich, — wenn auch widerwillig, — Interesse an seinen Worten. „Das Beste wollen und schlechtes vollbringen, ist ja nur Menschenlos, schade, daß ich mich an diese jammervolle Halbheit nicht gewöhnen kann!“

Er beugte sich tiefer zu ihr herab, aufmerksam dem vollen, ausdrucksfähigen Organ zu lauschen. Hatte er es schon einmal im Leben gehört, oder zitterte nur in dem tiefen Klang der Schmerzensschrei des bewußten Menschen, den er so gut kannte? Bah, ein Weib, das unter die Oberfläche getaucht wäre, — unmöglich, und fast herrisch streckte er abermals die Hand aus. „Die Frau hat zu allem Talent, warum sollte mit Hilfe einiger Korrekturen die Spielerei nicht gelingen? Geben Sie her!“

Auch diesmal wies sie aber sein Ansinnen zurück, einfach, ohne jede Ziererei. „Unmöglich, — ich leihte nichts in diesem Fach, allerdings kein Wunder, da ich nie irgend welchen bemerkenswerten Unterricht genossen habe!“

„Und trotzdem wollten Sie dieses Bildwerk abzeichnen? Hat es Ihnen denn so unbedingt gefallen?“

„Durchaus nicht!“ entgegnete die junge Frau lebhaft. „Ich bin überzeugt, daß dem Künstler nicht gelungen ist, was er vollbringen wollte, wenn das Vollbrachte in seiner Art auch schön ist. Vor allem halte ich dafür, daß mein Liebling unter falscher Flagge segelt. Was hat der Begriff einer Hexe mit einem Kinde zu thun, das nicht weiß, was es will, noch was es thut? Nur die Darstellung eines reifen Weibes, das sich bewußt ist, den Weg zur Tiefe eingeschlagen zu haben, das seine Schuld kennt und die seiner wartende Strafe, nur diese hätte unter der Bezeichnung: „Hexe“ Verständnis bei mir gefunden! Nur wer bewußt gefehlt, hat den Sündenfall vollbracht, — es giebt auch eine Unschuld der Sünde, an der Satanas kein Teil hat!“

Der Fremde strich mit der feinen, wohlgepflegten Hand langsam über die hellbraunen Haarwellen, welche sich in scharfen Konturen hart an die hohe Stirn ansetzten. „Sie haben augenscheinlich über das Kunstwerk nachgedacht, eine Thatsache, die bei Ihrem Geschlecht nicht allzuoft vorkommt. Möchten Sie mir nicht verraten, wie Ihnen das Bild der Hexe vorschwebt?“

Ihre Augen hingen starr an den weißen Marmorgliedern des jungen, lachenden Geschöpfes vor ihnen. „Sie sind Maler, wie ich vorhin hörte, was brauchen Sie anderer Phantasiegebilde,“ meinte sie kurz abweisend.

„So gestehen Sie ein, daß Sie sich solche gebildet haben? Ich bin gewiß daß sie nicht der Originalität entbehren; sprechen Sie, ich bitte Sie darum.“

Ein kurzer, scheuer Blick streifte den Unbekannten, wie um sich von seinem Ernst zu vergewissern, dann, von einem mächtigen Verlangen getrieben, kam sie doch seinem Wunsche nach. Er war ihr ja fremd, sie würden sich niemals wiedersehen, warum sollte sie ihm nicht einen Blick auf jenes Märchenbild vergönnen, das ihre ganze Seele erfüllte? „Trotzdem ich nicht den Pinsel zu führen verstehe, steigen allerdings aus oft genug mir völlig unbekanntem Quellen, oder in kaum merklichem Zusammenhang mit ihnen stehend, Szenen, Bilder, Gruppen in meinem Innern auf, die einfach von der Hand zu weisen mir geradezu eine Unmöglichkeit ist,“ begann sie stockend, scheu mit anfänglich gesenkten Lidern, „trotzdem ich mit ihnen nichts anzufangen weiß, nichts, gar nichts, kehren sie doch immer wieder vor mein Seelenaugen zurück. So ist es mir auch über dem Schauen dieses Bildwerkes hier ergangen, vielleicht, daß das laute Wort nun jene nebelhafte Vorstellung verscheucht, die mich in den letzten Wochen fast bis zur Pein verfolgte. Unaufhörlich sah ich tiefe, blaue Nacht vor mir ohne Mond und Sterne, in ihr losgelöst von dem Irdischen eine Frauengestalt schweben, ohne Flügelpaar, denn nur der Geist, die Begierde reißt sie unwiderstehlich dem Fürsten der Finsternis entgegen. Den Kopf in den Nacken geworfen, wie im verzweifelnden Trotz gegen Gott und die Menschheit, die Augen weit geöffnet in die Ferne gerichtet im durstigen, unbezähmbaren Verlangen, mehr — anderes als das kleinlich umfriedete Los des irdischen Weibes zu genießen, und über der Stirn sichtbar die gelbe Flamme, die als ein Bruchteil der Erkenntnis von gut und böse auf ihr Haupt gesunken, ihre Sinne erhellt hat, um ihr die ganze Finsternis ihres pygmäenhaften Daseins zu zeigen.“ — Die zu leidenschaftlicher Wärme gesteigerte Stimme der jungen Frau brach plötzlich ab, während ein Zug zorniger Angst sich über das blasse Gesicht breitete. Wie konnte sie sich derartig hinreißen lassen, alles das einem fremden Mann zu sagen, und stürmisch durchmaß sie den Raum. „Sie werden mich vielleicht an das Attribut der Hexe erinnern, den Besenstiel?“ fragte sie dann plötzlich vor ihm stehen bleibend mit bittrem Spott, „auch dafür habe ich gesorgt, Herr Maler, nur fällt er ein wenig ungewöhnlich aus, doch passend zu der ganzen sentimentalen Auffassung, — ich denke mir das Weib in eine Pfingstmaie geschmiegt, deren Knospen verdorrt sind, erfroren im Maienschnee, deren Zweige und Triebe der rasende Sturmesflug geknickt hat. So, das wäre meine Hexe, — meinen Sie nicht, daß ihr ein flammenroter Blüschrahmen gut kleiden würde?“

Blickend hingen seine Augen an dem eigenartigen, lebensvollen Antlitz, auf dem sich die ganze seelische Erregung in stetem Wechsel widergespiegelt. „Wie Sie spotten können,“ fragte er hingerissen. „Wir wollen das Bild malen, ich leihe die Hand, Sie das Auge und — es wird ein Meisterwerk werden!“

Von jäher Glut übergossen, trat sie ihm blitzschnell näher mit unbeschreiblichem Begehren in den Zügen, dann plötzlich ballte sie beide Hände. „Zu was mich höhnen?“ brauste sie finster auf, und doch leuchtete es auch jetzt noch tief unten im Grunde dieser lidbefreiten mächtigen Augensterne wie eine wilde, unbändige Freude.

Ohne zu zucken hielt er den funkelnden, glühenden Blick aus. „Zwischen uns beiden giebt es keinen Spaß!“ sagte er langsam, dann streckte er ihr die Hand entgegen. „Schlagen Sie ein, daß wir uns wiedersehen.“

Atemlos horchte sie seinen Worten. Sprach er die Wahrheit, sollte sie es vor ihren leiblichen Augen sehen, was ihr die ohnmächtige Schöpfungskraft vor die Seele gezaubert, und wie festgebaut verharrte sie auf ihrem Platz.

„Den Kopf zurückgeworfen im Trotz gegen das jammervolle Geschick, die durstenden Augen in die Ferne gerichtet, wo ihrer ein besseres Los wartet als das des irdischen Weibes,“ wiederholte er, jedes ihrer Worte mit dem Ausdruck ihrer Augen, den lebenatmenden Zügen zu vergleichen, und dabei hielt er unbeweglich die Rechte der jungen, gedankenverlorenen Frau hin. „Schlagen Sie ein!“ mahnte er nur immer von neuem, — „das Bild soll leben, mein Wort darauf!“

Ihre Brust hob und senkte sich schneller und schneller, und wie unter geheimnisvollem, unwiderstehlichem Drang hob sich ihre Hand, — höher — immer höher, bis sie sich endlich fest in die seine legte, und wie ein glühendheißer Strom rann es durch ihre Glieder. „Ich will,“ hauchte sie, „ich will!“ Doch in unmittelbarer Folge riß sie die Finger schon wieder ungestüm aus den seinen. „Ich bin eine Närrin,“ stieß sie rauh hervor, „nicht Herrin meiner Zeit, nicht Herrin einer einzigen Stunde! Ich nehme mein Wort zurück!“

„Das ist vorbei,“ wehrte er hochemporgehoben mit funkelnden Augen. „Sie werden kommen, ich weiß, wenn nicht heute, so doch morgen, und wenn nicht morgen, dann in einer Woche — einem Monat — einem Jahr! Wen die rechte, echte Kunst einmal gepackt, der wird nicht rasten, bis er das in ihm Geborene verkörpert vor sich sieht!“

Eine tiefe Angst breitete sich über ihr Antlitz, während er sprach. „Ich habe bisher ohne Befriedigung meiner Wünsche gelebt, ich werde es auch ferner ertragen,“ wehrte sie sich unsicher gegen die Macht, welche dieser Mann auf sie auszuüben begann.

„Aber wie!“ lachte er spöttisch mit einem sprechenden Blick in ihr blaßes, kummervolles Gesicht. „Bedenken Sie, bisher strahlte Ihnen kein Hoffnungs-schimmer, Ihre Geisteskinder ins Leben treten zu sehen. Von nun an wird aber mein Anerbieten Sie nicht ruhen und rasten lassen, — unwiderstehlich wird es Sie zu mir treiben, von dem Sie in tiefinnerster Seele fühlen, daß er Sie ganz verstanden, den Genius in Ihnen erkannt hat. Das Verlangen wird steigen, unaufhörlich, undämmbar, bis es Ihr Widerstreben in seinen Strudel gezogen hat. Sie werden kommen, ich weiß!“

„Ich kenne Sie nicht, will nicht wissen, wie man Sie nennt, wo sollte ich Sie finden,“ widersprach die junge Frau. „Was sorge ich, warum lasse ich mich durch Ihre Worte bange machen? Ich werde Sie nie wiedersehen,“ suchte sie sich in überstürzenden Worten zu beschwichtigen, „die Phantasie hat mich allezeit getröstet, wenn es zu dunkel und öde um mich werden wollte, — warum sollte es nun anders kommen?“

„Die Einbildungskraft hört auf zu wirken, wo die Möglichkeit des lebendigen Genusses beginnt,“ warf er schneidend ein, „wir werden uns wiedersehen, und das Bild wird von uns vollendet werden. — Warum wollen Sie widerstreben, wo die ureigenen Lebensbedingungen gebieterisch Befriedigung verlangen?“ mahnte er im wachsenden Mißbehagen, daß sie ihre Worte wahr machen könnte. Diese jäh hervorbrechende Leidenschaft in dem jungen Weibe fesselte ihn, es lohnte sich, diese „Here“ im Auge zu behalten.

Die junge Frau war angstvoll, bittenden Blickes vor ihm zurückgewichen. Weh ihr, da lag die Pforte des Paradieses vor ihr, das Eden, nach dem sich jede Faser ihres Herzens sehnte, durch die halbgeöffnete Thür meinte sie einen Schauer seiner Seeligkeit zu spüren und doch durfte sie nicht eintreten, sie hatte das Recht dazu verwirkt, da sie noch ein thörichtes Kind war, das nicht wußte, was es that! In tiefem Bangen faltete sie die Hände vor der Brust, während sich eine seltsame Bewegungslosigkeit über ihr Antlitz legte, die Maske, die ihr fast zur Gewohnheit geworden war. „Ich wünschte, ich könnte die letzte Stunde aus meinem Leben streichen,“ klagte sie einformig, dann, nach leichtem, scheuem Neigen des zierlichen Kopfes wandte sie sich langsam, fast zögernd dem Ausgang zu, um erst hier, außerhalb des Bannkreises dieses Mannes, eiliger auszusprechen und endlich im plötzlichen Schrecken wie geheßt die Treppen hinunterzufliegen, durch den Ausgang hinaus auf die reich belebten Gassen der Residenz. — —

Sie hatte ja nur die Wahrheit gesagt, als sie versichern mußte, nicht Herr einer einzigen Stunde zu sein, und beklemmend legte es sich auf ihre Seele, wie verschwenderisch sie heut mit der kostbaren Zeit umgegangen. War es möglich, den Verlust durch höchste Eile auszugleichen?

Daheim angelangt, stürmte sie atemlos die drei Stiegen empor. Längst hatte die Uhr die volle Stunde angeschlagen, welche sie so dringend in die Küche rief, und angstvoll dachte sie der Möglichkeit, heut nicht mit dem Glockenschlag das Mittagessen auf den Tisch bringen zu können, für sie ja gleich bedeutend mit Tagen, — nein Wochen voller Vorwürfe und lieblosen Tadels. Ach, hätte sie doch die wenigen Groschen geopfert, um mittelst Pferdebahn den Weg abzukürzen, aber freilich, so gering die Summe erschien, sie hätte ihr jetzt am Ende des Monats an allen Ecken und Enden gefehlt. Arm zu sein, mit jedem Pfennig rechnen zu müssen, welche drückende Last ist das für die Frau, welche über keine, auch nicht die kleinste Hilfsquelle verfügt!

Schon auf der Treppe entledigte sich die junge Frau ihres Mantels und Hutes, damit sie, oben angelangt, auch keine Minute Zeit zu verlieren nötig habe, sofort dem ungeschulten Dienstmädchen zur Hand gehen zu können. So erreichte

sie mit glühenden Wangen und heftig arbeitender Brust die kleine Behausung und hatte hier bald in der Sorge des täglichen Lebens scheinbar vergessen, was sie kurz vorher noch so tief erregt und ergriffen.

Das Glück schien ihr heut günstig gestimmt zu sein; denn als mit dem Uhrenschlag der Gatte ins Entree trat, durfte sie ihm mit dem Bewußtsein entgegengehen, ohne Zögern das Essen auftragen lassen zu können. Zu ihrer Überraschung kam er heut jedoch nicht allein, ein junger Rechtsanwalt begleitete ihn, den sie schon von früheren, freilich seltenen Besuchen her als einen lebenswürdigen, anspruchlosen Gast kennen gelernt hatte. Dennoch traf sie dieser unerwartete Besuch hart, ihre Portionen waren knapp zugeteilt, woher nun in aller Eile ohne größere Kosten für den Gast sorgen? So kam es nun doch, daß sich das Essen ein wenig hinausshob, aber es verursachte Regina keine Sorge mehr. Sie kannte ihren Mann hinreichend, um nicht heut von seiner Lebenswürdigkeit überzeugt sein zu dürfen, in Gegenwart Fremder hatte sie keine Ausbrüche seiner schlechten Laune zu fürchten. Nicht, daß er Rücksicht genommen hätte, o nein, — doch hütete der Amtsrichter Mielle sorgfältig seinen Ruf als eines lebenswürdigen, jovialen Gesellschafters, um keinen Preis wollte er den Nimbus des „prächtigen, harmonischen Menschen“ verlieren, den er sich unter seinen Kollegen erworben!

Ganz gegen alle Erwartung überraschte es sie daher, als er, durch einen Zufall mit ihr allein gelassen, doch einen kurzen, aber desto schärferen Vorwurf nicht unterdrücken konnte. Ohne Frage hatte er im Amt heut einen tiefergehenden Verdruß gehabt, die Gegenwart Doktor Ebelings, die Gespräche der beiden Männer, ließen es leicht erraten, dennoch konnte sie sich heut nicht zu der bisher geübten schweigsamen Duldsamkeit zwingen; ein Etwas in ihrer Seele, das lange geschlafen hatte, war heut in ihr aufgewacht, und unter dem Einfluß desselben schüttelte sie heftig den Kopf.

„Unmöglich, Guido, meine kleine Wirtschaft verträgt keine überraschenden Mittagsgäste! Konntest du nicht zum mindesten eine Stunde vorher mir den Besuch ansagen lassen?“

Fast verwundert musterten die kalten, blauen Augen Mielles die Sprechende, dann zuckte er geringschätzig die Achseln. „In einem unsichtig geleiteten Hauswesen würde ein Gast nicht derartige Umwälzungen hervorrufen. Bei dir freilich —“

Eine tiefe Röte stieg in ihren Wangen empor. Fünf lange Jahre hatten sie schweigen gelehrt, warum erschien es ihr heut unmöglich, diesen unverdienten Vorwurf geduldig hinzunehmen? „Du meinst wohl in einem reicher fundierten Hauswesen, wo es nicht auf ein halbes Pfund Fleisch mehr oder weniger ankommt. So hast du mich nicht gestellt, Guido, — ich muß ängstlich jeden Brocken hüten —“

„Liebste, weil du nicht mit dem Gelde umzugehen verstehst,“ unterbrach er sie lässigen Tones. „Woher solltest du es auch gelernt haben,“ setzte er achselzuckend hinzu, „deine Mutter —“

„Lasse meine Mutter aus dem Spiel,“ forderte sie mit blitzenden Augen. Dann, wie einer Fortsetzung dieses Gesprächs zu entfliehen, eilte sie mit fest aufeinandergepreßten Lippen in das Zimmer des Gatten hinüber, wohin sich der Gast mit Akten zurückgezogen, ihn endlich zu Tisch zu bitten.

Bald nachdem sich der kleine Kreis am Eßtisch niedergelassen, den zu Ehren des Gastes ein Körbchen mit goldgelben Äpfeln schmückte, blickte ihr Doktor Ebeling forschend ins Gesicht.

„Ei ei, gnädige Frau, Sie sehen schmal aus,“ drohte er freundlich, „die Damen der Residenz sind gar zu sehr Freundinnen des Nachtschwärmens, als daß ihre frischen, runden Wangen auf die Dauer stand halten können.“

Doch Regina Mielfe schüttelte ruhig den Kopf. „Nicht doch, Herr Doktor, ich habe wohl seit einem halben Jahre das Haus nach acht Uhr des Abends nicht mehr verlassen. Diese Gründe könnten bei mir also nicht vorliegen. Doch will ich Ihnen einen anderen nennen, ich vermisse schmerzlich einen täglichen ausgiebigen Spaziergang!“

„Freund, Amtsrichter, wie kann das geschehen!“ forschte der junge Rechtsanwalt mit hochgezogenen Brauen. „Leidest Du vielleicht auch an der Modekrankheit: nicht mehr für derartige Bagatellen Zeit zu haben?“

Mielfe legte mit überlegener Miene den Löffel nieder. „Allerdings habe ich keine Zeit dazu,“ sagte er volltönig in seiner pathetischen Art zu sprechen, „ich widme eben meine ganze Zeit der Arbeit. Alle Kraft setze ich daran, mich auf den Platz zu schwingen, den ich kraft meiner Kenntnisse anzufüllen im stande wäre. Du lächelst,“ unterbrach er sich leidenden Tones, — „Du scheinst mich in meinem Streben nicht zu verstehen, — kein Wunder, wer verstände mich auch?“

Ein kurzer, erstaunter Blick Ebelings streifte den Sprechenden, dann krausste sich seine Stirn in bedenkliche Falten. „Dieses neunzehnte Jahrhundert zeichnet sich durch ein wahrhaft erschreckendes Selbstbewußtsein des einzelnen Individuums aus, und darum auch fühlt sich heutzutage jedermann isoliert und unverstanden.“

„Ja, ja, Herr Doktor,“ mischte sich auch die junge Frau ins Gespräch. „Jeder fühlt sich wie auf einer einsamen Insel im weiten, unbekanntem Ozean der Welt und — versteht sich selbst am allerwenigsten.“

„Gewiß, gnädige Frau, — wie wenigen glückt es, das Rätsel ihres eigenen Ichs zu lösen,“ erfaßte der Gast ihre Gedanken mit Wärme, „und so lange uns das nicht gelingt, ist nun einmal unser Friede nicht voll!“

„War es nicht früher besser, als das hier überschüssige Gefühl als heiliger Opferrauch gen Himmel stieg, alle hier versagten Wünsche sich an das Jenseits flammerten?“

„Mir aus der Seele gesprochen!“ stimmte Ebeling Regina's Worten lebhaft bei. „Alles konzentriert sich eben jetzt auf das Diesseits, alles Begehren, Verlangen ist ungestümer geworden —“

„Sehr einfach, weil die Menschen endlich begriffen haben, wie kurz das Dasein ist,“ unterbrach ihn Mielfe, ohne sein geschäftiges Essen für eine Minute aufzu-

heben. „Jeder sucht eben heutzutage dem Leben so viel als möglich abzuringen, sein Ziel zu verfolgen“ —

„Um, wenn er fehlgegriffen, eine Täuschung erkannt hat, so recht den Mut zu verlieren, da er eben alles auf eine Karte gesetzt,“ fügte Ebeling ernst hinzu.

„Ach ja, das Mutverlieren,“ wiederholte Regina, wie fröstelnd zusammenschauernd, „es nimmt furchtbar überhand! Kann man heut noch eine Zeitung aus der Hand legen, ohne nicht zum mindesten von einem Selbstmord gelesen zu haben, jener letzten Konsequenz des verlorenen Mutes,“ setzte sie eilig, wie ablenkend hinzu.

„Wirtschaftliches Elend!“ warf Mielfke kauend dazwischen.

„Nicht doch!“ wehrte der Doktor tief ernst. „Vor allem grenzenlose Vereinsamung des Herzens treibt den Menschen in jene dunkle Ferne. Eine dumpfe Verstimmung, eine Ahnung in der Irre zu gehen beherrscht die Massen, und wer ihnen einen Inhalt verspricht, es ihnen so lange wiederholt, bis sie daran glauben, der hat sie in seiner Gewalt, kann sie modeln oder verpfuschen, gerade, wie es seinem Zweck entspricht!“

Regina hatte die Hände erschüttert im Schoß gefaltet. „Ach Doktor, es thäte so noth, dem geängsteten Gefühl eine Heimat zu geben. Wer doch unserer Zeit ein Heiland sein könnte!“

„Ein jeder kann und soll das Seine dazu thun, dem es ernst ist mit seiner Nächstenliebe und seinem Erbarmen“, sprach Ebeling überzeugungsvollen Tones.

„Jeder kann an seinem Platz mit seinen Gaben wirken, dem blinden Nachbar die Augen zu öffnen —, wenn er sich selbst mit allen seinen Schwachheiten erkannt hat,“ setzte er nachdrücklich hinzu.

Mielfke, welcher inzwischen in seiner hastigen Art sein Mahl verzehrt hatte, legte sich jetzt mit malitiösem Lächeln im Stuhl zurück. „Wie lebhaft Regina wird, ich glaube, ich hörte sie die ganze Woche nicht so viel sprechen als diese letzte halbe Stunde. Freilich, derartige — in höheren Regionen schwebende Gespräche kann ich ihr nicht bieten! Weißt du denn, Ebeling, daß sie in ihren Mädchenjahren sich den Unsterblichen zuzugesellen strebte, einer George Sand Konkurrenz machen wollte?“

„Guido!“

Ebeling legte freundlich beschwichtigend seine Hand mit sanftem Druck auf die der jungen Frau, deren Antlitz sich mit tiefem Roth übergossen, das bald danach einer fast beängstigenden Blässe Platz machte. „Warum diesen vorwurfsvollen Ton, bin ich nicht wert, eine so erfreuliche Nachricht zu hören?“

Mielfke lachte grell auf. Das nie versagende Mittel, seine Frau auf den seiner Meinung nach ihr zukommenden bescheidenen Standpunkt zurückzudrücken, hatte heute einen unvorhergesehenen Erfolg. „Du irrst dich jedenfalls in deiner Voraussetzung, Ebeling,“ bemühte er sich, ihn eilends mit höhnischem Lächeln aufzuklären, „meine Frau arbeitete nur für ihren Schreibtisch, wenn auch ihre Mutter —“

„Guido, lasse meine Mutter aus dem Spiel,“ forderte Regina abermals mit zuckenden Lippen, und der Ton, in dem sie diese Aufforderung heut zum zweiten Mal laut werden ließ, klang noch um ein Beträchtliches drohender als zuvor.

Sprachlos vor Staunen starrte sie der Gatte an. War es denn möglich, daß sich seine Frau zu einer derartig selbstbewußten Haltung hinreißen ließ, und gar vor Fremden? „Fassung, Regina, Fassung!“ — „Meine Frau besitzt leider noch nicht die Selbstbeherrschung, welche ihre Jahre voraussetzen lassen!“ wandte er sich an den Gast, dann griff er nach den Äpfeln, sie ihm darzubieten. „Du siehst, ich muß sie auch manchmal in ihren Hausfrauenpflichten unterstützen, — nimm dir ein Exempel an mir und — handle danach! Bitte, wie wäre es mit einem Borsdorfer, er ist nicht schlecht?“ schloß er mit sonnigem Lächeln, als ob er nicht ahne, wie schwer er seine Frau verletzt habe.

Über Ebelings Stirn hatte sich dunkle Röte gebreitet, und eilig setzte er das Obst nieder, ohne sich zu bedienen. Wirklich, ihm war der Appetit vergangen bei dieser häßlichen Szene. Arme, kleine Frau, wie hatte er sie beschämt, und fast mitleidig blickte er zu Regina hin, die, die Lippen fest aufeinander gepreßt, vor sich auf den Teller starrte. Einen Augenblick schwankte er, ob er ihr zum Trost nicht aussprechen sollte, „wie nicht der Erfolg, nur das echte, rechte Streben Achtung abnötige, aber bald entschied er sich zu vorläufigem Schweigen. Wozu unliebsame Erörterungen ausspinnen, denn zum Trost war jetzt wirklich nicht der rechte Augenblick gekommen. Doch sollte er sich ihm bieten, früher oder später, so würde er nicht unbenützt vorübergehen!

Der Rest der Mahlzeit wäre schweigsam verlaufen, hätte nicht der Amtsrichter die Unterhaltung auf seine Schultern genommen. Ohne das geringste Schuldbewußtsein, da er seine Frau ganz allein für die Urheberin des Wortwechsels hielt, begann er zu plaudern, so liebenswürdig und sanftmütig, als nur ihm möglich war, ja, er wandte sich sogar im Laufe des Gespräches großmütig und versöhnlich mit scherzhaften Worten an Regina, ohne aber auf ihrem stillen Gesicht ein Lächeln hervor zu locken, — nunmehr die rechte Gelegenheit, über das Schmollen der Frauen im ganzen und im besonderen geistreich zu konversieren, bis endlich der Amtsbote ein dienstliches Schreiben für den Hausherrn überbrachte, welches eine schleunige Abfertigung verlangte.

„Eine Stunde, und ich bin wieder hier,“ versicherte Mielle, der noch so nötig des Freundes Rat, um dessentwillen er ihn heut ja zu sich gezogen, bedurfte. „Freilich, soll ich dir wirklich zumuten, meiner schlecht gelaunten Hausfrau so viel deiner kostbaren Zeit zu widmen?“ Dann, als er eine bejahende Antwort erhalten, stürmte er aufs Amt, ganz Eifer, da die Arbeit, welche man ihm soeben zugewiesen, seinen hochfliegenden, ehrgeizigen Plänen neue Nahrung zuführte. —

Ebeling blieb gern mit Regina allein zurück. Sein offener, ehrlicher Sinn hatte sich noch das volle Mitempfunden für seine Nebenmenschen bewahrt. So viele mußten sich für ihn bemühen, ihn auf die Stelle zu bringen, welche er jetzt

in der menschlichen Gesellschaft einnahm, war es alsdann nicht recht und billig, daß auch er sich für andere kümmerte, ihnen zu nützen suchte?

Nachdem Mielke das Zimmer verlassen, herrschte anfänglich ernstes Schweigen zwischen den Zurückgebliebenen, bis Regina den Doktor aufforderte, mit ihr das Eßzimmer zu verlassen, um in ihres Mannes Zimmer den Kaffee zu nehmen, sich dort eine Zigarre, „die Trösterin in müßigen Stunden“, anzuzünden, ein Anerbieten, dem Ebeling gern entsprach. Der kleine, scheinbar unbedeutende Mann, unsicher und linksch in seinen Bewegungen, erschien sich und seinen Bekannten ein anderer, wenn er in seinem Berufe sprach oder mit der geliebten Zigarre zwischen den Lippen behaglich im Sessel saß, ihr Genuß wirkte wunderbar belebend auf ihn ein. Auf diese Wirkung hoffte er auch heute wieder, als er Regina nun unter vier Augen gegenüber saß, deren trübes, gedrücktes Wesen ihm in der Seele weh that.

„Es war das eine angenehme Überraschung vorhin, als ich von Ihren dichterischen Versuchen hörte,“ begann er auch bald ohne Umschweife, die Augen beharrlich auf die feinen, blauen Rauchwölkchen geheftet, die so zierliche Bogen und Ringe in der unbewegten Zimmerluft bildeten, „es ist mir eine wahre Lust, immer wieder von Menschen zu hören, die ohne Vortheile, nur um des eigenen seelischen Zwanges willen, sich der Kunst in die Arme werfen. Dieser Umgang adelt, gnädige Frau, und ich hoffe und erwarte von Ihnen, daß, um der äußerlichen Mißerfolge willen, die Ihr Gatte angedeutet, und die ja keineswegs den Wert oder Unwert der Sache bekunden, Sie nicht die Feder aus der Hand gelegt haben?“

Anruhig, die Augenbrauen hoch gezogen, blickte Regina von der Handarbeit empor, die sie begonnen. Niemals hatte sich ein Mensch um ihr Innenleben gekümmert, Verständnis oder freundliches Interesse dafür gezeigt, und heut trat ihr schon der Zweite in den Weg, der Anteil an ihr zu nehmen schien. Aber der Kopf sank bald wieder auf die Brust nieder. „Allerdings habe ich von jeder weiteren Skribelei Abstand genommen, — ich nenne meine kurze Thätigkeit mit Bedacht so,“ setzte sie lebhafter hinzu, — „sie verdient keinen besseren Namen, da ich in der That nie etwas Brauchbares leistete, also wohl unberufener Weise diesen Weg betreten habe!“

„Wie unrecht thaten Sie,“ schalt Ebeling. „In der Umfriedung des Elternhauses, gehegt und gepflegt, konnte Sie bei Ihrer großen Jugend damals wohl ebensowenig Mangel oder Ehrgeiz diesen Entschluß fassen lassen, von Eitelkeit ganz zu schweigen, da ich Sie kenne, gnädige Frau. — Welche Triebfeder blieb also, als der unbegreifliche, mächtige Drang der begnadigten Seele?“

„Und doch müssen Sie sich irren, Herr Doktor!“ behauptete sie, die Hände in den Schoß sinken lassend, während in ihrem Antlitz sich peinliches Grübeln zeigte. „Wie deutlich steht es mir noch vor der Seele, wie es kam, daß ich zur Feder griff! Ich will es Ihnen erzählen, vielleicht, daß Sie dann beurteilen können, was mich dazu getrieben.“

„Wir waren viele Geschwister daheim,“ begann sie in fast gleichgültigem Ton zu erzählen, mit einem leeren, finsternen Blick auf das Fenster, durch welches grauer, trüber Schneehimmel ins Zimmer blickte. „Es hat den Eltern viel Not gemacht, Paten für die zahlreichen Täuflinge zu schaffen, was Wunder, daß diese unfreiwilligen Paten sich herzlich wenig um uns kümmerten, sich keineswegs freigebig zeigten. Welcher staumende Neid meiner Geschwister daher, als einer der meinen mir bei einem Besuch Musäus' Märchensammlung mitbrachte. Ich sehe das Buch noch vor mir, es war in einen roten, reich mit Gold verzierten Deckel gebunden, und es erschien mir als ein Schatz, der mir nicht um alle Schätze Judiens feil gewesen wäre. Jede freie Minute benutzte ich, in ihm zu lesen, und obschon ich seinen Inhalt nach wenigen Wochen fast auswendig wußte, ließ ich es doch nicht aus den Händen oder Augen. Welches Entsetzen packte mich daher, als ich, eines Tages aus der Schule kommend, vergeblich nach dem Buche suchte! Ich weinte, jammerte, forschte in allen Winkeln, aber trotz alledem blieb es verschwunden, bis endlich die Mutter, durch mein verstörtes Wesen aufmerksam gemacht, nach Tagen mit der Sprache herausrückte. „Du lernst so schlecht, mein Kind,“ sagte sie in ihrer bestimmten Art, „daß es mehr als wahrscheinlich ist, daß du nicht versezt werden wirst, beharrst du in dieser Faulheit. Da aber Papa nicht Lust hat, unnötiger Weise ein Jahr länger für dich Schulgeld zu bezahlen, haben wir nach den Beweggründen deiner Trägheit geforscht, bis uns deine besonnene Schwester Liesbeth aufmerksam machte, wie du um deines Märchenbuches willen die Zeit verträdelst, und so nahm ich es aus deiner Lade. Ich rate dir, dich in das Faktum zu finden und von nun an wieder fleißig zu sein!“

Ich war unaussprechlich bestürzt und betrübt über meinen Verlust, doch stand mir die Mutter als Autorität zu hoch, um über die Berechtigung ihrer Handlungsweise überhaupt nachzudenken, und so stürzte ich mich mit unermüdlichem Fleiß auf meine Schulpflichten, von dem Hoffnungsschimmer angespornt, nach Empfang eines guten Zeugnisses meinen heißbeweinten Schatz zurück zu erhalten. Was fast nicht mehr möglich geschienen, geschah doch, ich wurde versezt und zwar als eine der Ersten, doch,“ begann Regina leiser, müder zu sprechen; „doch auf mein inständiges Bitten, mir nunmehr den Musäus wieder anzuvertrauen, erhielt ich endlich nur die im ärgerlich verlegenen Ton gegebene Antwort meiner Mutter, daß sie nicht wisse, wohin das Buch gekommen sei. Es war und blieb mir verloren, nur daß sein Verlust jetzt die entgegengesetzte Wirkung auf mich ausübte, ich wurde faul, sehr faul, Doktor,“ schloß sie mit einem trüben Lächeln.

„Aber wo in aller Welt war denn der Musäus hingeraten?“ frug mitleidig ihr aufmerksamer Zuhörer.

Über ihr Antlitz breitete sich eine dunkle Röte; während sie die Augen niederschlug, schien sie zu überlegen, ob sie ihm Antwort geben sollte oder nicht. Dann, als sie aufblickte, schimmerte eine trotzig finstere Trauer in den grauen Augen. „Nach Jahr und Tag stand ich zufällig neben Liesbeth, als sie ihr Schubfach, das sie für gewöhnlich ängstlich verschlossen hielt, öffnete,“ stieß sie kurz hervor, „ein erster Blick ließ mich mitten zwischen den aufgespeicherten Sachen und

Säckelchen meinen Musäus wieder erkennen, und mit einem Freudenschrei stürzte ich mich auf ihn, doch nur, um von der großen, kraftvollen Schwester zurückgestoßen zu werden. — „„Es gehört mir,“ sagte sie, „frage Mama, ob sie ihn mir damals nicht geschenkt hat!“ — „Doktor, damals habe ich mehr verloren, als mein Märchenbuch,“ murmelte Regina tonlos, — „ein Kind von 14 Jahren, verlor ich das Zutrauen, den Glauben an die Menschen!“

Ebeling hatte seine geliebte Zigarre achtlos bei Seite gelegt und streichelte treuherzig Regina's Hände, die noch heut mit nervösem Zucken die Größe des Schmerzes bekundeten, welche das Kinderherz damals durchrüttelt. „Arme, kleine Frau, hatten Sie denn niemanden, der Ihnen helfen, wenigstens die Bitterkeit Ihres Erlebnisses mildern konnte?“

Doch Regina schüttelte apathisch den Kopf. „Mein Vater ist ein Fanatiker der Ruhe, der, durch seinen ärztlichen Beruf aufgeregt, im Hause die größte Ruhe forderte, und die Geschwister — lachten mich aus.“

Sie strich sich hastig über die schmale, weiße Stirn, hinter der es hämmerte und klopfte. Ein seltsamer Tag heut, der so vieles ans Licht zog, was sie für immer vergraben wähnte. Fröstelnd schmiegte sie sich in ihre Sofaecke; „Ja so, ich wollte Ihnen ja erzählen, wie ich mein erstes Buch schrieb,“ raffte sich aber schon nach wenigen Minuten wieder auf und rückte, ganz Herrin ihrer selbst, den Zigarrenkasten ihm näher zu und entzündete die kleine Kerze, damit er seine verlöschte Regalia wieder in Brand setze.

„Es war nötig, Ihnen die vorangegangenen Szenen zu schildern, damit Sie als objektiver Beobachter die Triebfeder erkennen, welche mich zur Autorin machte,“ bemerkte sie obenhin, als erzähle sie ihm irgend eine gleichgiltige Angelegenheit aus dem täglichen Kreislauf der Dinge. „Wie schon gesagt, verzagte ich damals an der ganzen Welt und zog mich wie eine Schnecke in mein Haus zurück, letzteres damals — es war im Winter — gleichbedeutend mit dem schmalen Winkel zwischen der Wand und dem großen, braunen Kachelofen im Kinderzimmer. Es gab zu jener Zeit noch keine hermetischen Verschlüsse, sondern die Hitze und der Zug rasselte an der glühenden Ofenthür, und man konnte durch den kleinen Schieber in ihrer Mitte hinein in die Glut sehen, auf der die zierlichen, blauen Flämmchen tanzten. Sie wurden für mich kleine Geister, die mir — piff puff — allerlei Trostworte zuraunten, mir die halbvergessenen Geschichten meines Musäus zu Ende erzählten, bis der Wind den Schornstein hinunter heulte und mit seiner lauten Stimme ihr heimliches Geflüster übertönte und alles schmerzliche Verlangen und Sorgen wieder aufweckte, die sie mühsam eingelullt! Ach, es quälte meinen armen, kleinen Kopf, wenn ihm dort ein Anfang, da ein Ende einfiel, und endlich eines Abends nahm ich ein leeres Rechenheft und schrieb im Schimmer der roten Glut die Bruchstücke nieder, nur daß sie dabei mehr und mehr die alte Gestalt verloren, — endlich ein neues Ganzes mir entgegenblickte. Wie auf ein Wunder starrte ich auf das Erzeugnis meiner Phantasie nieder, zehn, zwanzigmal las ich es immer wieder von neuem, bis endlich ein unaussprechliches Glücksgefühl in mir erwachte. Großer Gott, ich konnte mir ja selbst Geschichten schreiben, ein

ganzes Buch voll, — zehn Bände, wenn ich wollte! Jetzt begann ein neues Leben für mich! Wo ich hoffen durfte allein zu sein, auf dem Boden, im Hofe bei den Scherben in der Erde, wo ein alter, verstaubter, mit Spinnweben überzogener Fliederbusch mich neugierigen Blicken entzog, im Waschhause und Keller, gleichgültig in welcher Umgebung, dorthin verkroch ich mich mit Papier und Bleifeder, und wo ich im Weinkellerverschlag eine kleine Öffnung entdeckt hatte, fand sich eine niedergeschriebene Erzählung zur andern, ein Bündel Blätter, die ich mit heißester Liebe umfaßte. Doch auch hier waltete ein eigener Anstern über mir,“ sprach Regina schneller fort mit heftig arbeitender Brust — trotz aller Selbstbeherrschung, — hingerissen von der Macht der Erinnerung, — „eines Tages, als Liesbeth dem Vater beim Weinabfüllen zur Hand ging, entdeckte sie die hellen Blätter und brachte jubelnd ihren Fund mit hinauf, Grund genug, mich über die Maßen zu necken und zu hänseln. — Damals glaubte ich auch noch, einem unwiderstehlichen Drange gefolgt zu sein, und in mir noch heut unbegreiflichem, selbstbewußtem Solz hielt ich ungeachtet aller Demütigung den Kopf hoch, — ich traute fest der Zeit, die aus mir etwas Tüchtiges schaffen sollte! Ach, Doktor, wie stolz und glücklich fühlte ich mich damals, wie gebenedeiet vor den andern, die nicht hören und sehen konnten, was ich täglich und stündlich um mich entdeckte, — es that mir kaum weh, daß meine Familie mich damals als etwas Fremdartiges und — Unbequemes zu betrachten begann. — So ging die Zeit hin, mit Mühe beendete ich meine Schulzeit, der ich mich allezeit nur als einem harten Zwange gefügt hatte, doch der Konfirmationsunterricht fand in mir ein offenes Kindergemüt, das instinktiv seine unnatürliche Last auf die Schultern seines Gottes abzuwälzen strebte, — die Dichtungen jener Zeit trugen den Stempel ehrlichen Gottvertrauens. Wäre es so geblieben, so fühlte ich mich wohl heut im geduldigen Hoffen ausgesöhnt mit der ganzen Welt!“ Als Regina mit heißen Wangen jetzt inne hielt, Atem zu schöpfen, empfand weder sie selbst noch der Zuhörer die seltsame Offenheit ihres Berichtes, — als müsse es so sein, drängte letzterer sie nur mit kurzen Worten, ihre Erzählung fortzusetzen, und machtlos dem eigenen unwiderstehlichen Verlangen gegenüber, sich endlich — einmal aussprechen zu können, kam sie nur zu willig seinem Begehre nach.

„Ich war kaum 17 Jahre geworden, als ein neues Unglück über mich hereinbrach, vielleicht das größte meines Lebens, da alles Leid, das ich seitdem erfahren, dieses Ereignis zur Grundquelle hat! — Es war mir eine kleine Erzählung meiner Meinung noch recht wohl gelungen, und ich bot sie in mir heut unerklärlichem Mut der Redaktion unseres städtischen Anzeigers an, ja ich selbst brachte sie dem Leiter desselben, in dem ich einen jungen, wohlwollenden Mann kennen lernte, mit dem Gefühl, nur so das Geheimnis meines fecken Schrittes zu wahren. — Sie wurde angenommen! Unausprechlich beglückt, hatte ich mich doch soweit in der Gewalt, keinem Menschen davon zu sprechen, ich konnte es ja kaum selber glauben, wie sollte ich es denen zumuten, die für mein vermeintliches Talent nur Spott und im besten Fall geringschätziges Neckerei hatten. Als man mir nach wenigen Monaten aber die Novelle gedruckt übersandte, schwarz auf weiß, kannte

mein Entzücken keine Grenzen, mit dem Beweis meines Könnens in der Hand fühlte ich mich berechtigt, jeden Ungläubigen niederzuschmettern! Der Erfolg meines triumphierenden Auftretens entsprach ganz meinen Erwartungen. Wenn auch mein Vater berechtigter Weise in meinem kleinen Werke nur eine Spielerei erkannte, so fühlte sich doch meine Mutter in ihrer Eitelkeit lebhaft befriedigt, während die meisten meiner Geschwister und Bekannten mich scheu wie ein höheres Wesen zu betrachten begannen. Doktor, ich schmeckte damals, was es heißt, sich über sich selbst hinaus heben zu können, über die engen, kleinlichen Schranken des alltäglichen Frauenlofes,“ versicherte Regina mit leuchtenden Augen, „bei Gott, ich empfand nichts von thörichter Eitelkeit, nur das unsäglich beseeligende Gefühl der Freiheit! — Während ich früher nur heimlich meiner Lieblingsbeschäftigung nachhängen durfte, drückte jetzt meine fleißige, praktische Mutter gern ein Auge zu, es klang so nett, wenn die Leute nach dem neuesten Werke ihrer Tochter, der „Schriftstellerin“ fragten. Doch ein neues Werk kam nicht, Doktor, wohl aber die qualvollste Zeit meines Lebens, die mich nahe genug dem Wahnsinn brachte! Ich sah, wie alles begierig auf ein neues Erzeugnis meiner Feder wartete, jeder sprach mir davon, fühlte sich zum Kritiker meiner letzten Arbeit berufen, die Mutter spornte mich zu größerer Breite an, — wie die K. ja mit Schilderung einiger Geisblattlauben und waschender Weiber meine Novelle um mindestens drei Fortsetzungen verlängert hätte, — ein Dunkel riet mir zu größerer, prägnanter Kürze, und die Tante forderte mich zur Schilderung gefühlvollerer Szenen auf, „da nun einmal die Frauen das Hauptcontingent der Abonnenten stelle,“ u. s. w. u. s. w. Doktor, sie haben mir das Körnchen Originalität, das doch vielleicht in mir gesteckt, damals erstickt und zertreten, mit streichelnder Hand oder plumpem Fußtritt, genug, die zweite Arbeit wurde mir von der Redaktion, die schon vorher ihren freundlichen Leiter verloren, mit knappem Bescheid zurückgeschickt, ebenso eine dritte und vierte! Ich mußte sehen, wie man immer ungeduldiger eine neue Bestätigung meines Talentes erwartete, wie man, als sie ausblieb, mißtrauischer und immer mißtrauischer wurde, mit hämischem Lächeln und spizen Worten nicht kargte, wie auch die Mutter wieder von „brotloser Kunst“ zu sprechen begann, und mir stieg die Angst immer höher die Kehle hinauf. In dem glühenden Wunsch, eine neue Arbeit von mir gedruckt zu sehen, um jeden Preis, schrieb ich Tag und Nacht, die kalten Winternächte durchwachte und durcharbeitete ich in meinem ungeheizten Schlafzimmer unterm Dach, mit glühendem Kopf und fiebernden Schläfen. Wissen Sie denn, Doktor, was es heißt: um jeden Preis?“ unterbrach sie sich mit zuckenden Lippen, „was das heißt: um Leben und Sterben, um Himmel und Hölle etwas erringen zu wollen? O nicht doch, Sie kennen es nicht, und danken Sie Gott dafür, es ist furchtbar, seine Seligkeit darum geben zu wollen! — Anfänglich schaffte meine fruchtbare Phantasie noch Stoff die Hülle und Fülle für meine Massenarbeiten, doch ich produzierte ja nichts Ausgereiftes, Durchdachtes, unfrei, unter eisernem Zwang arbeitete ich obenein in dem schlechtesten Deutsch der Welt, da ich mir keine Zeit ließ, ich kann es heut den berufenen Männern nicht verdenken, wenn sie meine Arbeiten hartnäckig zurückwiesen! Doch endlich ließ auch die Elastizität

des Geistes nach, immer mehr schlich es wie dumpfe Stumpfheit über mich hin, bis ich zu guterlezt verzweifelt die Feder sinken ließ, ich hatte den Mut verloren und den Glauben an mein Talent. — Daß sich damals die ganze liebe Bekanntschaft wie eine Meute auf das todwunde Wild stürzte, kann Sie nicht überraschen, der Sie die Welt kennen, die es nun einmal nicht vertragen kann, wenn einer sich über sie hinausheben möchte aus ihrem in Kleinigkeiten verkommenen Bannkreise. „D, hätten sie mich damals getötet“, stöhnte sie, die geballten Hände an die Schläfe gepreßt, „sie hätten mir damit eine Gunst erwiesen, doch sie zerrten mir nur die Hülle von meiner Seele, daß mir die Scham fast den Verstand raubte!“

Erblaßt sah Ebeling auf die tief erschütterte, bebende Frau, — wie zentnerschwer sich ihr Vertrauen auf sein Herz legte, dem es so unendlich sauer wurde, an Schlechtigkeit der Menschen zu glauben, wo er nur Schwäche sehen wollte. Trug nicht die kleine, exaltierte Frau auch einen Teil Schuld an dem Leid, das ihr die Menschen aufgebürdet? Doch mochte es sein, wie es wollte, die Arme hatte schweren Kummer gekostet, litt heut noch darunter, seine Pflicht war es nun, zu trösten, sie aufzurichten, so gut er konnte!

Noch hatte er nicht passende Worte gefunden, als Regina schon wieder die thränenfeuchten Augen auf ihn richtete. „Nun Doktor, Sie Menschen- und Seelenkenner, welchem Triebe folgte ich wohl, als ich, ein Kind, jenen steinigen Weg betrat?“ fragte sie mit finsterem Lächeln.

„Trotz allem will ich meinen, daß Sie der echte, rechte Genius von Gottes Gnaden der ausübenden Kunst in die Arme trieb!“ gab er von tiefer Überzeugung durchdrungen zur Antwort. „Aber die Göttliche läßt sich nur in der Stille fassen; wo viele Mächte am Menschen zerrren, kann er nur kleines, abgebrochenes leisten, — die Seelenruhe fehlte Ihnen, Frau Regina, und ohne sie wird nichts Großes!“ —

Wenn Regina auch instinktiv fühlte, daß Ebeling sie in seiner nüchternen, verständigen Lebensanschauung nicht verstand, so verringerte es ihr das wohlthuende Gefühl nicht, in ihm einen Freund gefunden zu haben, bei dem sie Rat und Hilfe suchen konnte, wenn ihr einmal die Wogen über den Kopf zusammenschlugen; denn daß ihr Lebensschiff noch nicht vermodernd in halbvergessener, verumpfter Bucht lag, niemandem zu Lust oder zu Leid, wie sie gedacht, das fühlte sie heut in einem Gemisch von schmerzlicher Freude und ängstlichem Staunen. Die Erlebnisse des heutigen Tages zeigten ihr, wie unruhig und begehrlieh noch ihr Herz schlagen konnte, wie ihre üppige Phantasie immer noch nach Licht und Luft drängte. Dennoch wies sie eine Fortsetzung ihres Gespräches in diesem Fahrwasser fast schroff zurück. In lebhaft standen ihr noch die Leiden im Gedächtnis, welche sie ertragen hatte, als daß sie nicht überwältigende Furcht empfinden mußte vor der Möglichkeit, durch Zuspruch des Freundes wieder in den Strudel zurückgestoßen zu werden, aus dem sie sich todesmüde an ein freilich unwirtliches Ufer gerettet. Ach, wer wie sie den Glauben an sich selbst verloren,

fühlt ja den Boden unter seinen Füßen schwanke, wie sollte er sich kühn über die Köpfe der Menge hinweg schwingen, ruhevoll das Gewirr der Leidenschaften übersehen, wo um ihn selbst Orkane stürmen, — unlösliche Rätsel der Mißverständnisse raten, während das eigene Herz ein Buch mit sieben Siegeln blieb? Wie konnte sie Freude und Leid des Menschenschicksals mitfühlen, mit Götterblick Vergangenheit und Zukunft übersehen, während sie selbst in erbärmlichem Verzagen sich an die Gegenwart flammerte, die ihr alles und jedes schuldig geblieben? Nein, nein, sie war jetzt getreu ihren Vorbildern in den Kleinlichkeiten des Lebens verkommen und mußte suchen, mit ihm fertig zu werden, auch — wenn es schade um sie war. — —

Die ganze Bedeutung des ereignisreichen Tages zeigte sich jedoch erst in der folgenden Reihe engbegrenzter Wochen ohne Licht und Sonnenschein, und mit an Todesangst streifender Unruhe bekämpfte Regina die sich immer gewaltiger aufdrängende Wahrheit des Ausspruchs des Malers: „Wo der Genuß beginnt, hört die Einbildungskraft auf.“ Stundenlang konnte sie jetzt mit glühenden Wangen an ihrem Nähtisch sitzen, die Hände müßig im Schoß gefaltet und träumerisch, selbstvergessen durch das Fenster ihrer im vierten Stock gelegenen Wohnung über das Dächermeer, das Drähteneß hin nach dem mit dunklem, eintönigem Grau bedeckten Himmel blicken, von dem sich alltäglich eine eng zusammengedrängte Schar Brieftauben in ihren exakten Flügelbewegungen scharf abhob, die einzige Abwechslung für ihr schönheitsdurstiges Auge seit Wochen, Monaten und — Jahren.

Große Städte begünstigen so wie so durch ihre Ausdehnung, Entfernung die Isolierung des Einzelnen, wie viel mehr vereinsamt steht der Mensch in dem Wogen und Treiben der Riesenstadt, der sich selbst keine Mühe giebt, das Band fest zu halten, welches ihn mit seinen Standesgenossen verbindet. Im kleinen Ort thut die Neugier das ihre, den Nebenmenschen nicht ganz aus den Augen zu verlieren, doch in der Hauptstadt? Wer hat dort Zeit und Interesse, die Beweggründe des Einzelnen zu erforschen, der sich schweigsam in die ungeheure Einsamkeit zurückzieht? Infolgedessen stand Regina Mielleke auch völlig isoliert im Leben. Verlangte sie auch nie nach Freundschaft, so machte im Anfang ihrer Ehe doch die Jugend ihr Recht geltend, die nach Anschluß verlangt, doch die Art des Gatten, welcher jede Zusammenkunft mit Bekannten als bedauerliche Zeitverschwendung beklagte, jedes kurze Aufflammen jugendlicher Lebhaftigkeit Regina's mit scharfen Worten kritisierte und verurteilte, jeden Besuch, den sie empfing oder machte, als Eingriff in seine Rechte, als Verlust der seinem Haushalt pflichtgemäß zu widmenden Zeit verurteilte, ließ sie nach und nach immer gleichgiltiger jeder Geselligkeit ausweichen, so daß sie im Verlauf des zweiten Jahres ihrer Ehe bereits ganz allein stand, ohne aber etwas von Verlust zu spüren. Die Stellung, welche man ihr in der Geselligkeit geboten, hätte ihr ja auf die Dauer doch nimmermehr genügen können!

Regina lebte nicht, sie vegetierte. Ihre Gedanken, ihr ganzes Streben richtete sich einzig und allein auf ihren Haushalt, ihn mit den ihr zu Gebote stehenden

Mitteln im Gang zu erhalten; denn sie zitterte vor dem wortreichen, lieblosen Tadel des Gatten, und so erzielte sie eine dumpfe Ruhe, die freilich nichts von Befriedigung wußte, ihr aber doch als die einzig erträgliche Art zu leben erschien.

Nun plötzlich war es anders geworden. Unruhig tastend streckten sich die Fühlfäden ihrer Seele nach allen Seiten, einen Punkt zu finden, an dem ihr schwankendes Sein Halt finden konnte, und wie eine Warnung klangen ihr immer wieder Ebeling's Worte in den Ohren: „Wer einem leeren Herzen einen Inhalt verspricht, immer wieder, bis es hört und glaubt, der hält es in seiner Gewalt, kann es modeln oder verpfuschen, je nachdem es ihm gefällt!“

Der bedeutende Ruf, welcher den Rechtsanwalt Ebeling in seinem Beruf über die Grenzen der Hauptstadt hinaus bekannt machte, bildete auch das Bindeglied zwischen ihm und Mielfe, da dieser Egoist den berühmten Mann bei seinen ehrgeizigen Plänen auszunützen hoffte, einen Abglanz seines Ruhmes auf sich zu übertragen wünschte. Er zeigte sich gern und viel an der Seite des begehrten Advokaten, es konnte ihm nur nützen, wurde sein Name oft mit dem Ebeling's zusammen genannt, vielleicht prägte er sich auf diese Weise am schnellsten dem Gedächtnis der Vorgesetzten ein. So kam es auch, daß er sich nicht widersetzte, als etwa vierzehn Tage später der Doktor vorsprach, im Besitz von drei Theaterbillets, die ihnen den Besuch einer besonders günstig besetzten Oper ermöglichen sollte, so unnötig er auch die Begleitung Regina's hielt.

Diese selbst fand nur wenige recht gleichgiltig klingende Worte des Dankes, — für Freundlichkeiten danken zu können, war ihr so selten Gelegenheit geboten worden, doch wie tief sie diese Fürsorge empfand, konnte Ebeling deutlich an dem rosigen Hauch auf ihren Wangen erkennen, der an diesem Abend nicht mehr von ihr wich. Arme, kleine, sentimentale Frau, wie leicht es war, sie zu erfreuen!

Als sie am Abend das Opernhaus betraten, — ein wenig spät, denn drinnen klang schon die Duvertüre, — da der Amtsrichter nicht zeitig genug vom Amt gekommen, fand sich das lichtstrahlende Treppenhaus fast ganz leer, — nur zwei Herren stiegen noch vor ihnen langsam die Stufen empor. Der kleinere derselben mit weißem Haar hatte seinen Arm in den seines hochgewachsenen Begleiters geschoben, und während sie gemächlich ausschritten, plauderte er mit Lebhaftigkeit, dem eigenen Zug um den gespitzten Mund nach zu urteilen, waren es pikante Geschichten, die er mit leisem Geficher zum besten gab, ungeachtet einer gewissen Abwehr in der Haltung seines Begleiters.

Regina konnte jetzt dicht hinter ihnen fast die geflüsterten Worte verstehen, doch sie achtete nicht ihres Gespräches, — eine hohe Blut hatte sich über ihr Gesicht gebreitet, den anderen, — gewiß, den anderen kannte sie, und als die beiden Herren nun zur Seite wichen, die vorüberschreitende Dame dreist zu mustern, begann ihr Herz in mächtigen Schlägen zu pochen. Sie hatten sich wieder erkannt, alle beide!

Ein harter Druck auf den Arm gab ihr jedoch blitzschnell die äußere Fassung zurück, und sie hörte deutlich, wie der Gatte ihr zuflüsterte: „Grüße mit, — tiefer — tiefer — Excellenz“, und instinktiv kam sie seinem Wunsch nach, vielleicht

daß die tiefe Verneigung ihren Begleitern die Röthe ihrer Wangen verbarg. Dann eilte sie so schnell als möglich der Garderobe zu, während die beiden fremden Herren die Treppe zum ersten Rang emporstiegen.

Sie wollte nicht nach ihnen forschen, — eine eigene Scheu hielt sie davon zurück, doch konnte sie die Gedanken nicht von ihrem Wiedersehen loslösen. Vielleicht kannte er jetzt schon ihren Namen, jedenfalls mußte es ihm leicht werden, denselben zu erfahren, wenn ihm daran gelegen war. Und sie hatte geglaubt, ihm niemals wieder zu begegnen! —

Auch als sie ihre Plätze im dichtgefüllten Parterre des Hauses eingenommen, konnte sie sich noch immer nicht beruhigen; ungefesselt durch die erste Szene der Oper flogen ihre Augen scheu suchend durch die Logenreihen, bis sie endlich fand, was sie suchte. Auch er schien den Vorgängen auf der Bühne keine Aufmerksamkeit zu schenken, das Opernglas vor den Augen, blickte er beharrlich ins Parket hinunter, Bank für Bank, Sitz für Sitz, bis er ihrem Blick begegnend das Glas mit ostentativer Plötzlichkeit sinken ließ.

Zäh wandte sich ihr Antlitz der Bühne zu, er sollte nicht glauben, daß sie ihn beobachtet habe, doch gelang es dem Schauspiel dort nur ganz allmählich, ihr Interesse abzugewinnen, erst dem ganzen Zauber Wagner'scher Tonmalerei blieb es vorbehalten, ihre Gedanken auf den gebotenen Kunstgenuß zu konzentrieren.

Als ihre tiefempfängliche Seele aber unter diesen Klängen zu erwachen, ihr schönheitsdurstiges Auge die märchenhafte Pracht zu fassen begann, vergaß sie endlich ihre ganze Umgebung und starrte vorgebeugten Hauptes auf die Bühne. Wie sehr sie bisher Mangel an allem Schönen gelitten, fühlte sie erst in dieser Stunde!

Mielke dagegen hieß schon die erste Pause willkommen, die ihm Erlösung aus dieser peinlichen Unbeweglichkeit gestattete, die er seinem unruhigen Wesen nach haßte. Ungeachtet schüchternen Gegenvorstellungen Regina's, die gar so gern sich dem träumerischen Nachgeschmack des eben gehaltenen Genusses hingeeben, erhob er sich und veranlaßte die Gattin und somit auch Ebeling, mit ihm das Foyer aufzusuchen, um dort über weit abliegende Dinge plaudernd sich zu ergehen.

Am liebsten hätte er von seinem letzten Strafverfahren gesprochen, doch ging Ebeling heut durchaus nicht darauf ein, so daß er schon begann, seine Willigkeit zu verwünschen, als sich plötzlich seine gelangweilte Miene fast verklärte, hatte sich doch plötzlich eine Hand auf seine Schulter gelegt, — Excellenz stand vor ihm.

„Freue mich, lieber Mielde, Sie auch einmal außerhalb Ihres Bureaus zu sehen!“ nickte der weißhaarige Herr, die halb zugekniffenen Augen prüfend auf Regina geheftet. „Habe übrigens gar nicht gewußt, daß Sie Chemann sind, — wollen Sie mich vorstellen, — äh — hier mein Freund, Doktor Bauer, — unser Bauer,“ setzte er bedeutungsvoll hinzu, auf seinen Begleiter weisend, der inzwischen einige kurze, kühle Worte mit Ebeling getauscht. Dann, in seiner kurzen, herrischen Art, die Fragen stellt ohne Antworten abzuwarten, zog er den tiefbeglückten Mielde ein paar Schritte zur Seite, mit ihm ein lebhaftes Gespräch zu beginnen.

Regina, als sie den Namen des Fremden erfahren, hatte sich leicht verfärbt. „Wir sind alte Bekannte, Herr Doktor,“ sagte sie zu diesem, kräftig ihre Befangen-niederkämpfend. „Nie vordem ahnte ich, daß der berühmte Schriftsteller Bauer und jener junge Anfänger in K. ein und derselbe sein könne. Jetzt, da ich Ihren Namen weiß und seine Züge mir ins Gedächtnis zurückrufe, sie mit den Ihren zu vergleichen, finde ich sie auch im Antlitz des gereiften Mannes wieder. Sie haben gewiß jener kleinen Schriftstellerin vergessen, der Sie in K. so gütig entgegenkamen?“

Ein kurzes Grübeln zeigte sich in seinem Gesicht. „In der That, gnädige Frau, ich entsinne mich nicht,“ gestand er ehrlich, „wenn schon ein Irrtum ausgeschlossen zu sein scheint, da ich allerdings meine Journalistenlaufbahn in K. begonnen habe.“

Regina hob mit bitterem Lächeln die Schultern empor. „Kein Wunder, es war kein Meisterwerk, welches Ihre Feile seiner Zeit zurechtstufte.“

„Jedenfalls eine talentvolle Arbeit,“ unterbrach er sie entschiedenem Tones, „da ich meines Dafürhaltens nie ein Werk angenommen, das nicht den Stempel wirklichen Talents an sich trug.“

„Sollte nicht auch bei Ihnen ein Irrtum möglich sein?“ wandte Regina mit leiser Ironie ein, doch Bauer schüttelte mit entschiedener Gebärde den Kopf; noch ehe seine Antwort aber laut geworden, läutete man zum Zeichen baldigen Aktanfanges und wohl und übel ließ man sich von dem rückflutenden Strome nach kurzem, förmlichem Abschied trennen.

Die Menge hatte Ebeling, der seitwärts gestanden, verhindert, sich unmittelbar Mielfes anzuschließen, so konnte er, auf seinem Standort festgehalten, noch sehen, wie der Präsident dem nachdenklichen Bauer mit vielsagendem Blick lächelnd auf die Schulter klopfte. „Ich freute mich, lieber Bauer, Sie so lebhaft plaudern zu sehen,“ hörte er ihn noch sagen, dann verschwanden die beiden Männer in der Treppenbiegung.

Dunklen Blickes starrte Ebeling hinter ihnen drein. „Schurke,“ murmelte er in Erinnerung früherer Ereignisse, dann sann er voll Mißtrauen seiner Handlungsweise nach. Ein Zufall war die soeben erlebte Begegnung nicht; wo der weißhaarige Schuft seine Hände im Spiel hatte, gab es kein harmloses Ungefähr.

Über Regina war es wie eine wohlthätige Ruhe gekommen. Jetzt erst meinte sie sich ihre offene Aussprache in der Gallerie damals erklären zu können. Bauer war ihr eben kein Fremder mehr; wie er sie damals, vor langen Jahren, wenigstens in ihrem Willen erkannt, so auch bei ihrem letzten Zusammentreffen. Freundlich blickte sie zu dem markierten, blassen Männerantlitz empor mit dem wohlthuenden Gefühl, daß auch ein Mann von der Bedeutung Bauer's einmal an ihr Talent geglaubt habe. Durfte sie sich nun noch länger ob ihrer Verblendung schelten?

Die Vorgänge auf der Bühne hielten das gesamte Publikum auch weiterhin im Bann sich steigern den Entzückens, und Regina, hingerissen, begeistert, weigerte sich nach dem nächsten Aktluß mit ungewohnter Festigkeit, sich aber-

mals aus ihrer geweihten Stimmung scheuchen zu lassen, so daß Mielke in der Hoffnung einer nochmaligen Ansprache des Präsidenten ihr fast ohne Widerspruch den Willen ließ, um nur so schnell als möglich in den Lichtschein präsidientlicher Huld zug elangen.

Ebeling blieb auch zurück, ohne doch das Schweigen Regina's zu unterbrechen, nur daß sein Auge, immer wieder fragend an ihrem leise geröteten Antlitz hing, in dem sich die langbewimperten Lider in schnellster Folge hoben und senkten. Über was sie nur so lebhaft nachdachte, daß sie alles um sich zu vergessen schien?

Als Regina nach Schluß der Vorstellung mit den Herren dem Ausgang zustrebte, noch ganz erfüllt von den ergreifenden Szenen, den herzerschütternden Melodien, bemerkte sie nicht, wie Bauer mit dem Präsidenten seitwärts der Pforte stand und mit prüfendem Blick den Menschenstrom zu überblicken trachtete. Auch dem Amtsrichter entging die kleine Gruppe, nur Ebeling hatte sie wahrgenommen und fast ohne Überlegung drängte er sich vor, sich zwischen die Herren und Regina zu schieben. Der cynische Ausdruck in des Präsidenten Miene machte ihn besorgt, gefiel ihm eben so wenig als seine ungewohnte Freundlichkeit vorhin, — hatten die Herren auf Regina gewartet, erwies er ihr gewiß einen Freundschaftsdienst, wenn er dieses Zusammentreffen verhinderte. — — —

Die kurze Begegnung mit dem Präsidenten sollte eine Reihe tiefeinschneidender Änderungen in Regina's Stilleben zur Folge haben, denn schon nach wenigen Tagen bestimmte der Amtsrichter in seiner kurzen, herrischen Art, daß seine Frau sich zu einem Besuch bei der Familie des Präsidenten zu rüsten habe, einer persönlichen Aufforderung zufolge, die unter keiner Bedingung unbeachtet bleiben dürfe.

Fast verlegend kritisch musterte er dabei seine Frau, da er sich durchaus nicht erklären konnte, ob und womit sich Regina die Gunst des Präsidenten erworben habe, doch das Faktum stimmte den ehrgeizigen Mann so rosig, daß er sogar die betreffenden höhnischen Bemerkungen zu äußern vergaß.

Auch Regina schüttelte den Kopf, doch gewohnt, um Streit zu vermeiden, sich wenn es irgend ging den Forderungen des Gatten zu fügen, wagte sie auch diesmal keinen Widerspruch, und schon nach einer Stunde fanden sie sich im Empfangszimmer des Präsidenten.

Die Dame des Hauses, eine eisigkalte, hochmütige Frau, gab sich keine Mühe, die Schüchternheit Regina's, noch verstärkt durch die eindringlichen Lehren und Vorschriften des Gatten, zu verscheuchen, und so lag die ganze Last der Unterhaltung auf dem Amtsrichter, eine Forderung, welcher er sich mit dem größten Eifer hingab. „Exzellenz“ und „allergnädigste Exzellenz“ schienen im Wettlauf aus seinem Munde zu quellen, wenn auch tiefe Röte auf seiner Stirn lag, der helle Schweißtropfen entperlten und der Hut, den abzulegen ihn niemand aufgefordert, sich wie ein Mühlrad zwischen seinen nervös beweglichen Händen rollte.

„Wie unerträglich langsam die Minuten hinziehen,“ dachte Regina mit scheuem Blick auf den Bronzezeiger der Kokofouhr sich gegenüber, und wie von

einem Alp befreit blickte sie daher einer jungen Dame entgegen, die soeben die Portieren zum Nebenzimmer auseinanderschob und mit warmer Freundlichkeit die Fremden begrüßte.

Verwundert überrascht blickte ihr Regina in das blühende Gesichtchen, wie konnte ein Mensch eine solche Atmosphäre von Licht und Freude um sich verbreiten? Vergeblich hatten bisher ihre Gedanken ein Bild für die Verkörperung irdischen Glückes gesucht, von heute an war sie dessen enthoben, jetzt wußte sie, wie die Freude auf Erden aussehen müßte!

In Franziska Oberding's blauen Augen lag aber auch ein ganzer Schatz herzlichsten Frohsinns, und um den vollen Mund, in dem Grübchen auf Kinn und Wangen spielten zahllose Schelmereien. In schalkhafter Teilnahme blickte sie nach der Vorstellung von einem zum anderen; sie kannte diese mühsam hingequälten Visitenstunden bei Mama, und mit lustigem Geplauder ging sie der einsilbigen Ode so gewaltig zu Leibe, daß auch Regina ihre Befangenheit überwand und selbst auf dem strengen Munde der Mutter ein leises Lächeln erwachte. —

Es war ein freundlicher Eindruck, den Regina nun aus dem Oberding'schen Hause mit heimnehmen konnte, — wirklich, sie kam sich wie der Jüngerprinz vor, der ausgegangen war, in der weiten Welt einen Glücklichen zu finden, dessen Kuß sein steinernes Herz erlösen konnte, und — sie hatte ihn gefunden. — Es gab noch Glück in der Welt!

Schon im Verlauf der nächsten Woche, kaum daß man die an Stelle eines Gegenbesuches übersandten Karten der Oberding'schen Familie in Empfang genommen, erhielt der Amtsrichter für sich und die Gattin eine Einladung zum Ball, eine Bevorzugung, die Mielle geradezu bezauberte. Was würden die Kollegen sagen, wenn sie davon erführen, da nur sehr selten den einen oder anderen eine Aufforderung traf, der nicht durch irgend welchen Umstand in persönliche Berührung mit dem Präsidenten gekommen. Würden sie nun endlich seinen hervorragenden Wert anerkennen?

Seine Frau hätte er nur zu gern daheim gelassen, ihr Auftreten würde ihm kaum sonderliche Ehre machen, doch war davon keine Rede mehr, seit der Präsident auf eine verblühte Redensart hin ihm bedeutet hatte, daß er dringend um ihr Erscheinen bitte. War das auch nur eine Höflichkeitsphrase, wie Mielle meinte, so wollte er auch darin seine ganze ergebene Bereitwilligkeit beweisen.

Regina wurde es bitter schwer, auch diesmal den Wünschen ihres Mannes nachzukommen. Sie war nicht geschaffen, auch jetzt noch nicht mürbe genug, ganz anspruchslos unter die Menschen zu treten. Wer einmal jene Wollust empfunden hat, — sich über dem gemeinen Troß zu fühlen, für den giebt es kein Vergessen, kein williges Bescheiden! Dennoch fügte sie sich um des lieben Friedens willen, seit langer Zeit kannte sie nicht mehr so ruhevollere Tage, als die sie jetzt durchlebte, da sich der Gatte geradewegs auf der Himmelsleiter wähnte. Warum wollte sie Streit und Mißmut aus ihrem leisen Schlaf schrecken, der Abend würde ja auch vorübergehen! —

Ungewohnt des Stimmengewirres, des blendenden Lichterglanzes schlossen sich für Sekunden ihre Augen, als sie am Ballabend die Festräume im Oberding'schen Hause betrat, doch unmittelbar darauf wurde sie schon gewahr, daß keiner der beiden Festordner, die nahe dem Eingang ihren Platz hatten, kam, ihr den Arm zu bieten. War es Zufall, war es Absicht, der Zivilist ihr zur Rechten reichte einer jungen Dame die Schale mit Tanzkarten, und der andere, ein Offizier, führte schon eine elegante Frau der Wirtin zu, von der sie genau wußte, daß sie Minuten nach ihr den Saal betreten. Das Blut schoß ihr in die Wangen. „Warum die Menschen so leichtsinnig ihren Nächsten Schmerz und Demütigung bereiten,“ fragte sie sich in aufsteigender Bitterkeit, „wo die einfache Pflichterfüllung ihnen weder Vorteil noch Nachteil bringen konnte?“ Gesenkten Hauptes schritt sie neben dem Gatten den Wirten zu, und der Empfang, der ihr hier wurde, that nichts in seiner gleichgiltigen Kälte, den schlimmen ersten Eindruck zu mildern. Angstvoll blickte sie sich um, alles fremde Leute, die sie nicht beachtetten, keiner, der sich ihrer angenommen hätte, da auch der Gatte sich sobald als möglich von ihr trennte und plaudernd und dienernd da und dort auftauchte. „Du mußt dich eben vorstellen lassen“, war noch sein letztes Wort, ehe er sie allein ließ, aber wer ihr diese Liebe erweisen sollte, darum hatte er sich nicht gekümmert.

Langsam war sie bis zu den reich mit Blumen dekorierten Fensterbänken zurückgewichen. Ach, daß schon graue Haare ihren Scheitel deckten, dann müßte das Herz ja schon ruhiger pochen, und keiner würde zweifeln, daß sie nichts von Tanz und Aufmerksamkeit verlangte, aber das dreiste oder verstohlene Messen so mancher Augen, die stumme Frage: „Was in aller Welt hast du hier zu suchen?“ die sie in ihnen zu lesen meinte, that ihr weh, jetzt doppelt weh, da sie Bauer bemerkte, wie er, nach flüchtigem Gruß zu ihr hinüber, wie festgebannt neben einer jugendlichen, auffallend gekleideten Dame stand und einzelne Worte seines lebhaften Gespräches bis zu ihr hinüber klangen. Auch der einzige Bekannte schien sie verleugnen zu wollen, schämte er sich ihrer unter den vielen eleganten Frauen, und scheu musterte sie ihr schlichtes Bild im deckenhohen Spiegel sich zur Seite? Vielleicht, — möglich, und schüchtern drückte sie sich noch tiefer in die Fensterbank hinein.

„Aber gnädige Frau, warum sich hier verstecken,“ mahnte jetzt eine weiche, freundliche Stimme neben ihr, und die Tochter des Hauses, in lichtgrüne, duftige Stoffe gekleidet, einen bunten Rosenkranz im hellen Haar, stand in hinreißender Lieblichkeit neben der jungen Frau. „Wie soll Sie hier ein Tänzer finden? Sie haben keine Karte?“ — „Herr von Hartung, darf ich Sie bitten, eine Karte für Frau Amtsrichter Mielleke zu holen?“ bat sie auch schon einen vorüber eilenden Herrn, und als ihrem Wunsch ohne Verzug entsprochen worden, zog sie, den Arm traulich um die Schultern Regina's geschlungen, diese tiefer in den Saal hinein. „Wie hübsch, daß Sie zu uns gekommen sind, gnädige Frau,“ plauderte sie dann weiter, sich ohne Reserve ganz ihrem Wohlgefallen für die hilfsbedürftige Frau hingebend. „Darf ich Sie noch einigen Damen vorstellen? O, Sie sollen sich wundern, wie bald Sie in unserem Kreise heimisch sein werden.“

„Wie gut Sie sind, liebes, liebes Fräulein,“ sagte Regina als einzige Erwiderung, herzlich ihre Hand drückend, — „als ob Sie wüßten, wie solchem einsamen Menschenkinde wie mir zu Mut ist!“

„Aber Sie haben ja einen Mann!“ wehrte Franziska wichtig. „Sie brauchen sich doch nicht mehr von der Einsamkeit quälen zu lassen. Ah, ich hasse es, allein zu sein, ich glaube, ich müßte sterben, hätte ich niemanden zum Schwätzen, zum Liebhaben!“ „Alles besetzt, Herr Leutnant,“ unterbrach sie sich, als ein Offizier um ihre Karte bat. „Doch Frau Mielfe's Karte ist noch frei, da sie soeben erst gekommen ist. Sie haben Glück, noch wählen zu können, Herr von Hatten, da, — schreiben Sie sich ein.“

Mit tiefem Rot übergossen riß Regina fast heftig ihre Karte zurück. Welcher Zwang auf den Mann ausgeübt wurde! „Ich bedaure, ich tanze nicht,“ wehrte sie schroff.

Ängstlich blickte Franziska auf das befangene Paar, dann, als der Offizier nach verlegen hervorgestottertem Bedauern sich zurückzog, rollte sie mit unaussprechlich drolliger Geberde den riesigen Fächer auf, ihr rotüberflutetes Gesichtchen dahinter zu verbergen. „Da scheine ich ja wieder einmal etwas recht Thörichtes angerichtet zu haben,“ meinte sie treuherzig, „freilich, wofür hieße ich denn sonst die dumme Fränze? Aber liebe, gute Frau Mielfe, gewiß und wahrhaftig, ich habe es nicht böse gemeint!“

Mit einem tiefen Atemzug blickte sie Regina an. „Ich weiß es; nehmen Sie herzlichen Dank für Ihren guten Willen! — Doch wenn Sie nun Ihre Güte vollmachen wollten, mich einigen Damen bekannt zu machen? Ich darf Sie unmöglich noch länger der Gesellschaft entziehen.“ —

In den langen Jahren der Zurückgezogenheit waren Regina's gesellige Talente eingeschlafen, — sie fühlte es nur zu deutlich, wie hölzern und steif sie sich zwischen den Damen bewegte, wie schwer ihr die Unterhaltung über die Tagesereignisse wurde, von denen sie eben nichts wußte. Kaum, daß der Tanz begonnen, suchte sie sich einen stillen, einsamen Winkel, und ehe sie es sich versah, war sie wieder mitten im gewohnten Grübeln über alles und jedes, ohne daß man sie darin gestört hätte.

„Endlich, gnädige Frau, darf ich Ihnen Gesellschaft leisten,“ sprach sie bald darauf Ebeling an, „ich dachte mir es wohl, daß Sie sich recht vereinsamt fühlen würden in dem großen, fremden Kreise,“ und der Doktor rückte sich einen Stuhl herbei, sich neben ihr niederzulassen. „Leider hielten mich dringende Wechselproteste bis zum letzten Augenblick fern, — wer hat Sie nun vorgestellt, gnädige Frau?“

Mit einem gewissen Gefühl von Sicherheit drückte sich jetzt Regina tiefer in ihren Sessel zurück. „Wenn ich gewußt hätte, daß ich Sie hier träfe, wäre mir das Kommen leichter geworden,“ bekannte sie aufrichtig. „Im übrigen hat sich ein kleiner Engel der Vereinsamten aufs liebevollste angenommen, die kleine Oberding ist wirklich ein herziges Mädchen!“

„Die dumme Fränze?“ lächelte der Doktor, und seine klaren Augen folgten lange aufleuchtend der eben vorüberflatternden lieblichen Tänzerin.

„Warum dieser Name?“ forschte Regina fast unwillig. „Er kann nicht verdient sein!“

„Sie haben recht!“ nickte Ebeling, „aber berechtigt oder nicht, sie trägt ihn unveräußerlich und mit vieler Grazie, wie Sie zugeben werden! Von der frühesten Jugend an nannte man sie so, da sie stets den Mahnungen ihres engelguten Herzens folgte ohne Sorge um die Folgen, die ihre unbedachten Schritte nach sich zogen. Von Kindheit an verschenkte sie unbeaufsichtigt die Sachen vom Leibe, wo sie Not zu sehen vermeinte, wie oft hat sie schweigend gehungert, weil sie ihr Frühstücksbrot dem ersten besten armen Kinde schenkte, das ihr blaß und verhungert über den Weg lief. Ach, ich könnte Ihnen noch viel viel mehr erzählen, auch wie ihre Gutherzigkeit aufs gröblichste mißbraucht wurde, doch wozu? Gottlob hat sie ja trotz aller trüben Erfahrungen noch nicht den geringsten Teil ihrer vollen, warmen Menschenliebe verloren. Ein beneidenswertes Menschenkind, die dumme Fränze!“ schloß er dann mit Wärme und blickte unverwandt zu dem jungen Mädchen hin, das in strahlender Heiterkeit und Frische herüberlächelte.

Verstohlen, mit leisem Lächeln betrachtete Regina ihren Nachbar. „Sie mögen Fräulein Oberding gern, Herr Doktor, nicht wahr?“ fragte sie mit herzlicher Teilnahme.

Ein wenig rot wurde Ebeling doch, als er beistimmend nickte. „Ja, — ich denke, es geht vielen so wie mir.“

„Und warum greifen Sie nicht zu? Dem Kühnen ist das Glück hold!“

Der Doktor zog langsam die Schultern hoch, während sein Blick dem ihren in voller Aufrichtigkeit begegnete. „Das gefeierte Mädchen dürfte mir, dem unscheinbaren, linkischen Gesellen, kaum ihre Neigung schenken, wenn auch vielleicht ein wenig Freundschaft. Nein, ich würde es nie glauben können, daß sie mich lieb hat! Ihr gutes Herz kann niemandem eine Bitte abschlagen, ehe sie jemandem weh thäte, brächte sie sich selbst zum Opfer, und bei einer Zurückweisung könnte ich den Schmerz wohl kaum verbergen, wenn ich es auch möchte! — Lassen wir das,“ wehrte er dann einer Gegenrede, — „vielleicht fügt es einmal ein gütiger Gott, daß ich es glauben darf!“

Tief ergriffen blickte Regina vor sich nieder. Beneidenswertes Weib, das je echte, rechte Liebe einflößen konnte. Ihr war es niemals vergönnt gewesen, und schweigend saß auch sie nun neben dem stummen Nachbar.

Als der Tanz verklungen, kam Franziska herübergesprungen. „Wie ernsthaft Sie aussehen, Herr Doktor, gilt es wieder einen Schurken vom Galgen loszuknüpfen oder gab es heut einen Extraskandalprozeß? Ach, es muß wunderbar in Ihrem Kopfe aussehen,“ plauderte sie weiter, indem sich sie neben Regina in einen Sessel warf, „was ist der Rechtsanwalt anders als der vom Staat bestellte Zänkeschlichter und Klatschhausfechter anderer Leute!“

Ebeling lachte hell auf. „Besten Dank, gnädiges Fräulein, also mein Beruf hat nicht Ihren Beifall?“ fügte er dann ernster hinzu.

„Leider hat man den Juristen noch keine hübsche Uniform verliehen,“ mischte sich jetzt auch Regina ins Gespräch, — „das ist wohl der Hauptmangel in Ihren Augen, gnädiges Fräulein. Welche Stellung wünschten Sie wohl ihrem zukünftigen Gatten?“

Die runden, strahlenden Augen Franziska's hingen schelmisch fragend an dem mächtigen Kronleuchter. „Darüber habe ich wahrhaftig noch nicht nachgedacht,“ meinte sie nach kurzer Pause, „aber wenn ich ihn lieb hätte und er mich, — schrecklich lieb, dann könnte er meinetwegen auch Schuster oder Schneider sein!“

Ebelingt senkte in leichter Befangenheit die Lider vor Regina's lächelndem Blick. „Einen Tanz bekomme ich heut nicht mehr?“ fragte er ablenkend und zog leise die eng beschriebene Tanzkarte aus Fränzen's Fingern. „Eine steife Française hätte recht gut noch für den alten Onkel gepaßt!“

„Wollen wir mogeln?“ fragte sie sogleich bereitwillig. „Wir reiben den Leutnantsnamen aus und schreiben dafür den Ihren hin. Wer will uns dann den Betrug beweisen?“

„Sagte ich es nicht?“ sprach Ebeling zu Regina hinüber, „sogar den schneidigen Tänzer giebt sie her, bloß um nicht „nein“ sagen zu müssen.“

„Was, schneidig?“ wehrte Franziska, „sehen Sie doch das „Gigerl“ an mit dem Monokel und den absatzlosen Plattfüßen, ganz von anderen Geschmacklosigkeiten zu schweigen! — Soll ich schnell einen Gummi holen?“

Doch dieser schüttelte beharrlich den Kopf, wenn auch die Augen so leuchtend an ihr hingen. „Lassen wir es lieber für heut. Mit den unrechtmäßigen Gemüssen ist das eine eigene Sache, sie schmecken meist recht bitter hinterdrein! Aber darf ich mir für den nächsten Juristenball am Sonnabend die erste Française ausbitten?“

„Kiesig gern,“ beteuerte sie lebhaft.

„Und Sie werden meinen Namen nicht streichen einem anderen Bittsteller zuliebe?“

„Aber Herr Doktor, ich werde Sie doch nicht betrügen?“ meinte sie listig lächelnd, indem sie sich erhob, „dann schicken Sie mir ja höchstens eine Klage über den Hals. Vor einem solchen gefährlichen „Prozeßhansel“, wie Sie sind, muß man sich wohl hüten“ und nickend und grüßend eilte sie zur Mutter hinüber, die ihr längst mit Augen und Hand gewinkt.

Ebeling wandte sich, als sie seinen Blicken verschwunden, tiefaufatmend an Regina. „Ist sie nicht ein Sonnenkind?“ fragte er in tiefer Innigkeit. —

Als man zur Française anspielte, gelang es Ebeling, Regina zur Teilnahme zu überreden, und bald genug hatte er auch ein Gegenüber gefunden, das sich gleich ihnen erst spät dazu entschlossen. Die große Fülle zwang die Festordner, mehrere Karrees zu bilden, trotzdem führte ein Zufall Bauer gerade in dasjenige, welchem Ebeling mit seiner Dame zugeteilt worden war, wenn auch in die der Längsrichtung nach aufgestellte Contrepartie, so daß Regina Muße hatte, ihn

und seine Partnerin genau zu betrachten, ein Unterfangen, das freilich nicht ganz ohne bittere Empfindung blieb.

Die Dame, welche Bauer zum Tanz führte, war wieder jene üppige, herrlich gewachsene Blondine, an deren Seite ihn Regina heut Abend schon zu wiederholten Malen zurückkehren sah, doch verlor der fast zu kleine Kopf derselben in der Nähe gesehen. Der Mund war zu voll, und der dicke Puder deckte nur schlecht den abgespannten Zug in seinen Winkeln, während die unruhigen Augen fast fieberhaft glühend hin und her schweiften. Es gab ein Etwas im Außern dieser Frau, das zurückstieß, ihr entschieden mißfiel. Ging das denn an Bauer, diesem feinfühligem Mann, so gänzlich spurlos vorüber?

„Wer ist jene Dame, mit der Herr Doktor Bauer tanzt?“ fragte sie endlich.

„Eine Frau von Kessius,“ gab Ebeling kühl abwehrend zur Antwort, dann ohne weiteren Zusatz führte er sie der Tanztour entsprechend ihrem Gegenüber zu.

So wenig sie Bauer bisher beachtet, folgten ihr jetzt seine Augen von Ort zu Ort, doch sie wich ihnen beständig aus, sein vermeintlich launenhaftes Wesen, das heut mit Aufmerksamkeit überschüttet und morgen grundlos übersieht, verletzte sie tief, und so widmete sie sich ganz dem Tanz, der je länger je mehr ihr Freude machte und ihr bald die alte Sicherheit zurückgab.

So verging eine Tour nach der andern, bis sich endlich auch die letzte anfügte, welche die Hände zur Kette in einander legt, ein unwillkommener Abschluß nach Regina's Geschmack, da sie kaum noch einen Herrn ihres Karrees kannte. Dennoch machte sie gute Miene zum bösen Spiel, was blieb ihr auch anders übrig, und den Kopf stolz in den Nacken geworfen, berührten ihre Fingerspitzen rechts und links die dargereichten Hände, bis plötzlich sekundenlang ihr Fuß am Boden haftete. Fühlte sie doch ihre Hand fest umschlossen und blitzschnell heftig gepreßt, daß es ihr fast einen Schmerzenslaut entlockte. Ein empörter Blick maß Bauer vom Scheitel bis zur Sohle.

„Wie gut Ihnen der Zorn steht,“ flüsterte dieser uneingeschüchtert im Vorüberschreiten, — dann drängten sich fremde Leute zwischen das Paar.

„Was ist Ihnen geschehen?“ fragte Ebeling, als sie anf ihrem Platz sich trafen mit einem unruhig forschenden Blick in ihr gerötetes Antlitz. „Bauer sprach mit Ihnen, ich sah es!“

„Er scheint sich eine seltsame Art im Umgang mit Damen angewöhnt zu haben!“ stieß sie noch atemlos hervor. „Eine eigene Sitte, Bekannte zu begrüßen.“

„Bleiben Sie ihm fern, wenn ich Ihnen raten darf, gnädige Frau,“ flüsterte der Doktor abgebrochen mit augenscheinlichem Widerstreben. „Sehr traurige Umstände haben ihm den Glauben an Frauentugend genommen, — der arme Mann,“ fügte er noch mitleidig, wie zu sich selbst sprechend, hinzu. —

Regina versuchte, sich in der nun folgenden Tanzpause einer liebenswürdigen älteren Dame zuzugesellen, die sie durch Franziska's Vermittlung kennen gelernt, doch war auch diese Annäherung nicht von langer Dauer. Eine losgelöste Schleife am Kleide ihrer Tochter zwang diese, sich mit dem jungen Mädchen in die Gar-

derobe zu begeben; als sie von dort zurückkehrte, wurde sie schon am entgegengesetzten Ende des Saales festgehalten, und so sehr es Regina bedauerte, die Dame kehrte nicht mehr nach dem früheren Platz an ihrer Seite zurück.

So saß sie wieder allein, doch hatte sich die anfängliche Beschämung in eine gewisse herbe Gleichgiltigkeit verwandelt. Sie konnte die Leute nicht zwingen, ihr Beachtung zu schenken, und mit einem gewissen Trotz lehnte sie sich fast behaglich zurück, das Treiben einzelner Gruppen und Persönlichkeiten zu beobachten.

Sie hatte sich ein Schälchen mit Eis genommen und langsam leer gelöffelt, als sie sich jetzt erhob, es auf ein nahebei stehendes Tischchen zu setzen, sah sie Bauer vor sich, der es ihr hart aus der Hand nahm.

„Ich glaube gar, Sie wollen sich selbst bedienen, vielleicht auch andere,“ spottete er, dann ließ er sich, ohne irgend eine Aufforderung abzuwarten, auf dem kleinen Sopha dicht an ihrer Seite nieder.

Er lachte hell auf, als er ihre abweisende Miene bemerken mußte, ohne sich doch um Zollbreite aus seiner bequemen Lage aufzurichten. „Wie können Sie eine derartig untergeordnete, unbeachtete gesellschaftliche Stellung ertragen,“ stieß er endlich mit fast verächtlicher Tonfärbung hervor.

Grelles Erstaunen verdrängte jeden anderen Ausdruck auf ihren Zügen.

„Wie meinen Sie das?“ fragte sie hastig, betroffen, wie gut er ihr Innenleben zu enträtseln wußte.

„Das Auftreten thuts, ganz allein die nötige Reckheit,“ gab er als Antwort zurück. „Sie haben, weiß Gott, das Zeug, sich mit diesen Leuten hier messen zu können, mit allen —“

Regina hob unruhig abwehrend die Hand empor. „In welchem großen Irrtum Sie befangen sind, Herr Doktor! Ich habe früher freilich auch einmal gedacht, mehr leisten und fordern zu können wie andere Menschen, doch das habe ich vergessen müssen, — das ist nun vorbei! —“

„Ihr Selbstvertrauen hat Schiffbruch gelitten, nichts weiter,“ entgegnete er ihr in rücksichtslosester Offenheit, „raffen Sie sich auf.“ —

„Als ob eine Frau im stande wäre, ihren Willen geltend zu machen,“ lachte sie bitter.

„Allerdings, eine Frau kann es eher wie jeder Andere! Die kleine Dosis Gewissen wird über Bord geworfen und dann: Schwelle die Segel, günstiger Wind!“

„Vielleicht haben Sie recht, — ich weiß es nicht! Da bisher keine Versuchung an mich herangetreten ist, der stand zu halten ich meine moralischen Kräfte hätte prüfen können, darf ich mit Berechtigung nicht widersprechen.“

Endlich richtete er sich aus seiner bequemen Lage auf, ihr starr — ungläubig in die Augen zu blicken. „Sollte sie wahr sein?“ dachte er, dann fügte er harten Tones laut hinzu: „Wenn ein Weib Mangel leidet, sei es, an was es wolle, so wird es ihm abzuhelpen streben, mit welchen Mitteln es auch wäre. Gegen das ungestüme, überwältigende Verlangen einer Frauenseele kommt das wenig ausgeprägte Rechtsbewußtsein allemal zu kurz!“

Von eigenen Rückerinnerungen gepackt nickte Regina langsam, hatte sie denn nicht auch nach einem Ziel gestrebt, um Himmel und Hölle, Leben und Sterben? War es ihr Verdienst, daß niemandem der Preis begehrenswert erschienen? „Ein schwaches, erbärmliches Geschlecht,“ bestätigte sie seine Worte.

Wie ruhig sie das sagte, als ob sie nicht selbst zu ihm gehörte. „Und Sie? Haben Sie sich wirklich mit einem alltäglichen, mühelos zu erreichenden Ziel begnügen können?“ forschte er dringlich.

Wie erwachend hob sie den tiefgesenkten Kopf. „Wer sprach von mir? Das stolzeste Schiff, dem Wind und Wetter das Steuer zerbrochen, muß sich willenlos der Strömung überlassen.“

„Ah, Sie hätten beim ersten Widerstand schon die Fahrt aufgegeben?“

Finster begegnete sie seinen Blicken, in denen sich deutliche Enttäuschung spiegelte. „Eines Kindes Hand ist schwach, — was fragt ein solches, wer sich seines lecken Schiffes erbarmt? Das hängt nur am Heut und freut sich der glücklich überwundenen Gefahr, — erst wenn das Morgen herankommt mit stiller See, dann beginnt es zu ahnen, wie es besser gethan hätte, sich der Barmherzigkeit der Wogen als der der Menschen anzuvertrauen! — Doch lassen wir das,“ forderte sie ablenkenden, kalten Tones, „sprechen wir von anderem!“

Längst hatte wieder ein neuer Tanz begonnen, doch Bauer wich nicht von ihrer Seite, und mancher Blick wanderte zu dem lebhaft plaudernden Paare hin. Wie viele der Gäste bemerkten erst jetzt die Anwesenheit der schlanken, blassen Frau mit den finsternen Augen. Sie mußte interessant sein, natürlich, würde sonst Bauer, der berühmte Bauer, ihre Gesellschaft suchen?

Der vom Hausherrn vorbereiteten Tischordnung nach führte der von aller Welt vergötterte Bauer Frau Mielle auch zum Souper, ein unerklärlicher Umstand selbst für die Intimen, der noch unverständlicher wurde durch das Benehmen Oberding's, der im Lauf der Mahlzeit oft genug mit listigem, vielsagendem Augenzwinkern das Glas erhob, ihm zuzutrinken, nachdem er im Vorüberschreiten schon ihm vertraulich auf die Schulter geklopft hatte mit den Worten: „Nun, sind Sie zufrieden mit mir?“

Regina selbst leistete längst in ihrem Herzen dem ihr unsympathischen Präsidenten ehrliche Abbitte. Mit welchem feinen Tactgefühl er der in diesem Kreise fremden Frau den fast einzigen Bekannten zum Tischnachbar ausgesucht, ungeachtet er damit gewiß manche berechtigte Hoffnung ihm näher stehender Damen vernichtet; denn daß ihr geistvoller, schöner Nachbar der Liebling aller Frauen seines Kreises war, daran konnte sie nicht mehr zweifeln.

Nachdem man sich an der Tafel niedergelassen, fand die junge Frau reichlich Muße, die Handschuhe von den schmalen Händen zu ziehen, da ein Zufall den Platz auf ihrer rechten Seite freigelassen zu haben schien und Bauer von seiner anderen Nachbarin, der schönen Frau von Kessius, rücksichtslos in Beschlag genommen wurde, unbekümmert um den eigenen Tischherrn und seine vernachlässigte Dame. Dann, als sie ihre Serviette ausgebreitet, hörte sie ungestört der lauten Unterhaltung zu, welche sich zwischen diesen entsponnen, die aber schon nach

wenigen Minuten tiefe Röte auf ihr Gesicht malte. Regina war durchaus keine prüde Frau; das Leben hatte sie reichlich gelehrt, vieles beim rechten Namen zu nennen, doch das Thema, welches hier in kurzen Bemerkungen und frivolen Redewendungen behandelt wurde, lief haarscharf auf der Grenze des Zulässigen, — nein, man hatte sie bereits überschritten!

Säh wandte sie den Kopf nach der anderen Seite, genug, daß sie das Ohr nicht vor der im lautesten Ton geführten Unterredung verschließen konnte, wenigstens ihr Auge wollte nicht die widerlichen, freien Bewegungen der üppigen, tief defolletierten Frau sehen, gegen die sie fast ein Gefühl von Verachtung zu packen begann. Wie war es möglich, sich derartig jeder weiblichen Scheu zu entkleiden?

„Nun, warum nehmen Sie nicht Teil an unserem Gespräch?“ fragte unmittelbar darauf Bauer, tief zu ihr hinabgeneigt, unbekümmert, jetzt seiner anderen Nachbarin wieder den Rücken zu kehren. „Sie sehen verstimmt aus, will mir scheinen. Hat Ihnen etwas an unserem Gespräch mißfallen?“

Die junge Frau vermochte nicht sogleich, die Lider zu heben, noch fühlte sie die Glut der Scham auf ihren Wangen, doch ihre Stimme klang fest, als sie ein: „Alles“ aussprach.

„Bah, eine Frau sollte nicht derartig kleinlich denken,“ wehrte er fast heftig, und dennoch hing ein eigener, weicher Blick an dem ernstesten, rotübergossenen Antlitz. „So hat Frau von Kessius also nicht Ihren Beifall gefunden, und doch hatte ich daran gedacht, gerade die beiden Damen näher mit einander bekannt zu machen? Übrigens eine Kollegin, gnädige Frau,“ fuhr er im leisen, freundlichen Scherz fort. „Nun, auch jetzt schweigen Sie noch? Sind Sie denn garnicht neugierig, näheres über Sie zu erfahren?“

Ein schüchternes Lächeln huschte über Regina's Gesicht, es wunderbar verjüngend. „Ein wenig doch,“ gestand sie ehrlich ein, durchaus sicher vor fremden Zuhörern, da alles ringsum in lebhafter Unterhaltung begriffen war.

„Also doch,“ nickte er befriedigt, „nun, ich habe Ihnen da von einem ziemlich interessanten Lebenslauf zu berichten. Vor allem, die Frau lebt geschieden von ihrem Gatten, — sie konnte nicht die Fesseln einer nüchternen Ehe und beschränkten Häuslichkeit ertragen. Was sagen Sie zu dieser Energie?“ forschte er mit einem lauernden Blick.

„Wie seltsam, sich für immer vom Gatten zu trennen,“ meinte Regina nachdenklich, — „doch, gewiß, ich bewundere ihre Willenskraft.“

„Wie kalt, ja gleichgiltig das klingt!“ schalt er fast ungeduldig, „als ob Sie nicht ahnten, wie einer derartig gefesselten Frau zu Mute sein muß!“

„In der That,“ unterbrach ihn Regina lebhaft, „es fehlt mir der Begriff für ihre Handlungsweise. Der Gatte steht der Frau so nahe, daß ich nicht verstehen kann, wie sie sich von ihm loszulösen im stande ist ohne die zwingendsten Gründe.“

Mit verzerrem Gesicht lachte er grell auf. „Was wollen Sie? Wenn Frau von Kessius sich in ihrer Ehe nicht befriedigt fühlte, sollte sie lieber nach anderer Frauen Weise den Gatten betriegen? — Ich hätte Ihnen übrigens nicht diese haus-

backenen Ansichten zugetraut!" schloß er wegwerfenden Tones mit finster gefalteten Brauen. Hatte er sie überschätzt? War sie ein schwankendes, sentimentales Weib wie die andern?

"Nun, so behalte ich nur recht, da ich Sie schon früher warnte, in mir nicht mehr zu suchen, als zu finden sei," entgegnete Regina „ein ganz alltägliches, kleinmütiges Seelchen!"

"Das sind Sie eben nicht," schnitt ihr Bauer das Wort ab. „Wenn ich doch im stande wäre, Ihnen eine kleine Dosis Selbstgefühl einzuflößen, wie bald schon ständen Sie auf dem Platz, der Ihnen gebührt, — über den Köpfen der Leute, hören Sie wohl? — Bringen Sie mir eine Ihrer Geistes schöpfungen," sagte er dann, „ich bin überzeugt, daß auf diesem Wege Ihnen am ersten und leichtesten geholfen werden könnte; seinen Namen gedruckt zu sehen, thut bei Ihresgleichen Wunder," dann verstummte er, da sich ihre Hand mit krampfhaftem Druck auf die seine legte.

"Bitte, Herr Doktor, lassen Sie das ruhen!" bat sie flehentlich mit zuckenden Lippen. „Wenn Sie wüßten, mit wie glühendem Verlangen ich in meiner Jugend auf dieser Straße vorwärts gestrebt habe, ohne je etwas zu erreichen, Sie würden meine Todesangst vor dem Wiederaufleben dieser Kämpfe, die ich nur mit meinem Herzblut einschläfern konnte, begreifen."

"Ich ahnte, daß Ihr Mut an dieser Klippe zerschellte," nickte er langsam, und ein warmer, weicher Schein legte sich blitzschnell kommend und gehend über seine flackernden, durchdringenden Augen. „Und nun wollen Sie wirklich im Troß verkommen? Nein, ich leide es nicht, ich will es nicht leiden," brauste er auf, „es wäre schade um Sie! — Hier, sehen Sie meine Nachbarin an," fuhr er schneller im Flüstertone fort, „kaum, daß sich ein Körnchen Talent in diesem ungestümen Weibe findet, doch Energie, Zähigkeit und Weltflugheit haben sie dennoch auf einen hervorragenden Platz gehoben. Heut jagt sie frei wie der Har dem Glücke nach, wenn es ihr auch wahrlich nicht darauf ankommt, der sogenannten guten Sitte ins Antlitz zu schlagen, wenn nur der erhaschte Genuß dem Preise entspricht, den sie gezahlt, und keiner wagt ihn ihr streitig zu machen. In verstecktem, wohlgeschütztem Winkel freilich mag sich manches Zünglein an ihr wehen, doch berührt sie das? Die berühmte Frau ist in jedem Salon wohlgelitten, trotzdem die schöne Frau so manchem ein Schnippchen schlägt. Im Gegenteil, ein jeder reißt sich, einen Strahl ihres Glorienscheines auf sich abzulenken, sie hat eben den Mut bei einem Atom von Talent, der Ihnen mit Ihrer reichen Begabung fehlt. Fragen Sie doch Lucciola, ob sie nicht glücklich ist?" Und sein Glas erhebend stieß er es mit hellem Klang an das der schönen Frau. „Auf daß es immer so bliebe!"

Die Augen Lucciola's glühten auf, als sie sich ihm zuwandte, die weitgeschweiften Flügel ihrer Nase blähten sich in übermütiger Daseinsfreude! Dennoch blickte ihr Regina ohne Neid ins Gesicht. Wohl, das Los dieser Frau mochte vielen begehrenswert erscheinen, ihr war es nicht jenes Dasein, nach dem sie dereinst so glühend verlangt. Sie kannte die Worte dieser Frau, auch ohne dieselben

gelesen zu haben, mit frecher Hand betastete diese das Geschick der Leute, mit gierigem Auge und Ohr spähte sie in die Welt hinaus, es sensationslüsternen Seelen wiederzuerzählen, was sie von Schmutz und Pikanterie erlauscht. Nein, das war es nicht, was sie ersehnt, trotz Lucciola's Ruhm und goldenem Lohn, — mitten im Hexensabbat des Lebens in heimlicher Begeisterung Gestalten erstehen lassen, so rein, so wahr in ihrem ganzen Menschentum, wie sie eben nur das Auge des Dichters sieht, das wollte sie, und sie denen zuführen, die mutlos mit dem Leben rangen, gleich ihr, zum Trost, zur Lehre, zur Warnung. Wie der Sturmwind möchte sie an den verschlossenen Thüren pochen, bis sie dem Gotteshauch aufgethan, aber auch mit scharfer Geißel jenes feile Gezücht treffen, das unerreichbar dem Arm des Gesetzes im dunklen Winkel nistet und mit seinem Gift, das es nach allen Seiten streut, Glauben und Tugend zerstört. Guter Gott, — was wollte sie nicht alles, wenn ein gnädiger Gott ihr die Macht und Kraft verliehen. Tief erblaßt hatte sie beide Hände gegen das wildpochende Herz gepreßt, das sich in plötzlichem, übermächtigem Empfinden krampfhaft zusammenzog. Und wenn sie nun die Macht hätte und ihr nur das Glück fehlte, wie Bauer gesagt, — wenn sie zu früh mutlos die Hände in den Schoß gelegt hatte?

„Doktor, ich bitte Sie um Gottes Barmherzigkeit willen, sagen Sie mir die Wahrheit?“ stieß sie ganz unvermittelt hervor, „halten Sie mich wirklich für fähig, mit der Feder etwas Ordentliches zu leisten? Doktor, ist es wirklich Ihre Meinung, daß ich Talent habe?“

Ein langer, ernster Blick streifte ihr tieferregtes Antlitz. „Talent? Nein, — in Ihnen steckt mehr als nur Talent!“

„Wer unruhvollen Geist hat, scharfen Blick.

Und auch viel Glück.

Entdeckt; —

Doch wer um Mitternacht vom Genius geweckt

Urkraft, Verhalt und Schönheit tief ergründet

Der nur erfindet!“ —

„Irrtum, Irrtum, — ich hätte ja einen Erfolg verzeichnen müssen,“ stammelte sie im vergeblichen Bemühen, jene unaussprechlich selige Hoffnung wieder zu ersticken.

„Unreife Früchte sind niemandem begehrenswert, auch nicht vom köstlichsten, edelsten Baum,“ wies Bauer sie bestimmten Tones zurück. „Anlagen, auch Anlagen des Genies, sind Erbe des Menschen, doch die Wissenschaft ihres Gebrauches niemals ein freiwilliges Geschenk aus den Wolken, mühsam und zäh will es erungen sein! Sie haben sich keine Zeit gelassen, auszureifen, das ist das ganze Geheimnis Ihrer Mißerfolge! Bringen Sie mir eine Arbeit und ich bin überzeugt, daß nach kurzer Belehrung schon Sie instinktiv das Rechte zu treffen wissen werden.“

Noch immer ungläubig und doch in strahlender Seligkeit blickte sie zu ihm empor. „O Gott, wenn es wahr wäre, — ich kann es ja nicht fassen, ich kann es ja nicht fassen!“ Dann plötzlich warf sie den Kopf in den Nacken, wie einem sich tiefer und tiefer auf sie niedersenkenden Bann zu widerstreben, ihn abzu-

schütteln. „Wer giebt Ihnen die Macht, meinem Munde zu entlocken, was ich nicht aussprechen gewollt?“ fragte sie in hervorbrechender Hestigkeit. „Das gesprochene Wort rollt wie eine Kugel immer weiter und weiter seinen Weg, wie soll ich es halten können?“

„Ich nehme Teil an Ihnen,“ erwiderte er in verändert kaltem Ton, „es giebt etwas in Ihrem Wesen, Ihren Augen, das ich mir verwandt fühle. Schade, wären Sie ein Mann, wir könnten Freunde werden.“

„Und eine Frau taugt nicht dazu?“

„Nein, denn nur der Mensch kann Freunde haben, der selbst versteht, ein solcher zu sein. Was weiß eine Frau von uneigennütziger Kameradschaft! Die Welt hat sich nach gerade an ihr ein enfant terrible großgezogen, das sie nicht achtet, ohne das sie aber nicht leben kann.“

„Doktor Bauer!“ fuhr Regina schwer verletzt empor, dann strich sie sich wie besänftigend über die schmale Stirn. Schweres Leid hatte ihn zum Weiberfeind gemacht, wie Ebeling ihr erzählte, daß dieses Leid von einer Frau ausging, brauchte ihr jetzt keiner mehr sagen, und der Zorn in ihrem Blick wandelte sich in tiefes Mitleid. Warum ihm fluchen, war er nicht verflucht genug? „Wie hart Sie urteilen, ganz abhängig von der eigenen düsteren Anschauung. Und Sie meinen stolz ein Freund sein zu können, wo Freundschaft nur auf dem heiligen Boden der Menschenliebe, der Achtung der Individualität gedeihen kann? Ihre Weiberfeindschaft macht Sie unfrei, Herr Doktor.“

„Was wissen Sie, eine Frau, von Freiheit?“

„Wenig genug, Sie haben recht, da man mich von Kindesbeinen an in Fesseln und Banden hielt. Darum auch blieb ich schwach und energielos, denn nur im Hauch der Freiheit kann sich Kraft und Selbstbewußtsein entwickeln.“

Wieder glitt der fragende, leuchtende Blick über sie hin, dann, ohne ein erklärendes Wort, wandte er sich fast rücksichtslos seiner anderen Nachbarin zu. Die Natur hat ja in fast jedes Weib eine Anlage zur Komödiantin gelegt, in Regina gewiß nicht die kleinste, wollte er sich so leicht täuschen lassen? —

Ebeling schüttelte immer wieder den Kopf. Er, der Bauer ebenso zu kennen meinte als den Präsidenten, zermartete sich vergeblich den Kopf über die Motive der Handlungsweise dieser beiden Männer, und ein schmerzhaft ängstliches Gefühl beschlich ihn, die schutzlose, vielleicht recht lebensunfluge Frau, die er wahrhaft schätzte, so im Dunkel tappen zu sehen, ohne einen Lichtschimmer auf ihren Weg leiten zu können. Aufmerksam beobachtete er an den Kandelabern, Weinkaraffen und Blumenarrangements, die den Tisch zwischen ihnen füllten, vorbei Bauer's lebhaft Unterhaltung, Regina's erregtes Mienenspiel, den Farbenwechsel in dem sonst bleichen, regungslosen Gesicht, dort wurden kaum oberflächliche Ballgespräche geführt. Bauer war Frauenherzen nur zu gefährlich, die Gesellschaft mußte von manchem Triumph zu erzählen, wie viel leichter würde er daher Einfluß gewinnen über eine innerlich unbefriedigte Frau wie Regina, denn abgesehen von jeder Schuldfrage mußte Ebeling längst zugeben, daß es zwischen Mielke und seiner Gattin nicht war, wie es sein sollte. — Vielleicht wandelte seine ernste

Freundin schon dicht am Abgrund hin? Wie ihre Augen leuchteten, wenn sie zu ihrem Nachbar aufblickte, ihm zulächelte! Welchen seltsamen Kontrast der junge, halbgeöffnete Mund zu den müden, ernstern Augen bildete. Was gab Bauer die Macht, der finsternen Frau ein Lächeln abzugewinnen? Unverwandt schaute er hinüber, wenigstens mit Blicken ihr reges Zwiegespräch zu überwachen, und so mußte er weiter wahrnehmen, wie der Doktor jetzt ohne jede Vorsicht eine rote Kamelie aus dem Blumenfass vor sich zog, sie Regina zu überreichen, unbekümmert um die Zerstörung, die er angerichtet. Freilich, der verwöhnte Liebling der Frauen brauchte sich nicht vor dem Zorn der Wirtin fürchten, man verzieh einem Bauer mehr als geknickte Blumen, und sorgenvoll fragte sich Ebeling, ob es nicht seine Pflicht sei, zu warnen und zu mahnen in aller Dringlichkeit, so lange es noch Zeit war?

Gedankenvoll wandte er den Kopf ab, das „wie“ zu überlegen, als er sich plötzlich straff emporrichtete. Hatte er doch in dem erst jetzt bemerkten Spiegel sich gegenüber Franziska's Bild entdeckt, die vom Nebenzimmer her mit weitgeöffneten, fast ängstlichen Augen ihn beobachtet zu haben schien; denn als sich ihre Blicke begegneten, senkten sich die Lider in tiefer Verlegenheit.

„Fränze, kleine, goldene Fränze“, dachte er mit klopfendem Herzen, was gäbe er in dem Augenblick darum, zu wissen, ob ihre Blöße Zufall oder — ihr Werk waren, und seine Blicke hingen unverwandt an dem lieblichen Köpfchen, in ihren Augen die Antwort zu finden, doch so lange er auch wartete, sie schaute nicht ein zweites Mal mehr in den verräterischen Spiegel. Sie hatte ja nach allen Seiten hin so ungeheuer viel zu erzählen. —

Als die Gäste nach Aufhebung der Tafel wieder den Tanzsaal aufsuchten, gelang es Ebeling nicht mehr, vor Beginn des Tanzes ein paar Worte von der durch die Gäste umringten Tochter des Hauses zu erlangen, so sehr ihn auch danach gelüstete, doch das warme, freudige Gefühl in seiner Brust blieb ihm, und das glückstrahlende Geschöpf, das sich fast vom ersten Blick an seines Herzens bemächtigt, wenigstens mit den Augen ungestört verfolgen zu können, zog er sich in die tiefe, mit schweren, dichten Plüschportieren verhängte Thürnische zurück. Vielleicht gelang es ihm doch noch, ihre Liebe zu gewinnen.

„Sie sind schlechter Laune, schöne Frau“, hörte er jetzt in nächster Nähe den Präsidenten sprechen, „was in aller Welt kann Ihre Stirn derartig mit Runzeln verunzieren?“ Und gleich darauf ließ sich der alte Herr mit Frau von Kessius dicht neben der Thür nieder.

Lucciola's Antlitz zeigte auch wirklich unverschleierten Ärger, an dem der Präsident jedoch nicht ganz unschuldig zu sein schien, der abweisenden Stellung nach, welche die schöne Frau eingenommen. „Was soll das mit dieser simplen Mißthe?“ stieß sie heftig hervor. „Kollegin nennt er sie, doch ich kenne kein einziges Werk von ihr, dennoch hat mich Bauer um ihretwillen bei der Mahlzeit ganz unverzeihlich vernachlässigt. Ich werde es ihm gedenken, dessen darf er versichert sein!“ schloß sie mit funkelnden Augen.

Mit einem häßlichen Lächeln nahm der Präsident den Fächer aus den Händen der erregten Frau. „Dichterlaunen sind unberechenbar, das sollten Sie doch selbst wissen, Lucciola. Bauer findet nun einmal augenscheinliches Gefallen an dieser Sappho der Zukunft, dieser unter uns gesagt wirklich herzlich unbedeutenden Frau, und ich als sein guter Freund thue nur meine Schuldigkeit, wenn ich ihm nach besten Kräften Gelegenheit gebe, mit ihr zusammen zu treffen, ihr — näher zu treten.“

„Ei, Fückslein, wie schlau, ihn auf diese Weise unschädlich machen zu wollen —“

„Wie meinen Sie das?“ fragte Excellenz mit hochgezogenen Brauen und einer gewissen Unruhe in der Stimme.

„Bah, Sie haben Bauer dereinst betrogen, nun thun Sie das Ihre, ihn demselben Sumpf zuzutreiben. Kann ein Schelm noch den andern richten?“

Ebeling war sehr blaß geworden, als er hervortretend das Paar mit festem Blick musterte. Sie sollten es wissen, daß er ihr Zwiegespräch vernommen und ihren Anschlag zu bekämpfen wissen würde. Sein ehrlicher Sinn litt es nicht, mit geschlossenem Bezier zu streiten, auch da nicht, wo offene Parteinahme ihm vielleicht seine sonnige Hoffnung für immer zerstörte.

Eilig durchschritt er den Saal, Regina aufzufinden, — um jeden Preis mußte er das Netz zu zerreißen suchen, das man heimtückisch um jene Frau zu spinnen begonnen, und als er sie gefunden, zog er ihren Arm fast heftig durch den seinen.

„Kommen Sie, gnädige Frau, ich habe ein ernstes Wort mit Ihnen zu sprechen,“ setzte er erklärend hinzu nach sorgenvollem Blick in die blitzenden Augen, auf die glühenden Wangen, und zog die Willige weiten Schrittes durch den Saal, einem ihm bekannten abliegenden Zimmer zu, wo er ungestört mit ihr zu sprechen hoffen durfte.

„Teufel, was soll das,“ meinte ärgerlich der Präsident, an dem sie vorübergingen, „ich glaube wahrhaftig, der Bursche macht mir mit spitzfindigen Warnungen alle meine Mühe zu schanden.“

„Warum waren Sie auch so unvorsichtig, das so laut in die Welt hinaus zu schreien,“ entgegnete Frau von Kessius achselzuckend, dann raffte sie mit schnellem Griff die schimmernde rote Atlasrobe zusammen. „Ich will hören gehen, was er ihr zu sagen hat, vielleicht bieten uns die nächsten Minuten Stoff zu einem pikanten Romankapitel,“ und ohne irgendwelche Rücksicht auf den Zurückbleibenden folgte sie dem Paar in angemessener Entfernung.

Weder Regina noch Ebeling waren gewöhnt, Lauscher zu fürchten, daher ließen sie alle Vorsicht außer acht, als sie sich in dem einsamen Zimmer niederließen, und machten es Frau von Kessius sehr leicht, die ihnen im Rücken geräuschlos eine reichlich drapierte Thür geöffnet, ihr Vorhaben auszuführen.

„Schon einmal warnte ich Sie vor Bauer, gnädige Frau,“ begann Ebeling ohne jede Umschweife, bestrebt, in kurzer Zeit so viel als möglich zu sagen, „doch veranlaßt mich sein Wesen und das seines — Freundes, Ihnen, die ich hoch-

schätze und deren Frieden mir heilig ist, meine Warnung in deutlicherer Form vorzutragen. Ich weiß aus eigener Erfahrung, wie hinreißend liebenswürdig dieser Mann sein kann," sprach er schneller weiter, mit nachdrücklicher Handbewegung eine Einrede der bestürzten Frau zurückweisend, „doch gnädige Frau, leider darf ich Ihnen nicht verschweigen, daß Bauer dem Rufe jeder Frau schadet, der er näher tritt, da er keinem ein Hehl daraus macht, wie sehr er das weibliche Geschlecht im ganzen und einzelnen verachtet. Ein trauriges — ja ein unverdientes Schicksal hat ihn auf diesen Standpunkt gestellt, wohl, ich will Ihnen davon sprechen, entgegen meinem Widerwillen gegen jede Indiskretion, nur dadurch kann ich hoffen, Ihnen ein klares Bild des Mannes zu geben. dessen Annäherung Sie fliehen müssen unter allen Umständen."

„Bauer ist aus bescheidenen Verhältnissen hervorgegangen," sprach er in rasch sich folgenden Worten, — „in seiner ersten Novelle hat er seine drückende Lage selbst unendlich rührend beschrieben, wie er gehungert und gedarbt hat, um der geliebten Mutter willen, wie er auch mit eisernem Fleiß und Energie vorwärts strebte, ihr ein sorgenfreies Leben zu bereiten, vor allem aber jenen Sonnenstrahl einstmals ins Haus zu leiten, der sein Kinderleben erhellt, seine Sünlingsjahre zum Troß aller Entbehrungen so freundlich gestaltet. Von früher Jugend an hing er an einem kleinen Mädchen, gleich ihm armer Leute Kind, unter dem Druck des Mangels groß geworden, — für sie hat er gestrebt und freudig geschafft, bis er ihr endlich ein Heim bieten konnte. Ich spreche weit-schweifig, gnädige Frau" unterbrach er sich, „doch ist es eine Notwendigkeit, spätere Ereignisse in ihren Folgen ganz übersehen zu können. — Was ich aus Bauer's Munde und dem anderer Leute erfahren, läßt Lotte als ein schönes, genußsüchtiges, unbesorgtes Wesen erkennen, das gleich ihm aus beengenden Verhältnissen hervorgegangen, sich mit vollen Zügen dem Leben in die Arme warf. Mir war sie mit ihren unruhig flackernden Augen, der horchenden Haltung ihres Kopfes, ihrem unstäten, zerfahrenen Wesen unheimlich von der ersten Stunde unserer Bekanntschaft an, trotz aller Anerkennung ihrer wilden, zigeunerhaften Reize.

Im Bauer'schen Hause ging es lebhaft zu, es bildete den Mittelpunkt eines großen, anregenden Kreises, trotzdem Bauers kein Vermögen hatten, wie ich Ihnen sagte. Die Leutchen lebten von der Hand in den Mund, ohne sich Sorgen um das Morgen zu machen, jeder Tag hatte ja seine Plage, dennoch brauchte Bauer nur selten seiner Frau, die er auf Händen trug, einen Wunsch abzuschlagen, da seine Einnahmen mit jedem Monat sich vermehrten, wie sein Ruf als Schriftsteller und Redakteur an Ansehen zunahm.

Jahrelang ging das so in Saus und Braus, bis plötzlich Frau Bauer zu kränkeln begann. Der zarte Körper ertrug augenscheinlich nicht das wilde Leben, doch die begehrlische Frau wollte nichts von Schonung wissen, war doch ihre Seele nur ein Durst nach Lust und Abwechslung! Als ich ihr einmal Vorwürfe machte über ihr rasendes Tanzen, lachte sie mir nur hell ins Gesicht. „Schonen soll ich mich? Warum vor der Zeit sterben, — nur Genuß ist Leben!" —

Was alle kommen sahen, nur Bauer nicht, geschah, nach kurzem Kranklager, auf dem Frau Bauer noch glühend im Fieber bis zum letzten Augenblick neue Vergnügungen plante, starb sie und ließ einen verzweifelden Gatten zurück.

Da half kein Trost, keine Freundesliebe, der Gedanke an seinen Verlust beherrschte ihn bis nahe zum Wahnsinn. So lange die Leiche im Hause war, gelang es keinem Menschen, zu ihm zu gelangen, nicht einmal den Bitten und Thränen der geliebten Mutter, die ihre Heimat in seinem Hause gefunden, konnten Einfluß über ihn gewinnen.

Die zahlreiche Familie seiner Frau hatte sich unmittelbar nach ihrem Hinscheiden in wenig zartfühlender Weise an mich gewendet, ihren Vorteil bei der Nachlaßregulierung zu vertreten, und meine Pflicht zwang mich daher, unmittelbar nach der Beerdigung mir Eingang bei Bauer zu verschaffen. Ich fand ihn zum Skelett abgemagert, totenbleich hinter den dicht verhängten Fenstern von Lotten's Zimmer, und ich sah bald genug ein, daß hier mit tröstlichen Phrasen nicht gedient sei, und so begann ich in meiner Ratlosigkeit ohne Umschweife ihn von dem geschäftlichen Zweck meines Kommens zu unterrichten.

Anfänglich schien er es nicht zu fassen, was ich verlangte, bis er plötzlich mit tiefem Stöhnen die Hände an die Schläfe preßte. „Ich soll mich von einem Stück trennen, das Lotten wert gewesen, das sie berührt? — Unmöglich, Ebeling, unmöglich! — Sie mögen es abschätzen, so hoch Sie es wollen, und die Summe soll den Erben ungeschmälert zugehen, — doch ich gebe kein Stück her, um keinen Preis!“ und dabei sprang er auf, alle Behältnisse zu öffnen, sich noch von dem Dasein seiner Schätze zu überzeugen oder mir vielleicht schon zur Abschätzung Einblick gewährend.

Auch zum Damenschreibtisch war er getreten, seine Schübe herausziehend, und unaussprechlich schmerzlich starrte er auf seine Heiligtümer nieder, die ihm aus dem Fach entgegenblickten, ihre Schmucksachen. Erinnerete ihn doch jedes Stück an eine glückliche Stunde, einen seligen Tag mit ihr zusammen.

„Dies war mein erstes Geschenk für Lotte an ihrem Einsegnungstage,“ murmelte er, auf ein kleines Medaillon deutend, „guter Gott, wie habe ich gedarbt, ihr diesen Wunsch zu erfüllen! Meine Lotte, meine arme, kleine Lotte, hatte so große Freude an goldenem Tand! — Dann hier diese Brillanten trug sie zur Trauung, an dem Tage, da sie mein wurde, ganz mein,“ und ein laut- und thränenloses Schluchzen rüttelte an seinem Körper, — „dann dieses — O diese Kette, diese verfluchte Kette,“ schrie er plötzlich auf, eine mattschimmernde Perlenschnur heftig auf die Tischplatte schleudernd. „Warum habe ich ihr damals diesen Wunsch versagt, ihren letzten“, und sich in den Sessel nebenbei werfend, drückte er den Kopf tief in die Polster desselben.

„Allezeit hatte ich Perlen geliebt,“ sprach Ebeling heiser weiter, „und ohne zu wissen, was ich that, nahm ich den Schmuck empor, die ebenmäßigen, silber-schimmernden Tropfen zu bewundern. „Niemals bisher sah ich so vollkommene Perlen,“ sagte ich, nur bestrebt, das furchtbare Schweigen zu brechen.

Bauer hob langsam den Kopf, und ein unsäglich wehes Lächeln irrte um seinen Mund. „Sie lassen sich täuschen, wie wir anderen auch, Sie halten eine gute, doch wertlose Nachahmung in Händen! — Doch, doch“ beharrte er auf mein ungläubiges Kopfschütteln, „hören Sie nur, wie Lotte zu ihnen gekommen ist!“

„Wir, meine Frau und ich, wanderten zur Weihnachtszeit mit einigen näheren Freunden die Straße entlang, — ich entsinne mich noch so genau jener Dämmerstunde, in der uns der tolle Wilecky, der seitdem auch gestorben ist, und Oberding begleiteten. Lotte liebte es, an den Schaufenstern stehen zu bleiben, sich an den im hellen Licht erstrahlenden Auslagen zu freuen, und wir kamen willig ihrem Verlangen nach.

Wir ist es, als sei es erst gestern, als sie unbekümmert um die Passanten hinter und neben uns mir vor einem Juwelierladen um den Hals fiel. „Ulrich, die Perlenkette muß ich haben, goldner, süßer, sieh nur, wie herrlich,“ und sie zeigte mir eine in Größe und Färbung ähnliche wie die, welche Sie in der Hand halten, und die, auf milchweißen Samt gebettet, ihr in der hellen Beleuchtung in die Augen gefallen war.

Es war zur Weihnachtszeit, dann hatte ich ein reichliches Honorar für ein neues Werk in der Tasche, und es ist mir allezeit schwer geworden, meinem Liebling einen Wunsch abzuschlagen“ erzählte mir Bauer mit zitternder Stimme, „sie war mir ja von jeher alles, — Licht und Leben, hieß mich da nicht die Pflicht, ihr freudig alles opfern, was ich erwarb? Dennoch, nachdem ich mich ohne Zögern in dem Laden nach dem Preise des Kleinods erkundigt, mußte ich ihre Bitte zurückweisen — mit schwerem Herzen! Die geforderte Summe war mir unerschwinglich!“

„Zwei, drei Tage grollte mir Lotte, — sie lief davon und ließ mich allein im öden Haus zurück, scheinbar unzugänglich allen vernünftigen Auseinandersetzungen, dann am vierten Tage kam sie mir mit der ganzen alten Fröhlichkeit entgegen.

„Was habe ich,“ fragte sie mich, auf ein schlichtes Pappkästchen in ihrer Hand deutend, dann, als ich ratlos den Kopf schüttelte, öffnete sie den Deckel, und ich sah diese Bourguignons dort auf rosa Watte gebettet vor mir.

Anfänglich war ich sprachlos, doch sie sprang und lachte nur wie ein Kobold im Zimmer umher. „Auch du läßt dich täuschen, o du fluger, fluger Mann!“ jubelte sie, dann sich mir auf die Knie schwingend, bekannte sie mir, daß die abschlägige Antwort vor den Freunden sie tief „gewurmt“ habe, „tiefer als die ganze Sache wert sei!“ Nun ihr der Zufall diese Nachahmung in die Hände gespielt, hatte sie allen Kummer vergessen und bettelte nur immer wieder: „Trotz deines Abscheues vor unechten Sachen lasse sie mich tragen. Nur ein einziges Mal wenigstens lasse sie mich vor den Freunden schmücken, ich ertrage den Gedanken nicht, in ihnen Zeugen einer mir abgeschlagenen Bitte zu sehen.“ —

„Wie oft hat sie Lotte dann getragen,“ bekannte mir Bauer, ruhelos im Zimmer auf- und niederschreitend, „mußte ich doch selbst gestehen, daß diese schimmernden Tropfen wunderbar mit ihrer dunklen Haut kontrastierten. Ach,

Lotte, arme Kleine, du mußt dich mit wertlosem Tand schmücken, weil dein Mann im engherzigen Geiz dir diese Freude versagte!" brach es noch zum Schluß in rührender Anklage von seinen Lippen. —"

Einen Augenblick hielt jetzt Ebeling im Sprechen inne, die Erinnerung an jene Szene hatte ihm heut noch Schweißtropfen auf die Stirn getrieben, doch Regina's weitgeöffnete, feuchtschimmernde Augen, ihr bebendes: „weiter, weiter!" ließ ihm nicht lange Zeit, und so fuhr er schwer atmend fort:

„Ich hielt noch immer jene unselige Kette in Händen und ohne eine Ahnung vom dem, was kommen sollte, — ich war zehn Jahre jünger und unerfahrener, — nur bestrebt einen Irrtum zu lösen, sagte ich: „Und doch Bauer, die Perlen sind echt," und einen Hammer ergreifend, der vielleicht noch vom Dekorieren des Sarges her liegen geblieben war, führte ich einen starken Schlag auf die unverfehrt bleibenden Perlen. „Ich bin Kenner, Bauer, das sind keinesfalls Bourguignons."

Wie von Sinnen starrte er mich an, dann riß er mir den Hammer aus der Hand, um wie irrsinnig Schlag auf Schlag niederschmettern zu lassen, bis er ihm aus den bebenden Fingern fiel und er halb bewußtlos in den nächsten Sessel sank.

„Gelogen," feuchte er, dann mit einem herzerreißenden Laut richtete er sich mühsam empor. „Lassen Sie mich allein," lallte er mit flehendem Blick, und ich konnte ihm nicht widerstreben.

Vor der Thür schon begann ich zu ahnen, was diese Entdeckung im Gefolge haben konnte, und voll ängstlichen Mitleids horchte ich, in die Ecke neben die Thür gedrückt, was Bauer beginnen werde.

Ich hörte ihn unsicheren Schrittes da und dorthin treten, dann kam er näher, den Hut in die Stirn gedrückt, ein kleines Päckchen in der Hand, verließ er endlich schwankend das Zimmer, um schwer auf das Geländer gestützt die Treppe mühsam hinabzusteigen.

Dicht neben der Hausthür befand sich ein Droschkenstand, er bestieg einen Wagen, ich den zweiten, mit der Weisung, ersterem zu folgen. Ich hielt es für meine Ehrenpflicht, ihn zu überwachen, soweit es in meiner Macht stand. Wie ich vermutet, hielten die Gefährte bald vor einem großen Juweliergeschäft auf der Jägerstraße, und unmittelbar, nachdem er den Laden durch den im Flur befindlichen Eingang betreten, stand auch ich schon hinter der Glasthür, bereit, für den Schmerzbethörten zu handeln, wenn nötig.

Da alles um mich her still blieb, ich hatte die Hausthür hinter mir geschlossen, hinderte mich kein Geräusch noch greller Straßenlärm, jedes Wort seiner Fragen zu verstehen, ebenso die Antwort, nach welcher im Dezember ein älterer Herr, der in Begleitung einer schönen, jungen, tiefbrünetten Dame gekommen, allerdings diese Perlen gekauft habe. Als aber Bauer nach näherem zu forschen begann, zuckte man plötzlich die Achseln, — ohne daß er in seiner furchtbaren Erregung jene Winke bemerkt hätte, die der Ladeninhaber blitzschnell seinem Personal gegeben. Mochte sich dieser doch berechtigter Weise sagen, daß ein Mensch, der

so blaß und verstört aus hohlen Augen ins Leere starrt, nicht um einer Kleinigkeit willen nach Einzelheiten fragt.“

„Furchtbar, furchtbar,“ murmelte Regina, die Hand über die Augen gepreßt. „Großer Gott, welcher Schurke konnte den Beflagenswerten um sein Heiligstes betrügen?“

„Sein Freund und — Ihr Gönner Oberding,“ stieß Ebeling ingrimmig hervor. „Nun werden Sie auch vielleicht begreifen, wenn ich Sie auch vor der Gunst dieses Mannes warne. — Ja so, Sie werden Beweggründe für diese Anklage hören wollen,“ faßte er sich, auf ihre Geste des Entsetzens hin, „ich nahm mir damals einen der jungen Leute vor, den kennen zu lernen ich keine Mühe scheute, und die mir unbedenklich gegebene nähere Beschreibung ließ mir auch nicht den geringsten Zweifel an der Person Oberdings. Bauer selbst hat nie etwas Genaueres erfahren, doch die furchtbare Veränderung, die damals urplötzlich mit ihm vorging, läßt nur zu sehr annehmen, daß er den Zusammenhang, wenn auch nicht die Persönlichkeit ahnt, wohl glaublich, da seine Frau allezeit von einem Schwarm Verehrer umgeben war, deren Annäherung er in seinem sicheren Besitzgefühl nie die geringste Schranke gesetzt.“ — „Glauben Sie mir nun, wenn ich Ihnen sage, daß Bauer jede Achtung vor Ihrem Geschlecht verlor, Frau Regina?“ fragte er dann eindringlich nach kurzem Schweigen, indem er sich erhob und ihr den Arm reichte, sie in den Tanzsaal zurückzuführen. „Glauben Sie mir, daß keine Frau etwas Gutes von ihm zu erwarten hat?“

Wie in einem schweren, langen Traum befangen, folgte ihm Regina. „Armer, — armer Mann!“ —

Erst als das Paar auch das Nebenzimmer durchschritten, öffnete sich die Thür, hinter welcher Frau von Kessius gelauscht. „Pifant, äußerst wirkungsvoll,“ nickte sie tief befriedigt, indem sie vor dem Spiegel die kunstvolle Frisur einer sorgsamten Prüfung unterzog. „Ob man wohl um Stoff zu sorgen hat, wenn man Auge und Ohr offen hält? Ich denke, vier Wochen in Ostende sind nun gesichert!“ —

Ein unendliches Mitleid hatte sich Regina's bemächtigt, das jede andere Regung in den Hintergrund drängte, sie zwang, als sie sich in einer Ecke des Tanzsaales niedergelassen, ihre Augen nicht von Bauer zu lassen. Die fröhliche Maske, die er vorgenommen, hielt vor ihren Geistesblicken nicht mehr stand, durch sein Lachen klang das Schluchzen seines zertretenen Herzens, der zornige Schrei seines genarrten Stolzes. Armer, armer Mann!

Wie erwachend schrak sie auf, als jetzt des Gatten Stimme sie anredete, das erste Mal an diesem Abend, trotzdem sie ihn oft genug in ihrer Nähe hatte plaudern sehen. Auch jetzt sprach er sie nur an in dem Begehren nachhause zu gehen, augenscheinlich war er nicht allzurofiger Stimmung, vielleicht, daß man ihm nicht die Aufmerksamkeit geschenkt hatte, die er erwartete.

„Komm,“ sagte er herrisch, „ich denke, wenn wir uns dort von Exzellenz empfehlen, genügt das“, und ihr nur um der äußeren Form willen den Arm

bietend, führte er sie dem Präsidenten zu, der unweit des Ausganges mit einem alten Herrn lebhaft plauderte.

„Sie wollen schon fort?“ fragte dieser im Ton unruhiger Überraschung. „Ich glaube, unser Amtsrichter ist als Ehemann ein wenig bequem geworden und liebt es mit den Hühnern das Lager zu suchen. Aber um der Gattin willen sollten Sie das schon niederkämpfen, — Ihre Frau Gemahlin hat augenscheinlich emsig wie eine Biene Stoff und Anregung gesammelt, für eine Schriftstellerin —“ „ah, ich weiß alles,“ lächelte er, sich unterbrechend bei der unwilligen Kopfbewegung Mielses, — „die verehrte Frau ist nicht so verschlossen wie der mißgünstige Gatte. Warten Sie, warten Sie,“ drohte er scherzend, den Amtsrichter fest am Rockknopf fassend, „Ihr wohlwollender Chef wird Sie in Disciplinar-Untersuchung nehmen wegen böswilliger Verheimlichung so wichtiger Familienangelegenheiten! Doch Ihre Gattin sieht jetzt wirklich blaß aus,“ fuhr er lässiger fort, nachdem ein langer Blick ihn überzeugt, daß Bauer keine Notiz vom Scheiden des Paares zu nehmen schien, „ich will Sie gewiß nicht unnötig aufhalten!“ Dann drückte er den Gästen noch herzlich die Hand, versprach der Gattin getreulich die Gründe der Scheidenden auseinanderzusetzen, die Empfehlungen nicht zu vergessen und — gähnte ziemlich unverfroren, als das Paar hinter der Thür verschwand.

(Schluß folgt.)



Emin Pascha in Zentralafrika.

Erinnerungen

von

Robert William Felkin.

Als der Herr Herausgeber der Deutschen Revue die Aufforderung an mich richtete, meine Erinnerungen an meine persönliche Begegnung mit Emin Pascha zu veröffentlichen, hat er mir eine Aufgabe gestellt, welche mich mit sehr großer Befriedigung erfüllt hat, und ich komme der an mich gerichteten Bitte um so lieber nach, als auch ich das große Interesse theile, welches jetzt ganz Europa dem zu Bagamoyo so schwer daniederliegenden Manne zugewandt hat; wird doch selbst im günstigsten Falle noch eine geraume Zeit vergehen, ehe dem europäischen Publikum sein lebhafter Wunsch, den berühmten Mann persönlich zu sehen, erfüllt werden kann.

Obgleich seit jener Begegnung mehr als zehn Jahre verflossen sind, erinnere ich mich derselben doch noch aufs lebhafteste. Sie fand am Abende des 8. Oktober 1878 statt, etwas südlich von der Missionsstation zum heiligen Kreuze am weißen Nil, einem Orte, welcher eine sehr traurige Berühmtheit erlangt

hat. Denn hier haben viele wackere Männer ihr edelherziges Bestreben, den schwer zugänglichen Schwarzen die Segnungen der Religion und der Gesittung zu bringen, mit dem Leben bezahlt. — Bis zum dritten Tage vor meiner Begegnung mit dem damaligen Emin Effendi hatte ich auf meinem Dampfer in jenen schwimmenden Grasmassen, welche der weiße Nil in so unglaublichen Massen herabwälzt, vierzig Tage lang wie ein Gefangener festgefessen, ein Ereignis, welches nicht danach angethan war, meine Laune besonders froh zu stimmen, und ich war wirklich von Herzen erfreut, als ich endlich Hilfe gefunden hatte und mein Fahrzeug mit vieler Mühe durch die dichte Grasbarriere hindurch geschleppt worden war. Wir hatten darauf einige Zeit an der Station von Schambil¹⁾, gehalten, um Holz einzunehmen, und waren jetzt, am 8. Oktober 1878, in rascher Fahrt nach dem Süden begriffen. Während des kurzen Zwielichts ging ich meinen Gedanken nach. Ich dachte an meine nähere und fernere Zukunft, besonders aber an den Empfang, den ich von seiten des Statthalters zu erwarten hatte. Denn die Beamten in Schambil hatten mir gesagt, daß Emin von der Störung meiner Reise in Kenntniß gesetzt worden sei, und daß er uns voraussichtlich zu Hilfe kommen werde. Ich konnte daher voraussetzen, daß ich in allernächster Zeit mit ihm zusammentreffen mußte. Schon in Chartum hatte ich aus Gordon Paschas und anderer Leute Munde vieles über Emin Effendi gehört, man sagte mir, er sei ein gelehrter Mann, Gordon hatte sich rühmend über ihn ausgesprochen, und dabei schien ein gewisses Geheimniß über seiner Persönlichkeit und insbesondere über seiner Herkunft zu schweben; während viele ihn als Deutschen bezeichneten, wollten mich andere wieder glauben machen, er sei Türke und mohammedanischen Glaubens, und so begreift es sich, daß ich auf diese Bekanntschaft nicht wenig gespannt war. Mitten aus meinen Gedanken heraus erschreckte mich die schrille Pfeife unseres Dampfers, ein Signal, welches von einem andern Dampfboote sofort in gleicher Weise beantwortet wurde. Alles geriet in die lebhafteste Aufregung, und nachdem wir eine Biegung des Flusses umfahren hatten, erblickten wir schon das andere Dampfschiff, welches sich uns in rascher Bewegung näherte; von allen Seiten hieß es, der Statthalter sei dort an Bord. Ohne Zeitverlust werden die Fahrzeuge aneinander festgemacht, wir warfen noch den letzten Blick auf unseren Anzug und begaben uns dann an Bord des anderen Schiffes, um dem Statthalter unsere Aufwartung zu machen. Ich brauche mein Gedächtnis noch heute nicht im geringsten anzustrengen, um mir den gewinnenden Eindruck wieder zu vergegenwärtigen, welchen die Persönlichkeit Emin's, seine hohe, schwächliche Gestalt, sein forschendes und zugleich gemüthvoll sinnendes Auge auf mich machte; er gab mir die Hand, und als ich sie in der meinen schüttelte, da wußte ich, daß ich in ihm einen Freund gefunden hatte, und dieses Gefühl hat sich allezeit bewährt. Denn von jener Stunde an bis auf den heutigen Tag habe ich im Genusse seiner Freundschaft gelebt, und die ganze Zeit hindurch ist niemals etwas vorgekommen, was die herzlichen Beziehungen zwischen uns hätte trüben oder schwächen können. Ein bestimmtes Urtheil über den

¹⁾ Stromabwärts von der Station zum Heiligen Kreuze, etwa 7° nördl. Br.

Mann, den ich vor mir sah, gewann ich aber erst am nächsten Tage (9. Okt. 1878), als ich über einige Angelegenheiten, mit deren Betreibung Gordon Pascha mich besonders beauftragt hatte, ein langes Gespräch unter vier Augen mit Emin zu führen Gelegenheit bekam. Hierbei erkannte ich in ihm einen Mann von gründlicher wissenschaftlicher Bildung, einen begabten Diplomaten und einen ausgezeichneten Sprach-Kenner, welcher zugleich von dem lebhaftesten Eifer beseelt war, als Statthalter der Äquatorialprovinz sowohl für die Bevölkerung seines Landes als auch für die ägyptische Regierung nach Möglichkeit zu sorgen. Eine bestimmte Ansicht über Emin's eigentliche Herkunft habe ich mir damals ebensowenig gebildet wie heute. Ich halte es auch für recht taktlos, in einer solchen Weise, wie es viele Zeitungen zu thun lieben, den Privatangelegenheiten eines Mannes nachzuspüren. Ich pflege jeden Menschen so zu nehmen, wie er sich giebt, und ich darf wohl sagen, daß es mich jedes Mal verdrießt, wenn ich die albernen Versuche sehe, die man in Deutschland und England so vielfach macht, um den Schleier zu lüften, mit welchem sich zu umgeben Emin Pascha für gut befunden hat, und über seine Vergangenheit, seine gegenwärtigen Verhältnisse und über das wie und warum seiner Handlungsweise und seiner persönlichen Zwecke allerhand thörichte Vermutungen aufzustellen und zu veröffentlichen. Für mich ist er Dr. Emin und bleibt es so lange, bis er selbst eine Beschreibung seines Lebensganges bekannt macht, denn ich weiß, daß es seine und nicht meine Sache ist, oder ob er deutschen Namens und deutscher Abkunft ist, oder nicht. Die Neugier des großen Publikums ist meiner Überzeugung nach allmählich bis zur Unerträglichkeit gewachsen, und es ist entschieden zu bedauern, daß die verehrlichen Herren Zeitungsberichterstatter auf alle Privatangelegenheiten und Familienverhältnisse aller in öffentlicher Stellung befindlichen Männer die grelle Beleuchtung ihrer neugierigen Laternen werfen müssen.

Um jedoch zu dem eigentlichen Gegenstande dieses Aufsatzes zurückzukommen, so werde ich heute wohl niemandem einen Nachteil zufügen, wenn ich es ausspreche, daß Emin Effendi sich damals, im Oktober 1878, in überaus schwieriger Lage befand. Falsche Freunde hatten in Chartum ihr bestes gethan, um Gordon mit Mißtrauen gegen ihn zu erfüllen. Er war erst vor kurzer Zeit zum Statthalter einer Provinz ernannt worden, welche durch Mißwirtschaft aller Art, durch ehrlose, bestechliche, tyrannische und gewissenlose Beamte in den äußersten Verfall geraten war. Die Befestigungen der Stationen waren niemals ausgebessert worden und lagen alle in Trümmern; die Truppen waren nicht organisiert und hatten keine Disziplin. Die Eingeborenen lagen unter schwerem Druck und waren im höchsten Grade unzufrieden, teils infolge der kleinlichen Tyrannei aller Beamten, besonders aber, weil die Befehlshaber der Stationen zu träge waren, um die zum Unterhalte ihrer Truppen erforderlichsten Mittel auf dem gesetzlichen Wege zu beschaffen, und die Felder ihrer Untergebenen deshalb beständigen Plünderungen ausgesetzt waren. Emin hatte damals, wie ich glaube, nicht einen einzigen Menschen um sich, welchem er vertrauen durfte, und seine Lage wurde dadurch noch erschwert, daß er keine einzige erforderliche Maßregel auf eigene Hand er-

lassen durfte, sondern alle Anordnungen in Chartum zur Bestätigung vorlegen mußte und auch die oberste Kontrolle über seine Untergebenen nicht ihm selbst zustand. So durfte er z. B., wenn sein Leben durch einen Angriff bedroht war, die Meuchelmörder nicht selbst niederschließen lassen, wie es seine Vorgänger im gleichen Falle gethan hatten, sondern er mußte nach Chartum berichten und die Angeklagten zur Aburteilung dorthin senden. Wenn man die jüngsten Vorgänge in seiner Provinz und besonders den von einer gewissen Seite gegen ihn erhobenen Vorwurf allzugroßer Nachgiebigkeit richtig würdigen will, so muß man diesen letzterwähnten Umstand beständig im Auge behalten. Denn infolge dieser Hindernisse und weil ihm ein selbständiges Auftreten verwehrt war, sah sich Emin genötigt, seine Untergebenen mit weichen Handschuhen anzufassen, während er ihrem Charakter gegenüber und bei seiner Stellung als letzter Posten in der weit entlegenen Äquatorialprovinz mit eiserner Faust hätte zugreifen sollen. Die Mehrzahl der Unterbeamten bestand aus Verbrechern, welche in Ägypten oder in Chartum zu einer kürzeren oder längeren Freiheitsstrafe verurteilt und dann nach Emin's Provinz in die Verbannung geschickt worden waren. Dort wurden sie dann, nachdem sie oft nur einen Teil ihrer Strafe abgebüßt hatten, in Ermangelung besseren Materials in die Dienste der Regierung genommen. Die Lebensgeschichte vieler dieser Leute stellt ein wertvolles Stück Kulturgeschichte dar, auf welches ich aber um des Raumes willen hier nicht näher eingehen mag; nur das eine will ich kurz erwähnen, daß mehr als einer von den Beamten, welche in der Äquatorialprovinz eine bedeutende Stellung einnahmen, in Ägypten einen Mord begangen hatte.

Während der wenigen Wochen, welche ich auf meiner Reise nach Uganda in Lado¹⁾ zubrachte, hatte ich vielfach Anlaß, die verbindliche Güte und Zuforkommenheit Emin Effendis schätzen zu lernen, und in gleicher Weise hatte ich volle Gelegenheit, den großen Umfang seiner Kenntnisse auf verschiedenen Gebieten der Wissenschaft zu würdigen, und ich bin ihm zum Danke verpflichtet für die vielfachen Belehrungen, die er mir erteilt hat, und die sich im Laufe als äußerst wertvoll und wichtig erwiesen haben. Was mich gleich zu Anfang in Erstaunen versetzte, war die reiche und tiefgehende Kenntnis von der Lebensweise, den Gebräuchen, den Anschauungen und den Überlieferungen der Eingeborenen, welche Emin sich erworben hatte. Die gute Gelegenheit zu eingehenden Forschungen, welche ihm während seiner jahrelangen Thätigkeit als Arzt in jenen Provinzen und durch seine weiten Reisen dargeboten wurde, hatte er auf das trefflichste ausgenutzt und auf diese Weise nicht nur eine reiche Ausbeute für die Wissenschaft gemacht, sondern auch das genaueste Verständnis für die Eigentümlichkeiten der Eingeborenen gewonnen und so alles zu vermeiden gelernt, was ihre Empfindlichkeit verletzen konnte. Als er daher in die Statthalterschaft berufen wurde, war er auf das beste vorbereitet, den Beschwerden und Bedürfnissen seiner Untergebenen gerecht zu werden.

¹⁾ Lado, am Weißen Nil, etwa 5° nördl. Br.

Ohne Zweifel war Emin der erste Statthalter der ägyptischen Äquatorialprovinz, welcher überhaupt eine Kenntniss von der Individualität der verschiedenen Stämme besaß, der aus eigener Anschauung dazu gelangt war, ihre eigentümlichen Neigungen und Anlagen zu begreifen, oder der sich die Mühe gegeben hatte, ihre verschiedenen Sprachen und Mundarten zu erlernen, um so imstande zu sein, mit ihnen unmittelbar und ohne die Hilfe des sonst unvermeidlichen Dolmetschers zu verkehren. Der Vorteil, welchen diese Kenntnisse gewährten, leuchtet ohne weiteres ein, denn bis zu Emin's Zeit waren die Dolmetscher thatsächlich mehr oder weniger die eigentlichen Beherrscher des Landes gewesen. Endlich kam ihm auch seine Kenntniss der arabischen Sprache außerordentlich zu statten, denn unter ihm kam es nicht mehr vor, daß der Statthalter Briefe unterschrieb, von deren Inhalt er keine Kenntniss hatte. Frühere Statthalter würden oft recht überrascht worden sein, wenn sie den Inhalt jener Schreiben, denen sie in gutem Glauben ihr Amtsfiegel aufzudrücken pflegten, jedes Mal gekannt hätten.

In seiner Verwaltung hat Emin keine Mühe gescheut, um sich mit allen vorkommenden Angelegenheiten auf das innigste vertraut zu machen. Die Sorgfalt und der Eifer, womit er allen seinen Pflichten oblag, fanden nicht ihresgleichen, und es war das höchste Ziel seines Strebens, als ein vollkommen unparteiischer Richter zu handeln. In Strafsachen vermied er es sorgfältig, den Angeklagten ihre Verteidigung zu beschränken, aber es war auch nicht leicht, ihn durch Ausreden und Lügen zu täuschen. So gutmütig er auch war, hat er doch niemals in der Ausführung geschwankt, sobald er einmal einen sicheren Entschluß gefaßt hatte. Was er auf diese Weise geleistet hat, lag für jeden klar zu Tage. Gewiß war es auch ihm nicht möglich, „Ziegel ohne Stroh zu machen“, und ganz allein auf sich angewiesen, wie er war, hat er nicht den zehnten Teil von alledem leisten können, was nach seiner Überzeugung geleistet werden mußte; aber das Werk, das er geschaffen hat, und die Erfolge, die er gehabt hat, müssen von allen vorurteilsfreien Beobachtern anerkannt werden. Am 25. Dezember 1879 schrieb mir Emin infolge eines gegebenen Anlasses:

„Wenn man mich hier ruhig thun läßt, was ich will, so hoffe ich diese Provinz in etwa anderthalb Jahren in ein System zu bringen, durch welches sie ihre eigenen Kosten deckt.“

Und es ist bemerkenswert, wie er diese Hoffnung zur Wirklichkeit gemacht hat. Freilich wurde ihm innerhalb gewisser Grenzen gestattet, zu thun, was er wollte, aber anderweit erhielt er auch keinerlei Unterstützung von Chartum. Und obgleich ihm keine Tauschwaren bewilligt wurden und obgleich man ihm das erforderliche Saat Korn nicht schickte, machte er es dennoch möglich, das Defizit, unter dem das Land bisher verwaltet war (es betrug gegen 640 000 Mark jährlich), zunächst zu beseitigen und schon im Jahre 1882 durch einen Jahresüberschuß von 160 000 Mark zu ersetzen. Diese Thatsache dient sicher als der beste Beweis — soweit es eines solchen überhaupt noch bedarf — dafür, daß Emin große Begabung zur Ordnung und Verwaltung eines Landes besaß und daß er es auch verstanden hat, seinem Willen in seiner Provinz Geltung zu verschaffen; ein

schwacher und unschlüssiger Charakter hätte es hier nimmermehr zu einem Erfolge gebracht. Welch' ein Unterschied zwischen den Zuständen in der Äquatorialprovinz während meiner ersten Besuche daselbst im Jahre 1878 und dem zur Zeit meiner Rückkehr am Ende des Jahres 1879 bestanden hat, das kann ich aus eigener Anschauung bekunden. Die verfallenen Festen waren wieder hergestellt worden die Bevölkerung zeigte schon wieder Mut genug, um das Land zu bepflanzen, und überall traten die Zeichen der waltenden Ordnung und Thätigkeit zu Tage. Während mir noch bei meiner Ausreise nach dem Süden die Fortschaffung des Gepäcks große Schwierigkeiten bereitet hatte, wurden mir bei der Rückkunft alle erforderlichen Dienste und Arbeiten aufs willigste geleistet. Auf jeder Station, durch welche ich kam, gaben mir die Eingeborenen ihre Freude und Befriedigung zu erkennen, während die ägyptischen Beamten eher dazu geneigt waren, über die strengere Handhabung der Aufsicht und über die ihnen zugemutete Mehrarbeit zu klagen und die Erwartung ausdrückten, daß ihnen ihre größeren Anstrengungen auch besser belohnt werden möchten. Wenn ich die vielen Briefe wieder durchsehe, welche ich von Emin während meines Aufenthaltes in oder in der Nähe seiner Provinz erhalten habe, so finde ich sie alle voll von Äußerungen über die gedeihlichen Fortschritte in seinem Lande und von Darstellungen der Pläne, die er zur Entwicklung der natürlichen Hilfsquellen dieses Gebietes gemacht hatte. So schildert er mir in ausführlicher Weise bald seine Erfahrungen bei der Einbändigung von Rindern unter das Joch, bei seinen Bauten und bei der Verwendung von Wagen zur Fortbewegung von Lasten, bald seine Bemühungen um den Anbau von Kaffee, Indigo, Reis und allerlei Gemüsearten; und niemals versäumt er, von seinen Gärten bei Lado und von seinen Erfolgen auf den verschiedenen Kulturversuchsstellen zu sprechen. Emin's Leistungen auf dem geographischen Gebiete brauche ich der deutschen Lesewelt gegenüber nur anzudeuten; seine Detailarbeiten sind in Gotha erschienen und allen Geographen zur Genüge bekannt, und dasselbe gilt von seinen genauen, ausführlichen Schilderungen der von ihm durchreisten Länder. Auch der Band Briefe von ihm, welchen die Professoren Schweinfurt und Kappel im Jahre 1888 herausgegeben haben, giebt uns einen Einblick in seine vielen mühevollen und nützlichen Arbeiten auf dem Gebiete der Tier-, Pflanzen- und Völkerkunde. Ich halte Emin für den selbstlosesten unter allen Männern der Wissenschaft, dem ich je begegnet bin. Das Gefühl des Neides über die Leistungen anderer war ihm vollkommen fremd, vielmehr that er zur Förderung der durch sein Gebiet reisenden Gelehrten alles, was in seinen Kräften stand, und immer war er bereit, sie auf Gelegenheiten zu neuen dankbaren Untersuchungen hinzuweisen. Er machte auch nie einen Hehl aus der Methode und den Ergebnissen seiner Forschungen, denn bei seiner großen Denkungsweise hegte er nicht die Besorgnis, daß andere aus seinen Mitteilungen für sich einen Vorteil ziehen oder ihm mit der Veröffentlichung seiner Entdeckungen zuvorkommen könnten. So fehlte er auch nie, wenn es galt, den wankenden Mut eines Freundes durch Ermahnen und Zureden wieder anzuspornen. In dieser Beziehung erinnere ich mich selbst einer Gelegenheit, als ich verzagt und niedergeschlagen

war und dieser Stimmung in einem Briefe Ausdruck gegeben hatte. Die Antwort, welche er mir am 5. Februar 1879 aus Lado schrieb, ist sehr bezeichnend für seine Gesinnungsart:

„Seien Sie mir nur nicht trübe und düster gestimmt; die Aufgabe, an welcher wir alle arbeiten, ist eine sublimen, und das muß für manche trüben Stunden Ersatz bieten. Als Pioniere der Civilisation und der Wissenschaft müssen wir natürlich über rauhe Pfade wandeln, wollten wir aber deshalb zurückschrecken? und geben wir das Werk auf, wo sind so bald die Nachfolger? Also weg mit den Grübeleien; jeder echte Jünger der Wissenschaft ist Kosmopolit.“

Fast in jedem Briefe gab er mir denn auch Winke über neu anzustellende Untersuchungen und lenkte meine Aufmerksamkeit auf manche Dinge, deren Beobachtung sich als nützlich erwies und deren Wichtigkeit mir ohne seine umsichtige Mahnung höchst wahrscheinlich entgangen wäre.

Aber bei allem, was er für andere that, lag ihm nichts so fern als der Gedanke an seinen eigenen Vorteil. So erlebte ich eines Tages, als ich bei ihm war, die Ankunft von Briefen aus Europa; in einigen derselben lagen Zahlungsanweisungen, das Honorar für seine Arbeiten; diese letzteren vernichtete er trotz meines lebhaften Widerspruches, indem er dabei sagte, es wäre ihm weit lieber, wenn seine Korrespondenten ihn nicht durch solche Geldvergütungen, sondern durch Briefe mit reichlichen, erfreulichen Nachrichten belohnen und ihm wissenschaftliche Bücher senden wollten, damit er sie bei seinen Arbeiten benutzen könne. In allem, was er that, habe ich ihn bis zur Schwäche gutmütig und weitherzig, und dabei so bescheiden gefunden, daß ich diese Worte nur „mit Furcht und Zittern“ niederschreibe, wenn ich daran denke, daß sie Emin vor die Augen kommen könnten. Denn wenn ich auch weiß, daß ihm die warme Freundschaft, welche ich für ihn hege, bekannt ist, so weiß ich doch auch, daß er mir für die Veröffentlichung dieser Erinnerungen nicht danken wird.

Bei allem diesem habe ich noch nicht der Bemühungen Emin's um die Abschaffung des Sklavenhandels gedacht: er war der entschiedenste und beharrlichste Gegner dieses Gewerbes; aber er sah ein, daß die bis dahin üblichen Mittel zu seiner Unterdrückung, nämlich die Absperrung der gewöhnlichen Karawanenwege, zu nichts führen konnten, da die Händler hierdurch nur zum Einschlagen einer anderen Route veranlaßt und das Elend der Sklaven auf ihrem Marsche nur vergrößert wurde. Er hatte vielmehr den großartigen Plan, die Sklavenhändler aus denjenigen Bezirken zu vertreiben, in denen sie ihre Sklavenjagden ausübten, und den Gebrauch der Sklaverei in allen Ländern, in welchen er noch bestand, vollkommen abzuschaffen, eine Maßregel, von der ich glaube, daß schwerlich einer von denen, welche die Zustände in Zentral-Afrika aus eigener Anschauung kennen, sie mißbilligen wird. Auch die Küsten-Blockaden sind hier ohne Nutzen, denn wenn ein Teil der Küste abgesperrt ist, so wenden sich die Sklavenhändler eben nach einem andern; wenn aber die Nachfrage nach Sklaven einmal unterdrückt ist, so hat damit der Sklavenhandel von selbst ein Ende. Ich möchte gern der

Hoffnung Raum geben, daß die gegenwärtig in Brüssel tagende Konferenz diese Thatsachen beherzigen wird, denn ich bin überzeugt, daß auf keine andere Weise dem Sklavenhandel begegnet werden kann.

Emin hat in seiner eigenen Provinz die Austreibung der Sklavenhändler trotz des Widerstrebens seiner Beamten durchgesetzt, aber erst nach einem Kampfe, welcher um so hartnäckiger und schwieriger war, als er für jene den Kampf um das Dasein darstellte. Wenn ich an die Zustände der Äquatorialprovinz im Jahre 1878 denke, so kommt es mir fast unglaublich vor, daß Emin mit seinen Anstrengungen zum Ziele gekommen ist, und doch durfte er sich auch hieran nicht genügen lassen; denn kaum hatte er die eigentliche Äquatorialprovinz von diesen Räubern befreit, als diese durch die Einverleibung der Bezirke Makaraka und Kuhl um fast das Doppelte vergrößert wurde und die Arbeit von neuem begann. Es würde mich zu weit führen, wenn ich alle die Schwierigkeiten, mit welchen Emin zu kämpfen hatte, im einzelnen darlegen wollte; ich verweise daher diejenigen meiner Leser, welche Interesse für diese Frage haben, auf Emin's Briefe, in welchen viele Einzelheiten niedergelegt sind.

Im übrigen war Emin's Kenntniss von den ägyptischen Verhältnissen nicht auf die Angelegenheiten seiner eigenen Provinz beschränkt. Vermöge seiner großen Menschenkenntnis sah er die Gefahren voraus, welche aus dem Sudan der ägyptischen Oberhoheit drohten, und er nahm auch keinen Anstand, die Behörden in Chartum darauf hinzuweisen, daß sie am Rande eines Vulkanes ständen, welcher jederzeit ausbrechen konnte und in kurzer Zeit ausbrechen mußte; wenn die Regierung den ihr erteilten Warnungen Gehör geschenkt hätte, so wäre es nie zu dem Aufstande im Sudan gekommen, dem ägyptischen Staate wäre sein alter Ruhm und seine fruchtbare Provinz erhalten geblieben, und er wäre vor den noch heut beständig drohenden Angriffen jener fanatischen Horden bewahrt worden, deren Andrang um so gefährlicher ist, als sie wähnen, für die Wahrheit und die Gerechtigkeit zu kämpfen und von Gott selbst begeistert zu sein.

Im April 1882 war Emin in Chartum und schrieb mir von dort:

„Die Situation im Sudan ist augenblicklich wirklich unerquicklich. Sie werden von den durch den sogenannten Mahdi, den Auserwählten Gottes, verursachten Unruhen, von dem Gemetzel bei Fashoda, von dem Sturm der Araber auf Sennaar, und was dabei vorgegangen, gehört haben, und mir deshalb eine Kritik dieser Vorgänge erlassen, die für alle Parteien gleich herb ausfallen müßte. Blinder Fanatismus und unnütze Gräueltaten, feiges Zagen und Furcht und maßlose Selbstüberhebung, kopflose Maßregeln und völlig unpassende Insolenz sind Faktoren, welche auch den besonnensten Menschen für Momente aus seinem Gleichgewichte bringen könnten. Gerade unter diesen Umständen hielt ich es für geboten, meinen ganzen Einfluß, meine Mittelstellung als Türke und zugleich Europäer, meine ganze Sprach- und Personenkenntnis zur Abschwächung der bestehenden Gegensätze und zur Ausgleichung etwaiger Kontraste zu verwerten. . .“

Im Verlaufe des Schreibens führt Emin Pascha sodann aus, welche Maßregeln er unter den vorliegenden Verhältnissen empfohlen habe, und wie er glaube, daß man den Aufstand des Machdi¹⁾ ersticken könne. Leider machte man aber von seinen Diensten keinen Gebrauch und befolgte seine Ratschläge nicht. Er bekam die Weisung, auf seinen Posten zurückzukehren und diesen für die Regierung zu halten und sich um die Chartumer Angelegenheiten nicht den Kopf zu zerbrechen, ein Bescheid, welcher meines Erachtens höchst unglücklich war; denn wenn man seinen Eingebungen Folge geleistet hätte, so wäre es, wie ich fest überzeugt bin, damals noch möglich gewesen, dem Aufstande des Machdi Einhalt zu thun.

Emin gehorchte dem Befehl und kehrte nach Lado zurück, und seit dieser Zeit (April 1882) ist, soviel ich weiß, kein Dampfer wieder soweit den Nil hinaufgefahren, bis im Jahre 1889 die Truppen des Machdi hinaufdampften und Lado und Kedschaf²⁾ einnahmen, worauf sie dann wieder in Dasli aufs Haupt geschlagen wurden. Seit dem Jahre 1882 bis zur Ankunft Stanley's und seines Zuges war Emin thatsächlich von jedem Verkehr mit der zivilisierten Welt abgeschnitten. Die Ereignisse, welche sich während dieser langen Zeit zugetragen haben, brauche ich nicht ausführlich und einzeln zu schildern, vielmehr werde ich sie — um dieses Bild seiner Mühen und Leiden nicht unvollständig zu lassen — nur in Kürze durchlaufen. Vorher aber will ich mir eine Bemerkung erlauben, welche dazu dienen wird, vieles von dem, was er that, erklärlicher und verständlicher zu machen.

In vielen seiner Briefe spricht Emin Pascha von den Schwierigkeiten, mit welchen er infolge seiner geringen selbständigen Machtbefugnis zu kämpfen hatte. Baker und Gordon in Chartum waren von keiner Zentralbehörde abhängig, sie hatten Gewalt über Leben und Tod und waren für ihre Handlungen nur dem Chediven selbst verantwortlich; im Gegensatz hierzu mußte Emin Pascha über jede einzelne Verwaltungsmaßregel an den Generalstatthalter des Sudan berichten und dessen Genehmigung einholen; und wenn man nun bedenkt, daß in der Regel Monate, zuweilen sogar Jahre vergingen, ehe er einen Bescheid auf seine Anfrage bekam, so versteht man leicht, wie sehr ihm in allen Dingen die Hände gebunden waren und wie schwer es ihm gemacht wurde, die Ordnung aufrecht zu erhalten oder gar Reformen einzuführen. Ich habe nun den Eindruck gewonnen, daß Emin sich auch später, während er von der Chartumer Regierung vollständig abgeschnitten war, eng an seine Instruktionen gehalten hat, und es ist mir wahrscheinlich, daß er darauf verzichtet hat, seine Gewalt in so unbeschränkter Weise auszuüben, wie er es infolge seiner Abgeschlossenheit und Alleinstellung sehr wohl hätte thun können und vielleicht hätte thun müssen. Es läßt sich beobachten, daß die meisten Unruhen innerhalb der Provinz durch eine sehr geringe Zahl von Ägyptern hervorgerufen wurden. Die meisten Leute hätten in Emin's Stellung

¹⁾ Machdi ist die der Aussprache nach deutschen Grundsätzen entsprechende Schreibart. Das Wort bedeutet „der (von Gott) geleitete.“ D. Red.

²⁾ Etwa 30 km stromaufwärts von Lado.

gewiß sehr kurzen Prozeß mit ihnen gemacht, aber so wie ich Emin, den Mann der unbedingten Pflichterfüllung, kenne, wird er es sich niemals erlaubt haben, zur Unterdrückung der Unbotmäßigkeit und der Meuterei solche strenge Mittel anzuwenden, wie jeder andere an seiner Stelle gethan haben würde. Derartige Bedenklichkeiten werden manchem Leser schwächlich vorkommen, aber wenn ich Emin's ganzen Charakter betrachte, so liegt hierin ein Zug von Größe, den ich ebenso bewundere, wie ich ihn bedauere.

Bis zum September des Jahres 1883 waren aus dem Aufstand im Sudan noch keine Schwierigkeiten für die Äquatorialprovinz erwachsen; aber nunmehr erhoben sich die Dinka¹⁾, und Lupton, der Vorsteher des Bachr-al-Ghasal-Bezirktes, wurde in einen hartnäckigen Kampf verwickelt, überwältigt und gefangen genommen. Erst im Mai 1884 kam diese Kunde zu Emin's Ohren, und im August 1884 wurde er selbst von einer Truppen-Abteilung des Machdi unter Kerem-Allah angegriffen. Der Kampf ging lange Zeit hin und her, bis endlich die Aufständischen im Januar 1885 zurückgeschlagen wurden, um bis zum Jahre 1889 nicht wieder zu kommen. Bald darauf, nachdem inzwischen die Nachricht vom Falle Chartums angelangt war, zog Emin nach dem Süden, um von hier aus eine offene Verbindung mit der Küste herzustellen, zunächst aber mußte er fast das ganze Jahr 1885 damit zubringen, fortwährende Aufstände der Eingeborenen zu unterdrücken und die Unbotmäßigkeit seiner Unterbeamten zu brechen. In bezug auf diese Verlegenheiten und auf die Anstalten, welche er zum Zwecke der Räumung Lados treffen mußte, schreibt er am 1. Dezember 1885:

„Wenn wir alle unsere Kräfte zusammen halten, so ist es vielleicht möglich, mit den Vorräten, welche noch vorhanden sind, unsere Stellung ein weiteres Jahr zu halten, und diese Zeit reicht aus, nach Ägypten zu senden und eine Antwort zurückzubekommen, aber ob messieurs les officiers ordre parieren werden?“

Wir ersehen aus diesem Briefe, daß Emin Pascha damals nur noch die Hoffnung hatte, sich zwölf Monate hindurch zu halten, und es kommt mir wie ein Wunder vor, daß er überhaupt zur Aufrechterhaltung irgend einer Stellung bis zu Stanley's Ankunft im stande gewesen ist. Mit Erstaunen habe ich gesehen, daß einige Zeitungen sich herausnehmen, Emin Pascha darüber zu belehren, wie er es hätte machen sollen. Ich möchte den unberufenen Tadlern auch an dieser Stelle sagen, daß ihre Schmähungen nur von ihrer Unkenntnis zeugen; fürwahr, ich wünschte mir, daß sie einmal in eine gleiche Lage versetzt würden und so Gelegenheit erhielten, ihre Kunst der staunenden Welt zu zeigen. Es ist leicht zu schreiben, und es ist sehr schwer zu handeln, und wer nicht mit der Lage der Dinge in Emin's Provinz vollständig vertraut ist, hat nicht das geringste Recht, über seine Thätigkeit mitzusprechen.

¹⁾ Die Dinka, eine echte Negernation, bilden mit den Bari, Nuër, Schilluk und Dschuba die Sprachgruppe der Weiße-Nil-Neger. Verwandt mit ihnen erscheinen die Bongo und Mittu am Bachr-al-Ghasal. Nach Johnston soll ein Teil dieser Gruppen, unter ihnen die Dinka, mit den Massai verwandt sein.

Ich schließe mit dem herzlichen Wunsch, daß der Pascha bald in unserer Mitte erscheinen möge, um uns selbst von seinen Erfahrungen der letzten Zeit zu erzählen. So weit ich ihn kenne, wird es ihm ein Leichtes sein, jenen Leuten auf ihre unverständigen Kritiken die rechte Antwort zu erteilen.



Giordano Bruno über die Deutschen.

Von

Moritz Carriere.

Der große italienische Denker hat fünf Jahre (1586—1591) in Deutschland gelebt. Dem Kloster entronnen, hielt er sich zuerst in Genf und längere Zeit in Frankreich und England auf; als er nach Italien heimgekehrt war, nahm ihn die Inquisition zu Venedig 1592 in Haft; bald nach Rom ausgeliefert, ward er 1600 verbrannt. Der reformatorische Drang, sein Eifer, die Fortbildung der kopernikanischen Lehre zu einer Weltansicht zu verkünden, nach welcher Gott der Eine, Unendliche sich in einem unendlichen Universum offenbart, wo die Erde ein Stern unter den Sternen ist und alles in Harmonie sich bewegt, diese in seiner Brust pochende Mission führte ihn nicht minder von Ort zu Ort, als die Verfolgung der Gegner ihn dazu trieb; und Gegner bereitete er sich auch durch die Kampflust, mit welcher er angriff und seiner satirischen Laune freien Lauf ließ.

In Deutschland fand Bruno's Lehre bereits in Bruckers *Historia critica philosophiae* (1744) eine tüchtige Würdigung; nach Deutschland hatte ja der Jesuit Kaspar Schopp an Rittershausen die Kunde von Bruno's Feuertod geschrieben: er sei verbrannt worden, damit er auch den übrigen Welten, die er sich dachte, es verkündige, wie in Rom gotteslästerliche und gottlose Menschen behandelt werden. Die Gottlosigkeit und Gotteslästerung aber bestand darin, daß er vor der Inquisition bekannte, was seine Schriften bestätigen: Ich nehme ein unendliches Universum an, das Werk der unendlichen, göttlichen Macht, weil ich es der göttlichen Güte für unwürdig erachte, daß sie nur diese eine endliche Welt hervorbrachte; im Universum aber nehme ich vor allem eine Vorsehung an, kraft welcher jegliches Wesen wächst und lebt und in seiner Vollendung besteht, und ich fasse sie nach Art, wie die Seele im Leibe gegenwärtig ist, und so ist Gott durch Wahrheit und Macht in allem und über allem. Er bekannte, daß er in Gott drei Attribute, Macht, Weisheit und Liebe anerkenne, durch die Macht haben die Dinge ihre Wirklichkeit, durch die Weisheit sind sie geordnet, und durch die Liebe haben sie ihre Harmonie. Diese drei Attribute deutete er sich philosophisch auf die Dreieinigkeit von Vater, Sohn und Geist in Gott, und er glaube an die Unsterblichkeit der Seele.

In Deutschland hob ihn Jakobi im Streit über den Spinozismus Lessings durch einen Auszug aus dem italienischen Dialog vom Einen hervor, knüpfte Schelling sein Gespräch Bruno an seinen Geist und Namen, brachte Goethe einen lateinischen Spruch von ihm in dem bekannten Vers:

Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe?
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Sich in Natur, Natur in sich zu hegen,
Auf daß, was in ihm lebt und webt und ist,
Nie seine Kraft und seinen Geist vermiszt.

In Deutschland waren die großen lateinischen Dichtungen über die Monade, über das Unendliche, über das Kleinste und Größte erschienen, welche, wie er selber erklärt, den reifsten Ausdruck seiner Ideen enthalten; in Deutschland gab Adolf Wagner und neuerdings Lagarde die Sammlung freier italienischer Schriften heraus. Ich selber veröffentlichte 1847 die erste umfassende Darstellung seines Lebens und seiner Lehre in Verbindung mit Campanella, Jakob Böhme und anderen Genossen in der philosophischen Weltanschauung der Reformationszeit, indem ich darthat, wie in diesen drei genialen Männern die Ideen, die dann in der Lehre von Spinoza und Leibniz auseinandergetreten, noch in einer keimkräftigen Durchdringung und Totalität enthalten seien, die wissenschaftlich wieder herzustellen und zu begründen eine Aufgabe der Gegenwart scheine. In der deutschen Schweiz widmete Brunnhofer dem Denker ein eigenes, tüchtiges Buch. In Deutschland ist Bruno's Name nun auch den katholischen Bauern bekannt geworden, da ultramontane Geistliche Entsühnungsgottesdienste für Rom hielten, das entweiht sei durch die Aufrichtung seines Denkmals an der Stelle, wo er verbrannt wurde.

Da ist es nun wohl von Interesse zu sehen, wie Bruno über Deutschland geurteilt hat, und zu überlegen, wie weit uns das zur Selbsterkenntnis und zur Mahnung dienen mag.

Zuerst begegnet uns ein nicht schmeichelhafter Erguß in einem merkwürdigen Buch, wo der Renaissancestil ins Barocke hinüberspielt. Bruno bezeichnet es selbst als das Präludium einer Ethik, und gegen das Ende hin wird seine Absicht klar: an die Stelle unverständlicher Dogmen und des konfessionellen Haders, ja Bürgerkrieges und theologischer Lehrmeinungen soll die humane, freie Sittlichkeit und Bildung treten. Der Titel lautet: *Spaccio della bestia triomfante*, Vertreibung der triumphierenden Bestie. Ludwig Kuhlenbeck hat es jüngst ins Deutsche übersetzt und mit den nötigen Erläuterungen herausgegeben, und wenn der Leser die Übersetzung Laffons von den Dialogen über die Ursache, den Anfang und das Eine hinzunimmt, kann er einen Einblick in Bruno's Weltanschauung und Darstellungsart gewinnen. Kuhlenbeck verdeutschte den Titel: „Reformation des Himmels.“ In den Sternbildern, namentlich der Tiere, haben die griechischen Götter ihre eigenen Laster und Unthaten an den Himmel versetzt, das soll geändert, die Sternbilder sollen durch Tugenden und edle Geistes Eigenschaften ersetzt werden. Jupiter beruft dazu eine Versammlung der Götter, Romus

der Tadler vertritt die Stelle des Gewissens, Jupiter selbst ist der Menscheng Geist, der sich reformieren will. Bruno sagt selbst: „Er wird zugleich als Lenker und Beweger des Himmels aufgefaßt, um dadurch auszudrücken, daß sich in jedem Menschen eine Welt darstellt, ein inneres Universum, wo Zeus, der Lenker, das Licht des vernünftigen Willens repräsentiert, welches in diesem wunderbaren Staate herrscht und regiert und die Rangstufen der Tugenden verteilt.“ Da kommt an die Stelle der Bärin, in welcher der Polarstern steht, die Wahrheit als das Zentrum und der Angelpunkt alles Lebens, an die Stelle des Adlers der Edelmuth, an die Stelle der Krone das Gesetz, an die Stelle des Pegasus die Seher- und Dichtergabe, an die Stelle des Löwen der Adel von Geist und Herz. Herkules soll den Platz der Tapferkeit räumen, aber auf Erden sein Werk fortsetzen, Ungeheuer vertilgen, ein Nothelfer der Menschheit sein.

An die Stelle des Bechers kommt die Enthaltbarkeit; da heißt es nun: „Was wird man mit dem Becher machen?“ fragte Merkur. Verteilen wir ihn, sprach Momus, nach dem Rechte der antizipierten Erbfolge, *iure successionis vita durante*, dem größten Säufer, welchen Ober- oder Niederdeutschland aufweist; dort wird ja die Trunksucht gefeiert, geehrt und unter die heroischen Tugenden erhöht und die Betrunktheit zu den göttlichen Eigenschaften gerechnet; dort wird mit Trinken und Zutrinken, Vorkommen und Nachkommen, Vorsichgeben und Wiedertrinken *usque ad egurgationem utriusque iuris*, id est der Suppe, Brühe, Sauce und Bratwurst, das Schwein der Schweine als Fürst von Thoren gefeiert. Mit dem Becher entferne sich von hinnen die Trunksucht, die ihr dort in deutscher Tracht einherwanke seht mit ein Paar Hosen so weit wie die Kanzel des Bettelabtes St. Antonio.“

Kuhlenbeck weist in einer Note darauf hin, daß im Lateinischen *ius* zugleich Suppe und Recht bedeutet; er bemerkt, daß er den Namen eines Schlemmers Chiacci mit dem Fürsten von Thoren aus der Studentenaufmesse vertauscht habe. Denken wir an die Berichte, die Hans von Schweinichen, ein Zeitgenosse Bruno's, vom Säuferleben Deutschlands giebt, so hat Bruno Anlaß zu seinem Ausfalle. Freuen wir uns, daß es besser geworden; vielleicht hat die große Meisterin, die Not (nach Hölderlin, dem mit Bruno kongenialen, geistesverwandten Dichter) auch hier in den Tagen des dreißigjährigen Krieges sich rettend bewährt. Sehen wir zu, daß die Zeit größeren Wohlstandes uns nicht wieder zurückwirft! Der Siegeszug des Bayrischen Biers gegen den Schnapsteufel sei fröhlich begrüßt, aber das übermäßige Sitzen auf der Bierbank und die daselbst kannegießernde Philisterei bedroht das Familienleben und die edle Erholung am geistigen Genuß der Poesie, der Wissenschaft. Blicke ich auf mein Leben zurück, so war die Jugend vor fünfzig Jahren mäßiger als heute, ein alkoholisches Getränk lange nicht so beim Mittags- und Abendtisch üblich wie heute. Des vielen Geldes gar nicht zu gedenken, das wieder im Wirtshaus in blauem Dunst in die Luft geblasen wird, im Tabaksqualm die Luft verdirbt! Wenn noch wenigstens ein Tabaksmonopol uns die Heereskosten deckte, so könnte das Sprichwort gelten: Alles Schlimme ist doch für etwas gut.

Doch hören wir Bruno weiter; er kommt noch einmal auf Deutschland zu reden. „Anlangend den Adler, diesen göttlichen und heroischen Vogel, sagt Zeus, beschließe und wünsche ich, daß er sich nach dem zankfüchtigen Deutschland verfügen soll, um sich dort einmal in Fleisch und Blut einzufinden, wo er mehr als in irgend einem Lande in Formen und Figuren, Bildern und Wappenschildern, Fahnen, Denkmälern und Schmuckstücken, ziselirten und erhabenen Reliefs verehrt werden wird, in so vielen Nachbildungen, wie sich Sterne am Himmel sehen lassen für die Augen des aufwärtsstielenden Deutschland. Das Strebertum, die Anmaßung, den platten Hochmut, das kleine Tyrannentum, die brutale Unterdrückung, Kriecherei nach oben und Schinderei nach unten, und all' die andern niederträchtigen Trabanten dieser Dämonen braucht er dorthin gar nicht erst mitzuführen; denn dieses ihr Vaterland ist nicht groß genug für sie, möchten sie ihren Flug doch fern von diesem gemütlichen Lande der friedfertigen Unterthänigkeit nehmen, woselbst als Schilde Suppenschüsseln, als Helme Kochtöpfe und Waschbecken, als Trompeten Bierseidel, Maßkrüge und Pokale, als Trommeln Bierfässer und Bottiche gut sind, und zum Schlachtfeld die Bierbank und der Kneip- und Speisetisch, und zu Festungen, Bollwerken und Bastionen die Restaurationen, Kneipen und Schenken dienen, deren es dort schier eine größere Anzahl giebt als Privatwohnungen.“

So Zeus. Wir halten einen Augenblick inne. Ältere Leser werden glauben, es sei etwa Börne wieder aufgewacht und halte von neuem seine Schmähreden, um unser Volk aufzustacheln endlich sich zu vereinen und mit Mut und Kraft sich ein freies, politisch großes Dasein zu erringen. Historische Leser werden sich besinnen: Es war die Zeit zwischen dem Augsburger Religionsfrieden und dem dreißigjährigen Kriege, die Zeit der Gegenreformation im Süden, die Zeit der nach unten eben so herrschsüchtigen wie nach oben dienstbaren lutherischen Orthodorie im Norden. Wer an eine prophetische Ader der Dichter glaubt, sieht hier vielleicht eine Weissagung auf die vielen preußischen Adler, auch den viel begehrten roten vierter Klasse. Ich aber sehe in der Liebe zu den Adlerbildern doch etwas Adlerartiges im deutschen Wesen und rufe dem Italiener das Wort Fischarts entgegen:

Gott stärk' dem edlen deutschen Geblüt
Sein anererbt echt Adlergemüt!

Aber prüfen wir uns, ob die Kriecherei nach oben und die Anmaßung nach unten nicht noch auszutreiben sind, ob das Strebertum nicht im neuen Reich merklicher geworden ist als zu Zeiten des Bundestags oder des alten Reichs, das Bruno vor Augen hatte!

Doch Bruno ist noch nicht fertig. Er läßt den Romus sagen, daß das ganze Gefindel im Gefolge des Adlers ja schon in Deutschland heimisch sei, wo die Böllerei, die Sucht mehr sein zu wollen als alle andern, die Knechtung der sinnlichen, natürlichen und geistigen Wahrheiten mehr als anderwärts verbreitet sei. Das sei wahr, fährt Mercur fort, weiß aber, daß derartige Anmaßungen, Eitelkeiten und Bestialitäten nicht gerade adlerartig zu nennen, sondern mehr Rukufen und Schweinen zukommen. Und daher dünkt es ihm ungerecht gegen die Art des

Adlers, „der, wenn er auch viel ißt, doch wenig trinkt, der klare, scharfe Augen hat, sich schnellen Fluges leicht zum Himmel schwingt, der gern auf Felsenhöhen horstet, ihn zum Symbol und Wappenvogel einer ochsigen Nation von Philistern zu machen, denen die doppelte Last ihrer Bierbäuche ein starkes Gegengewicht zum finstern, tiefen Erdmittelpunkte verleiht, und es scheint mir gar nicht passend, daß er bei einem so schwerfälligen und langsamen Volke weilen soll, welches weniger tüchtig zum Verfolgen und Fliehen als zum Standhalten im Kriege ist, und das zum größten Teil an kurzsichtigen Augen leidet und unverhältnismäßig mehr trinkt als ißt.“

Sa, wenn die brunoschmähenden Ultramontanen doch ihn gelesen hätten, statt ins Blaue hinein zu schimpfen, wie gut möchte ihnen diese Stelle gedient haben, um den Haß und die Verachtung des deutschen Volkes auf diesen seinen Verächter zu beschwören! Wir können darauf hindeuten, daß Bruno Deutschland damals nur vom Hörensagen kannte, und wollen der Schattenpartie nun auch die Lichtseite entgegen halten, vorher aber seinen geistigen Gegnern noch eine große Stelle aus dem Spaccio zu bedenken geben.

Bruno selbst verweist in der Zueignung seines Buches an Philipp Sidney auf das Ende, wo „das göttliche Gleichnis, das heilige Mysterium, die ethische Mythe, das göttliche Opfer mit allen Stiftern, Bewohnern und Dienern eingewiesen, wo aber verjagt und verbannt wird von dort das Altweibergeschwätz, die tierische Fabel mit ihrer dummen Auslegung, die leere Analogie, die hinfällige Beweisführung, die blinde Phrasenkunst, die dunkle Bildersprache mit dem falschen Hofgesinde, dem schweinigen Mönchstum, dem zankfüchtigen Sektentum, den konfusen Rangordnungen, den häßlichen Neuerungen, den unreinlichen Enthaltensamkeiten, dem verderblichen Priestertum, welche alle sich auf dem Gebiete der Habgier, der Arroganz, des kirchlichen Ehrgeizes bethätigen, und bei denen schädliche Niedertracht, blinde und krasse Unwissenheit und heuchlerisches Muckertum das erste Wort führt. Bei dem Altar weilt fortan die Religion, die Frömmigkeit, der Glaube, und von seinem östlichen Flügel wird hinabgestoßen die Grausamkeit, die Intoleranz mit den vielen Albernheiten, der Aberglaube mit den vielen Förmlichkeiten, Heiligenbildern und Reliquien, und von seinem westlichen Flügel stürzt sich die böswillige Gottlosigkeit und der wahnwitzige Atheismus in den Abgrund.“

Das sagt der angebliche Atheist, der vermeintliche Gottesfeind der Ultramontanen! Und in dem Dialoge selbst gegen Ende tritt Jesus an die Stelle des Centauren Chiron. Die Vereinigung zweier Naturen in diesem reizt den Spott von Momus: ein Stück Menschheit und ein Stück Tierheit sei wie ein Stück Hose mit einem Stück Wams zusammengenäht, was weder eine rechte Hose noch ein rechtes Wams abgeben könne. Das geht nicht gegen Christus, sondern gegen das Dogma, welches die göttliche und die menschliche Natur in ihm wie zwei Dinge zusammensetzt, statt mit ihm zu erkennen, daß alles wahre Sein Sein Gottes ist, daß der Mensch mit Gott eins ist, wenn er seinen Willen mit Gottes Willen vereinigt: Ich und der Vater sind eins, sagt Jesus, und die Seinen sollen alle Gottesöhne sein, die Kinderschaft empfangen. Bruno hat kurz vorher recht gut

entwickelt, wie die Ägypter nicht Ochsen oder Katzen angebetet, sondern die Tiere ihnen nur lebendige Träger der Gottesidee, die Götter mannigfache Namen des Einen wahren Gottes gewesen; schade, daß er nicht in ähnlicher Weise auch die sittlich religiöse Wahrheit des Christentums aus den verhüllungen und Schlacken der Kirchensatzungen befreit und klar ins Licht gestellt hat; er hatte sich im Kampf eben zu sehr an das ihm widersagende Äußere, an die konfessionellen Lehr- und Streitsätze gehalten, und es mochte ihm dabei manches Wort entschlüpft sein, das gegen das Christentum selbst gedeutet werden kann; denn er läßt Zeus schließen. „Mag ich selber auch manchmal etwas gesagt haben, hiermit widerrufe ich es nunmehr und behaupte: daß Chiron, weil er der gerechteste Mensch gewesen ist, der dem Askulap die Heilkunst, dem Herkules die Sternkunde und dem Achilles Musik gelehrt hat, weil er die Kranken heilt und den Weg zu den Sternen wies, weil er gelehrt hat, wie die tönenden Saiten mit dem Holze verknüpft und gehandhabt werden müssen, mir des Himmels würdig erscheint. Ja, ich erachte ihn für den Würdigsten, da in diesem himmlischen Tempel, an diesem Altare, den er bedient, kein anderer Priester ist als er selbst, und weil der Altar, das Heiligtum, das Bethaus das Unentbehrlichste ist, und ohne einen Priester ganz nutzlos sein würde, so soll er hier leben und bleiben und ewiglich hier verharren. Wo der Altar steht, von da entweicht der Aberglaube, der Unglaube, die Gottlosigkeit, und dort wohnen die wahrhaftige Religiosität, der geisteshelle Glaube, die rechte und aufrichtige Frömmigkeit.“

In der deutschen Wissenschaft haben wir die Kritik und die Herstellung des Ursprünglichen, die einfache, klare Lehre, die Religion, die Jesus selbst bekannte und lehrte, auf der Grundlage einer an Bruno anknüpfenden Weltanschauung vollzogen, und dies könnte dem Volke den kirchlichen Frieden bringen; aber da hadern und hezen die auf ihr Dogma beschränkten Eiferer von beiden Seiten in einer Weise, die uns in einen neuen Glaubenskrieg hineinführen könnte, wenn anders nicht eine große Masse Gleichgiltiger in der Mitte stünde. Namentlich läßt der Jesuitismus es nicht daran fehlen, dem deutschen Volke seine Geisteshelden herabzusetzen und die Katholiken ihnen zu entfremden, gerade weil diese Lessing und Herder, Schiller und Goethe im Lichte des neuen Tages wandelten auf ihrer Höhe weit über den neblig dumpfen Niederungen, wo der Aberglaube und der Unglaube die Volksseele verdummen und veröden. Die Gefahr liegt darin, daß so viele der Gebildeten in der heiligsten Lebensfrage sich anklammern an das gerade Bestehende, statt den Mut der Wahrheit im Bekenntnis der eignen Überzeugung zu haben, sonst würde längst ein Damm aufgerichtet sein gegen diese Richtungen, die sich nicht begnügen für sich selbst an den Satzungen des 16. Jahrhunderts zu hangen, was ihnen niemand wehrt, sondern die auch uns in diese Schranken bannen wollen und die nichts dagegen, aber viel dafür thun, daß die konfessionelle Idee wieder zum gewaltsam offenen Kriege führt. Zur Prügelei zwischen Protestanten und Katholiken ist es ja schon in der Reichshauptstadt gekommen.

Doch es ist Zeit, daß wir uns zu dem mahnenden Lichtbilde wenden, das Bruno nach einem längeren Aufenthalt in unserem Vaterlande entworfen hat. In

der Abschiedsrede, die er nach mehrjähriger Lehrthätigkeit zu Wittenberg hielt, rühmt er die Wohlthaten, die er hier genossen, er rühmt die gute Sitte und den Edelmut, womit der Verbannte, der Flüchtling, der Unansehnliche, Arme, vom Haß der Menge Verfolgte liebevoll aufgenommen, ihm Lehrfreiheit und williges Gehör für seine Lehre gewährt und er während zweier Jahre mit Wohlthaten überhäuft worden sei. So schreite er arbeitend fort, gewinne aus kurzem Schmerz dauernde Freude und in der Fremde ein Vaterland. Ganz ähnlich sagt er am Schluß der Trauerrede auf Herzog Julius von Braunschweig, unter dessen Schutz und Gunst er in Helmstädt eine Zeitlang lebte: „Rufe dir, Italiener, in dein Gedächtnis zurück, daß du, aus deinem Vaterlande ob deiner Lehre und deines Wahrheitseifers verbannt, hier Bürger bist, dort dem gefräßigen Rachen des römischen Wolfes ausgefetzt, hier frei, dort an abergläubischen Kultus gebunden, hier zu reformiertem Gottesdienst ermahnt, dort durch die Grausamkeit der Tyrannen tot, hier durch der besten Fürsten Gunst und Gerechtigkeit lebendig!“ Auch heute wird er sagen: „vornehmlich durch deutsche Männer lebendig im Andenken und wirksam im Denken einer neuen Zeit, wenn auch von den Römlingen geschmäht und verleumdet, die ja in Deutschland päpstlicher als der Papst sind!“

In der Wittenberger Rede sagt er dann, näher eingehend auf das deutsche Wesen, wie er es jetzt, das Vorurteil abstreifend, die Ansicht läuternd, erkannt hat: „Auf den Säulen der Künste und Wissenschaften hat die Weisheit ihr Haus erbaut. Das stand zuerst in Ägypten, dann unter Zoroaster in Persien, dann bei den indischen Gymnosophisten, dann bei den Griechen zur Zeit ihrer Philosophie, dann seit Empedokles und Lucrez in Italien, und jetzt zum siebenten steht es in Deutschland. Seit das Reich zu den Deutschen gekommen, findet man hier mehr Genie und Kunst als bei anderen Völkern. Wer war in fernem Tagen Albert dem Großen vergleichbar, wer dem Cusaner (Nikolaus von Kues an der Mosel), der je größer um so weniger zugänglich ist? Hätte nicht der Priesterkult sein Genie da und dort verhüllt und gehemmt, ich würde bekennen daß er dem Pythagoras nicht gleich, sondern größer denn dieser sei. (Bruno verdankt ihm viel; in meinem Buch habe ich die Lehre des an der Grenze der Scholastik und der Neuzeit stehenden Kirchenfürsten mit Bezug auf Bruno dargestellt.) Ist nicht Kopernikus als Mathematiker einsichtsvoller als Aristoteles und alle Peripatetiker in ihrer ganzen Naturbetrachtung? Welch' edler Dichtergeist beseelt den Valingenius mit erhabener Einsicht? Wer seit Hippokrates war dem Arzt Paracelsus gleich, des Heilkunst bis an die Wunder heranreicht? Welchen Astronomen setzt das Ausland dem Landgrafen Wilhelm von Hessen zur Seite? (Kepler war damals noch nicht bekannt). Doch wen habe ich mit Stillschweigen übergangen? Da jener Gewaltige, bewaffnet mit Schlüssel und Schwert, mit Macht und List, Fuchs und Löwe, mit abergläubischem Kultus und Unwissenheit unter dem Namen der göttlichen Einfalt die Welt vergiftete und niemand sich zu widersetzen und dem Jahrhundert eine bessere Gestalt zu geben wagte — welcher übrige Teil Europas konnte uns jenen Alciden hervorgebracht haben, der um so vorzüglicher ist als Herkules selbst, mit je leichterem Mühe und geringen Werkzeugen er noch größeres vollbracht

hat; oder sollte ich denn nicht sagen, daß derjenige es vollendet habe, welcher so brav und so maßvoll das herrliche Werk begonnen hat? Und wenn du noch ein größeres und weit verderblicheres Ungeheuer als alle die in früheren Jahrhunderten Entstandene getötet siehst:

„Frage der Keule nicht nach, da es die Feder gethan!“ Woher stammt jener, woher? Aus Deutschland, von den Ufern dieser Elbe, aus der Fülle dieses Quelles. Du sahst Luther, dies Licht, du sahst und beachtetest es, du vernahmst den erweckenden Odem Gottes, du folgtest seinem Gebot, wehrlos tratest du dem Feinde entgegen, vor dem die Könige und die Fürsten gebebt, bekämpfst ihn mit dem Wort, schlugst ihn zurück, hieltest stand, siegest und errichtetest aus den Waffen des Überwundenen ein Zeichen des Triumphes bis an den Himmel!“

Das Ungeheuer, der Feind, den auch Voltaire meinte, wenn er seine Briefe mit *écrasez l'infame* schloß, dieser Ruchlose ist nicht die Religion, nicht das Christentum, nicht die Kirche, nicht der Papst, sondern die Unduldsamkeit, der Fanatismus, der um seiner behaupteten alleinigen Rechtgläubigkeit willen den Andersdenkenden kreuzigt und verbrennt, verfolgt und verleumdet. Diesem bösen Geist galt der Kampf des deutschen Gewissens bei den Reformatoren, galt der Kampf des italienischen Geistes in Bruno. Dafür ging er in den Tod. Kahlenbeck verweist treffend auf Renan, der einmal geschrieben habe: Die Wahrheit braucht keine Opfer, die Wissenschaft keine Märtyrer, sie breitet sich trotz aller Verleugnung unverwandt dennoch aus; — nichts breitet sich von selber aus, noch wird es von selber überwunden, und in der Geschichte ist auf die Heroen gerechnet, die im freiwilligen Dienst für Recht und Wahrheit den Kampf aufnehmen mit der Finsternis und der Gewalt. Aufrichtigkeit thut uns not, nicht feige Unbequemung, nicht die heuchlerische Maske der Zustimmung zu Satzungen und Einrichtungen, die wir innerlich mißbilligen, sondern der Mut der Wahrheit. Von Bruno's Scheiterhaufen hat sich das Morgenrot eines neuen Tages für die Menschheit entzündet, und wenn auch eine Freigeisterei, die ihm fremd war, mit materialistischen, ja atheistischen Worten sein Denkmal begrüßte, die Geistesfreiheit dankt ihm seine Treue bis in den Tod, und zu ihr möge Deutschland stehen in Anerkennung der religiös-sittlichen Wahrheit des Evangeliums, in Anerkennung der gewonnenen staatlichen, menschenwürdigen, freien Ordnung, aber im Voranstreben für die idealen Lebensgüter, die das Leben lebenswert machen. Dann können die Deutschen das erhebende Preiswort Brunos verdienen: „Göttlich ist der Geist dieses Volkes, das nur in dem nicht hervorragt, woran es keine Freude findet. Gebe Gott, daß die Deutschen ihre Kraft erkennen und ihren Sinn auf große Dinge richten!“



Woher kommt der Unterschied von Norddeutsch und Süddeutsch?

Von

Alfred Kirchhoff.

Manchem Leser wird die in der Überschrift aufgeworfene Frage müßig erscheinen. Denn gern hat man darauf die Antwort bei der Hand: „Das ist sehr einfach, in Süddeutschland wohnen eben die Süddeutschen, in Norddeutschland die Norddeutschen, und beide scheiden sich nun einmal in Sitte wie Brauch, in Mundart und Wesen.“ Hiergegen ist thatsächlich auch gar nichts einzuwenden, nur beruhigt dieser Hinweis keinen Tiefdenkenden. Der Menge freilich wird er behagen, denn er kommt der Denkfaulheit freundlich entgegen und ist im Grunde um nichts schlechter als der wunderschöne Beruhigungsfaß, mit welchem sogar Historiker die kulturgeschichtliche Vorrangstellung Europas im Reigen der Erdteile ohne jegliches Anlehen bei erdkundlicher Forschung deuten zu können wähnen: „Weil in Europa nun einmal die kulturmächtigsten Nationen ihre Heimat gefunden haben!“

Allerdings scheiden sich Nord- und Süddeutschland größtenteils stammeshaftlich: Niedersachsen und Friesen, Hessen und Thüringer sind ganz oder fast ganz ausschließlich Bewohner des deutschen Nordens, dessen ostelbische Hälfte sie im Mittelalter den Slaven entrangen, Schwaben und Bayern sind ebenso heimisch im deutschen Süden. Doch ist Ostpreußen trotz der Anteilhaft von Süddeutschen an der Germanisierung dieses pruzzisch-litauischen Bodens ganz und gar von norddeutscher Art, und andererseits ist das Mainland von norddeutschen Franken besiedelt worden, wie solche auch den Grundstock der Pfälzer hergegeben haben.

Unzweifelhaft muß Norddeutschland als die eigentliche Wiegenstätte deutscher Nation gelten. Das bezeugt uns geschichtliche Forschung ebenso sicher wie anthropologische. Bis um Christi Geburt bewohnten Germanen allein die Nordhälfte von Mitteleuropa, Kelten (Gallier) hingegen das Land südwärts von den Sudeten, dem Erzgebirge, dem Thüringerwald und der hessisch-rheinischen Wasserscheide gegen den Main. In zwei großen Eroberungsakten haben wir uns erst nachmals unseren Süden gewonnen: zuerst den Streifen bis zur Donau, wo wir die Bojer aus Böhmen, die Helvetier aus dem Maingebiet und dessen Nachbarschaft verdrängten, sodann in der Völkerwanderungsepoche, die Donaugrenze und den Schanzenzug, welchen die Römer von Kehlheim an der Donau bis Miltenberg am Main aufgeworfen hatten, überschreitend, das Alpenvorland und die Alpen.

Daß diese um anderthalb bis fast um zwei Jahrtausende hinter der Gegenwart liegenden Vorgänge thatsächlich noch jetzt in ethnischer Rückwirkung zu spüren sind, wissen wir erst seit kurzem. Offenbar nämlich sind die reinkeltischen Vorkolonisten jenes zuerst besetzten Nordstreifens von Süddeutschland auf dem linken Donauufer gar nicht so vollständig vernichtet oder aus dem Lande gedrängt worden, als man früher annahm; und noch weniger ist das der Fall gewesen

mit den während der Römerherrschaft romanisierten Kelten rechts der Donau und im süddeutschen Rheingebiet. Das merkt man ganz deutlich an der Zunahme der dunkleren Augen- und Haarfarbe bei einer Reise von der norddeutschen Niederung durch unsere Mittelgebirge gen Süden, wo im Elsaß und wo wie in den Alpen die brünettesten Deutschen sitzen. Der Thüringer, der gewohnt ist, unter 100 Menschen etwa 15 Brünnette und auch sonst Leute von nicht ganz lichter Hautfarbe in seiner alltäglichen Umgebung zu sehen, ist erstaunt, nach einer halbtägigen Eisenbahnfahrt in Hamburg oder Bremen lauter Gesichter wie Milch und Blut, lauter Blonde und Blondinen auf der Straße zu schauen; in ebenso kurzer Zeit mag er sich nach Mainz versetzen, da wird er verwundert sein, umgekehrt auffallend zahlreicher Schwarzhäarige mit blitzenden, dunkelen Augen zu gewahren. Keinem Zweifel unterliegt es, daß die hellere Komplexion unseres Nordens gleich derjenigen in Skandinavien auf reiner germanisches Blut, die dunklere unseres Südens auf keltische (man könnte sagen altfranzösische) Blutmischung hindeutet. Auch die dunklere Augen- und Haarfarbe unserer Rheinprovinz dicht zur Seite den blondhaarigen, blauäugigen Westfalen wird man darauf zurückführen müssen, daß allein in diesem Westen Keltenreste in norddeutscher Bevölkerung in ansehnlicherer Menge fortleben. Wissen wir doch, daß noch in der römischen Kaiserzeit der linksrheinische Teil der heutigen Rheinprovinz von gallischen Völkerschaften bewohnt war, hauptsächlich von den Treverern, nach welchen noch zur Stunde Trier (in süddeutsch brünetter Moselthaling) seinen uralten Keltennamen lautlich kaum verändert fortführt.

Aber selbst wenn wir noch hinzunehmen, daß die schmalere Schädelgestalt in Norddeutschland, welche namhafte Anthropologen für die ursprünglich deutsche ansehen (und welche auch in süddeutschen Gegenden mit breiteren Schädeln der Jetztlebenden die „Reihengräber“ deutscher Kämpen aus der Völkerwanderungszeit uns bewahrt haben) wohl als Merkmal größerer Rassenreinheit gelten darf, die breitere Form des süddeutschen Schädels dagegen gleich der Zunahme der Augen- und Haardunkelung nach Süden wahrscheinlich ein Zeichen der Mischung mit Kelten heißen muß, — haben wir damit den Unterschied nord- und süddeutscher Art bei der Wurzel gefaßt? Dazu erscheint doch der Übergang jener Körpereigentümlichkeiten von Nord nach Süd ein viel zu allmählicher; derselbe führt ähnlich wie der Anstieg des Bodens schon im Bereich der norddeutschen Mittelgebirge nach Süddeutschland hinüber und schmiegt sich eher der Dreiteilung in Nord-, Mittel-, Süddeutschland an. Jedoch aus gutem Grunde will unser Volk von dieser verschwommenen Dreiteilung nichts wissen; es scheidet viel lieber scharf in die nördliche und in die südliche Hälfte mit der böhmisch-mährischen Grenze und mit den Höhen, von welchen das Wasser zum Main fließt. Die Rheinprovinz ist an keltischen Mischungsspuren so reich wie das Mainland und die Pfalz; jene wird wie diese von Leuten wesentlich fränkischer Abkunft bevölkert, — trotz alledem fühlt sich ein jeder abwärts von Bingen, sei es in Koblenz oder Bonn, in Köln oder Düsseldorf, auf norddeutschem Boden, schon in Frankfurt aber gleichwie in Würzburg, Bamberg oder Nürnberg auf süddeutschem.

Man wird deshalb wohl nicht fehlgreifen, wenn man den für die ganze Geschichte unserer Nation so gewichtigen Dualismus von Nord und Süd auf leise, doch unablässig wirkende geographische Ursachen zurückführt. Der Bodenbau, dieser machtvolle Beherrscher des Verkehrs der Menschen untereinander, schuf in Deutschland (dieses Wort im älteren, umfassenderen, geschichtlich-geographischen Sinne genommen) zwei große Hauptverkehrsprovinzen, welche in einer durchweg von Gebirgsschranken bestimmten ungeraden Linie nördlich vom 50. Parallelkreise von einander sich scheiden.

Raum sind unsere Vorfahren, die Markmannen, ins Bojerland eingedrungen, von welchem noch zur Stunde Tacitus' Ausspruch gilt, daß es im altüberlieferten Namen Böhmen (Beheim, Bojenheim) das Gedächtnis an die dereinstigen Invasoren bewahrt, und — alsbald steht in bedrohlichster Schärfe der Gegensatz zwischen Nord- und Süddeutschland uns vor Augen, gleich politisch zugespitzt im Widerstreit Marbods, des mächtigen Markmannenkönigs, und des norddeutschen Bundeshauptes Arminius. Es war das echte Vorbild jenes Heraustretens einer erst 1866 sich gänzlich abschließenden österreichischen Sondermasse aus dem Schoße von Gesamtdeutschland. Sicher hätte sich dieser Ausschluß Böhmens, zumal seit dieses Land im 6. Jahrhundert den Tschechen anheimgefallen war, aus dem deutschen Länderverbände viel früher vollzogen, auch nach der neuen Verkettung, welche der Gründer unseres alten deutschen Reichs, König Heinrich I., hergestellt. Denn kein Land Mitteleuropas ist von Natur so in sich geschlossen, darum so deutlich auch zur staatlichen Selbständigkeit prädestiniert als der böhmische Gebirgskessel. Indessen so abgemauert auch Böhmen gegen Nord und West erscheint, so stark ist es durch leichte Übergänge über den mährischen Landrücken angekettet an das Nebenland Mähren und durch dessen offenen Zusammenhang mit dem österreichischen Donauland an letzteres, somit des weiteren an Süddeutschland im allgemeinen. Nicht allein ethnisch ist das österreichische Donauland zum Stammgebiet der Baiern gehörig (das herrliche Graz nannte man ja, als es noch nötig dünkte den Unterschied gegen das kleine Windischgrätz hervorzuheben, „Bayrisch Graz, oder Bayrisch Grätz“), nein, es ist gleichfalls durch die Naturgegebenheit seiner Verkehrsstraßen untrennbar mit dem Bayernlande innerhalb der blauweißen Grenzpfähle verbunden.

Mehr als einmal lag es im Laufe der deutschen Geschichte nahe, einen süddeutschen Staatenbund unter Osterreich als Bundeshaupt zu schließen. Was hätte noch in unseren Lebtagen nach den Ereignissen von 1866 näher gelegen als eine derartige Entwicklung gegenüber dem unter Preußens Hegemonie thatsächlich geschaffenen norddeutschen Bunde, — hätte es die überlegene Staatskunst unseres Reichskanzlers zu unserem Heile nicht anders gefügt!

Durch alle Jahrhunderte flutet der Personen- und Güterverkehr ungehindert über die breite Donauhochfläche unseres Südens, die echte Stirn von Deutschland mit ihrem großen Cyclopenauge München. Keine Schranke war dem Austausch gesetzt durch die Stammescheide zwischen Bayern und Schwaben, den Lech. Offen war immer der „Geißlinger Steg“ durch eine bequeme Thalfurche der Jura-

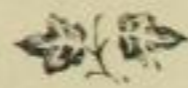
platte von Ulm ins Neckarthal, offen eine Vielzahl von Wegen nach Mainfranken und vom hopfenbauenden Hochland nach der rebenumschmückten Muldentiefe mit ihrem schwäbischen Meer. Heiß wie er gekocht war am Ausfluß der Limmat, brachten die biedern Züricher den berühmten Brei in guter Verwahrung den Rhein hinab zu den Stammesgenossen in Straßburg. Und daß es im ganzen Raum unseres großen „Gartens“ zu beiden Seiten des Rheins von Basel bis Bingen keinerlei ernsthaftes Verkehrshemmnis giebt, weiß ein jeder.

Während also Süddeutschland eine gut gefügte, einheitliche Verkehrsprovinz darstellt, deren Verkehrsadern im wesentlichen die Thalwege von Rhein und Donau ausmachen, ohne daß ein schwierig zu überschreitendes Kammgebirge beide Stromgebiete trennt (vielmehr fließt unterirdisch ein Teil des Donauwassers bei Tuttlingen ins Rheingebiet hinüber und macht somit die Donau zu einem heimlichen Nebenfluß des Rheins), tritt uns Norddeutschland in hydrographischer Zerklüftung entgegen. Sechs Haupt-Flußgebiete folgen einander vom Rhein zur Weichsel, jenseit letzterer noch das des Pregel und das der Memel. Sie alle indessen haben ihren Anteil an der den Verkehr am meisten befördernden Fläche von ganz Mitteleuropa, am norddeutschen Tieflande, ja sie gehören ihm teilweise ganz allein an. Rhein, Weser und Elbe erschließen obendrein das norddeutsche Mittelgebirgsland zur nördlichen Ebene, vor allem aber verursacht die Ost- und Nordseeküste innigsten Anschluß jener einzelnen Flußgebiete an einander. Das wird noch beträchtlich sich steigern nach Vollendung des Nord-Ostsee-Kanals, der ungleich Bedeutenderes zu leisten berufen ist als der mittelalterliche Steckenitz-Kanal, welcher das Lübecker d. h. das baltische Handelsgebiet in Wasseranschluß zur Elbe brachte.

Der Eisenbahnbau hat nach Möglichkeit den nord- und süddeutschen Verkehr wechselseitig verknüpft. Aber man betrachte eine Eisenbahnkarte und man wird dessen inne werden, wie gering die Zahl der Lücken ist, welche der Späherblick unserer Ingenieure ausfindig zu machen wußte für die gar nicht hoch genug zu preisende Großthat, Nord und Süd verkehrsmäßig zu einen. Nur ein einziges Flußthal bahnte dieser Segensthat eine Gasse: das Rheinthal nebst seinem Moselanhang. Wie lehrreich wirkt dem gegenüber die Betrachtung des engen Eisenbahngegitters einerseits in Nord-, andererseits in Süddeutschland, womit wir uns manche sonst leere Viertelstunde beim Erwarten eines Zuges vor den Eisenbahnkarten unserer Bahnhöfe verkürzen können.

Was der Schreiber dieser Zeilen früher einmal in dieser Revue ausgeführt hat in einem Aufsätze über Nationen-Entstehung, das gilt nun ohne weiteres auch für Heranbildung unserer Zwiespältigkeit nord- und süddeutschen Wesens. Natürlich: was ganze Nationen zusammenschweißt, muß sich auch äußern in deren sekundärer Spaltung. Nicht, wie man so allgemein glaubt, die Blutsgemeinschaft ist hier das Grundlegende, auch nicht der Verband der gleichen Sprache. Sprachenausgleichung und Verwischung der von Haus aus immer gegebenen Ungleichheit der Abstammung zeigt sich vielmehr erst als eine Wirkung der Verkehrsbeförderung im Inneren, der relativen Verkehrserschwerung nach außen, ist also mittelbar stets geographisch beeinflusst. Süddeutsches „nit“ dringt so weit nach Deutschlands

Norden, als der Bodenbau den wechselseitigen Verkehr zwischen Süd und Nord rege erhielt: über die Gebirgskämme gar nicht oder höchstens z. B. am Thüringerwald einige Kilometer weit längs irgend einer vielbegangenen Kunststraße, zwischen den Gebirgen weiter, z. B. zwischen den hessischen hindurch bis nach Kassel, am weitesten längs der einzigen ganz vollkommenen Thalverbindung von Süd und Nord, längs des Rheins. Außer der Mundart tauscht der Mensch aber nach Maßgabe täglichen Verkehrs auch Gewohnheiten und Lebensanschauungen aus, neues aufnehmend, altes abthuend, kurz, bisherige Gegensätze verwischend. Die Nachahmung ist ja ein gar allmächtiger Trieb. Gesinnung, Sitten und Bräuche, welche in einer Gegend unsres Vaterlandes herrschen oder neu auftauchen, pflanzen sich deshalb leichter fort in der nördlichen oder in der südlichen Hälfte deutschen Landes, verbreiten sich innerhalb der letzteren seit der politischen Abkehr weniger leicht über die schweizerische, über die österreichische Grenze. Zum Glück hält aber ein viel gewaltigeres Band den Norden und den Süden unseres Reichs trotz aller kleinen Abweichungen bei einander: das Bewußtsein zusammenstehen zu müssen zu Schutz und Trutz in Selbsterhaltungspflicht!



Die Arbeit, ihre Würde und ihr Recht.

(Ein Vortrag¹⁾)

von

Kardinal Manning.

Meine Herren!

Es hat mich viele Überlegung gekostet, ob ich Ihre gütige Einladung annehmen sollte oder nicht. Ich habe zwar nicht an der freundlichen Absicht, welche Sie damit verbanden, gezweifelt; ich habe auch nicht einen Augenblick Bedenken getragen, alles zu thun, was in meinen Kräften steht, um Ihnen gefällig zu sein; aber ich fühlte doch, daß Ihr Antrag mich in ein Gebiet der Thätigkeit zog, in welchem ich mich nicht ganz heimisch fühlte, daß ich eine Tiefe durchschiffen mußte, die ich noch nicht ausgemessen habe, und es schien mir, als ob die Klugheit riete, die mir zgedachte Ehre dankend abzulehnen. Und doch will ich lieber das versuchen, was ich kann, so unvollkommen es auch ausfallen mag, und nicht den Anschein erregen, als wenn es mir an gutem Willen fehlte; denn es ist mein aufrichtiger Wunsch, überall, so weit es in meiner Macht liegt, nicht nur das Wohl, sondern auch die Erholung meiner Mitmenschen zu befördern. Als nun noch der Herr Vorsitzende mir die Versicherung gab, daß Ihr Institut ein neutrales Gebiet verschiedener Parteien darstelle, da entsprach dies so sehr dem, was ich für eine unserer ersten Pflichten halte, daß ich nicht länger schwanken

¹⁾ Dieser Vortrag ist vor mehreren Jahren in Leeds in einer Versammlung des Leeds Mechanics' Institute gehalten und dann für den Druck durchgesehen worden.

zu dürfen glaubte. Denn ich glaube, daß wir in allen Angelegenheiten des Privatlebens, in allen Angelegenheiten des häuslichen, bürgerlichen und politischen Lebens nur ein gemeinsames Interesse haben, das Wohl unseres Landes. Wenn Spaltungen vorhanden sind, und Spaltungen müssen bestehen, sie sind stets da gewesen und werden, wie ich fürchte, auch in Zukunft nicht auszurotten sein, dann ist es meines Erachtens die Pflicht eines jeden, sie in allen Beziehungen des öffentlichen und privaten Lebens, soweit er kann, hintanzusetzen.

Nachdem ich somit Ihre freundliche Einladung angenommen hatte, werde ich gefragt, über welchen Gegenstand ich sprechen wollte; ich nannte einen Stoff, der mir leicht zu behandeln schien; aber nachher zeigte sich, daß er einer der schwersten war. Ich glaubte, daß die Arbeit, ihre Würde und ihr Recht ein Gegenstand sei, der uns alle interessierte, der uns alle gleich nahe berührte, wenn auch in verschiedenem Sinne, und der deshalb leicht zu behandeln sein würde. Als ich aber anfing, mich auf diesen Vortrag vorzubereiten, da sah ich erst die Schwierigkeiten. Denn je einfacher und gewöhnlicher ein Stoff ist, desto schwerer ist es, ihn darzustellen, ohne lauter gewöhnliche und bekannte Dinge zu sagen. Gewiß könnte ich ganze Berge von Gemeinplätzen auf einander häufen und mit ganzen Mengen von Plattheiten um mich werfen, aber viel schwerer ist es, wenigstens für mich, etwas zu sagen, was nicht ganz neu und gewöhnlich ist. Indessen will ich versuchen, was ich kann.

Macaulay berichtet in seiner Geschichte von England, daß die Stadt Leeds schon unter der Regierung Karls des II. eine Stadt von Tuchwebern und Tuchmachern war. Ihre Stadtgerechtigkeit hatte sie erst unter Karl I. und eine Vertretung im Unterhause erst unter Oliver Cromwell bekommen. Leeds war damals eine Stadt von siebentausend Einwohnern. Es bestand ein Tuchhandel, welcher an einem flotten Markttage unter freiem Himmel auf der Brücke einen Umsatz von mehreren tausend Pfund erzielte, und die Leedser waren damals mit einem solchen Markte sehr zufrieden. Damals konnten sich die ältesten Männer noch sehr wohl auf die Errichtung des ersten Hauses aus Ziegelsteinen entsinnen, und dies Gebäude hieß noch lange Zeit das Rote Haus. Es soll übrigens noch vorhanden sein.

Heutzutage werden, wie ich glaube, einzelne Leedser Firmen allein über ein größeres Kapital zu verfügen haben als damals die ganze Stadt. Die Stadt Norwich war viel bedeutender als Leeds; Norwich hatte damals 28000 bis 29000 Einwohner und einen blühenden Handel. Wie liegen die Dinge heutzutage! Leeds hat zwei bis dreihunderttausend Einwohner, es hat eine Manufaktur, welche zu den berühmtesten in ganz England gehört und vielleicht innerhalb seiner Branche an der Spitze steht. Über das Kapital von Leeds will ich mir gar keine Schätzung erlauben; die Stadt ist der Größe nach die sechste oder siebente des britischen Reichs. Und in derselben Zeit, während Leeds sich diese große Bedeutung für das Handelsleben und seinen Wohlstand erworben hat, ist das britische Reich mit ihm gewachsen. Die Stellung des Landes im Welthandel, seine Produktionskraft, seine Arbeit, die Gewandtheit der Einzelnen, endlich sein

Kapital haben sich in geradezu fabelhaftem Maße entwickelt. Eine einzige Thatsache wird zum Beweise ausreichen. Ein französischer Gelehrter, welcher mit der Handelsstatistik wohl vertraut ist, hat vor einem Handelausschuß in Frankreich nachgewiesen, daß Großbritannien mit seiner Bevölkerung von einigen dreißig Millionen eine größere Handelsmarine hat als alle andern Seemächte der Welt zusammen; nämlich die Flotten aller andern Mächte haben zusammen nur 6 600 000 englische Tonnen, und die Handelsschiffe Groß-Britanniens allein 6 900 000 Tonnen.

Woher kommt diese ungeheure Entwicklung des Wohlstandes? Einige werden sagen: durch das Kapital. Ich meine aber, es giebt noch etwas, was dem Kapital vorher geht, und das ist die Ausbildung. Andere mögen sagen: von der Ausbildung der Arbeiter. Aber es giebt auch etwas, was dieser vorhergeht, und das ist die Arbeit; und ich glaube, der Wohlstand Englands ist der Arbeit zuzuschreiben. Es giebt ein Buch, welches gewiß alle kennen, es ist zuerst als Teil der Useful Knowledge Library um das Jahr 1830 erschienen, zu einer Zeit, als eine Schar übelberatener Personen eine große Bewegung ins Werk setzten, um alle landwirtschaftlichen Maschinen zu zerstören — viele von meinen Zuhörern mögen diese Zeit noch erlebt haben und sich ihrer erinnern. — Das Buch hieß damals „Results of Machinery“, und ist dann unter dem Titel „Capital and Labor“ zehn oder fünfzehn Jahre später noch einmal herausgekommen. In diesem Buche steht der Satz: „Im Morgengrauen der Gesellschaft war die Arbeit schon aufgestanden und in voller Thätigkeit, als das Kapital noch im Schlafe lag.“

Und dieser Satz ist ohne Zweifel richtig. Wir können daher mit Recht sagen, daß die Arbeit die Ursache aller unserer Größe ist. Ich nehme die Arbeit, wie Ihnen durch das Vorgegangene wohl außer Zweifel gestellt sein wird, nur im volkswirtschaftlichen Sinne und lasse die sittliche Bedeutung der Arbeit vorläufig außer der Betrachtung, wiewohl ich mir vorbehalte, später mit ein paar Worten auch hierauf zurückzukommen. Eine wissenschaftliche Definition der Arbeit will ich hier nicht versuchen, aber ich will sie umschreiben als die ehrliche Ausnutzung unsrer körperlichen und geistigen Kräfte für unser und unserer Nächsten Bestes. Eine ehrliche Ausnutzung: denn eine Thätigkeit, welche nicht ehrlich, sondern oberflächlich, unredlich oder arglistig ausgeführt wird, verdient nicht den Ehrennamen der Arbeit. Eine Ausnutzung; denn wenn jemand seine Kräfte nicht anstrengt und im vollsten Maße ausnutzt, so verdient auch seine Thätigkeit nicht den Ehrennamen der Arbeit. Wenn er seine Kräfte ehrlich ausnutzt, aber nicht für sein eigenes Bestes, so vergeudet er sie, und wenn er sie nur für sein Bestes und nicht für seine Nächsten anwendet, so ist es wieder keine Arbeit, sondern Selbstsucht. Meine Umschreibung trifft daher, wie ich meine, zu, und ich wiederhole daher: Die Arbeit ist die ehrliche Ausnutzung unserer Kräfte für unser und unserer Nächsten Bestes. Ihnen, meine Herren, brauche ich nicht erst zu beweisen, daß auch die Ausnutzung der Kräfte des Geistes und des Verstandes eine wahre Arbeit ist. Ein Mann mag nie eine Art geschwungen, nie eine Lokomotive geführt, nie einen Spaten in die

Erde gestoßen haben, und er kann doch den Ehrennamen eines Arbeiters verdienen. Wie gesagt, ich brauche Ihnen dies nicht zu beweisen und werde daher diesen Punkt nur gelegentlich wieder berühren.

Die körperliche Arbeit ist im gewissen Sinne der Urquell aller Dinge, aber es ist klar, daß die geistige Thätigkeit zu jeder Zeit vorher gehen muß. Der erste Mann, welcher eine Angel machte, um Fische damit zu fangen, der eine Schlinge knotete und ausstellte, um einen Vogel oder andere Waldtiere zu erbeuten, er mußte seinen Geist anwenden und nachdenken, ehe seine Hände das fertig brachten, was er haben wollte. Dies ist zweifellos; ja in der neueren Zeit ist man geneigt, die rohe, unausgebildete Körperkraft zu mißachten, weil unsere Arbeit mehr oder weniger ausgebildete Arbeiter verlangt und unsere Industrie einen wissenschaftlichen Charakter angenommen hat. Trotzdem aber hat auch die rein körperliche Arbeit ihren Wert. Ein Mann, der seine körperlichen Kräfte in ehrlicher Weise für sein und seiner Nächsten Bestes ausnußt, führt ein schönes und edles Leben, denn dies ist ein Beruf, und jeder, welcher seinen Beruf erfüllt, wird durch ihn geadelt. Alles, was wir auf der Welt erreichen wollen, müssen wir uns durch die Arbeit erwerben. Gewiß giebt uns die Natur viele von ihren Gaben freiwillig, wie wenn sie sie uns mit der Hand darböte. Die Bäume tragen ihre Früchte über unseren Köpfen und laden uns zum Genuße ein, aber wir müssen sie doch pflücken. Das Gold liegt in der Erde, die Steinkohle in den Gruben, aber wir müssen sie doch erst gewinnen, und diese Arbeit ist schon anstrengender. Das Brot, welches wir essen, kommt aus dem Korn. Ehe wir das Korn gewonnen haben, muß schon viele Arbeit geschehen sein, und noch mehr, bis es zum Brot verbacken ist. So geht es in den kleinen Dingen, und in den großen ist es nicht anders.

Die Fruchtbarkeit der Erde hat bis jetzt noch keine Grenzen gefunden. Wie es heißt, brachte der Boden Englands zur Zeit König Johann's ein Viertel von dem heutigen Durchschnittsertrage von ganz Großbritannien und nur ein Fünftel von dem, was heute die nähere Umgebung Londons trägt. Woher kommt der Unterschied? Von der Vermehrung der Arbeit, von der Ausbildung der Arbeiter, des Kapitals, der Wissenschaft, den Fortschritten der Landwirtschaft. Die Berechnung zeigt, daß die Tragfähigkeit des Bodens immer mehr zugenommen und ihr Ziel noch nicht erreicht hat. Neulich sah ich eine Aufstellung, die mir so unglaublich und unwahrscheinlich vorkam, daß ich mir den amtlichen Bericht anschaffte und nachschlug, wo ich dann die Angaben vollauf bestätigt fand. Die Aufstellung stammt von dem Ausschusse des Herrenhauses über die Bewässerung und Verbesserung des Bodens und beruht auf dem Gutachten zweier hervorragender landwirtschaftlicher Sachverständiger. Der eine von ihnen stellte fest, daß von den 20 Millionen Acres englischen Bodens ¹⁾ nur drei Millionen angemessen drainiert seien, und der andere legte dar, daß nur der fünfte Teil der Ackergrundstücke landwirtschaftlich richtig ausgebeutet wird. Somit hat die Ar-

¹⁾ Acre = 40,467 a = 1,585 Magd. Morgen.

beit nur einen Teil ihrer Aufgabe erfüllt, und wenn es wahr ist, wie ich vorhin annahm, daß England seine Größe seiner Arbeit verdankt, so dürfen wir nicht einen Augenblick daran zweifeln, daß noch lange nicht das erreicht worden ist, was durch weitere Fortsetzung der Arbeit erreicht werden kann. Ich erinnere mich noch der Zeit, als die englischen Nationalökonomien berechneten, daß die Steinkohlen unter der Erde in England nicht weiter reichen könnten als für einen Gebrauch von achthundert Jahren. Ich war schon damals der Ansicht, daß wir uns durch diese Nachricht nicht in Angst setzen zu lassen brauchten. Und dabei haben wir selbst heute den Umfang unserer unterirdischen Kohlenminen noch nicht festgestellt, und ich weiß nicht, worauf man auch nur eine wahrscheinliche Schätzung stützen will.

Die Arbeit ist nicht nur der Grundsaß, auf welchem der Aufbau unsres Staates beruht, auf ihr beruht auch unsere Entwicklung, unsere geistige und körperliche Entwicklung. Wie sie den Boden kultiviert, so kultiviert und zivilisiert sie auch den Menschen. Ich weiß nicht, ob Ihnen allen das Buch von Prichard über den Menschen bekannt ist, welches vor einigen Jahren erschien.¹⁾ Das erste Kapitel dieses Werkes enthält eine Gegenüberstellung, welche ich für sehr richtig halte, und die für meine Ansicht einen schlagenden Beweis liefert. Er sagt nämlich: „Wer kann sich vorstellen, daß ein Buschmann, welcher in seiner Erdhöhle sitzt und sich Spinnen zur Mahlzeit fängt, zur selben Rasse gehört wie die zivilisierten und gebildeten Engländer, welche wir auf den Londoner Straßen einhergehen sehen!“ Ich habe gezeigt, wie der Boden Englands seit der Zeit König Johann's bis zur Zeit der Königin Viktoria einen gleichen Fortschritt zeigt. Woher kommt dies? Nennen Sie es Erziehung, nennen Sie es Zivilisation, nennen Sie es, wie Sie es wollen. Vor allen Dingen aber ist es Arbeit, Arbeit an uns selbst, Selbstkultur, Selbstausbildung, es ist das, was, so viel ich weiß, auch ein Ziel Ihrer Vereinigung darstellt.

Weiter; die Arbeit ist der Quell aller Erfindungen. Ich habe bereits vorhin angeführt, daß in dem Morgengrauen der Gesellschaft die Arbeit schon aufgestanden und in voller Thätigkeit war, als das Kapital noch in tiefem Schlummer lag. Ich behaupte aber, daß nicht nur am Morgen, sondern auch am hellen Tage der Geist aufgestanden und thätig sein muß, ehe die Arbeit erwacht. Denn der Geist muß der körperlichen Arbeit vorhergehen, die Geschichte aller Erfindungen, der wissenschaftlichen wie der sozialen, zeigen das Gesetz, daß der Verstand den Händen leuchten muß, daß der Geist der Arbeit vorangeht. Ich brauche dies nicht auszuführen, es ist selbstverständlich; aber einige Beispiele werden meine Meinung deutlicher machen. Zwischen der geistigen und der körperlichen Thätigkeit bestehen so enge und feine Beziehungen, daß wir daran die Weisheit unseres Schöpfers am besten erkennen können. Die Beweglichkeit des Geistes in jeder Äußerung seiner Thätigkeit kann nicht gemessen werden, aber die Gewandtheit

¹⁾ Prichard, researches into the physical history of man, London 1813; Vierte Aufl. London 1885.

der Hände entspricht ihr genau. Der Mann, welcher im Morgengrauen der Gesellschaft zuerst ein Feuerstein-Messer geschaffen hat, konnte damit nur wenig anfangen und hatte viel Mühe bei allem, was er vornahm. Ein späterer, der eine Stahlflinge aus Sheffield hatte, konnte mit leichter Mühe tausend Dinge machen, die jenem ganz unmöglich waren.

In der Zeit König Eduards III. wurde zur Beschaffung der Geldmittel für den französischen Krieg eine Vermögenssteuer erhoben; und in Colchester, damals einer der größten Städte, wurde alles Vermögen zu diesem Zwecke abgeschätzt. Die Namen aller Kaufleute, Handwerker und übrigen Einwohner wurden mit einem Verzeichnis und einer Abschätzung ihres Vermögens in eine Liste eingetragen, und der Gesamtwert des Vermögens betrug etwa dreitausend bis viertausend Pfund Sterling, und damals war Colchester seiner Bedeutung nach die zehnte Stadt Englands. Unter den Einwohnern war ein Zimmermann, dessen ganze Vorräte und Werkzeuge auf einen Schilling abgeschätzt wurden. Diese geringe Summe ist aber nicht auf den Unterschied des Geldwerts zurückzuführen; er hatte zwei Arzte, ein Querbeil (Dächsel, Daxel,) ein Winkelmaß und ein Werkzeug zur Herstellung von Rädern. Dieser Zimmermann besaß doch viel mehr Werkzeuge als der Mann, von dem wir annehmen, daß er nichts als ein Stahlmesser hatte, und noch viel mehr als der Wilde mit seinem Steinmesser; wenn dieser sich aber heute in einen Laden versetzt sähe, wie der von Holzkapffel in Long Acre, und alle die dort ausgelegten Hobel und Krummhobel, Dreheisen und alle die übrigen Werkzeuge, deren Namen ich nicht einmal kenne, gesehen hätte, so müßte er sich in der Höhle eines Hexenmeisters glauben, oder er würde denken, er hätte auf einmal hundert Hände bekommen und könnte mit jeder hundert Griffe machen. Ich will damit sagen, daß die mechanischen Werkzeuge dem Verstande eine Gelegenheit zur Entfaltung seiner Thätigkeit geben, seine Kräfte vermehren und ihn zur Abwechslung, zur Feinheit und zur Schärfe befähigen. Dann aber ist die Arbeit und die Erfindung notwendig, um etwas Neues zu schaffen.

Ich möchte wohl wissen, wie viele Hände damals, als das Tuch in Leeds auf der Brücke gehandelt wurde, erforderlich waren, um eine Elle davon herzustellen. Vielleicht weiß es Ihr Herr Bürgermeister, der erste Sachverständige unter Ihnen, aber, wenn ich auch keine Antwort bekomme, jedenfalls waren es nicht viele. Wie viele Personen sind heut an einem Stück thätig? Ich habe es einmal berechnet und zwar auf Grundlage des kleinen Buches, welches ich Ihnen schon einmal empfohlen habe, und aus dem das Meiste und Beste von dem stammt, was ich Ihnen an Thatsachen vortragen kann. Heute sind es fünfundzwanzig Berrichtungen, welche erforderlich sind, ehe wir einen Rock aus Leeds' Tuch anziehen können. Ich lasse den Landmann, den Wollaufkäufer, den Schiffer, den Frachtführer, ohne deren Thätigkeit der Stoff nicht in die Stadt gelangen kann, hier ganz beiseite; ich denke nur an die Zubereitung und hier finde ich eine ganze Reihe von Arbeiten, von denen ich bisher nichts gewußt habe, deren Namen mir unbekannt waren und zum Teil unverständlich geblieben sind. Ich fand in

dem kleinen Buche Sortierer, Entfetter, Färber, Krämpfer und Spinner; dann war die Rede vom Ausschneeren und Weben, vom Koppeln, vom Sengen und Kräufeln und noch von einer ganzen Reihe von verschiedenen Thätigkeiten, im ganzen sechzehn an der Zahl, von welchen jede einzelne gelernt und geübt sein muß. Die Erfindung hat es verstanden, die wirre Flechte der Arbeit aufzulösen, sie hat jeden einzelnen Strang abgesondert und einem eigenen Arbeiter oder einer eigenen Gruppe anvertraut. Durch diese Teilung sind die einzelnen Thätigkeiten nicht nur geläufiger und einfacher, sondern im Laufe der Zeit auch immer sorgfältiger und vollkommener geworden.

Ich habe bereits erwähnt, daß ich mich jener Aufläufe noch erinnere, welche um das Jahr 1830 eine Zeitlang sehr häufig waren und unter dem Namen Ewing Riots bekannt geworden sind. Vielleicht hat man bei Ihnen im Norden Englands nicht so viel von diesen Vorgängen erfahren und hat sie nicht so lebhaft in Erinnerung, wie ich, der ich mein ganzes Leben hindurch im Süden Englands gelebt habe. In Kent, wo ich damals wohnte, sah man Nacht für Nacht den Horizont gerötet vom Brande der Dreschmaschinen und der anderen Gegenstände, welche den Zorn der Zerstörer erregt hatten. Die ganze ungebildete Bevölkerung auf dem Lande war von dieser Verblendung ergriffen und glaubte, die Maschinen würden sie zu Grunde richten. Jetzt sind wir doch zum Glück soweit gekommen, daß der ganze Arbeiterstand, nicht nur der ländliche, sondern auch der gewerbliche, sich überzeugt hat, daß die Ausbreitung und Ausbildung des Maschinewesens ihnen nicht Arbeit nimmt, sondern Arbeit giebt, und daß wir dies erreicht haben, ist vielleicht der Thätigkeit Ihres Institutes mehr als anderen Einflüssen zuzuschreiben. Daß diese heutige Auffassung die zutreffende ist, brauche ich Ihnen nicht zu beweisen, indessen will ich ein paar Thatfachen anführen, welche dem einen oder dem andern von Ihnen weniger geläufig sein werden, und über die ich selbst mich erst vor kurzer Zeit unterrichtet habe. Erwägen Sie z. B. einmal die schnelle Aufeinanderfolge der wichtigsten Erfindungen: das Jahr 1743 brachte uns den Schnellschützen¹⁾, im Jahre 1769 stellte der Sohn des Erfinders die erste drop-box²⁾ her, im Jahre 1767 kam die Spinn-Jenny auf³⁾ und 1769 die Waterframe⁴⁾, welche 1779 mit der Spinnjenny zur Mule⁵⁾ vereinigt wurde, und 1813 folgte die Webmaschine. Im Jahre 1765 war die Dampfmaschine erfunden, welche 1811 zum Bewegen von Schiffen, und 1824 zur Beförderung von Eisenbahnzügen verwendet werden konnte. Wenn wir von diesen Erfindungen nur den einen Zweig, den auf die Baumwollen- und Wollbereitung bezüglichen ins Auge fassen, so hat sich ein vollständiger Umschwung

¹⁾ Ein Weberschützchen, Weberschiffchen, welches nicht durch die Luft geworfen wird, sondern auf einer festen Unterlage läuft und fortgestoßen wird.

²⁾ Eine Vorrichtung, durch welche der Weber abwechselnd mit 3 Schützen und dreierlei Einschlag arbeiten kann.

³⁾ Eine Baumwollspinnmaschine zur Verfeinerung der Baumwolle, auch bloß Jenny genannt.

⁴⁾ Eine von Arkwright erfundene, durch Wasser getriebene, Spinnmaschine.

⁵⁾ Mule, auch Mulejenny oder Mulespinningframe genannt.

des Betriebes durch Anwendung der Maschinen in 22 Jahren vollzogen; dazu kam noch die Erleichterung des Transports zu Lande und zu Wasser durch Einführung der Dampfkraft auch auf diesem Gebiete. Wenn man diese Thatsachen oberflächlich betrachtet, so sollte man annehmen, daß die Maschinen den Menschen ihre Arbeit abgenommen und sie dadurch brotlos gemacht hätten. In Wahrheit ist es aber umgekehrt; denn der französische Nationalökonom Say hat nach den Angaben eines englischen Fabrikunternehmers — welcher seinerseits auf eine fünfzigjährige Erfahrung zurückblicken konnte — festgestellt, daß die Zahl der in dem Gewebe angestellten Spinner und Weber zehn Jahre nach Einführung der Maschinen vierzigmal so groß war als zu der Zeit, da die Spinnerei mit der Hand betrieben wurde.

Im Jahre 1825 hat man berechnet, daß zur Baumwollenspinnerei Maschinenmittel mit im ganzen zwanzigtausend Pferdekraften verwendet werden; und daß jede Pferdekraft auf der Maschine so viel Garn herstellte, wie 1066 Personen in derselben Zeit mit der Hand gesponnen haben würden. Wenn diese Berechnung zutrifft, und es lassen sich keine Bedenken gegen dieselbe erheben, so würden im Jahre 1825 die Spinnmaschinen der Grafschaft Lancaster allein ebenso viel Garn bereitet haben, als wenn einundzwanzig Millionen Menschen mit Rocken und Spindel gearbeitet hätten.

(Fortsetzung folgt.)



Wehrpflicht und Kriegsführung bei den Griechen.

Von
Adolf Bauer.

Im Januar des Jahres 405 v. Chr., während zwei bis drei Wegstunden von Athen entfernt eine spartanische Besatzung die Bergfestе Dеkeleia hielt und das Flachland ringsum bis fast unter die Mauern der Stadt beherrschte, saß das Volk von Athen und Attika im Theater des Dionysos am Südabhang der Akropolis und ergöhte sich an den tollen Späßen eines der herrlichsten Stücke des Aristophanes. In den „Fröschen“, denen damals bei dem Wettbewerb dreier Dichter der erste Preis zuerkannt wurde, wandert der Gott Dionysos als Herakles verkleidet in die Unterwelt. Dort veranstaltet er unter dem Vorsitz des Unterweltsgottes einen Wettstreit der beiden verstorbenen tragischen Dichter, des Aischylos und Euripides. Der Sieg wird der guten alten Zeit zu teil, welche Aischylos vertritt. In der bewegten Hin- und Widerrede rühmt sich dieser als Sängер der großen, kriegerischen Vergangenheit, da Athen gegen die Perser siegreich war. Edle und große Poeten, wie Orpheus, Musaios, Hesiod und Homer seien zu allen Zeiten der Menschheit von Nutzen; Homers Ruhm aber sei, daß er gelehrt habe die Ordnung der Schlacht, den Kriegsmut und die Wappnung der Männer.

Die Ansicht, daß Homer der Lehrmeister des Krieges gewesen, teilt das ganze Altertum. Als die Professorenweisheit späterer Zeiten in den Kreis der Vorlesungen und Unterrichtsgegenstände unter anderem auch die Theorie der Kriegführung aufnahm, hat es nicht an handlichen Lehrbüchern gefehlt, welche Strategie und Taktik des Homer kurz und faßlich zu Nutz und Frommen der Studierenden darstellten. Aelianus, der seine Schrift über Taktik dem Kaiser Trajan überreichte, beginnt das Widmungsschreiben mit den Worten: „Erhabenster Kaiser, Gottes Sohn, Trajanus Augustus; die Theorie der Taktik, welche bei den Griechen zu den Zeiten Homers anhebt, haben vor mir schon viele behandelt, obwohl sie von den mathematischen Wissenschaften nicht soviel verstanden als ich.“ Diese Ansicht ist unter dem Einfluß der antiken Litteratur noch über das Altertum hinaus gültig geblieben. Seit dem Jahre 1478 waren mehrere lateinische Übersetzungen des Aelianus erschienen; aus einer derselben schöpft der Darsteller des Landsknechtwesens, Leonhard Fronsperger, in der Vorrede zu dem zweiten Teil des „Kriegsbuches“, wenn er von dem Poeten Homero spricht, „so der erst gewesen, welcher geschrieben, wie man das Kriegsvolk in Schlachtordnungen stellen soll.“

Wir verfahren im Sinne der Anschauungen des Altertums, wenn wir die Anfänge des griechischen Kriegswesens aus Homer zu erkennen suchen, und knüpfen dabei an ein kürzlich erschienenenes Buch von Hans Delbrück über die Perserkriege und Burgunderkriege an¹⁾.

Homer teilt mit den epischen Dichtern aller Völker die Vorliebe für die Schilderung der Kämpfe einzelner Helden, für die Beschreibung ihrer trefflichen Waffen. Wie auf einem unbestimmt gehaltenen Hintergrund scharf umrissene und liebevoll ausgeführte Gestalten, so tritt der Kampf der Führer in den Schlachten hervor. Zwar hören wir von zahllosen Scharen gerüsteter Krieger; wenn sie sich sammeln, gemahnt dies den Dichter an die Schwärme schnatternder und schreiender Vögel am Strande des Meeres oder an die Schwärme summender Fliegen, — aber entscheidend für den Ausgang der Schlacht sind doch nur die Waffenthaten der Führer, vor ihrem gefürchteten Speere fliehen oftmals hunderte von Knechten wie wehrlose. Zwar werden in den homerischen Liedern die Helden und Könige die „Ordner der Völker“ genannt, sie stellen die Reihen der Ihrigen zur Schlacht, aber eben so oft lagern sich die Heere, während auf freiem Plan zwischen ihnen die Führer im Einzelkampfe sich messen. So wichtig ist die Anteilnahme des Einzelnen an der Schlacht, daß die Weigerung des Achilleus, am Kampfe teilzunehmen, schwerer empfunden wird als das Fernbleiben seines tapferen Volkes, der Myrmidonen.

Hängen diese Gegensätze mit dem Wesen der Heldensage zusammen oder entspringen sie einem Bedürfnis der dichterischen Technik im Epos? Haftet die Erinnerung an die Waffenthaten des Einzelnen fester im Gedächtnis oder eignen diese sich besser zur Schilderung als das Aufeinanderprallen der Phalangen?

¹⁾ Berlin, Walther und Apolant 1887.

Dürfen wir in diesen Angaben einen Hinweis erblicken auf thatsächliche Verhältnisse, welche für die Kriegsführung in homerischer Zeit bezeichnet sind?

Es wird niemandem beifallen, die epische Dichtung buchstäblich zu nehmen, zu glauben, daß der Schild des Achilleus, den uns Homer so ausführlich schildert, daß die Waffen des Diomedes gerade so, wie sie der Dichter beschreibt, in der Wirklichkeit ihre Entsprechung hatten. Daß aber die Dichter ähnliche Prachtstücke gesehen hatten, muß doch vornherein als wahrscheinlich gelten und ist für Homer durch die Funde auf den ältesten Burgen Kleinasiens und Griechenlands bestätigt worden. Wie nun, soweit die Waffenlehre in Frage steht, der Beweis erbracht ist, daß den Schilderungen des Epos thatsächliches zu Grunde liegt, so gilt ein Gleiches auch von den allgemeinen Voraussetzungen, unter denen sich der Dichtung zufolge der Kampf vollzogen hat. Es kann nicht ausschließlich Erfindung der Sänger, es kann nicht ein bloßes Mittel der Darstellung sein, wenn der Schwerpunkt des Kampfes auf die Anteilnahme der einzelnen, trefflich gerüstet vom Streitwagen kämpfenden, durch ihre Kühnheit ausgezeichneten Anführer gelegt wird.

In derselben Weise wie bei Homer spielt sich der Kampf in den Anfängen der Kriegsgeschichte allüberall ab. — Die Ägypter sind mit einemmale unter den Herrschern des Namens Thutmes und Ramses aus einem friedfertigen ein kriegsführendes und eroberndes Volk geworden. Die zahlreichen Schlachtenbilder dieser Zeit zeigen den König übermenschlich groß auf seinem prächtigen Kriegswagen gegen eine Überzahl von Feinden im Kampf — und diese stets auf der Flucht vor dem Einzigen. Der Text zu einem der berühmtesten dieser Schlachtgemälde, das den Kampf Ramses II. gegen die Asiaten bei Dadesch darstellt, besagt unter anderem: „Seine Majestät eilte voran und drang in das Heer der Feinde ein, er ganz allein, und niemand war bei ihm. Als seine Majestät nun hinter sich blickte, bemerkte er, daß 2500 Gespanne ihm den Weg nach außen abgeschnitten hatten.“ Wie die homerischen Helden ruft Ramses in seiner Bedrängnis den Gott von Theben um seinen Beistand an, dieser eilt herbei und spricht dem Könige Mut zu. Ramses dringt vor gegen die Feinde, „und siehe“, so fährt die Inschrift fort zu berichten, „keiner von ihnen vermag vor mir zu kämpfen, ihr Herz ist schwach in ihrem Leibe, ihre Arme sinken, sie können nicht schießen und finden nicht den Mut, ihre Dolche zu fassen.“ Ähnlich werden die assyrischen Eroberer dargestellt. Wie die ägyptischen Herrscher sind auch sie begleitet von einem gewaltigen Heere, aber dieses erscheint nur nebenher beteiligt an der Schlacht, der König und die Führer sind es, die den Sieg entscheiden.

Es entspricht allerdings der Ausdrucksweise der bildenden Kunst jener Zeit, Könige und Herren in überirdischer Größe darzustellen, im Vergleich zu ihnen die Gefolgschaft im kleinen Maßstab zu halten. Die Schmeichelei des höfischen Dichters und der königlichen Geschichtsschreiber hat sicherlich dazu beigetragen, das Verdienst ihrer Herren zu übertreiben; allein auch diesen Bildern und Texten muß thatsächliches zu Grunde liegen, das zu solchen Ausschmückungen Anlaß bieten konnte und geboten hat. Wie der ägyptische König nach den inschriftlichen Be-

richten seiner Tempelbauten die Gegner, so besteht Sinuhe, ein vornehmer Ägypter, einem Papyrus der Profanlitteratur zufolge, im Lande Tenu einen gefürchteten Beduinenhäuptling gleichfalls im Einzelkampfe. Die Angaben der homerischen Lieder werden also durch die Kriegsgeschichte der Völker des alten Orients als zutreffend bestätigt; die griechischen Helden sind den Massen des Fußvolkes, die ihnen gegenüberstehen, dadurch noch besonders überlegen, daß sie vom Streitwagen kämpfend bald hier bald dort in die Schlacht einzugreifen vermögen.

Hier scheint nun ein Einwand bereit zu liegen, hergeholt von den modernen, seit Jahrhunderten feststehenden Ansichten, denen zufolge der Anteil des Einzelnen an der Entscheidung ein geringer ist und stets geringer wird, alles auf das Zusammenwirken der Massen ankommt. Wie soll es möglich sein, daß eine Schar wenn auch schlechter bewaffneter Fußkämpfer nicht einen Einzelnen zu Wagen oder zu Pferd überwältigen konnte, da wir doch heute belehrt werden, daß im Kriege, von besonderen Glücksfällen abgesehen, Kavallerie gegen gefechtsfähige Infanterieabteilungen machtlos ist? Wenn es jenem wohlgewappneten Helden auch gelingen mag, von der Menge seiner Gegner einige niederzumachen, muß er doch bald von den übrigen umringt werden, und diese rächen dann den Tod der gefallenen Genossen. Solche Einwände lassen jedoch das Wesentliche außer acht. Sie setzen voraus, daß dem Kriegsberühmten eine geschulte Abteilung gegenüber steht; daß in dem Augenblick, da jener im tausenden Galopp anfährt und die gefürchtete Lanze schwingt, keiner seinen Platz verlasse. Geschulte Krieger, der Kraft und Überlegenheit sich bewußt, welche in ihrem Zusammenhalten liegt, kennt jedoch die homerische Zeit nicht, geschulte Scharen betreten in den Anfängen der Kriegsgeschichte nicht die Schlachtfelder. Ein Haufe aber, den nicht Mannszucht und der Wille eines Führers beherrschen, wird nicht Stand halten, weil keiner jener erste, zweite und dritte sein will, der den nimmer fehlenden Streichen oder Pfeilen des geübten Gegners erliegen muß oder von seinen Rossen zerstampft wird. Darin liegt ebenso wie in dem rechten Wagemut des Helden das Geheimnis des Erfolges, wie in homerischer Zeit so auch im Mittelalter, wenn der schwergerüstete, geharnischte Adelige gegen einen Haufen von Fußknechten ausprengt.

Ja selbst heutzutage, da wir doch in der Schulung des taktischen Verbandes ein Höchstes erreicht haben und darauf das Hauptgewicht gelegt wird, treffen unter besonderen Umständen und in beschränktem Sinne jene Voraussetzungen zu, welche für die Kämpfe der Ritterschaft aller Zeiten die allein giltigen sind. Wem ist nicht erinnerlich, wie oft während des Deutsch-Französischen Krieges ein paar Mann ganze Ortschaften, selbst eine Stadt wie Nancy ordnungsmäßig in Besitz nehmen konnten? Wie oft haben in der späteren Kriegszeit wenige gut bewaffnete Infanteristen unter Führung eines kühnen Offiziers oder Unteroffiziers die widerspenstigen bewaffneten Bauernschaften eines ganzen Dorfes ohne erheblichen Widerstand bewältigt!

Die Schilderungen, die wir bei Homer lesen, bestehen also in allem Wesentlichen zu Recht. Eine Taktik der homerischen Zeit giebt es freilich nicht, für die Zusammenstöße von Massen und ihren Kampf bleibt wenig Raum, sie gehören

in ihrer ausführlichen Schilderung theils der Phantasie des Dichters an, theils sind sie aus dessen eigener Zeit in die Bearbeitung der Sagenstoffe zurückübertragen. Völlig schließen sich immerhin Einzelkämpfe und Massengefechte nicht aus, wie die Geschichte der Landsknechte zeigt. Während aber die Herausforderung und der Zweikampf der Führer der „gevierten Ordnung“ nur als ein Überbleibsel des Rittertums in die neue Zeit hereinreichen, sind diese bei den Griechen im Heldenzeitalter das Wesentliche.

In historischer Zeit finden wir andere Verhältnisse, andere sind die Grundlagen für den Kampf der Bürger- und Söldnerheere. Die Entscheidung der Schlacht liegt nicht mehr in dem persönlichen Anteil der Führer, sondern in der Wirkung der militärisch gegliederten, wohl abgerichteten, als Gesamtheit eingreifenden Massen. Der Wille und die Einsicht des Führers leiten nunmehr die an Gehorsam gewöhnten Truppen. Die Kriegsführung wird eine Kunst, während bisher Kraft und Waffengewandtheit den Erfolg errungen hatten. Der Feldherr ist vor strategische und taktische Aufgaben mannigfacher Art gestellt. Seine Sache ist es, den geeigneten Platz für die Schlacht ausfindig zu machen, die Abteilungen auf dem Marsch so zusammenzuhalten, daß sie zur rechten Zeit in der Phalanx vereinigt werden können. Angesichts des feindlichen Heeres muß die unter den gegebenen Umständen geeignetste Form der Schlachtreihe nach Länge und Tiefe gefunden werden u. a. m. Die Führerschaft im Kriege erfordert von nun an gewisse Kenntnisse, sie wird allmählich, je reichere Erfahrungen gesammelt werden, ein Gegenstand der Unterweisung, sie wird eine Wissenschaft.

Heute sind die Aufgaben des Feldherrn durch die großen Massen, die er zu lenken hat, durch die Entfernungen, die in Frage kommen, durch die Verbindung verschiedener Waffen, durch die Notwendigkeit, den verheerenden, weittragenden Geschossen gegenüber das Gelände geschickt zu verwenden, den taktischen Verband thatsächlich zu lösen und dennoch die einheitliche Führung zu behalten, ganz außerordentlich verwickelte. Sie verlangen reiche Kenntnisse, langjährige Studien, außergewöhnliche Anlagen. Trotz des entwickelten Nachrichten- und Aufklärungsdienstes werden an das Vorstellungsvermögen des Führers die höchsten Anforderungen gestellt. Auf Grund weniger, oft unzusammenhängender Nachrichten soll der Feldherr, der die Reihen seines Heeres gar nicht mehr überblicken kann, wie ein Schachspieler in zugleich gespielten Blindpartien das stets wechselnde Bild der eigenen und gegnerischen Stellung vor seinem geistigen Auge haben und danach seine Befehle erteilen.

Bei weitem einfacher waren die strategischen und taktischen Aufgaben, die der griechische Feldherr zu lösen hatte. Für ein richtiges Verständniß des griechischen Kriegswesens ist es notwendig, sich diese Unterschiede stets vor Augen zu halten. Vielleicht nirgends wirken die jetzt beliebten modernen Analogien so verwirrend als gerade auf diesem Gebiete. Wer Themistokles einen General und die Abteilungen des attischen Fußvolkes Regimente nennt, führt irrige Begriffe in die Betrachtung ein. Manche neuere Darsteller und Forscher könnten sich ein Beispiel nehmen an dem kaiserlichen Poeten Marcus Tattius in Ingolstadt, der 1542 die

zweitälteste deutsche Übersetzung des Frontinus verfaßt hat und sich in der Vorrede dahin äußert, er wisse wohl, was zu Latein *pedites, dux, legatus* u. s. w. seien, auch was zu Deutsch Feldthauptmann, Marschall, Beybel und dergleichen, „dennoch ist kein Lateinischer Nam, der etwan mit ein obermeldten Deutschen Wort sich durchaus vergleiche.“

Bis auf die Zeit Philipps von Makedonien und Alexanders des Großen liegt die Entscheidung der Schlachten ausschließlich in den Händen des schwer gerüsteten Fußvolkes, der Hopliten; erst gegen Ende dieses Zeitraumes hatte sich gelegentlich und unter besonderen Umständen die Überlegenheit von Abteilungen leicht bewaffneter Fußgänger geltend gemacht. Es gibt also keine Taktik der verbundenen Waffen, Reiterei und Leichtbewaffnete werden zwar erwähnt, aber wir erfahren nichts über ihre Teilnahme am Gefecht. Die Aufstellung der Hopliten zur Schlacht ist ferner ein für allemal gegeben. Sie können nur verwendet werden als lange, gerade ausgerichtete, dicht geschlossene Linie, sie stehen in der Regel acht Mann tief zur Phalanx geordnet. Diese bildet taktisch genommen einen einzigen Körper, obwohl sie aus mehreren besonders geführten Abteilungen zusammengesetzt ist. Dies giebt sich darin zu erkennen, daß die Griechen weder Fahnen noch Feldzeichen haben wie die Römer bereits für den Manipel; sie bedürfen solcher sichtbarer Sammelpunkte für die Unterabteilungen nicht, da auf deren Zusammenhalten in sich kein Nachdruck gelegt wird. Die einzig mögliche Angriffsform für die Hopliten ist der Frontalangriff, d. h. der möglichst geschlossene Vorstoß in der Richtung der Front. Die Rücksicht auf das Gelände, ein Anschmiegen der Truppen an dessen Eigentümlichkeiten verbietet sich für die Schlacht fast vollständig. Nur für die strategische Wahl der Stellung finden wir das Gelände verwertet. Es giebt zwar Beispiele der Besetzung von Hügeln, der Benutzung von Flüssen oder anderen Hindernissen, um die Flanken zu decken, es werden manchmal einzelne Abteilungen in deren Richtung entsendet; allein wir kennen keines dafür, daß dies Verfahren auf den Gang und Erfolg der Schlachten in jener Zeit von Einfluß war, da die Hopliten die Haupt- und Kerntruppe bildeten. Der eine der beiden Gegner bezieht eine Stellung, in welcher er den Feind erwartet, für die Schlacht wird meist eine Ebene oder ein Abhang von geringer Neigung und ohne starke Einschnitte gewählt. Der Aufmarsch dazu findet in nächster Nähe statt, zwei- bis dreihundert Meter von einander entfernt ordnen sich die Abteilungen zur Phalanx; der Angriffsmarsch der Hopliten beginnt in einem Falle, über den wir besonders genau unterrichtet sind, in einer Entfernung von nur 185 Meter. Wir lesen wiederholt von der uns kaum begreiflichen Thatsache, daß angesichts des Feindes Abteilungen von dem einen Flügel auf den anderen geschoben wurden, wenn man wahrgenommen hatte, daß minderen Truppen besonders tüchtige unmittelbar gegenüber standen. Das Auffuchen des Gegners, das Auskundschaften seiner Stellung durch Reiterei und vorgeschobene Abteilungen entfällt so gut als gänzlich, der Feldherr vermag in der Schlacht die eigene und gegnerische Aufstellung meist vollständig zu überblicken. Fünf Sechstel der Hoplitenmacht Spartas, eine Truppe von rund 3600 Mann, nahmen bei einer durch-

schnittlichen Tiefe von acht Mann eine Front von etwa fünfeinhalbhundert Meter reichlich gerechnet in Anspruch, also noch lange nicht soviel als zwei unserer Infanterie-Bataillone in der entwickelten Linie, die samt den Intervallen bei einer Stärke von 1800 Mann eine Front von 688 Meter Länge bilden. Auf dem Marsch ist bei den Griechen die Gefechtsbereitschaft keineswegs die Regel. Obwohl man vor der Schlacht von Kunaxa auf einen Zusammenstoß gefaßt sein mußte, befanden sich dennoch Schilde und Lanzen der Hopliten auf den Wagen oder sie wurden, wie uns dies anderweitig bekannt ist, von den Knechten getragen.

Selten kämpfen ferner vor der Zeit Alexanders des Großen griechische Heere gegen einander, die stärker sind als zehntausend Mann. Die meisten Kriege, von denen die Geschichte berichtet, sind also von Armeen durchgekämpft worden, die nicht mehr Streiter zählten als zwölf unserer Infanteriebataillone zu rund 900 Mann gerechnet. Das deutsche Heer zählt im laufenden Etatsjahre 19 294 aktive Offiziere, ein Stand, der fast so groß ist als die Zahl der sämtlichen Streiter auf beiden Seiten in den Schlachten vor Alexander dem Großen. Ungefähr 10 000 Athener, eher weniger, nebst 1000 Plataiern haben mit einem Verlust von 192 Mann den berühmten Sieg von Marathon erfochten. Mit einer Truppe, die zwei Infanteriebrigaden zu 14 Bataillonen nur um 2000 Mann übertraf, hat Agesilaos fast ganz Kleinasien zwei Jahre lang siegreich durchzogen. Noch Alexander der Große konnte ganz Asien bis an den Indus mit einer Truppenanzahl erobern, welche 1878 sich zur Bewältigung von Bosnien und der Herzegowina als unzureichend erwiesen hat. — Auch die Entfernungen, welche diese Heere zurückzulegen hatten, ehe sie auf einander stießen, sind in der Regel, und soweit die Kämpfe der griechischen Freistaaten gegeneinander in Frage kommen, durchaus unbedeutend. Von Sparta sind einmal im Gilmarsch 2000 Mann am dritten Tage nach dem Aufbruch in Athen angelangt.

Es ist daher begreiflich, daß eine dauernde Besetzung von Feindesland nach erfochtenem Siege mit so geringen Heeren nicht durchzuführen war, nur hier und da werden feste Plätze längere Zeit gehalten. Bürgeroldaten konnten überdies nicht so lange unter den Waffen gehalten werden, als eine nachdrückliche Kriegführung wünschen ließ.

Dazu kommt noch ein weiterer, sehr erheblicher Unterschied zwischen der modernen Kriegführung und jener der Griechen. Mit dem taktischen Siege des einen der beiden Gegner in der Schlacht ist heute nur ein teilweiser Erfolg erreicht. Dieser muß durch die Verfolgung der Geschlagenen ausgenutzt werden. Die Stellung, aus welcher der Feind geworfen wurde, muß besetzt, das siegreiche Heer gegen die Operationsbasis des Gegners zu nach vorwärts bewegt werden, der Führer steht sogleich nach erfochtenem Siege vor einer Fülle neuer strategischer Aufgaben. Nichts von alledem finden wir in den Kriegen der Griechen, am wenigsten bei den Spartanern, obwohl gerade ihre Hopliten sich des höchsten Ruhmes erfreuten. Die größte Thatkraft haben in diesem Sinne die Athener entwickelt. Ihre militärische Überlegenheit Sparta gegenüber ist zum guten Teile

gerade in der nachdrücklicheren Art ihrer Kriegsführung begründet. Die Korintherrede bei Thukydides ist, recht verstanden, ein Preis der attischen Kriegsweise und eine Anklage der spartanischen, indem sie die Eigenart des attischen Staatswesens und Volkes auseinandersetzt. Den Spartanern mußte erst der flüchtige Alkibiades die dauernde Besetzung von Dekeleia anraten, um Athen von dort aus zu beunruhigen. Die Kriegsführung des Brasidas in Thrakien bildet durch ihre Beharrlichkeit eine Ausnahme und gereicht diesem spartanischen Feldherrn zum höchsten Ruhme. — Die griechischen Schlachten bis auf die Zeit Alexanders des Großen sind nichts anderes als Wettkämpfe der beiden sich gegenüberstehenden Phalangen. Wie zwei Kinger auf dem Sande in Olympia bei den Festspielen stehen sich die Heere gegenüber. Wie dort mit dem kunstgerechten Niederwerfen des einen das Schauspiel zu Ende ist und dem Sieger der Kranz zuerkannt wird, so ist im Ernstfalle mit dem Zurückwerfen der einen Phalanx und ihrer Flucht fast immer die Schlacht, meist aber auch der Kriegszug beendet. Der Überwinder errichtet ein Siegeszeichen, bestattet seine Toten, verbindet seine Verwundeten und zieht befriedigt in die Heimat. Die Besiegten, die das Schlachtfeld haben räumen müssen, bitten um die Herausgabe ihrer Toten und gestehen dadurch ihre Niederlage zu. Den Spartanern, den Musterhoplitzen der Griechen, war ein rasches und nachhaltiges Verfolgen des weichenden Gegners geradezu verboten. In solcher Weise haben nicht nur die Bürger-Aufgebote, sondern auch die Söldnerheere, die aus berufsmäßigen Kriegern bestanden, die Schlachten geschlagen; darin ist also eine bezeichnende Eigentümlichkeit griechischer Kriegsführung in der Zeit der Freistaaten gelegen.

Die Feldherrn sind unter solchen Verhältnissen der Hauptsache nach, was von den homerischen Helden, wie wir sahen, nicht mit Recht gerühmt wird, sie sind „Ordner der Männer,“ die Taktik ist ihre Hauptaufgabe, strategische Anforderungen treten an sie nicht immer und nur in soweit heran, als es sich um die Wahl der Anmarschlinie und einer geeigneten Stellung handelt, in der man sich dem Gegner vorlegt oder in der Flanke seiner Marschrichtung entwickelt, gelegentlich wird endlich eine Umgehung des Feindes ins Werk gesetzt.

Mit vollem Recht ist daher in den theoretischen Erörterungen, denen Sokrates mit seinen Schülern oblag, die Taktik als die Hauptsache der Strategie, als das Wichtigste, wenn auch nicht das Einzige, bezeichnet worden, worin der angehende Feldherr unterrichtet werden sollte.

Aber noch in anderer Hinsicht finden wir eigenartige Erscheinungen. In unbekanntem Gegenden — und solche sind bald erreicht — ist der Feldherr gänzlich abhängig von landeskundigen Leuten, die sich zu Führern hergeben oder dazu gezwungen werden; von Ephialtes angefangen, weiß die griechische Kriegsgeschichte genug zu berichten von ihrer Unentbehrlichkeit und ihren Verdiensten. Ich will hier nur die schon lange bekannte, jedoch erst kürzlich von U. Köhler¹⁾ richtig gedeutete Inschrift des Grabsteines eines solchen Führers erwähnen. Das Ereignis, von dem darin die Rede ist, gehört in das Jahr 446 v. Chr.

¹⁾ Hermes. Ztschr. f. klass. Philol. XXIV. Bd. S. 85 ff.

„Hier dies Denkmal deckt den Leib eines wackeren Mannes,
 Pythion's, des Megareers, der sieben Männer getötet,
 Sieben Speere zerbrach, sie in jener Leibe zersplitternd.
 So erwarb er sich Ruhm und ehrte den Vater beim Volke.
 Er ist der Mann, der einst sieben Phylen Athener gerettet,
 Der sie von Pagai her, durch Böotien heimwärts geführet,
 Dem Andokides Ruhm mit zweitausend Gefangenen brachte.
 Keinem Menschen auf Erden er je das mindeste Leid that,
 Also stieg er hinab, ein Seliger in aller Augen.
 Folgende waren die Phylen: Pandionis, Kekropis, Antiochis“

Die „Phylen“ sind die zehn Abteilungen des attischen Fußvolkes, jede rund berechnet 1000 Mann, sie waren wie die zehn Stämme des Volkes nach den Namen von Heroen benannt. Andokides wird der Feldherr gewesen und ihm gelungen sein, auf dem Marsch von Pagai am Korinthischen Busen über Böotien jene 2000 Sklaven abzufangen und als Beute nach Athen zu bringen. Pythion, der die drei abgeschnittenen Phylen als Wegweiser gerettet und Athen einen Dienst geleistet hatte, hat den Rest seiner Tage daselbst verlebt; so findet die Thatsache, daß ein Megareer in Athen bestattet wurde, ihre Erklärung. Durch die Aufnahme stehender Formeln in die Erzählung seiner Kriegsthaten ist ein drolliger Widerspruch unbeabsichtigt zustande gekommen. Das Gedicht darf mit bekannten Grabschriften auf Dorfkirchhöfen der Alpenländer verglichen werden.

Dem griechischen Feldherrn fallen ferner Aufgaben zu, die heute dem Truppenoffizier überlassen sind. Selbst Klearchos, der Oberbefehlshaber der Zehntausend, steht bei einem Flußübergang am Ufer, in der linken Hand den Speer, in der rechten einen tüchtigen Stock, der an säumigen Kriegern zu reichlicher Verwendung kommt. Die Feldherren in den griechischen Freistaaten sind weiters nicht ernannt auf die Zeit ihrer Diensttauglichkeit und auf Grund ihrer militärischen Eignung, sondern jährlich gewählt und der Volksversammlung verantwortlich, die ihre Stimmen auf sie vereint hatte ebensowohl in bezug auf ihre Geldgewährung wie für ihre kriegerischen Leistungen. Bei diesen Wahlen giebt in den meisten Fällen die Zugehörigkeit zu einer politischen Partei den Ausschlag. Miltiades, Themistokles und Perikles haben als Mitglieder eines Kollegiums von zehn Feldherrn die Truppen Athens geführt. Ihre Abhängigkeit von der Volksmeinung und ihre Lage läßt sich am ehesten vergleichen mit der jener Generale der ersten französischen Revolution, deren Haupt das Schaffot drohte, wenn sie eine Schlacht verloren hatten. Die attischen Strategen waren rücksichtlich der Stärke und Ausrüstung ihrer Truppen gebunden an den Mehrheitsbeschluß des versammelten Volkes, nach Ablauf ihrer Amtszeit haben sie oftmals Prozesse zu bestehen gehabt. Eine scheinbare Ausnahme bildet Sparta, dessen Heere unter dem Oberbefehl der beiden Könige standen; allein schon sehr früh hat sich hier der Adel einen Einfluß zu verschaffen gewußt, der nicht immer für die Einheitlichkeit der Befehlsführung von Vorteil gewesen sein wird, indem erst zwei der Ephoren, seit dem Ende des fünften Jahrhunderts v. Chr. ein Aufsichtsrat dem Befehl führenden König beigegeben wurde. Es kommt auch heute noch gelegent-

lich vor, daß der Feldherr sein Vorgehen politischen Erwägungen unterordnen muß. Selbst ein Befehlshaber vom Range des Prinzen Friedrich Karl hat bei den Kämpfen um Meß sich mit der Anfrage an das große Hauptquartier gewendet, ob ein Angriff mit Rücksicht auf die politische Lage erwünscht sei. Allein so abhängig von Einflüssen und Mächten, die den militärischen Maßnahmen hindernd im Wege stehen oder doch hinderlich sein können wie in den griechischen Republiken, ist der Führer heutzutage niemals; nirgends ist die Verbindung von Strategie und Politik eine solche Quelle von Schwierigkeiten gewesen als im alten Griechenland.

Selbst in den Söldnerheeren, in denen doch der eigentümlich militärische Geist am stärksten ausgebildet worden ist, macht sich der Einfluß der politischen Formen geltend, in denen sich das öffentliche Leben der Hellenen abwickelt. Nicht etwa bloß die höheren Befehlshaber, sondern das ganze Offizierkorps samt den Unteroffizieren, selbst die Mannschaften werden bei irgend wichtigeren Angelegenheiten als beratende Körperschaft versammelt, wobei jeder bis zum Soldaten herab seine Meinung äußern kann und auf Grund der Ansicht der Mehrheit Beschlüsse gefaßt werden.

Aufgabe des Feldherrn ist es daher oftmals, die Truppen durch geschickte Rede für seine Ansicht zu gewinnen, er braucht etwas von der Bildung und den Eigenschaften der Redner, die in den Volksversammlungen auftreten; der griechische Truppenführer darf seinen Mannschaften nicht nur befehlen, er muß sie oftmals zu überzeugen suchen. Nimmt man hinzu, daß besonders in Athen Zerrbilder von im Amt befindlichen Feldherrn auf die Bühne gebracht wurden, daß ihnen im Lustspiel die ehrenrührigsten Dinge straflos nachgesagt werden konnten unter dem dröhnenden Beifall der anwesenden Wehrpflichtigen, so scheint die Vorstellung berechtigt, als ob von Mannszucht und kriegerischen Tugenden in Athen besonders und bei den Griechen überhaupt nicht viel die Rede sein könnte.

Dennoch wäre dies ein Irrtum. Ohne ganz vorzügliche Disziplin sind die unbestreitbaren, großen Erfolge nicht denkbar, von denen die Geschichte berichtet. Es sind eben im Kriegswesen wie sonst Dinge bei den Hellenen vereinbar gewesen, die unserem Verständnis sich auszuschließen scheinen. Die Freiheit der Komödie und einer demokratischen Verfassung hat sich in Athen mit einem strengen und lästig empfundenen Polizeiregiment vertragen, auf der Bühne sind Szenen aufgeführt worden, die uns geradezu gotteslästerlich scheinen, gleichwohl waren die Athener, die darüber herzlich gelacht haben, in einem Maße fromm, wie wir uns kaum vorzustellen vermögen.

So ursprünglich die Kriegsweise dieser Zeit uns scheinen mag, der homerischen Zeit gegenüber ist dennoch ein großer Fortschritt zu erkennen. Die Rücksichtnahme auf die geringe Bodenfläche und die kleinen Volkszahlen lehrt uns aber bewundern, was die Griechen damals im Kriege geleistet haben. Sehen wir, wie überhaupt in dieser Betrachtung, vom Seekriege vollständig ab, dessen kunstmäßige Ausbildung von den Hellenen geradezu aufgebracht worden ist. Das Landgebiet Athens umfaßte zur Zeit des Ausbruches des peloponnesischen Krieges

ungefähr 2650 Quadratkilometer, ein Gebiet, welches beiläufig den dritten Teil des Kronlandes Salzburg entspricht, Sachsen-Meiningen um nicht ganz 200 Quadratkilometer übertrifft. Dieses Ländchen stellte eine Feldarmee von 13 000 Schwerbewaffneten und hatte an Besatzungstruppen in Athen selbst und in den Garnisonen seines Seereiches weitere 16 000 Mann aus den ältesten und jüngsten Jahrgängen, ferner 1200 Reiter und berittene Bogenschützen; unter den 1600 Bogenschützen zu Fuß befanden sich gleichfalls Bürger, im ganzen mehr als 30 000 Bewaffnete ungerchnet die Offiziere und teilweise Bemannung der 300 Schlachtschiffe.

Die statistischen Bedenken, die in neuester Zeit gegen das Verhältnis von 16 000 Mann Besatzungstruppen aus den jüngsten und ältesten Jahrgängen zu 13 000 Mann Feldsoldaten aus den mittleren geltend gemacht worden sind, halte ich für unzutreffend. Diese Zahlen sind so gut als möglich überliefert: für die Verteidigung einer Festung von der Größe Athens, für die Besatzung in den übrigen Festungen des Reiches, endlich für den Bedarf der Marine ist die Zahl von 16 000 Mann keineswegs zu hoch; wir wissen eben nicht, welche Jahrgänge damals zum Felddienst herangezogen worden sind.

Die Wehrmacht dieses kleinen Ländchens, das über Inseln und Küsten des ägäischen Meeres herrschte, unterstützt von dort ausgehobenen, jedoch verhältnismäßig nicht zahlreichen Truppen und Schiffen, hat in einem und demselben Jahre in Ägypten, an der Küste von Phönicien und auf der Insel Cypern Krieg geführt und überdies drei Treffen gegen Peloponnesier und Aigineten geschlagen.

Sechs Jahre lang stand ein Heer in Ägypten, während dieser Zeit schlugen die Athener zwei große Schlachten in Mittelgriechenland; kaum war jenes Heer, welches einen Teil des heutigen Kairo erobert hatte, völlig erlegen, so machen sie einen Versuch, in der Nähe der ionischen Inseln eine Inselgruppe, die Diniaden, zu gewinnen. Während der peloponnesische Krieg im vollen Gange ist, versuchen sie ihre Herrschaft auf Sizilien festzusetzen, obschon sie in den ersten Jahren dieses Krieges allein durch eine Epidemie den sechsten Mann von den Schwerbewaffneten und den dritten Mann von der Reiterei verloren hatten. — Das sind kriegerische Leistungen, die trotz allem, was uns in dem Heerwesen der Griechen, mit modernem Maßstabe gemessen, kleinlich und seltsam scheinen mag, die Bewunderung aller Jahrhunderte verdienen.

Wenn wir uns nunmehr fragen, wer als Lehrmeister der Taktik des schweren Fußvolkes zu betrachten ist, wann mit der Kampfweise des heroischen Zeitalters gebrochen worden ist, so läßt sich mit Sicherheit darauf eine Antwort nicht geben. Es scheint jedoch, daß die Spartaner, wie sie ihre Krieger für den geschlossenen Angriff stets am besten durchzubilden verstanden, so auch die Lehrer der übrigen Hellenen gewesen sind. Jedenfalls begegnet uns bei ihnen der geschulte taktische Körper am frühesten, schon zur Zeit der messenischen Kriege; damit kommen wir zurück bis ins 8. und 7. Jahrhundert v. Chr.

Die Grundsätze, welche der Mannschaft beigebracht werden mußten, um sie zu dieser Art von Kriegsführung tauglich zu machen, treten uns zuerst bei Tyrtaios, dem Zeitgenossen des zweiten messenischen Krieges, entgegen.

In seinen Schlachtgesängen und Marschliedern wird dieser nicht müde, vor allem auf die Pflicht hinzuweisen, daß man an dem Platze neben den Mitstreitern ausharren müsse. „Wer in der ersten Reihe steht und fällt, erwirbt den höchsten Ruhm, wer den Nebenmann verläßt, macht den Anfang zur Flucht. In der Schlacht soll man dem Nebenmann Mut zusprechen, an seinem Platze soll jeder feststehen mit beiden Füßen und mit den Zähnen auf die Lippen beißen.“ Ganz ebenso spricht noch der Chor in des Aristophanes *Wespen*, da er der ruhmreichen Schlacht von Marathon gedenkt; wie er damals gestanden sei „eisern Mann an Mann geschlossen und vor Wut die Lippen beißend.“ Der Eid, den die jungen Athener schwören mußten, lautet: „Die Waffen werde ich nicht schänden, den Nebenmann werde ich nicht verlassen, neben dem ich stehe, allein und in Gemeinschaft werde ich für Gottes- und Menschenrecht mich zur Wehr setzen und das Vaterland unverfehrt bewahren.“

Dies alles erscheint uns heute sehr einfach und selbstverständlich. Aber auch die einfachsten Wahrheiten, die heute Gemeinplätze geworden sind, mußten einmal aufgestellt und ausgesprochen werden. Diese Grundzüge jeglicher taktischen Ausbildung sind in der Zeit, da die Griechen sie aufgebracht und sich angeeignet hatten, ein Höchstes und unübertroffen. Darin ist das Geheimnis ihrer Waffenerfolge in den Perserkriegen, des Sieges einer Minderzahl gelegen. Darin liegt das Geheimnis, daß noch späterhin vor gut bewaffneten und taktisch geschulten Griechen die nicht in gleicher Weise ausgebildeten, viel zahlreicheren Barbaren fast jedesmal Reißaus nahmen, ehe es noch zum Zusammenstoß gekommen war. In den Perserkriegen kämpften die Griechen gegen eine Überzahl von Feinden in allen Schlachten, unbeschadet der Thatsache, daß die persischen Heere in Wahrheit sehr viel schwächer waren, als die Nachrichten aus dem Altertum melden. Das Schwergewicht liegt bei den Persern auf den Bogenschützen und Reitern, das Furchtbare, das sie zu leisten vermögen, ist der Pfeilregen, mit dem die andringenden Hopliten, die keine Fernwaffen führen, überschüttet werden. Sie müssen diesen über sich ergehen lassen und können seine Wirkung nur abschwächen, wenn sie die Strecke innerhalb Bogenschußweite im Laufe zurücklegen. Sind die Hopliten taktisch so geschult, daß sie nicht stutzen, nicht aus der Reihe kommen und unaufhaltsam in der Vorwärtsbewegung bleiben, dann ist der Sieg in ihrer Hand, denn gegen ihre zum Nahkampf tüchtigen Waffen sind die persischen Bogener wehrlos. Aber gerade dieses unaufhaltsame Vordringen stellt an die Manneszucht die höchsten Forderungen, und nur eine geistig überlegene und gut geführte Truppe, wie die Griechen den Persern gegenüber waren, wird den Mut besitzen, der solches zu leisten befähigt. Die Athener hatten daher allen Grund, auf ihren Angriff bei Marathon gegen einen bisher unbekanntem Feind stolz zu sein.

Anders vollzog sich der Kampf schwerbewaffneter Schlachtreihen gegeneinander. Hierfür besitzen wir nebst zahlreichen Schlachtenberichten eine allgemein gehaltene Angabe bei Thukydides, der selber attischer Stratege und ein Kenner der Voraussetzungen war, die für die Kriege seiner Zeit gegolten haben.

Um seine Worte zu verstehen, ist es jedoch vorerst nötig, unsere Aufmerksamkeit auf zwei Thatsachen zu richten, wobei sich zeigt, wie selbst scheinbar untergeordnete Dinge eingreifende Unterschiede in der Kriegsführung von einst und jetzt zur Folge haben.

Soweit in der Linie aufgestellte Truppen in Frage kommen, ist es bei uns leicht, die Front zu verkehren. Bei den Griechen ist dies nicht so einfach, sie haben eine viel größere Entwicklung in die Tiefe, und es kommt ihnen bei allen Bewegungen darauf an, daß immer wieder dieselben, die geübtesten und verlässlichsten Leute, in der ersten Reihe stehen. Für die Verkehrung der Front sind daher schon bei der üblichen Rottentiefe von acht Mann künstliche Märsche der einzelnen Rotten notwendig. Viel einschneidener noch als dieser aus der Tiefe der Phalanx sich ergebende Unterschied ist jener, der durch die Bewaffnung bedingt ist. Die Hopliten führen in der rechten Hand den etwas mehr als manns-hohen Speer, der, mit voller Faust gefaßt, ausschließlich zum Stoß verwendet wird. Der linke Arm hält mittelst eines Armrings und eines Handgriffes den großen Schild, der den Mann zu decken hat vom Kinn bis zum Knie, dort wo der Schutz durch Helm und Beinschienen aufhört. Dazu kommt der Panzer und das Schwert, ersterer zwar nicht mehr der ungefügige metallene Kürass, den die homerischen Lieder besingen, sondern ein Lederkoller mit Metallbeschlagen oder Schuppen, immerhin noch ein Rüstungsstück, das der freien Beweglichkeit des Mannes ebenso Eintrag that wie der schwere metallbeschlagene Schild. Den spartanischen Hopliten, die freilich besonders große Schilde führten, machten es diese einmal unmöglich, bei heftigem Winde die Pässe des Kithäron zu überschreiten. Rasche Wendungen konnten so gerüstete Krieger nicht ausführen. Gegen einen Angriff aus der rechten Flanke kann sich der einzelne Mann schwer oder garnicht verteidigen, ebenso ist der rechte Flügel einer Reihe so bewaffneter Krieger der eigentlich gefährdete Punkt, der linke Flügel ist gegen einen Flankenstoß geschützt durch die dort gehaltenen Schilde der Flügelrotte. Es besteht somit für die griechische Taktik ein vornherein gegebener Unterschied zwischen rechts und links. Er prägt sich darin aus, daß beim Kommando nicht wie bei uns „rechts“ und „links“ befohlen wird, sondern es heißt durchweg „speermwärts“ und „schildwärts.“ Während also bei uns unter sonst gleichen Umständen der rechte und linke Flügel gleichwertig sind, ist dies bei den Griechen nicht der Fall. Dies scheint sich auch beim Aufmarsch aus der Kolonne in die Frontstellung geltend gemacht zu haben. Die einzelnen Abteilungen werden nicht beliebig rechts und links nebeneinander gesetzt, sondern aus der Marschkolonne wird angesichts des Feindes nach links aufmarschiert und ebenso nach rechts abgebrochen. Die Angaben Xenophons über die Elementartaktik der Spartaner kennen wenigstens nur diese Bewegungen. Der ungleiche Wert beider Flügel muß daher dadurch ausgeglichen werden, daß auf den rechten Flügel die besten Truppen gestellt werden, dieser ist deshalb auch der Ehrenplatz. Derselbe Unterschied von rechts und links, der durch die Angriffs- und Schutzwaffen ein für allemal gegeben ist, macht sich ferner bei der Anlage von Festungen geltend. Selbst in der gewöhnlichen Rede spricht

der Griechen vom „rechten Flügel,“ wenn er auf die schwache Seite hinweisen will.

Auch der Gang der Hoplitenschlachten ist durch diese Verhältnisse beeinflusst. Hierfür besitzen wir jenes Zeugnis des Thukydides, von welchem bereits die Rede war. Wenn zwei Phalangen gegen einander rücken, so drängt der Flügelmann auf dem rechten Flügel naturgemäß nach rechts, um der Gefahr einer Umfassung seiner rechten Seite durch die Gegenüberstehenden zu entgehen, die übrigen drängen ihm nach. Ein gleiches erfolgt auf dem rechten Flügel des Gegners. Die beiden Schlachtreihen stoßen also in Wahrheit gar nicht, wie die Theorie verlangte und wie man erwarten sollte, gerade auf einander, ihre rechten Flügel bewegen sich nicht in der Richtung der Front vorwärts, sondern ziehen sich halb rechts. In der Regel werfen die besten Truppen, die auf den beiden rechten Flügeln stehen, ihre unmittelbaren Gegner; wenige Augenblicke nach dem Zusammenstoß sind nicht mehr zwei sich bekämpfende Linien auf dem Schlachtfelde, sondern zwei von einander getrennte, nach entgegengesetzten Richtungen sich wälzende Schlachthaufen. Derjenige der beiden kämpfenden Teile, dem es gelingt, seinen siegreichen rechten Flügel rechtzeitig zum Stehen zu bringen und mit diesem dem weichenden linken Flügel zu Hilfe zu kommen, ist in nahezu allen Fällen Herr des Schlachtfeldes und endgiltiger Sieger. Aus diesem Grunde war den Hopliten der Spartaner die rasche und nachhaltige Verfolgung des zurückweichenden Gegners untersagt.

Mit diesen Thatsachen rechnete der größte Taktiker der Griechen, der von der spartanischen Hoplitenphalanx durch die Schlachten von Leuktra und Mantinea den Ruhm der Unbesiegbarkeit hinweggenommen, der einzige Hellene, der eine Neuerung für die Taktik des schweren Fußvolkes gefunden und durchgeführt hat. Auf diesen Erfahrungen beruht die schiefe Schlachtordnung des Epameinondas.

Damit pflegt man gemeiniglich sehr irrige Vorstellungen zu verbinden. Sie sind hervorgerufen durch einen unglücklichen Vergleich, den Xenophon und ein späterer Schriftsteller, der selbst von militärischen Dingen nichts verstand, zur Veranschaulichung dieser Schlachtordnung gebraucht haben. Die Theoretiker des 17. und des vorigen Jahrhunderts, die über griechisches Kriegswesen handelten, haben sich seiner bemächtigt, sie nahmen den Ausdruck, der linke Flügel sei „gleichsam wie ein Keil“ gewesen, buchstäblich, und so ist bis in die Mitte unseres Jahrhunderts die Ansicht herrschend geblieben, daß Epameinondas seinen Hopliten oder einem Teil derselben eine „keilförmige“ Aufstellung gab und mit dieser seine Siege über die in der Linie aufgestellten Gegner erfocht. Erst Rüstow und Röchly¹⁾ haben die richtige Erklärung seiner Reform gegeben.

Ein bloßes Nachdenken muß zeigen, daß die geläufige Ansicht nicht richtig sein kann. Das Schicksal eines solchen Keiles, der zunächst nur wenige Lanzen

¹⁾ Geschichte des griechischen Kriegswesens von den ältesten Zeiten bis auf Pyrrhos Marau 1852.

beim Angriff gegen eine Reihe in Thätigkeit bringen kann, wäre die Vernichtung; er würde umzingelt, von der wehrlosen Speerseite her aufgerollt und über den Haufen geworfen worden. Etwas Derartiges berichten aber auch unsere Quellen gar nicht. Epameinondas hat vielmehr die thatsächlichen Verhältnisse, von denen wir sprachen, zur Richtschnur genommen. Nicht in der Richtung der Front und nicht auf der ganzen Linie zugleich fand der Angriffstoß in Wahrheit statt, die Schlacht zerfiel vielmehr in zwei gesonderte Flügelgefechte, die Regel war, daß der linke Flügel beiderseits zurückwich, der andere siegreich vordrang. Davon ging Epameinondas aus und wies dem einen Flügel vornherein die Aufgabe zu, den Angriff zu unternehmen, der andere sollte sich auf die Abwehr beschränken. Den Angriffsflügel stellte er dieser neuen Aufgabe entsprechend in tieferen Rotten auf und teilte ihm die besten Truppen zu, um die Wucht des Stoßes zu erhöhen. Damit verließ der thebanische Feldherr die bisher in ihrer ganzen Ausdehnung gleich tiefe Schlachtlinie. Für seine Reform ist der Unterschied der Speer- und Schildseite gleichfalls bestimmend, er teilt dem linken, in der Flanke durch die vorgehaltenen Schilde geschützten Flügel den Angriff zu. Das Ungewöhnliche seines Vorgehens gerade mit diesem Flügel, der bisher in fast allen Schlachten hatte weichen müssen, dessen Vordringen zugleich die Kerntruppen des Gegners zum weiteren Kampf unfähig machte, mußte überraschend wirken und hat die beiden Siege des Epameinondas zu vollständigen gemacht. So entstand eine Schlachtordnung, die allerdings in dem Augenblick des Zusammenstoßes eine „schiefe“ war, wie sie der sachverständige Xenophon nennt, die aber mit einem „Keil“ nichts gemein hat.

Ich habe Epameinondas den größten Taktiker der Griechen genannt und fürchte fast, daß nach dem Gesagten dieser Ausdruck übertrieben scheinen möchte. Das Rechnen mit gegebenen Verhältnissen, das Anpassen der Heeresaufstellung und der Angriffsform an diese scheint überaus einfach, ja selbstverständlich. Eine hervorragende Stimme auf dem Gebiete der modernen Kriegswissenschaft hat aber mit Recht bemerkt: im Kriege ist das Richtige, was einfach ist, aber gerade das Einfache ist besonders schwierig. Diese Neuerung des Epameinondas bewegt sich auf rein taktischem Boden und bestätigt dadurch, daß die wesentlichen Aufgaben des griechischen Feldherrn solche taktischer Art gewesen sind.

Ungefähr zur selben Zeit ist eine andere Reform angeregt worden, die jedoch nur gelegentlich auf dem Rückmarsch der Zehntausend in Asien, in Griechenland selbst niemals angewendet worden ist. Auf sie ist Xenophon verfallen. Er empfiehlt die Lösung der geschlossenen Linie und die Aufstellung tief gegliederter Abteilungen, welche er durch Zwischenräume trennte, die unter Umständen mit Leichtbewaffneten ausgefüllt werden sollten. Dadurch wurde der Zusammenhang und die Geschlossenheit der Linie aufgegeben, und es treten an ihre Stelle selbständig vorgehende und im gewissen Sinne auf sich gestellte Schlachthaufen.

Die Taktik des schweren Fußvolkes hat bei den Griechen keine weiteren Fortschritte gemacht. Nach dem vorübergehenden Aufschwung und der Eintagsgröße Thebens sind die griechischen Freistaaten am Ende ihrer politischen Selbst-

ständigkeit angelangt, sie haben zugleich ihren bestimmenden Einfluß auf die Fortentwicklung des Kriegswesens eingeübt. Die Führerrolle wie in politischer so auch in militärischer Hinsicht übernehmen die Makedonen, der Kriegführung sind durch sie ganz neue Bahnen gewiesen worden — Philipp von Makedonien und Alexander dem Großen blieb es vorbehalten, auf einer neuen Grundlage das Kriegswesen der Griechen seinem Höhepunkt zuzuführen durch die Taktik der verbundenen Waffen, die Einleitung der strategischen Verfolgung und die uneingeschränkte Befehlsführung eines obersten Kriegsherrn. Dazu kommt endlich, daß diese beiden Herrscher sich der technischen Fortschritte für den Belagerungskrieg zuerst in den östlichen Gebieten von Hellas mit Nachdruck bemächtigt haben.

Als die Makedonen zur Eroberung Griechenlands schritten, stellten sie zu ihren Heeren zweierlei Truppen, die Bauernschaft das schwere Fußvolk, welches Philipp nach griechischem Muster gegliedert und geschult hatte, der Adel die schwere Reiterei, die bei den Makedonen die ältere, volkstümliche, aus der persönlichen Gefolgschaft des Königs erwachsene Waffe war, wie ihr Name Hetären (Genossen) schlechthin zeigt, während das Fußvolk als Bezhetären (Genossen zu Fuß) zum Unterschied bezeichnet wurde. Der makedonische König besetzt die Befehlshaberstellen, teilt die Wehrpflichtigen den verschiedenen Waffengattungen zu, führt den Oberbefehl im Kriege, kurz er ist der „allerhöchste Kriegsherr“. Darin allein liegt ein Gutteil der Überlegenheit Philipps in seinem Kampf gegen die griechischen Freistaaten, gegen Athen vor allem. Während hier alles auf den Krieg Bezügliche auf offenem Markte verhandelt werden mußte, faßt Philipp seine Entschlüsse und bringt sie zur Ausführung. Der Schade, der den Athenern aus diesem Grunde erwuchs, während Philipps Maßnahmen geheim blieben, bis sie zur That geworden waren, läßt sich vielleicht am besten ermessen, wenn wir uns erinnern, daß die Schwachhaftigkeit der französischen Zeitungen 1870 den deutschen Generalstab bald nach Beginn des Krieges in die Lage versetzte, eine genaue *Ordre de Bataille* der Gegner zusammenzustellen und die eigenen Offiziere damit auszustatten.

Entscheidend war ferner für die Erfolge der Makedonen die neuartige Verwendung der Reiterei. In den Kämpfen der griechischen Freistaaten hatten die Reiterabteilungen kaum etwas zu bedeuten. Obschon die Athener auf ihre „Ritter“ besonders stolz waren, hat doch die Kavallerie der Thessaler, Böoter und Syrakusaner vor Philipps Auftreten das verhältnismäßig Beste geleistet. Allerdings wurden in Athen alljährlich Übungen und Prüfungen der den Reiterdienst Leistenden abgehalten. Der Aufzug der Ritter bei der großen Parade am Feste der Panathenäen war den Athenern eine rechte Augenweide. Auf entsprechende äußere Erscheinung und militärische Haltung haben sie dabei wie die Griechen überhaupt Gewicht gelegt. Es fehlt nicht an Nachrichten, daß in den Kreisen der attischen „Ritter“ auf Bornehmheit und Prunk gehalten wurde und der Reiterdienst mit bedeutendem Aufwand verbunden war.

Allein auf die kriegerische Eignung dieser Truppe wirft es doch ein ganz besonderes Licht, wenn Xenophon, der selber zur Ritterschaft gehörte, seinen Soldaten, die zu Fuß dienten, auseinandersetzt, daß sie feindliche Reiterei nicht zu

fürchten brauchen, denn sie hätten nur an sich und an den Kampf zu denken, jene aber auch daran, daß sie nicht vom Pferde fielen. Xenophon giebt dem attischen Reiterführer den vielsagenden Rat, nicht immer nur auf den Straßen und im Schritt, sondern „manchmal“ auch Galopp zu reiten, und empfiehlt, die älteren Leute aufs Pferd hinaufheben zu lassen und nur die jüngeren zu veranlassen, von der Erde oder mit der Lanze aufs Pferd zu springen. Die letzteren Ratschläge hängen allerdings damit zusammen, daß die Griechen so wenig als die Makedonen den Gebrauch des Steigbügels kennen. Dadurch ist die Wirksamkeit der griechischen Reiterei an sich eine beschränkte. Von einer rechten Verbindung von Mann und Roß kann nicht die Rede sein. Der geschlossene Angriff der Reiterei in schneller Gangart, die Attaque, ist dadurch völlig ausgeschlossen, und es kann uns daher nicht wundern, wenn wir hören, daß Reiterabteilungen auf eine Entfernung von nur 123 Metern gegen einander anreiten, ein Abstand, der für die Attaque viel zu gering ist. Ein rechter, kühner Reitergeist kann bei den Griechen nie heimisch gewesen sein; bei Nachtmärschen beorderte man die Reiterei nach hinten. Noch übler als in Athen stand es mit der Reiterei der Spartaner. Wir lesen bei Xenophon, daß in Sparta die reichsten Leute Pferde hielten und erst, wenn der Feldzug angesagt wurde, Schwächlinge und Mutlose, welche dazu bestimmt waren, aufs Pferd gesetzt wurden.

Das ist nun mit dem Auftreten der Makedonen anders geworden. Die Hetären waren von Jugend auf mit den Pferden vertraut und geübt. Schon in der Schlacht von Chaironeia, durch welche Philipp Herr von Griechenland wurde, haben diese Reiter die Entscheidung gebracht. Völlig durchgebildet ist die Taktik der verbundenen Waffen, des Fußvolkes und der Reiterei, bei Alexander dem Großen. Alexander benutzt den Gedanken des Epameinondas, indem er dem einen Flügel den Angriff zuweist; der veränderten Zusammensetzung seines Heeres entsprechend stellt er jedoch auf diesen nicht das schwere Fußvolk, sondern seine Reiterei. Dazu kommt noch ein Weiteres. Alexander hat gelehrt, den taktischen Sieg durch die sogleich eingeleitete, nachdrückliche Verfolgung auszubenten, er hat wiederholt „den letzten Atemzug von Roß und Mann“ daran gesetzt, um diesen Zweck zu erreichen. — Alexander hat zuerst im großen Stil den Krieg geführt, unter ihm und unter seinen Nachfolgern bilden weite Länderstrecken den Kriegsschauplatz, kunstvoll angelegte Feldzugspläne werden durchgeführt. Die Besitzergreifung des Landes, die Besetzung fester Plätze spielen nunmehr eine Rolle. Die getrennt marschierenden Heere müssen am rechten Orte und zur rechten Zeit zum Schlagen vereinigt werden, befestigte Lager, große Vorratsmagazine werden angelegt, das Gelände wird in reichem Maße ausgenutzt. Nicht mehr eine einzige Schlacht entscheidet wie bisher den meist nur während der guten Jahreszeit geführten Krieg, sondern jahrelang werden die Truppen unter den Waffen gehalten und in steter Gewöhnung an das Waffenhandwerk vermochten sie großartiges zu leisten.

Die Führung des Krieges umfaßt nun auch in ausgedehntem Maße die Berennung und Eroberung befestigter Plätze, wie sie von Alexander auf seinem

Zuge in Asien geübt wurde. Sie ist erst möglich geworden, seit Philipp von Makedonien in dem Kriege gegen Perinth und Byzanz die technischen Erfindungen vermutlich der Karthager, welche zuerst bei den Griechen auf Sizilien Eingang gefunden hatten, sich zu Nutzen machte. Ausgebildete Schutzvorrichtungen für die Mauerbrecher und Belagerungsmannschaften und Geschütze sind von Philipp zuerst im östlichen Hellas verwendet worden. Vergleicht man damit den Belagerungskrieg der älteren Zeit, so findet man sehr ursprüngliche Verhältnisse. Die Belagerer gingen fast ausnahmslos darauf aus, den festen Platz einzuschließen und auszuhungern. Nur gelegentlich mochte es gelingen, ein Thor in Brand zu stecken, mit Leitern die Mauer zu ersteigen oder durch Verrat in die Stadt einzudringen. Thukydides beschreibt uns eine mit Erfolg verwendete Vorrichtung, um Holzwerk in Brand zu stecken, die uns den höchst einfachen Zustand der Belagerungstechnik seiner Zeit gut veranschaulicht. Ein ausgehöhlter Balken wurde an dem einen Ende mit einem Becken voll Brandstoffen versehen, in welches das Rohr eines Blasebalges mündete, dieser selbst wurde an dem anderen Ende in Thätigkeit gesetzt, nachdem die ganze Vorrichtung mittelst Wagen an Ort und Stelle gebracht war. Als die Athener Amphipolis belagerten, das längere Zeit Widerstand leistete, konnten sie von außen die Füße der hin- und hergehenden Besatzungssoldaten durch einen großen Spalt am unteren Ende der Festungsthore sehen. Dazu stimmt durchaus, was wir der Schrift des Aeneias über die Verteidigung belagerter Städte entnehmen, die um die Mitte des vierten Jahrhunderts v. Chr. verfaßt ist. Man kannte allerdings auch unter diesen einfachsten Verhältnissen bereits die Vorteile des Belagerungszustandes und der damit verbundenen Ausnahmsmaßregeln. Jedoch erst die Anwendung von Schutzvorrichtungen für die Belagerer und der Gebrauch der Geschütze ermöglichte es, die Mauern in wirksamer Weise zu berennen. Die Geschütze sind Geräte, deren Schleuderkraft in der Drehungselastizität von Sehnen und Haaren bestand und zum Werfen von großen Pfeilen und schweren Steinen verwendet wurde, sie hatten also eine entfernte Ähnlichkeit mit einer sehr großen, auf einem Gestell ruhenden Armbrust. Schon Alexander der Große hat solche zerlegt auf seinen Feldzügen mitgeführt, sie sind jedoch meist zur Belagerung, nur ab und zu auch, um Flußübergänge zu decken, verwendet worden. Der Versuch, sie auch in der Schlacht zu gebrauchen, ist erst später, im dritten Jahrhundert v. Chr., gemacht worden und unglücklich ausgefallen; das Zusammenfügen und Instandsetzen erforderte zu viel Zeit. In der Steigerung der Belagerungsmittel hat man unter Alexanders Nachfolgern die höchste Vollkommenheit erreicht; es genügt dafür auf Demetrios, den Städtebelagerer, und seine viele Stockwerke hohen, die Stadtmauern überragenden Wandeltürme hinzuweisen. —

In den Heeren des ausgehenden vierten und des dritten vorchristlichen Jahrhunderts treten fernerhin die Folgen der orientalisches mit griechischem verschmelzenden Reichsgründung Alexanders zu Tage. Fremdartige Kriegsmittel werden eingeführt wie die Kriegselefanten, die Sichelwagen und Kamelreiter. Eine besondere Wirkung haben diese neuen Errungenschaften nicht geübt, sogar

die berühmten und gefürchteten Elephanten erwiesen sich nur dann entscheidend, wenn sie durch die Neuheit des Anblickes Schrecken verbreiteten wie in den ersten Schlachten, die Pyrrhos gegen die Römer geschlagen hat.

Weil seit Alexander das Schwergewicht auf die Reiterei gelegt wurde, noch mehr aber infolge der eigentümlichen Waffe, die das makedonische schwere Fußvolk führte, die bald überall bei den Griechen nachgeahmt wurde, zeigt sich die seltsame Erscheinung, daß neben den großen Fortschritten auf den anderen Gebieten des Kriegswesens die Taktik des schweren Fußvolkes erstarrt, nach keiner Richtung hin fortgebildet wird. Die Wege dazu waren zwar vorgezeichnet, sie sind aber nicht betreten worden. Die makedonischen Hopliten führten zu Philipps und Alexanders Zeit die Sarise, eine Lanze von fünf einhalb Meter Länge, die später auf etwas über vier Meter verkürzt wurde. Diese mußte mit beiden Händen gehalten werden, der Schild wurde daher verkleinert und nur an einem Armring getragen; eine so bewaffnete Truppe konnte, selbst in großer Tiefe aufgestellt, immer noch viele Lanzen zugleich ins Gefecht bringen. Unter Alexander dem Großen ist diese Phalanx noch verhältnismäßig beweglich und in Unterabteilungen gegliedert; später hat man sie immer mehr zusammengeschlossen und einen großen, bald bewegungsunfähigen Schlachthaufen gebildet, die taktische Form ist immer unbehilflicher geworden, und endlich sind die Sarisenträger, da jede Schwierigkeit des Geländes ihren Zusammenhang löste, der Manipulartaktik der Römer erlegen.

Zwar nicht Homer, wie wir gesehen haben, wohl aber die Hellenen sind in den Kriegswissenschaften die Lehrer aller kommenden Völker geworden, sie haben die Begriffsbestimmung ihrer beiden Hauptteile gefunden und ihren Inhalt genau umschrieben. Wenn wir heute von „Strategie“ und „Taktik“ sprechen, gebrauchen wir die von den Griechen geprägten Namen.

Noch in anderer Hinsicht sind die Griechen, wenn auch spät, die Lehrmeister kommender Zeiten gewesen. Der Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht, wie er in unserem Jahrhundert wieder zum Ausdruck gelangt ist, war in den griechischen Freistaaten zuerst aufgestellt worden. Mit den bürgerlichen Rechten ist die Pflicht des Kriegsdienstes so untrennbar verbunden, daß der Nichtbürger entweder gar nicht oder nur zum untergeordneten Dienste herangezogen werden konnte. Wohl die meisten dieser Bürgersoldaten besaßen selbst ihre Waffen und bewahrten sie zuhause auf, wertvolle Schilde und Speere waren durch Umhüllungen geschützt. In langen Friedensjahren mögen öfter Dinge vorgekommen sein, die an die Zeiten der Bürgerwehren in deutschen Reichsstädten erinnern; „den Schild in den Rauchfang hängen“ bedeutet bei den Griechen soviel wie die Aussicht auf eine längere Friedenszeit. Das Lustspiel spottet über den Helmbusch, den Motten zerfressen haben. Wie heute noch im Süden haben in Athen stets die Männer den täglichen Bedarf des Haushaltes auf dem Marke besorgt. Dauerte die Bereitschaft in Waffen lange, so mochte es wohl geschehen, daß der Krieger gerüstet und mit dem gräulichen Gorgoschild am Arme zur Höckerin trat und mit ihr um Fische feilschte, und daß dem Reiteroffizier, der im vollen Waffenglanze

sich in einer Garküche von einem alten Weibe auf offener Straße ein Gericht bereiten ließ, ein diebischer Thraker den Bissen wegstahl.

Wenn die Wehrpflichtigen in Athen aufgeboten werden, so haben sie zur Musterung zu erscheinen mit Mundvorrat auf drei Tage versehen. Es bedürfte nicht der Versicherung des Lustspieles, daß der Beutel, welcher den Proviant enthielt, übel gerochen habe; es genügt zu wissen, daß darin neben Graupen und Salz, das mit Thymian gewürzt war, sich auch Knoblauch, Käse, Zwiebel und Bökelfische befanden.

Oft haben diese Krieger die Nächte auf der Stadtmauer verbracht, oder sie mußten zur Winterzeit ausrücken und die beschneiten Pässe des Kithäron gegen die Böoter bewachen. Trotz mancher Klagen über die Härte des Dienstes dürfen wir die kriegerischen Tugenden der Athener nicht gering anschlagen. Findet doch derselbe Aristophanes, der jene zum Ausdrucke bringt, auch andere Töne. Stolz und kriegsmutig klingen seine Verse, wenn er die Ritter Athens und ihre braven Rosse preist oder die prächtigen Schiffe im Hafen im Wechselgespräch einführt. Die Alten in seinem Wespensor erinnern sich gern der lustigen Streiche, da sie noch jugendkräftig und behend in Byzanz gestanden und dem Marktenderweib einen Kübel stahlen, um damit ihr Zwiebelgericht zu kochen. Nicht genug können sich die Greise in allen seinen Chören thun im Lobe des herrlichen Sieges von Marathon, da Athen allein zum erstenmal den Barbaren gezeigt, was griechische Hiebe waren. Auch dem boshaften Dichter, den seine politische Parteistellung zum Gegner des Krieges machte, fehlt nicht der Sinn für die Poesie des Kampfes, für den rechten Waffennut, die Mannestugend und die Herrlichkeit des Siegesbewußtseins; zahllos sind die Darstellungen von Kriegsszenen, in denen Maler und Bildhauer mit den Kunsthandwerkern wetteiferten.

Die Wehrpflicht dauerte in den griechischen Freistaaten vom achtzehnten oder zwanzigsten bis zum sechzigsten Lebensjahre. Leute, welche heutzutage eben noch landsturmpflichtig sind, betrachteten die Griechen als felddiensttaugliche Soldaten. Erst vom vierzigsten Lebensjahre ab werden die Mannschaften als zu gewissen Leistungen nicht mehr geeignet erachtet. In Sparta sind die Leute von sechzig Jahren zwar nicht mehr zum Ausmarsch, immer aber noch zur Landwehr verpflichtet. Die Verhältnisse Spartas sind eben besondere; dort sind die Bollbürger nur Krieger und nichts Anderes, während die Wehrpflichtigen Athens, die von ihrem achtzehnten bis zwanzigsten Jahre eine Art von Präsenzdienst zu leisten hatten und dann als ausgebildete Krieger bis zum fünfzigsten Lebensjahre außer Landes verwendet werden konnten, im übrigen ihren bürgerlichen Geschäften nachgingen. Die Hauptkraft der attischen Hopliten bildeten die Winzer, die Ölbauer und kleinen Höfebesitzer, die Kohlenbrenner und Hirten, kurz das Landvolk von Attika. Seit Athen befestigt war, nahm die Stadt sie in Kriegsläufsten innerhalb der schützenden Mauern auf, wie das der Zweck griechischer Festungen war, deren größte Athen ist.

Ein geringfügiger Sold während der Dauer des Krieges und die Sorge für die Hinterbliebenen waren das Entgelt des Staates, der seinen Nährstand so stark als

Wehrstand in Anspruch nahm. Von Sokrates wissen wir, daß er zwischen seinem vierzigsten und fünfzigsten Lebensjahre nicht weniger als viermal im Felde stand. Zwei Jahre lang lag er auch während des Winters in Thrakien bei einem Belagerungsheere, sieben Jahre später wurde er wieder einberufen zum Kriege gegen die Böoter, 422 kämpfte er zum viertenmale, wiederum in Thrakien.

Aber eine Ehre ließ der Staat dem gefallenen Bürger zuteil werden; auf dem Staatsfriedhof, im Kerameikos, wurden alljährlich die Namen der während des Krieges Gefallenen, nach ihrer militärischen und zugleich bürgerlichen Zusammengehörigkeit geordnet, auf Inschriftsteinen verzeichnet. Dort fand auch die Totenfeier statt, bei der jedesmal von beredtem Munde eines Erwählten eine Gedächtnisrede auf die Todten gehalten ward. Im Jahre 431, nach den ersten Kämpfen gegen die Peloponnesier, als die irdischen Überreste der Gefallenen bestattet und für die Vermißten ein Schaubett errichtet war, ergriff Perikles zu seiner berühmten Leichenrede das Wort. Sie enthält die denkwürdige, griechische Auffassung von Soldatenpflicht und Kriegsehre bezeichnende Darlegung der Herrlichkeit des Staates, für welche die Bestatteten gefallen seien. Perikles findet den Wert ihres Todes darin, daß er auf die Größe des Gutes weist, für das sie gestritten, dessen Besitz sie in Erfüllung ihrer Pflicht selber hingegeben haben.

Der von den Griechen aufgebrachte, bei ihnen als staatliche Einrichtung zuerst verwirklichte Gedanke des „Volkes in Waffen“ ist späteren Jahrhunderten abhanden gekommen. Scharnhorst hat ihn zur Zeit von Deutschlands Erniedrigung wieder ausgesprochen, der Staat Friedrichs des Großen wiederum zur That gemacht. Auf der allgemeinen Wehrpflicht ruhen die Erfolge in den Befreiungskriegen, sie ist ein Grundstein jenes stolzen Baues, den wir in unseren Tagen erstehen sahen, ein Grundstein des Deutschen Reiches.



Eduard Flegel's Tagebuch von April 1885 bis August 1886.

(Fortsetzung.)

17. Juli. Packe rüstig weiter, um Hartert und Staudinger nach Sokoto flott zu bekommen. Habe nach Holz geschickt, um morgen endlich Dr. Semon und Dr. Gürich zur Küste zurückbringen zu können. Es bleibt nichts übrig, ich muß die übrigen Aufgaben zurückstehen lassen vor der Pflicht, das Leben der Begleiter zu erhalten. Von den Engländern das Danaergeschenk annehmen, hieße meinen Pflichten ins Gesicht schlagen. Mögen sie nur vor mir das Gebiet zu gewinnen suchen, sie werden keine Gegenliebe finden, und es kommt nur auf die Anschauung und den Willen unserer Regierung an, uns die Gebiete und alle Nationen frei zu erhalten.

18. Juli. Packen weiter und sehen es endlich hell vor uns werden. Hoffentlich kommen morgen früh gut fort. Füge Schreibtiseln hinzu: 10 für Sokoto und 4 Duzend Griffeln; 10 für Gandu und 4 Duzend Griffeln; 6 für Kano und 2 Duzend Griffeln; 6 für Zaria und 2 Duzend Griffeln; 6 für Anasarwa und 2 Duzend Griffeln. Gebe den Herren Hartert und Staudinger die Übersetzung des Freundschafts- und Handelsvertrages und diesen selbst in arabischer Sprache. Seidenstoffe aus Lagos viel verdorben, alle die Kisten, die ich besonders hervorhob, sind ebensowenig beachtet worden, wie der Rest und mir noch auf keiner Reise gleich am Anfang so viel verdorben wie dieses Mal. Besondere Geschenke mitgegeben dem Herren Hartert und Staudinger: für Sokoto 1 Spiegel, 1 Stab Elfenbein, 1 Fächer, 1 Armband; für Gandu 1 Stab Elfenbein, 1 Fächer, 1 Armband; für Zaria 1 Halsband; für Keffi 1 Halsband; für Anasarwa 1 Halsband. Ferner: 12 Fächer aus Pfauensfedern, 15 Stück bunte Frauentücher, 4 bunte Decken, 50 Schnüre Korallen. Drei Schreiben mitgegeben, 1 von Bida für freien Durchzug bis Gandu, 1 für Gandu, 1 für Sokoto von mir mit dem kaiserlichen Schreiben abgegeben. 2 Henry Martini und 2 Doppellaufflinten und Futteral mit Patronen. Besprach mit Staudinger und Hartert, welche freiwillig für die beiden Kranken eintraten und die Reise nach Sokoto und Gandu, wie Errichtung der Station in Zola übernahmen und nach besten Kräften durchzuführen willig sich erklärten, ihr Verhältnis zur Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland in folgender Weise, daß die Afrikanische Gesellschaft die genannten Herren von nun an als eigentliche Sendlinge betrachtet und denselben alle Auslagen aus privaten Mitteln vollständig wiedererstaten werde.

19. Juli. Zurück nach Braß mit den franken Dr. Semon und Dr. Gürich; der erstere ist wirklich sehr elend. 6 h morgens ab. Die Kuka hat nicht auf Grund gefessen, und die „Alexandra“ ist jetzt auch frei. 5 h in Lokodja. Nehmen kaiserliche Geschenke von Bida an Bord, landen Sachen für Bida und Gandu. Thompson gestern von Sokoto zurück.

20. Juli. Früh Gewitter und weiter. Das Wasser, das wir zupumpen, läuft wieder heraus. Ob die Rohre lecken? Kurz vor Idoda werde ich von Herrn Th. gefragt, ob wir nicht langsamer fahren sollen, es sei wenig Wasser im Kessel. Ich erwiderte halb ärgerlich, wir führen ja den ganzen Morgen über langsam, und gleich darauf wird die Entdeckung gemacht, daß der Filz brennt, der um den Kessel als Verkleidung gelegt ist, und da mit der Pumpe Wasser zugepumpt wird, stellt sich auch heraus, daß eines der Rohre leckt und das Wasser wieder herausläuft. Es ist leider nicht aufgepaßt worden, und kann uns dergleichen leicht einmal das Schiff und Leben der Insassen dazu kosten. Das Brennmaterial ist schuld. Das teilweise grüne Holz, das wir in Loko an Bord nahmen, wurde auf meine direkte Anfrage für tauglich erklärt, zwischen dem trockenen zu brennen. 10 Feuerrohre repariert und bis zum Abend vor Anker gelegen.

21. Juli. 5 h 10 endlich weiter. 6 h 13 müssen wir halten auf Herrn Thiels Wunsch, da er Wasser aufspeisen will. Ich verstehe nicht, wie das möglich ist, wenn sonst alles an der Maschine in Ordnung ist. Lassen das grüne Holz

hier und kaufen neues. Hoffentlich geht es jetzt ohne Zwischenfall flott bis nach Braß, da wir nun reichlich gutes Holz haben. 5 h 23 vor Anker.

22. Juli. Johnson ging gestern bei Dnitscha an Land, ohne etwas zu sagen; er hat wiederholt gestohlen . . . 11 h 52 Halt bei Agbere, Keasi geht ab, schenke ihm zwei Hemden. 2 h 56 begegnen einer Steamlaunch, treffen die „Kano“ und später die „Hamarua“. Heftiger Regen.

23. Juli. 5 h 12 weiter, nebliger Morgen, können nicht schnell fahren. 7 h Ort, wo Palmkerne gegen Tabak auf Kredit kaufte. An in Akassa mit Hochwasser gegen 1 h mittags. Treffe glücklicher Weise die „Opobo“ an, bringe die Herrn Dr. Semon und Dr. Gürich an Bord, gebe Schein für Passage auf G. L. Gaiser Lagos und kaufe Kohlen, Proviant. Die kaiserlichen Geschenke von Bida gehen mit Dr. Semon und Dr. Gürich in 3 Körben in Segeltuch. Nach 4 h ab und nach Dunkelwerden an in Braß, woselbst die „Benin“ mit Kapitän Addison vor Anker.

24. Juli. Schreibe Briefe und schicke sie per „Benin“ ab.

25. Juli. Schreibe Briefe, Eingabe an das Auswärtige Amt x. Thiel nachmittags immer fieberisch. Habe Abreise auf morgen früh festgesetzt.

26. Juli. Ab von Braß. 11 h 25 ab von Townsend. 11 h 40 Einfahrt in Akassacreef. Die Leute verlegen die Kohlenfäcke im Kanoe, um Wasser auszuschöpfen, und da wir vorwärts gehen, füllt sich dasselbe und sinkt, kommt erst unter das Schiff und muß abgeschnitten werden. Kehren nach Braß zurück, nachdem drei Stunden gesucht haben mit einem Haken an langem Tau. Ich bin überzeugt, daß die Leute es böswillig gethan haben. Herr Thiel sagt mir, daß sie wochenlang räsonniert hätten, nicht bleiben zu wollen schwuren, weil eben im Kanoe schlafen müßten. Ich habe die dritte Rückreise deshalb auch mit Sorgen angetreten, weil ich annehmen mußte, daß nach diesem Betragen etwas Unangenehmes sich ereignen würde, und auch weil ich fürchtete, den besten und wertvollsten Mann für das Schiff, den Feuermann, zu verlieren, der die Maschine treibt, da Herr Thiel häufig krank ist. Auch die Übrigen waren sehr brauchbare Leute, wenn sie wollten, und hat es mich geschmerzt, sie fortjagen zu müssen. Doch vielleicht ist es sehr gut, daß dem so geschehen und daß sie mir nicht im Venue auffällig geworden und die Expedition verhindert, wie 1876 auf dem „Henry Benn“ ein Versuch gemacht wurde.

27. Juli. 1 h 25 auf's neue ab, mit Gottes Hilfe direkt dem Ziele entgegen und zu gutem Ende und baldiger Rückkehr.

28. Juli. 7 h 25 ab von Townsends Faktorei. Thiels Zustand macht mir große Sorge, aber er will nicht zurück, und Townsend meint, daß ich damit auch wenig mehr Sicherheit für die Erhaltung seines Lebens hätte. Wer großes leisten will zum Wohl einer größeren Gesamtheit, seines Volkes, der muß ein starkes Herz haben: ihn darf das Leben des Einzelnen, das neben ihm schwindet, ebenso wenig beirren wie die persönliche Lebensgefahr; es kommt nicht darauf an, wer und wie viele fallen — ganz wie in der Schlacht, wenn

das Ziel, der Sieg, nur schließlich erreicht wird. Kurz vor 1 h 45 Akassa Sondag Island . . .

26. Juli. 4 h 56 ab von Premabre, wo gestern ankerten. 5 h Sabogreppa. 5 h 50 Halt in 3 Meter Tiefe.

30. Juli. 4 h 53 weiter, Himmel ganz bedeckt, neblig. 8 h 20 Stirling Island. 10 h 15 die Sieben Dörfer, Halt um Holz zu kaufen, bis 11 h 13 unnützer Aufenthalt. 2 h 20 Halt bei Agbere, um Holz zu kaufen. 3 h 40 weiter, Keasi hat schlecht aufgepaßt. Rochpunktbestimmung der sieben Dörfer. Keasi kommt wieder mit trotz aller Warnungen. Keasi's ältester Bruder Zambo, Sohn des Aboro von Agbere, gab mir einen Platz für eine Faktorei.

Der Kronprinz kommt mit zwei nackten Söhnen, wirft sich, ehe er mir seine Aufwartung macht, eine mohammedanische Tobe über, die er bei Abgang von Bord sofort wieder auszieht. Es zeichnen ihn eine große Zahl Elfenbeinringe an den Unterarmen aus, seine Schönen junge, lebhaftes Dinger mit je einem Elfenbeinring an den Füßen und Armen. Ich lasse mir zwei Armringe geben zum Zeichen, daß sein Angebot wahr und aufrichtig gemeint sei, und sage, daß ich nun Vertrag mit ihm geschlossen und es gleich sei, als ob ich ihn an beiden Händen festhielte durch diese Ringe, die in meinen Besitz übergegangen. Gebe 1 roten Fetz, 1 Stück Zeug, etwas Tabak und 2 kleine Spiegel für die Mädchen, erhalte noch etwas Holz zum Geschenk. Kurz vor 5 h reißt wieder einmal die Steuerkette, 5 Minuten Aufenthalt. Williams ist ersetzt, wenigstens kann er entbehrt werden; die Leute aus Braß steuern recht gut.

31. Juli. 5 h früh weiter. Abo passiert. 6 h Halt bei einer Insel rechts.

1. August. Weiter um 4 h 50 Akfra Ugidi passiert 6 h 55 bei Osamare „Kano“ passiert, voll beladen, das ganze Deck voll Fässer. 11 h „Jakoba“ begegnet uns. 2 h 50 Abutschi passiert. 3 h 20 vor Dnitscha zu Anker.

2. August. 6 h 45 endlich ab. 8 h Ababa passiert. 5 h abends an einer Sandbank zu Anker.

3. August. Ab 4 h 55.

4. August. 5 h früh weiter. Halt in Idida um 7 h 35, Rochpunktbestimmung. Unverschämtes Volk in Idida, es läßt sich nichts erstehen, wir mußten um Del für die Maschine anlaufen. Ein Gbegbe-Kanoe begegnet uns mit der Trikolore im Bug. 12 h 30 Ort passiert, wo Konsul Fell Bischof Crowther befreit und getötet wurde. 3 h 50 Badrock passiert. 5 h zu Anker.

5. August. 4 h 45 ab, Steuer arbeitet nicht. 5 h 18 endlich weiter. 11 h 18 Halt in Lokodja. Mr. Davis gestern hier angekommen. Der Häuptling sagt mir, ich könnte kein Holz bekommen, es sei denn durch die National African Co; er wolle nicht, daß unsere Regierungen in Streit geraten, was ihm natürlich von den Herren der Kompanie gesagt worden. Das Holz wird dadurch sehr teuer, doppelter Preis. Kapitän Watson hat verschiedene Stapel Holz wegschleppen lassen. Spreche Davis, nichts Neues. 12 h 48 weiter nach Gande. 1 h 30 Halt in Gande, fangen die Leute mit unseren Kanoe ab. Um 3 h weiter, bekomme im letzten Augenblick noch einen Piloten für Loko.

3 h 5 reißt die Steuerkette an zwei Stellen, wir treiben, und nur der große Anker von Townsend mit ganzer Kette hält uns. Anker lichten macht große Schwierigkeiten, 4 h 45 endlich weiter. Gebe den Leuten, die gut arbeiten, einen Schnaps aus unserer Flasche für Kranke. 5 h 5 zu Anker, über Lokodja steht ein mächtiges Gewitter. Still und drohend, wie damals, als wir das Kanoe verloren. In den Monaten Juni und erste Hälfte des Juli hatten wir alle Gewitter aus Osten und Süden kommend, seit Mitte Juli aus Westen und Süden regelmäßig.

6. August. Kochpunktbestimmung 8 h 55 bei Mozu. 2 h 55 in Bofu Halt, große Versammlung. Wollte anfangs vorbeifahren, doch hielt mich das Anrufen der Leute fest, die viel Holz für mich aufgestapelt hatten. Viel Volk und thätig, wie es scheint, namentlich fischend. Viel Hühner und Gams. Kauften ziemlich viel. 5 h 8 zu Anker.

7. August. 4 h 35 ab.

8. August. Abends in Loko.

9. August. In Loko bereiten die Abreise der Herrn Staudinger und Hartert nach Sokoto vor, engagiere Träger. Reinige Kessel und das Schiff.

10. August. Streiche das Schiff. Engagiere Träger. Hartert und Staudinger beenden ihr Packen für die Reise.

11. August. Bezahlen die Träger und kommen nicht fort. Gardinenpredigt dem Dom Tambari geliefert wegen Übergriffe und kleiner Schwindeleien.

12. August. Um 8 h etwa gehen Hartert und Staudinger auf die große Reise nach Sokoto. Gott gebe, daß alles gut gelingen und sie gesund bleiben. Harters Pferd lahmt. Ob Tambari auch daran schuld ist? Vielleicht ist die Krankheit nur vorübergehend.

13. August. Auch der Alte (Mai-Gasie-Baki) verkauft meine Sachen viel zu billig, und hätte ich ihm nicht ausschließlich das Verfügungsrecht lassen sollen, wenn es anders einzurichten gewesen wäre. Wir mußten unsere voluminösen und schweren Waren gegen wertvollere Landeszeuge z., die viel leichter und weniger Raum verlangend sind, umtauschen, und könnte ich dafür keinen besseren Unterhändler bekommen, was seine Mangelhaftigkeit leider nicht ausschließt. Gebe an Mai-Gasie-Baki in Loko 1 Revolver ohne Patronen, welche ich ihm für später verspreche, in Anbetracht seiner Thätigkeit für Hartert und Staudinger und des Brückengeldes bei Uscha Kogo und der Geschenksübersendung für Sokoto.

20. August. Rashtag, zum Einkaufen von Holz benutzt, in dem kleinen freundlichen Djufuort Assagede. Gebe Name des freundlichen alten Häuptlings. Kochpunktbestimmung. Lasse drei Bäume innerhalb der Mauer absägen und sende Leute in den nächsten Amutschiort, um mehr Holz und Hühner z. kaufen zu lassen. Gebe dem Häuptling kleine Geschenke, ferner seinem Bruder und für seine Kinder Perlen.

21. August. 4 h 57 weiter. Der „Niger“ ging jedenfalls hinauf, um Material zur Faktoreianlage hinzuschaffen; Atinye, hier in der Nähe ein Mann, der mit seinem Kanoe Kaufleute über den Benue zu setzen vorgab und sie

dann samt ihren Waren nach seiner Ortschaft schleppte und zu Sklaven machte. Der Streit in der Silbermine soll nicht zwischen den Eingeborenen und der Kompanie ausgebrochen sein, sondern zwischen Arbeitern in der Mine und den Agenten Diebstahls wegen. Nicht die Djufus gewinnen das Bleierz, sondern Hauffas seit vielen Jahren und jetzt also Europäer. Bei Biri in Bautschi nördlich vom Fluß wird ebenfalls Bleierz gefunden.

23. August. Sandte durch Madugu an den König von Tbi die kaiserlichen Geschenke, je 2 Stück Möbelstoffe, billigere Ware und 5 Meter Gardinenstoffe, 1 Kürassiersäbel, 1 Seitengewehr. Wufari erhält jetzt von mir nur 3 Stück Zeug, wie Tbi, Awoi u. Wufari kann nicht soviel, wie angefehrt, erhalten, da dieses sowohl wie Donga bald in andere Hände kommen wird. Der Herr von Muri kam hierher zum Krieg gegen die Muntshis. Er forderte durch den König von Tbi 20 Sklaven und 100 Stück Zeug. Der König von Wufari gab nichts, statt dessen ging er sogar, als der Muri-Herr die Muntshis zu bekriegen suchte, gegen diesen selbst ins Feld. Der Muri-Herr kehrte heim, ließ aber seine Pferde und Krieger bei Dom Koran zurück, einem Hauffafeldherrn, der so lange für den Wufari-Herrn gegen die Muntshis gekämpft, nun mit dem Muriverbündeten als Mohammedaner den heidnischen Wufarikönig schlug, welcher sie vor kurzem angriff. Der Muri-Herr will Wufari angeblich nicht bekriegen, weil es ein Marktplatz ist, sehr gut gedacht.

24. August. In Tbi vor Anker. Gab ferner 2 rote Fez und 1 Stück Croydon für den Tsheroma und andere Würdenträger zum Verteilen. Einem Alhadji gab 1 roten Fez und 1 Senne Croydon und anderes mehr. Was bei mir Jahre lang frommer Wunsch gewesen, das wird jetzt von den Engländern ausgeführt. 5 Schiffe sind Venue aufwärts teils nach Zola, teils nach dem Gongola, nach Gombe u. zu und wahrscheinlich auch, um die Verbindung des Venue und Tjadsee zu untersuchen. Kochpunktbestimmung in Tbi. Gebe Geschenke für Bakundi, Gascha, Bagnio, Beli, Bantadji, Awoi, Lafia und Tbi her mit Ausnahme der Gewehre. Dieselben werden der Familie Madugus anvertraut, die in Bakundi bleiben soll, bis wir von Zola kommen. Die Kanoeleute, welche diese in unserem dritten Braßkanoë den Tarabba aufwärts schaffen sollen, erhalten folgenden Lohn (folgt Spezifikation). Kaufe Palmöl, das von Norden hierher gebracht wird in schönen Maßkrügen.

25. August. Gestern Abend kehrte die „Kufa“ und „Alexander“ (?), Kapitän Wallace, zurück von Zola (?). Holz zu kaufen ward uns hier ziemlich schwer gemacht; nur was Privatleute zusammenbrachten aus dem Vorrat, den sie für ihre Küche aufgespeichert, konnten wir kaufen. Der König versprach viel, hielt wenig; er ist eben auch machtlos, obwohl ihm Macht gegeben. Bei den Fuldes kann jeder Hans unverschämt sein und seinen Willen haben. Auch die Kanoeleute, welche Madugus Frauen nach Rundi schaffen sollten, wurden, wie der König sagte, durch Einfluß der National African C. gehindert, mit uns zu gehen. Deren Drohungen genügen, viele abzuschrecken, uns eine Dienstleistung zu thun. Nicht einmal einen Piloten konnte ich bekommen und gab ich darauf dem Könige

den Brief für Muri zurück. Denn obwohl ein Sarikin Hauffawa mir seinen Sohn mitgeben wollte, betrug sich der König zuletzt so, daß dieser, in Furcht gesetzt, seinen Sohn zurückrief. Gras hatte sich um die Schraube gewickelt, was Aufenthalt gab und uns hinter den Landungsplatz zurücktreiben machte. Als wir wieder vorbeifuhren, suchten Leute im Kanoe uns zu erreichen; ich durfte des sehr starken Stromes wegen nicht halten, bevor ich einen guten Halteplatz erreicht. Da kehrten die Leute wieder um. So schickte ich denn Madugu wieder zur Stadt zurück, um nicht irgend eine Rücksicht zu versäumen, da der König doch wieder anzuknüpfen wünschte, wie es schien. 8 h 55 Kanoe kehrt zurück mit Madugu und unserm dritten Kanoe. Der König fürchtet sich es zu behalten, da die Leute der Kompanie es abschneiden und treiben lassen könnten. Er sendet den Brief zurück, und der Sarikin Hauffawa geht mit uns. Die Frauen bleiben in Tzi. Das Verhältnis zwischen Muri und Bakundi ist leider noch immer das alte, letzterer ist von Sokoto bestätigt, ersterer weicht nicht von seinem Plaze und daher die vielen Schwierigkeiten im Lande, auch die Machtlosigkeit Tzibis und Auflehnung Wufaris, welches von Muri als selbständig bestätigt wurde. Zebu ist zu Bakundi seitdem übergetreten; der Tscheroma und der Sarikin fada sind die beiden Hallunken, die für die Kompanie gegen gute Bezahlung andern Schwierigkeiten bereiten. Der Tscheroma von Tzi ist ein Baberbere, der Sarikin fada ein Gombe. Flint soll einen Kruboy (?) erschlagen oder erschossen und darauf wohl ein Entlassungsschreiben von Mac Intosh erhalten haben. Er gab seinem Mädchen hier ein Geschenk von 30 Stück Zeug (?), ergab sich dem Trunk, wie man sagt, fiel über Bord und ertrank im Venue. Die Leiche ist nicht gefunden. Mac Intosh soll für den Zebu gemachten Krieg um Entschuldigung nachgesucht und sich mit dem Herrn von Zebu ausgesöhnt haben. Die Orte, wie Tzi, Zebu in. diesen Gebieten sind besetzt worden durch entlaufenes Gefindel von allen möglichen Städten des Nordens und verstehen jetzt ebenso wenig wie früher zu gehorchen, noch zu befehlen. Der Herr von Tzi hat viele Frauen, aber nur eine Ältere ist ihm treu und reinigt sein Haus, der Rest wird von den jungen Leuten des Ortes ganz öffentlich benutzt. Der alte Sarikin Hauffawa sagt: ka da su ba ni irin saranta wanan!

26. August. Ab von Zebu. Früh kaiserlichen Brief verlesen. Sehr gute Aufnahme. Ajskelett bestellt. Drei Stück Zeug gegeben, damit die Frauen Madugus und Geschenke für Burba nach Bakundi per Kanoe durch Zebu geschafft werden. Ich erhielt vom Herrn von Zebu, Mohanman Basse mit Namen, in öffentlicher Versammlung die Antwort, daß er jeden Fremden willkommen heißen wird und alle im Handel gleiche Rechte und gleiche Pflichten haben sollten. Er will das auch bei meiner Thalfahrt schriftlich geben.

28. August. Liegen zu Anker bis Nachmittag und schlagen eine ziemliche Quantität Holz. 5 h 30 kommt ein Kanoe vom andern Ufer, das die Thatsache bestätigt, daß der Tawabba hier noch einen Mündungsarm hat — sein Delta ist demnach eines der größten —, den wir vor langer Zeit passierten. Ich mußte heute früh wieder einmal dreinschlagen, da die Arbeit durchaus vernachlässigt

wurde, und dabei fiel mir die Uhr No. 2 aus der Tasche und mit solcher Gewalt zur Erde, daß sie stehen blieb. Ich habe No. 192 genau gestellt, wie jene im Zeitpunkt des Falles, und gelten nun alle weiteren Uhrangaben nach dieser von jetzt ab.

31. August. Gestern abend sandte Sarikin Hauffawa an den König von Muri mit dem Zibrief, da derselbe im Begriff ist, eine Reise nach Süden zu unternehmen, er möchte auf mich warten am Flußufer. Früh anhaltender Regen, sodaß nicht arbeiten können, später Mühe mit dem Holzeinkauf, die Leute sind unvernünftig mit ihrem Verlangen. Kochpunktbestimmung. Die Tangabe senden zuweilen einen Hahn mit großer Gesandtschaft ab, um Freundschaft von den Mohammedanern zu erbitten, z. B. von Gombe. Es ist vorgekommen, daß der Herr von Gombe den Gesandten ein Altebba gegeben hat für deren Herren. Die Leute haben das schöne Kleidungsstück unterwegs mit dem Messer in Stücke geschnitten, um es zu teilen. 8 h 23 auf Grund. Unglücklicher Weise ist Herr Thiel gerade damit beschäftigt, die Flagge aufzuziehen, und das große Kanoe stieß auf seinen Fuß, der eine böse Quetschung davon trug. Aufenthalt bis 9 h 15. 11 h 37 kleiner Ort Djuru, trafen daselbst den Katsalla von Mao Merun, einen jungen, hübschen, gutgekleideten Mann in blauer Mufetoba¹⁾ und roter Altebba. Muriberge — Hoffere Habe. Man verlangt hier häufiger Tabak. Da wo eine Linie sich markiert mit großem Wellenschlag, hört gewöhnlich das tiefe Wasser plötzlich auf; man erkennt den Kanal leicht an schwimmenden Gegenständen aller Art und den eigentlichen Bewegungen des Wassers, die sehr verschieden sein können.

(Fortsetzung folgt.)



Beifbeschwerden.

Schulmeisterei und Pedanterei.

Wenn die Italiener einen Schulmeister „pedante“ nennen, so verbinden sie mit diesem Ausdruck keinerlei schlimme oder höhrende Nebenbedeutung, anders wir Deutsche und anders auch die Franzosen. Das Wort „pedante“ ist nun freilich, soviel ich weiß, unbekanntes Ursprunges, aber daß die Deutschen den „Schulmeister“ zu einem „Pedanten“ stempeln, zeigt so ziemlich, was sie unter einem Pedanten verstanden wissen wollen, und es ist ja wahr, dem deutschen Schulmeister, so respektabel er sonst sein mag, klebt neben seinen guten Eigenschaften (die ihm den ersten Rang unter allen cis- und transatlantischen Kollegen anweisen) doch auch manches an, was weniger liebens- und lobenswürdig ist, zum Beispiel gerade die Pedanterei. „Eine liebenswürdige Schwäche!“ wird mancher entgegenen, „ein individueller Zug, der sich in der Physiognomie des „Schulmeisters“ gar nicht schlecht ausnimmt.“ In der That, es giebt solche Charakterköpfe — aber es müssen eben doch Charakterköpfe sein — denen eine bescheidene Dosis Pedanterei recht gut zu Gesichte steht, weil der Kontrast mit den vorhandenen übrigen

¹⁾ Toben sind Männerkleider, meist von blauer Farbe, die in einigen Regierstaaten, so auch in Ruße, fabrikmäßig hergestellt und gefärbt werden und einen wichtigen Handelsgegenstand für Mittel-Afrika darstellen, auch als Tauschmittel dienen.

Zügen und Vorzügen für uns etwas Anziehendes hat. Aber wenn die Dosis zu groß ist, wenn, was Beigeschmack sein sollte, überwiegt, so können auch große Vorzüge einem unangenehmen Gefühl nicht mehr Widerpart halten. Der arme Schulmeister! Sein Amt legt es ihm so nahe, in Pedanterei zu verfallen, in gewissen Dingen muß er ja sogar pflichtgemäß, was wenigstens das Publikum der Schüler einen „Pedanten“ nennt, herauskehren. Einen echten, rechten Schulmeister denken wir uns als einen Mann von „peinlicher“ Ordnungsliebe, „peinlicher“ Gewissenhaftigkeit, „peinlicher“ Pflichttreue, „peinlicher“ Gerechtigkeitsliebe — und wenn dies „Pedanterei“ heißen darf, so wollen wir den Schulmeister darum loben und noch mehr loben, wenn er diese Pedanterei auch in seine Schüler zu pflanzen vermag; wir wollen's ihm ferner nicht bloß zu gute halten, sondern hoch anrechnen, wenn er „peinliche“ Genauigkeit an Wissen und Können nicht bloß selber übt, sondern auch von seinen Schülern verlangt — aber er muß daneben (und das erhebt dann eben seine „Pedanterei“ zur Tugend) durch sein ganzes Wesen, Wollen und Wirken den Eindruck erwecken, daß er über die Sorge ums Kleine und Einzelne nicht den Blick und Sinn fürs Große und Ganze eingebüßt hat oder überhaupt gar nicht besitzt. Das Kleine wird sofort bedeutend, wenn es sich in den Dienst des Großen zu stellen weiß; ist dies nicht der Fall, so wird das Kleine kleinlich und wirklich „pedantisch“, es wird zur „Schulmeisterei“. Nur begabten Naturen ist es gegeben, die Grenzlinie zwischen dem Kleinen und Großen, dem Einzelnen und Ganzen zu verwischen und alles Detail in den Begriff des Einen und Einheitlichen zusammenfließen zu lassen. *Duo cum faciunt idem, non est idem.* Ich kann mir einen Lehrer denken, der strikte darauf hält, daß seine Zöglinge den bekannten Schillerschen Vers „Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern“ nur in dieser Form (wie Schiller wirklich geschrieben hat, und nicht in der unserer jetzigen Sprechweise entschieden angenehmeren: wir wollen sein ein einig Volk u. s. w.) rezitieren und memorieren, wir können uns sogar denken und wollen's ihm nicht verdenken, wenn er (wie Schiller wirklich geschrieben haben soll) den Vers „auf dieser Bank von Stein will ich mich setzen“ nur in dieser, obschon durchaus fehlerhaften Form anerkennen will, nur muß er daneben einen Sinn für Schiller'sche Diktion, ein Verständnis für Schiller's Poesie, ein Auge für den dramatischen Faltenwurf der Schiller'schen Muse haben und offenbaren; fehlt ihm diese Eigenschaft, so macht jene philologische Akribie sofort den Eindruck des Kleinlichen und Pedantischen, d. h. des Unangenehmen. Rückert hat ein Gedicht begonnen: „Die Araber hatten das Feld bestellt;“ so zu betonen, war ihm des Versmaßes wegen bequem. Wollte nun aber jemand — es giebt in der That solche Überflüge mit oder ohne Rückert'sche Reminiszenz — auch in der Prosa, im Gespräch frischweg seinen Araber servieren, so würde er sich doch nur als pedantischen Halbwisser qualifizieren, denn er müßte dann folgerichtig auch von den Barbaren oder den Vandalen, von den Römern und den Teutonen sprechen. Er wird es aber nicht thun und dürfte seiner Inkonsequenz nicht einmal die Völkernamen als Schranke setzen — oder wird denn dieser Pedant seine Individualität auch mit den Philosophen oder Philologen drapieren wollen? Wilhelm Wackernagel hat einmal diese Manier — oder Manie? — gekennzeichnet und zum Frommen jener Halbwisser die Katastrophen und Epochen an die Wand gemalt (er hätte auch fragen dürfen, wer wohl sich den Singular mit den Accent *Katastrophé* und *Epoché*, der doch der ursprünglichere ist, gefallen lasse?) Aber leider giebt es auch Ganzwisser, die trotzdem Pedanten sind, nämlich die Mehrzahl der Philologen. Diese wissen, wie es mit den Lauten und den Accenten des Griechischen beschaffen ist; wenn sie sich nun in neuerer Zeit, entgegen der alten und viel berechtigteren Sitte, die fremden Eigennamen aus dem Altertum in lateinischer Form und Betonung wiederzugeben, darauf steifen, sie in griechischer Form aufmarschieren zu lassen, und *Delphoi*, *Plataiai*, *Aischylos* u. s. w. zu schreiben und zu sprechen, und gleichwohl wissen, daß sich unser Deutsch die griechische Betonung dieser Namen nun und nimmermehr oktroyieren läßt (also *Delphoi*, *Plataiai*, *Aischylos* u. s. w.), dagegen die lateinischen Laute und Accente sich recht gern und aus guten Gründen gefallen lassen, so sind sie eben Pedanten und dazu noch recht inkonsequente. Warum bleibt es denn, trotz der Vorliebe zu den Gracismen (nicht Graicismen?!) bei *Karthago* (statt *Karchedon*) und bei *Hannibal*

(statt Annibas)? oder, wenn wir denn so ursprünglich und urgründlich sein wollen, warum kopieren wir so peinlich die Griechen, die es gerade nicht gewesen sind und sich die Fremdlaute nach ihrem Organ und ihrem Sprachgefühl zurechtgemacht haben? Warum lassen wir den Griechen ihren Xerxes und Dareios und Kambyses nach, während wir doch schon längst wissen, daß diese Khurshearse und Daryuwash und Kabujjah geheißen haben? Warum nennen wir jenen ägyptischen König Apius und einen anderen Mykerinos, während sie doch bekanntlich der eine Aah-ab-ra, der andere Menkere benannt waren? Wenn diese Gräßifizierung seitens der Griechen so ungeschickt und so verwegen war, warum kopieren wir denn so getreulich diese unergründliche Verwegenheit und kehren nicht zurück zu den so süß-tönenden Uralauten?! Und warum sind wir denn wieder trotz allem Kopiereifer so inkonsequent, daß wir das griechische Gymnasion und Lykeion und Paidagogion ausnahms- und skrupellos fallen lassen und die lateinische Lautform eingebürgert, beziehungsweise anerkannt haben? Auch würde sich, denke ich, wohl jeder Pfarrer hüten, selbst in einer Predigt vor einer Philologenversammlung von dem Evangelion des Matthaios, das uns von dem Wandel Christi in Palästina erzählt, zu sprechen, oder vom Martyrion Stephanu. Und um auch ein Wort von modernen, etwa geographischen Eigennamen zu sagen: Welcher Pedant reist denn heute nach Roma oder nach Napoli oder nach Milano? Und doch hießen diese Städte in der maßgebenden Sprache ihres Landes also, und nicht Rom, Neapel, Mailand, und so lassen wir denn auch den Franzosen ihr Marseille, Montpellier, Lyon (trotz Heinrich Leo's pedantischem Wälsch-Leyden) u. s. w., obschon dies, verglichen mit den oben genannten Formen der italienischen Städte, eine Inkonsequenz ist. Es ist eben nicht bloß die Logik, was in sprachlichen Dingen entscheidet, sondern auch das Herkommen (das übrigens gewöhnlich auch seinen Grund hat). Der gelehrte Pedant weiß es, wenn er der starren Gesetzmäßigkeit zuliebe am Herkommen rüttelt, der ungelehrte weiß es nicht und bildet sich wunder was ein auf seinen schärferen Blick und sein besseres Wissen; sein Wesen, weil eben ein Gemisch aus Afterbildung und Einbildung, berührt uns unangenehmer als das des gelehrten Pedanten, dem wir seine Eigenheiten als „Schrullen“ noch durchgehen lassen; ist er dazu noch ein genialer Kopf, so bereiten uns solche Schrullen sogar noch eine Art von Vergnügen.

Es giebt nun neben der gelehrten Pedanterie — (wir wollen nicht pedantisch untersuchen, ob wir nicht besser oder schlimmer Pedanterie oder gar Pedantismus sagen würden, obschon uns letztere Form gerade so unerquicklich berührt wie der „Sophismus“) — es giebt also neben jener, die vor lauter Gründlichkeit inkonsequent wird, noch eine andere Art, die mit dem Steuer der Gelehrsamkeit ihr Schifflein an den Klippen der Geschmacklosigkeit stranden läßt: ich meine, beispielsweise, derjenige, welcher sich im heißen Übersetzungsschweiß mit der Unmöglichkeit abquält, sämtliche griechische Partikeln durch eine deutsche zu über- und zu ersetzen oder wo Verse, etwa Hexameter (mit monströser Pedanterie wohl auch „Sechsfüßler“ genannt) vorliegen, mit der Unnatur, genau an derselben Stelle, wie das Original, den Verseinschnitt (Cäsur) oder die Interpunktion eintreten zu lassen oder jedesmal getreulich den Dactylus (— ∪ ∪), jedesmal den Spondeus (— —) da zu setzen, wo ihn das Original aufweist! Bekanntlich sind nun aber die Stellen jenes Einschnittes und ist der Wechsel der beiden Versglieder (mit einzelnen Einschränkungen natürlich) in das Belieben des Dichters gestellt, und zwar zum Zwecke der Erleichterung. Und diese Erleichterung sollte dem Übersetzer versagt sein?!

Ob das Sprachreinigungsfeuer, das eben jetzt alle deutschen Gaue durchflammt, seinen Holzbedarf nicht auch von der Firma Pedant und Konsorten bezieht? Gewiß; wenigstens die Sprachreiniger von der strengen Observanz, die alle Fremdwörter auf den Holzstoß legen wollen, sind nichts mehr und nichts weniger als Pedanten und dazu recht ungelehrte, fintemal sie nicht einmal, was doch die Hauptsache in dieser Frage ist, die eingeführten, wirklichen Fremdwörter von den scheinbaren, die angestammtes Eigentum einer Völkerfamilie sind, zu unterscheiden wissen. Selbst unter den (besonders in frühester Zeit) eingeführten befindet sich eine Anzahl, wo es auch dem eingefleischtesten Puristen (sit venia verbo), er möge es wissen oder nicht, auch von ferne nicht einfallen darf, ihnen das Hausrecht streitig zu machen. Dem Begriff „Kirche“ oder

„Kanzel“, „Tempel“ oder „Altar“ mag man den Krieg erklären, den Worten nimmermehr; sie sind geächt und gefeilt durch die Jahrhunderte. Die „Klöster“ als solche mag man sequestrieren oder säkularisieren (wir bitten hier ergebenst um Angabe der deutschen Ausdrücke) — das Wort bringt keine Gewalt aus dem deutschen Wörterbuch und Sprachgebrauch. So ist es mit dem Chor und dem Münster, und welcher deutsche Trinker ließe sich seinen „Keller“, welches deutsche Kind seine „Kirschen“, welcher deutsche „Student“ (wir wiederholen unsere vorige ergebenste Bitte) seinen „Comment“ oder sein „Cerevis“, welcher „Doctor“ seinen „Titel“ und welcher „Professor“ (wenn es denn sein muß: Hochschullehrer) seine „Ferien“ aberkennen?

Allerdings gilt auch hier das Maßhalten, und so lächerlich es wäre, die gute, deutsche Nase mit dem Schauerwort „Gesichtserker“ vertauschen zu wollen (wie auch schon versucht worden ist), so verwerflich ist es, seine Anleihen in der Fremde zu machen, wenn das Kapital zuhause bereitliegt. Mit fremden Fegen zu prunken und sie dugendweise der heimischen Volkstracht anzuhäften, ist freilich der Gegenpol der Pedanterie, aber um nichts schöner. Da jedoch, wo der deutsche Ausdruck nicht deckt und der Begriff höchstens durch Umschreibung ausgedrückt werden kann, kann es, der Kürze und Schärfe wegen, sogar geboten sein, das Fremdwort anzuwenden; unsere wälschen Nachbarn scheuen sich auch nicht davor. Man halte Suche bei den verschiedenen Berufsarten, beim Gelehrtenstand, beim Handel, bei den Bankhaltern, beim Kriegerstand, bei Gewerben und Gewerken: es wird sich schlechterdings keine Wissenschaft und keine Handlung finden lassen, die der Fremdwörter völlig entraten könnte, und sogar der Pedant wird für seine traurige Spezialität schwerlich einen passenden deutschen Ausdruck finden. Wer magt sich überhaupt an, der Sprache zu diktieren (man merke sich dieses „deutsche“ Wort) oder Gesetze zu geben? Kein Einzelner macht sie und auch keine Korporation; der Volksgeist macht sie unbewußt schaffend, so daß man sagen darf: *Sermo non fit, sed nascitur*, und wenn es einmal diesem Volksgeist gefallen hat, ein Fremdwort anzunehmen, weil es ihm durch irgend eine Eigenschaft lieb geworden ist, so läßt er sich dieses durch keine Akademie mehr aberkennen; das Leben der Sprache ist ein ewiges Ansehen und ein ewiges Absterben, und niemand auf der Welt kann von sich sagen: „Ich habe das eine oder das andere bewirkt.“ Der Prozeß geht vor unseren Augen vor sich, wir fühlen es, wenn ein Wort im Absterben ist — aber keiner weiß dieses Gefühl wissenschaftlich zu begründen. Es giebt freilich und gab und wird fernerhin Fälle geben, wo der glückliche Griff (besser vielleicht: Instinkt) eines Einzelnen, namens so und so, ein in der Tiefe des Sprachgefühls schummerndes Wort ans Licht gezogen hat, aber dieses Wort ist am Leben geblieben und wird es bleiben, nur weil es der Volksgeist gebilligt hat. Und wenn wir Front machen gegen Fremdländerei und Fremdwörtersucht, so gilt dieser Kampf nicht dem Volksgeist — er würde wenig nützen — sondern einer Masse, mag sie noch so groß sein, von Einzelnen, die jener Anfitte, sei es aus Bornehmthuerei oder aus Ungeschmack, aus Unbeholfenheit oder aus irgend einer anderen Untugend fröhnen. Es ist zu hoffen, daß auch hier der gesunde Sinn, der immer in der Mitte zweier Extreme zu finden ist, über kurz oder lang siege.

Aber lassen wir dieses Gebiet nun bei seite und das Dornicht der Orthographie (wo die Pedanterie gleichfalls fröhlich wuchert) lieber ganz unberührt, um zum Schluß noch den Pedanten der Halbbildung (das ist ja die gewöhnliche Sorte) auf einem oder zwei ihrer beliebten Gänge zu folgen.

Die Lehrer sind bekanntlich da, damit man etwas von ihnen lerne, hier und da auch das, was man nicht nachahmen soll. Ich kannte einen, er ließ alle Geschwister, und wenn „mit jedem jungen Jahr“ ein neues im Schulzimmer „erschien“, und wenn item „so oft die ersten Verchen schwirrten“, auch wieder eine neue Auflage irgend eines Lese- oder Lehrbuches ins Land hinausflog, diese neue Auflage kaufen und zwar aus dem hochwichtigen Grunde, weil in einer der früheren Auflagen unter hundert und so und so viel Lese- oder Lehrstücken vielleicht das eine oder das andere fehlte, und — wer weiß? — auch das fehlende einmal behandelt werden konnte. Das war eine krasse Pedanterie, und die Väter hatten recht, wenn sie sich beklagten. Die Pseudo-Gewissenhaftigkeit ist immer ein Produkt der Halbbildung. Es läßt sich ein anderer Fall denken — ich

spreche aus Erfahrung — wo des längeren vom Lehrerkollegium darüber Rat gehalten wird, ob man ein sonst vorzügliches Lesebuch noch länger im Unterricht brauchen dürfe, in welchem sich Rückert's bekanntes Lied vom „Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt“ aufgenommen fand, ein Lied, das bekanntlich auch einen Juden mit langem Bart und Schnappsack auf die Szene bringt. Es befindet sich in der Klasse von vielleicht 40 Schülern ein Knabe israelitischer Abkunft und — jene Stelle ist ja ein wahres Sakrilegium gegen die Toleranz, und die gesamte jüdische Gemeinde legt Generalprotest ein gegen diesen litterarischen Leviathan. Aber in derselben Sammlung findet sich auch Goethe's: „Als noch verkannt und sehr gering unser Heiland auf der Erde ging“, und ein ferneres, aber: Unsere christliche Schule läßt, wie billig, den Unterricht mit einem Gebet beginnen, dessen Schluß lautet: „durch Jesum Christum. Amen.“ Giebt das nicht auch gar sehr zu denken, zu bedenken? Ich halte diese Skrupel, unter den angegebenen Verhältnissen, für pure Pedanterie. Oder soll man etwa auch zum frommen der christlichen und der jüdischen Lateinschüler den Tacitus abschaffen oder kassieren, weil er gelegentlich den Christen wie den Juden aufs verlegendste am Zeuge flickt?

Ein verwandt mit diesen Skrupeln, also gleichfalls pedantisch, gleichfalls ein Exjudat der Halbbildung, ist die Brüderie, die auch vor der unbefangenen, unschuldigsten Äußerung der Liebesempfindung und der Sinnlichkeit zittert, und, als wäre es ein Sirenengesang, die Ohren der Jugend mit Wachs der „Züchtigkeit“ verstopfen will. Gegen sinnliche Roheit, gegen figelnde Lüsterheit und gegen Unfläterei ist dieses Wachs nicht bloß empfehlenswert, sondern geradezu notwendig — aber ist denn Goethe's (ein Pedant würde sagen: das alte Volkslied) „Sah ein Knab' ein Röslein stehn“ wirklich so sittengefährlich, will sagen, so geschlechtlich lüftern, daß man es, wie bereits geschehen ist, verwandeln muß in „Wohl ein einsam Röslein stand matt und welk am Wege“ u. s. w., daß ferner der Knabe in ein Mägdlein metamorphosiert werden, und dieses mitleidige Mägdlein dem „armen, welken Röslein“ — — Wasser aus dem Quell zur Labung holen muß! Wie zart und sinnig! und, vor allem, wie erbaulich! Es sollte mich nicht wundern, wenn in Goethe's „liebeatmender“ Ballade „der Fischer“ das schöne, feuchte Weib durch einen bärtigen Flußgott ersetzt würde, der, ein liebender Vater seiner Brut, zum grausamen Fischer etwa im Anklang an Schiller spräche: „Geh', zu jagen in die Büsche. Was verfolgst du meine Fische? Soll ich dich samt deinem Plunder ziehen in mein Reich herunter?“ — Das wäre doch noch eine Warnstimme, ein Klang der Nächstenliebe gewesen! So aber hat das Gedicht gar keinen versöhnenden Schluß! Im übrigen knüpft sich für mich an dieses Gedicht die Erinnerung an eine andere Art von Pedanterie, an welcher gerade die Goetheverehrer jetzt mehr als je frank, es ist der gedankenlose Dalailamahkultus, der alles schön und herrlich findet, wie „er“ es gemacht hat und sich sogar in die Fehler verliebt. Da lese ich vor Jahren einmal eine tief sinnige Abhandlung, ich weiß leider nicht mehr welches deutschen Ästhetikers, über die wunderbaren Schönheiten der genannten Ballade. Der Mann war mir zu feinfühlig, er fand zu viel, was ich nicht finden konnte, ich wurde mißtrauisch und — jetzt entpuppte sich mir der wahre Fakir, als er in dem fehlerhaften Reim

Halb sprach sie ihm, halb sang sie ihm

— — — — —

Halb zog sie ihn, halb sauf er hin

eine mit künstlerischer Absicht gesuchte und erreichte Wirkung von wunderbarem Reiz erkennen wollte. Mir ward „kühl bis ans Herz hinan“. Hätte der Mann offen und ehrlich gesagt: „Hier hat sich's Goethe, wie so oft, mit dem Reim etwas bequem gemacht;“ ich hätte ihm allen vorausgegangenen Überschwang verziehen. Ich kann mir übrigens auch denken — und das wird wohl das Richtige sein — daß der Dichter glaubte, die Lizenz des Volksliedes auch für sich in Anspruch nehmen zu dürfen, zumal in jenem Liede; „aber etwas zauberhaft Schönes“ — das ging übers Maß. Und wenn es eine andere Sorte von Pedanten giebt, die an den Gebilden großer Meister bloß die kleinen Stäubchen zu entdecken wissen oder auch nur zu entdecken glauben, für das schöne Vollbild aber kein Auge haben, so verdienen doch sicher ihre Gegenfüßler, denen im beständigen Verzückungstäumel der Verstand aus den Fugen gewichen ist, auch keinen besseren Namen, zumal da ja diese Verzückung eine bloß angelebte

ft; sie tanzen und jubeln nach der Mode. Maßlos befritteln und maßlos verhimmeln, beides entstammt dem gleichen Grund: dem Pedanten fehlt eben das bessere Wissen, fehlt die höhere Bildung, fehlt der geistige Schwung. Ich verstehe unter letzterem nicht die schöpferische Kraft, sondern bloß (es ist aber schon viel) das Vermögen des Nachempfindens und des Unbequemens.

Ueber Mangel an Ehrlichkeit.

Wir leben von Jugend auf in einer gesellschaftlichen Atmosphäre, welche die Krankheitspilze der Unehrllichkeit zu tausenden und abertausenden züchtet und fröhlich gedeihen läßt, und wenn die Unehrllichkeit auch nicht immer in akuter Form mit gefährlichem Charakter auftritt, sondern vorwiegend als leichtes dafür aber chronisches Übel, — vorhanden ist sie eben doch und findet in unseren Sitten und Lebensformen immer wieder die geeigneten Brutstätten. Und wir alle haben uns in diese Formen so eingelebt, daß wir uns des daraus entkeimenden Übels so wenig bewußt sind als unsrer Atemzüge. Es will schon etwas heißen und kostet ein schönes Stück Selbsterziehung, gegen jene „Macht der Gewohnheit“ jederzeit gewappnet zu sein und sie nicht obsiegen zu lassen. Aber selbst diese Auserwählten vermögen es trotz Bewußtsein und trotz Selbstbeobachtung nicht, in allen Fällen der gesellschaftlichen Form zu trotzen, wenn sie überhaupt in der Gesellschaft leben und eine Stellung einnehmen wollen. Dürfen sie jedem Streber, jedem gemeinen oder gar gefährlichen Subjekt, mit welchem sie der Zufall oder die Notwendigkeit zusammenführt, ins Gesicht sagen, was sie von ihm halten? Dürfen sie ihre Vorgesetzten tadeln, wenn diese es verdienen? Oder dürfen sie die äußeren Zeichen der Höflichkeit ihnen gegenüber unterlassen, auch wenn sie dieselben nicht verdienen? Dürfen sie auf der Straße dem oder jenem feilen Zeitungsschreiber, der gegen Bezahlung in die Welt hinauslügt, oder dem oder jenem Bankier, der wissentlich und geflissentlich hunderte von Gimpeln und Nichtgimpeln auf den Leim gelockt und um ihr Geld gebracht hat, ins Ohr schreien: Du bist ein käuflicher Wicht und du bist ein gemeiner Betrüger? Oder dürfen sie, wenn eine Gesellschaft mit vollem Brustton das Lob dieses oder jenes Staatsmannes, Ministers, Regierungsrates singt, mit greller Dissonanz in diese Harmonie hineinschmettern: Der genannte Herr ist ein ordinärer Streber oder ein abgeseimter Heuchler oder eine aufgeblasene Null? Leute von Takt werden das wohl bleiben lassen und aus guten Gründen, denn ohne solche „Rücksicht“ würde die „Gesellschaft“ aus Rand und Band gehen. Der Trieb nach offen er Kundgebung der Wahrheit oder der Überzeugung muß einem höheren Prinzip zu liebe zurückgestaut werden. Die Gesellschaft verlangt solche „Formen“, und ohne Gesellschaft ist kein ordentliches Leben denkbar. Und wenn ein eifriger Kämpfer der Wahrheit behaupten wollte, in diesem Zurück- und bei sich behalten einerseits und in den konventionellen Höflichkeitsformen des „ergebensten Diener“ und des „hochgeachteten Herrn“ und anderer devoten Kundgebungen des Briefstils andererseits liege doch ein Stück Unehrllichkeit, so wird ihm darum niemand zürnen, aber sagen darf man doch, daß jene Formen nicht an dem Maßstab strenger Sittlichkeit gemessen werden dürfen, eben weil die Begriffe inhaltlos, zur bloßen Form erstarrt sind.

Lassen wir diese „unschuldige“ Unehrllichkeit ruhig bei Seite und sehen uns nach der andern um, vielmehr nach den andern, denn sie hat gar viele Gesichter. Diese alle grüßen uns entgegen aus dem „Spiegel des Zeitgeistes und Zeitgewissens“, vulgo: den Zeitungen. Ihrem Bann entwindet sich heute kein Staubgeborener mehr, ihnen entrinnt weder Tugend noch Laster, und das wäre ja in so weit gut, wenn nur letzteres immer an den Pranger und nicht so oft unter irgend einem schön klingenden Namen auf das Postament gestellt würde! Ja, die Zeitungen haben eine Last von Zeitschuld und Zeitverderbnis auf dem Gewissen. Nicht das ist vom argen, daß alles sie liest, sondern, daß von diesen allen gar viele wollen „gelesen“ werden — man denke an das zahllose Heer der Streber und Trachter — das Ärgste aber ist, daß so oft und so ungeniert und so ungestraft die sittlichen Begriffe auf den Kopf gestellt werden. Die Falschmünzerei der gewissenlosen Zeitungsschreiber, das heißt die Niedertracht, das Gute

zum Bösen und das Böse zum Guten zu stempeln, ist, man darf ohne Übertreibung sagen, das fressende Geschwür am Leibe des Jahrhunderts, ist die Unehrllichkeit in ihrer Sünden Blüte, in ihrer höchsten Potenz. Es ist schon längst ein öffentliches Geheimnis, daß grade die tonangebenden Tagesblätter zum großen Teil von Mächten und Interessen geleitet werden, welche eine Objektivität des Urteils nie aufkommen lassen; sie sind gepachtet von Gesellschaften, gekauft von Koterieen, subventioniert von Aliquen und von Parteien — sie sind alles mögliche, nur nicht, was sie sein sollen, die unbestochenen Organe der Wahrheit. Ein Blick in die innersten Mystereien, in das Allerunheiligste des Zeitungswesens, in die dunkle Werkstätte jener Fäden, die schließlich sich zu dem Gewebe eines „Leitartikels“ verschlingen und also vor die Augen der Welt treten, würde in einen Pfuhl von Verdorbenheit hineinschauen. — Und ferner: Wer heute noch an die Uneigennützigkeit einer Reklame glaubt, gehe sie nun von irgend einem Heilkünstler, der seine Ware, oder von einem Bankier, der seine „Gründung“, oder von einem Aktieninhaber aus, der den Wert seiner Papiere preist, wäre um seine Unschuld und Vertrauensseligkeit zu beneiden, wenn — diese ihm nicht so viel Schaden brächten! Es giebt freilich, gottlob, auch noch ehrliche Leute in jedem Stande, die es mit der Wahrheit ernst nehmen, aber ihr Memento wird übertönt von den Gewissenlosen, welche die Ehrlichkeit als veralteten Begriff längst in die Kumpelkammer verwiesen haben. Das Fatalste aber ist, daß dergleichen „Nancen“ gar nicht mehr als Unehrllichkeit gebrandmarkt, sondern als Handwerksgriffe, „die nun einmal nicht mehr zu entbehren sind“, angesehen werden. Das macht aber die Luft, in der wir leben, sie steckt auch die Ehrlichen an. Weil aber die Ehrlichkeit selten geworden ist; — denn wen sollte unter solchen Umständen nicht auch einmal ein Pilz von Unehrllichkeit ansiedeln? — so ist sie auch im Preise gestiegen, sie gilt nicht mehr bloß für eine Pflicht, sondern für persönliches Verdienst, das belohnt werden muß. Früher galt es, wie billig, für selbstverständlich, daß der Finder eines verlorenen Gegenstandes denselben an den Eigentümer zurückgab. Jetzt wird ein solcher Fall von den Zeitungen als ein „Wunder“ ausposaunt; was nichts als Pflicht und Schuldigkeit ist, wird als ein „besonderes Verdienst“ gepriesen und der arme Tagelöhner so und so, der seinen Fund zurückgab, als „seltenes Muster von Edelsinn“ unserer Bewunderung empfohlen. Was Wunder, wenn andere Tagelöhner finden, sie seien nicht gehalten, als „Muster“ voranzuleuchten!

Auch das Recht weiß nichts von solchen „Mustern“, sonst dürfte es die Unehrllichkeit nicht so streng bestrafen. Wollen wir sagen: Es sei hinter der Zeit zurückgeblieben? Bewahre uns Gott davor! Es sollte sich unserer Ansicht nach noch viel mehr vom Zeitgeist emanzipieren und — rückwärts gehen. Zum Beispiel: Ein Lehrling thut in der Verzweiflung — vielleicht ist seine Mutter krank und hilflos — einen Griff in die Kasse seines Prinzipals; er wird erlappt und unerbittlich bestraft — das ist Recht und muß sein. Aber am gleichen Tag versendet der Prinzipal ein Zirkular an seine Klienten und verlockt sie unter trügerischen Vorspiegelungen zur Beteiligung an einem Unternehmen, einer Spekulation, von der er im voraus weiß, sie muß über kurz oder lang fehl schlagen — was ist dann Recht und was muß dann sein? — — Leider können sich die Kleinen im Lande auf die Großen berufen, die es nicht besser machen. Wenn man fragt: Bis wie weit dürfen unsre Staatsmänner und Staatslenker ehrlich sein?“ so liegt schon in dieser Frage, die eine ganz geläufige ist, eine der Moral einer unverdorbenen Menschennatur völlig widerstrebende Konzession, nämlich die, daß jenseits einer bestimmten Grenze die Unehrllichkeit sich einrichten kann, behaglich oder unbehaglich, je nach der vorhandenen Konstellation. Als seiner Zeit der Kaulbars in Bulgarien wirtschaftete und dem Volke das Andenken an den mit brutaler Gewalt entthronten Fürsten aus dem Leibe treiben wollte, da beeiferten sich die großen Tagesblätter, diesen Fall, der an roher Vergewaltigung kaum seines gleichen hat, als einen normalen, in Rußlands Kompetenz liegenden, das übrige Europa nichts angehend en darzustellen. Jedermann wußte, es war eine Lüge, eine faustdicke Lüge, eingegeben einerseits von der Angst, den Großnutenmeister zu verletzen, andererseits von dem Triebe, seine Gunst zu gewinnen. Und diese Lüge hat monatelang ungeniert in den gelesensten Blättern Tag für Tag gespielt: Eine Zeit lang hat man sich darüber empört, im zweiten Stadium hat man gesucht, es zu begreifen, d. h. sich selber zu betrügen, und schließlich hat man sich eine sehr

bequeme Lehre, will sagen, Nutzenwendung daraus gezogen. Warum sollten die Kleinen sich nicht auch erlauben dürfen, was die Großen thun?

Und die „Grevy-Wilson-Geschichte, und der Boulanger-Spektakel? Freilich, die offizielle Lüge stammt nicht von heute: Der große Schlachtenmeister des Jahrhunderts, Napoleon, ist zugleich der größte Lügenmeister gewesen. Die Saat hat fortgewuchert und steht dormalen in den üppigsten Halmen. Was werden erst unsere Nachkommen erleben?

Der große Boulanger (groß, weil ihn Zufall, Verhältnisse und ein ungewöhnliches Maß von Frechheit und Gemeinheit zu einem Popanz aufgetakelt haben) ist das Ur- und Schreckbild eines „Strebers“. Die kleinen Boulangers, die an der Landluft gerade so gut und so oft wie im Dunstkreis der Städte gedeihen, zählen zu hunderttausenden, und ein großer Teil derselben hat kaum noch das Bewußtsein, daß sie unehrlich sind — so sehr ist die Sache Mode geworden. Und doch sind alle „Streber“ unehrlich; wer daran zweifelt, beweist nur, daß auch er von dem Modegift bereits infiziert ist. Der Streber hängt sich das Mäntelchen der Gemeinnützigkeit, des Opfersinns u. s. w. um, hinter welchem er sein eigenes „Selbst“ verbergen und zugleich fördern kann; er verfolgt sein Ziel — Lob, Ruhm, Einfluß — während erscheinbar sich das Gemeinwohl zum Ziel setzt. Insofern die Arbeit, welche das Strebertum leistet, dem Gemeinwesen zu gut kommt, hat es zwar seinen Nutzen, aber sein Wesen wird dadurch, natürlich, weder veredelt noch gerechtfertigt. Angenommen, es würden sämtliche Organe der Öffentlichkeit, nach Übereinkunft, ein Jahr lang alles Thun und Treiben, Reden und Schreiben der Streber totschweigen — ihr Inhalt würde allerdings auf ein kleines Maß zusammenschmelzen, aber mit ihm auch die Streber! Dadurch wären diese aber auch gerichtet. Wie vieles würde anders, ganz anders lauten, im Ratsaal und auf der Festrednerbühne, wenn es durch die Feuerprobe der Ehrlichkeit geläutert wäre und kein anderer Lohn in Aussicht stände als der des guten Gewissens! Wie mancher „überzeugte“ Volksfreund würde ins andere Lager übertreten, wie mancher „gesinnungstreue“ Monarchist seine Farbe wechseln, wie mancher der „beati possidentes,“ die jetzt aus blässer und bloßer Angst in allen Ton- und Stilarten gegen die Sozialistenbande wettern, würden gestehen, daß ein vernünftiger Sozialismus die einzige Rettung aus der Wüstenei unserer Gesellschaft ist? Und wie mancher, der jetzt seiner Familie oder seinen Vorgesetzten oder anderen „Rücksichten“ zu Liebe zu den kirchlichen Satzungen schwört und sich vor dem Freidentenden bekreuzt, würde der „freien Forschung“ ein begeistertes Lied singen! Der gute, ehrliche Vorgänger läßt seinen Hans Stadinger singen: „Wenn Ehrlichkeit käme als Waffenschmied!“ — Aber sie kommt nicht und wird nicht kommen. Und wenn auch die Unehrllichkeit der gemeinen Selbstsucht verschwände, es würde um uns wimmeln von ungezählten kleinen Unehrllichkeiten, und wer weiß? Jeder von uns trägt vielleicht ein Partikelchen an oder in sich, vom großen Gelehrten herab, der seinen kleinen Ruhm in einer kleinen affichierten Nachlässigkeit in Kleidung und Haltung sucht, bis zum obskuren „Maitre tailleur“ der seinen „Zuschneider“ (er hat aber keinen) direkt aus Paris bezogen haben will. Und wenn die Verlagsbuchhandlung so und so (sie zählen zu hunderten!) eine in ihrem Verlag erscheinende neue Zeitschrift als „einem wirklichen Bedürfnis abhelfend“ darstellen will — wer glaubt ihr das? Sie selber nicht. Aber es ist „Geschäftsstil!“ Niemand stößt sich mehr daran, und das gerade ist das Fatale, daß diese kleinen Unehrllichkeiten Erscheinungen geworden sind, die unbeanstandet ihren Kurs haben, die von jedermann anerkannt werden, ohne daß jemand daran denkt, daß es eigentlich falsche Münzen sind! —



Litterarische Revue.

Friedrich Spielhagen hat bei V. Staackmann in Leipzig den ersten Band seiner Selbstbiographie, der „Erinnerungen aus meinem Leben“, unter dem Titel „Finder und Erfinder“ erscheinen lassen. Das ist ein litterarisches Ereignis von seltener Bedeutung nicht nur für den heutigen Tag, sondern für die ganze fernere Entwicklung unseres Schrifttums überhaupt. Allerdings führt er uns in diesem ersten Bande noch nicht in seine eigentliche dichterische Werkstatt ein; nur über die Entstehungsgeschichte der Novelle „Clara Vere“ erhalten wir Aufschluß; die vorhergegangenen Jugendarbeiten, welche der Dichter selbst zum Feuertode oder zu sonstiger Vernichtung verurteilte, kommen für seine poetische Entwicklung garnicht oder nur ganz nebensächlich in Betracht.

Mit dem Titel „Finder und Erfinder“ bekennt sich Friedrich Spielhagen zu einem Programm — nach wie vor hält er das Banner des Idealismus hoch und verteidigt gegenüber der an der Scholle klebenden, nur die gemeine Wirklichkeit der Dinge kopierenden naturalistischen Schule die unveräußerlichen Rechte der dichterischen Phantasie. Er schreibt: „Mag die Wissenschaft noch so stolz ihr Haupt erheben, mag das Leben Bahnen einschlagen, die zu wandeln uns schwindelt — so lange Menschenhirne sinnen und Menschenherzen klopfen, wird es eine Kunst, wird es eine Poesie geben; wird es Menschen geben, die sich nicht begnügen mit dem, was sie der in das wirkliche Leben spürende Blick finden läßt, sondern die der Dämon treibt zu dem Gefundenen anderes zu finden, was erst die Vervollständigung und Erfüllung des Gefundenen bringt, und, indem es sich mit jenem vermählt, ein drittes hervorgehen läßt, das sich nie und nirgends begeben hat, noch begeben kann, und doch unser enges Dasein ins Unendliche erweitert. Denn dies ist mir sicher: der Poet, nenne er sich einen Idealisten oder Realisten oder Naturalisten, muß — er mag wollen oder nicht — Finder und Erfinder sein, gerade so, wie der Mensch, — er mag wollen oder nicht — Hammer und Amboß in jedem Augenblicke seines Lebens sein muß.“

Spielhagen beabsichtigt nun, in dieser Autobiographie die Richtigkeit dieser Anschauungen und Sätze an seinem eigenen dichterischen Schaffen etwa bis zum Abschlusse der „Problematischen Naturen“ nachzuweisen. Selbstverständlich würde es weit über den uns gesteckten Rahmen hinausgehen, wenn wir ihm dabei im einzelnen folgen wollten. Ueberdies überwiegt in diesem ersten Bande das rein biographische Moment durchaus, obwohl natürlich der Kenner von des Dichters Werken eine Menge von beziehungsreichen Andeutungen auf die spätere poetische Entwicklung und Schaffensart Spielhagens finden wird. Das gilt namentlich von jenen Kapiteln, wo uns der Knabe Spielhagen hinausführt in das weite Meer, auf die wogende Ostsee, deren geheimnisvoller Zauber es ihm von frühesten Jugend an angethan! Hier sehen wir es keimen und sprossen, bis dann in den mit wahrhaft titanischer Dichterkraft entworfenen Meeresbildern in „Hammer und Amboß“ und in der „Sturmflut“ die Wucht und Macht der Darstellung eine Höhe erreicht, welche diese Szenen den erhabensten Schöpfungen aller Poesie ebenbürtig beigesellen.

So bedeutend und interessant nun Friedrich Spielhagen's Buch in jedem Betracht auch ist, so hat doch auch dieser vielgewandte und kunstgerechte Schriftsteller eine allen Selbstbiographien gefährliche Klippe nicht überall zu vermeiden gewußt: in dem Bestreben, bescheiden zu erscheinen, wird er an einigen Stellen unwahr oder kokett. Oder was ist es anderes, wenn er (S. 15) von dem Ordinarius seiner Sexta erzählt, daß ihm dieser prophezeit habe, er würde es noch einmal weit bringen in diesem Leben, und hinzufügt: „Du lieber Gott, wie weit bringt es denn im besten Falle ein deutscher Schriftsteller?“

Nun, zum Millionär vielleicht nicht, auch nicht zum Geheimen Kommerzienrat und nicht zum Ritter des Johanniterordens oder gar zum Domherrn von Brandenburg — aber danach hat doch wohl Friedrich Spielhagen niemals gestrebt, und wir meinen, auf wessen Ehrenscheitel sich so reicher Vorbeer gehäuft hat, wie auf den seinen, der könnte mit seinem Er-

folge als Dichter immerhin zufrieden sein. An einer anderen Stelle spricht er von dem heißen Drange zu hohen Thaten, der seine junge Brust geschwellt habe, „Thaten, die leider auch nur Träume bleiben sollten.“ Der Verfasser der „Problematischen Naturen“ u. s. w. u. s. w. hat gar kein Recht, derart zu sprechen. Und wieder an einer anderen Stelle erwähnt er (S. 63) die Eigenart seines „Talentes“ und setzt hinter „Talent“ ein entschuldigendes „sit venia verbo“. Wir müssen gestehen, daß der Genuß an dem Buche uns durch derartige Stellen einigermaßen getrübt worden ist — soll denn der Dichter selbst der Einzige sein in aller Welt, der nicht von seinem „Talent“ reden darf, namentlich in solchem Zusammenhange? Er braucht sich ja nicht mit Engelszungen selbst zu preisen, wie weiland der Graf Platen, aber wenn Spielhagen kein „Talent“ in sich gespürt hätte, würde er wohl schwerlich mit solch beharrlichem Ernste die Stufen zum Parnas sich hinaufgearbeitet haben. Wir wollen hoffen, daß der Autobiograph diese müßigen Wendungen im zweiten Bande beiseite läßt, und ebenso möchten wir ihn um Ausmerzung des schnöden Wortes „selbstredend“ bitten, welches wir vielleicht einem in fliegender Hast schreibenden Reporter, nicht aber einem deutschen Schriftsteller ersten Ranges verzeihen dürfen.

Nebenher sei bemerkt, daß dieser Band auch den inzwischen durch alle Zeitungen gegangenen Bericht über jene denkwürdige Unterredung enthält, welche der Verfasser im Jahre 1867 mit dem damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm, dem Kaiser Friedrich III., hatte.

Bei F. F. Richter in Hamburg hat Aurelius Polzer eine populär gehaltene Biographie Robert Hamerling's erscheinen lassen, die, auf Grund langjähriger, persönlicher Freundschaft geschrieben, uns viele interessante Einblicke in den Werdegang und das Seelenleben des Dichters gestattet. R. Th. Gaederz veröffentlichte bei Hinstorff in Wismar eine neue Folge von „Reuterstudien,“ deren einige s. B. in der „Deutschen Revue“ abgedruckt worden sind. Eine Reihe interessanter und gründlicher Studien über „Zola, A. Daudet und andere Naturalisten Frankreichs“ gab Emil Burger bei Tierson in Dresden heraus, und Dr. E. H. Schmidt stellt eine eingehende Untersuchung über Henrik Ibsen als „psychologischen Sophisten“ an. (Berlin, Haase und Mues). „Grillparzers Kunstphilosophie“ wird von Emil Reich durch Anführung einschlägiger Stellen aus den Werken des Dichters selbst entwickelt. (Wien, Manz.)

Mit besonderer Freude haben wir das Erscheinen des dritten Bandes von Heinrich Bulthaupt's „Dramaturgie der Klassiker“ begrüßt. Der Verfasser hat dem Bande den Haupttitel „Dramaturgie des Schauspiels“ gegeben, da seiner Ansicht nach die in demselben behandelten Autoren — Grillparzer, Heibel, Ludwig, Gutzkow, Laube — als klassische im engeren Sinne nicht betrachtet werden können. Das ist gewiß richtig, aber wenn wir das Urteil, welches Bulthaupt über Laube als einen geschickten Bühnenroutinier, aber nicht mehr als einen Routinier, fällt, durchaus zu unterschreiben vermögen, so gilt doch nicht dasselbe bei Gutzkow, an dem der Dramaturg — von „Zopf und Schwert“ und dem „Urbild des Tartuffe“ allenfalls abgesehen, — kein gutes Haar lassen möchte. Was am „Uriel Acosta“ auszusetzen ist, wissen wir alle; wir wissen es ohne Julian Schmidt und würden es somit auch ohne Bulthaupt wissen — daß aber ein Dichter, der die wunderbaren Verse schrieb:

„Die Überzeugung ist des Mannes Ehre,
Ein goldnes Vließ, das keines Fürsten Gunst
Und kein Kapitel um die Brust ihm hängt.“

mehr ist, als ein gewöhnlicher Bühnenspekulant und Theaterpraktiker, wissen wir auch! Und daß selbst, wenn Gutzkows gesamtes dramatisches Schaffen so verfehlt wäre, wie Bulthaupt uns gründlich und von seinem Standpunkte aus durchaus ehrlich zu beweisen sucht, der Dichter der „Ritter vom Geiste“ und des „Zauberers“, der größten und für das 19. Jahrhundert am meisten typischen Werke, welche die deutsche Romanliteratur besitzt, Werke, die noch spät kommenden Geschlechtern über unsere Zeit, über unsere gesamte Kultur in allen ihren mannigfachen Verzweigungen Aufschluß geben werden — daß dieser Dichter eine liebe- und achtungsvollere Behandlung verdient, als sie ihm Bulthaupt zuteil werden läßt, wissen wir nicht minder.

Angeichts der Gesamthaltung seines Urtheils über Gutzkow mutet es uns fast befremdlich an, wenn Bulthaupt am Ende Zucker in seinen Essig thun zu sollen glaubt und einen „Marmor über des Dichters Gebeine“ heischt. „In Marmor aufgefangen schwebt der Schmerz“ klingt das nicht wie ein Panegyrikus am Schlusse einer Philippika? Nun — Dresden hat bereits die Pietätspflicht gegen den Dichter, dessen Lebenspfad ein so dorniger und sonnenloser war, erfüllt, vielleicht auch erinnert sich die Reichshauptstadt dessen, was sie dem Andenken eines ihrer hervorragendsten Söhne schuldig ist, und läßt der schlichten Gedenktafel am Eingange zu den — Ställen der Garde du Corps (— der Geburtsstätte Gutzkow's —) ein würdiges Denkmal folgen.

Wir sind auf diesen Teil des im übrigen gleich den vorausgegangenen Bänden trefflichen Bulthaupt'schen Werkes näher eingegangen, weil uns die namentlich in Jüngstdeutschland und seit Paul Lindau's kritischen Anfängen übliche Manier, gerade Gutzkow's Haupt zum Ziele der stumpfsten Speere zu nehmen, längst angewidert hat. Daß wir Bulthaupt mit diesen Herren nicht in eine Kategorie stellen, versteht sich von selbst — auch wo wir ihm nicht zustimmen, müssen wir seinen Ernst, seine Sachlichkeit und sein Wissen anerkennen. Von den Aufsätzen über Hebbel, Grillparzer und Ludwig gilt das ohne Einschränkung. — Doch noch eins. Man lasse doch endlich diese ewigen Nörgeleien an dem unglückseligen „Königsleutenant.“ Daß das kein gutes Drama ist, wird jeder Untersekundaner ohne weiteres in einem Klausuraufsätze zu beweisen im Stande sein. Wer wird an ein in drei Tagen geschriebenes Gelegenheitsstück den Maßstab anlegen, welche dem „Wallenstein“ oder dem Macbeth gegenüber am Plage ist! Einstweilen erfüllt das Stück seinen Zweck der Belustigung weit über das ursprüngliche Ziel hinaus — und das ist mehr, als der Dichter selbst von ihm erwarten konnte. Und trotz aller Fehler ist es immer noch tausendmal besser und geistreicher als alle Fabrikarbeit der Schönthan, Blumenthal und Leon Treptow zusammengenommen. Und daß es noch heute seine Zugkraft und seine theatralische Wirksamkeit bewährt, auch ohne Friedrich Haase, haben wir selbst erst neulich wieder erprobt. Es ist kein Kunstwerk und hat kaum ein solches werden sollen, und die Figur des Goethe ist zum mindesten unmöglich, um nicht zu sagen thöricht, und doch hat es so viel frische und lustige Elemente, daß seine Lebenskraft noch lange nicht erschöpft ist. Wir wollen den Lieferanten der modernen deutschen Bühne nur wünschen, daß man dasselbe nach 40 Jahren auch von ihren relativ besten Arbeiten noch möge sagen können. — — —

Es liegen uns noch eine ganze Reihe Broschüren vor, welche sich mit dem Theater beschäftigen. Recht interessant sind die beiden Bändchen, welche Heinrich Grans, ehemals Oberregisseur in Leipzig und selbst verdienstvoller und tüchtiger Schauspieler, bei Otto Spamer hat erscheinen lassen. Das eine enthält anspruchslose Erinnerungen aus dem Schauspielerleben, das andere beschäftigt sich mit den Wundern der Bühne und enthüllt dem Laien klar und faßlich, wie der Feuerzauber, der Wolkenflug und was sonst in dieses Fach schlägt, zu Stande gebracht werden. Namentlich das letztere Werkchen ist sehr interessant und wird dem Leser, der niemals einen Blick hinter die Kulissen gethan hat, manche überraschende Aufklärung geben. „Ein Theologe“ bekämpft in einer Broschüre „Theater und Kirche“ (Bremen, Heinsius) in sehr ruhiger und sachlicher Weise die schroffe Stellung, welche die Orthodorie hier und da der Bühne gegenüber einzunehmen pflegt; Robert Prölß behandelt das „deutsche Volkstheater“ als eine „Frage der Zeit“ und beschäftigt sich wesentlich mit den neuerdings von Hans Herrig aufgestellten Theorien. Dies führt uns unwillkürlich auf die Lutherfestspiele, deren Zahl noch immer anschwillt. Neuerdings hat der bekannte Pastor Trümpelmann in Torgau, dessen eigenes Lutherfestspiel s. B. in der zelotisch-ultramontanen Presse so viel überflüssigen Staub aufwirbelte, des alten Martin Rinkart „Lutherfestspiel“ aus dem Jahre 1617 für die Gegenwart neu herausgegeben resp. bearbeitet (Torgau, Fr. Jacob). Das Stück wird in nächster Zeit in Torgau von Bürgern der Stadt aufgeführt werden. Rinkardt ist bekanntlich der Dichter eines unserer schönsten Kirchenlieder: „Nun danket alle Gott“ . . . wie sein Festspiel auf der Bühne gehen und stehen wird, bleibt abzuwarten. — Auch aus Wien kommt eine der üblichen Theaterbroschüren, in welcher ein Herr „F. Scenicus“ dem Vereinsauschuß des deutschen Volks-

theaters recht unhöfliche Worte sagt. Sie betitelt sich „Wiener Bühnennunwesen“ (S. Deuticke). Wir sind nicht in der Lage, dieselbe auf die Sachlichkeit und Berechtigung ihres Urtheiles hin zu prüfen. Wiederum auf ein anderes Gebiet führt uns eine kleine Broschüre „Sprachsünden“, welche Theodor von Sosnosky bei Trewendt in Breslau veröffentlicht. Wir haben oben Spielhagen's „selbstredend“ angemerkt — hier finden wir aus den Werken der hervorragendsten Schriftsteller eine Blütenlese gleichwertiger Sünden gegen Formenlehre, Satzlehre, Klarheit des Stiles, die uns im ersten Augenblick geradezu verblüfft. Auch an blankem, baarem Unsinn fehlt es nicht. Daß die Jüngstdeutschen nicht deutsch schreiben können oder wollen, ist bekannt, und so überraschten uns die zahlreichen Zitate aus Alberti, Bleibtreu, Eilencron, Walloth und Genossen nicht sonderlich; daß das Deutsch der Ossip Schubin nicht muster-giltig ist, wußten wir gleichfalls längst, und von Sacher-Masoch oder Vacano wird auch niemand einen guten, deutschen Stil erwarten. Etwas Anderes ist es aber mit Wilbrandt, Jensen, Storm u. v. a. In der That ist Unsinn' noch eine gelinde Bezeichnung für nachstehenden Satz des Ersteren: „Ein geheimes Tauchzen schoß mir wie eine Blutwelle ins Gesicht!“ Jensen schreibt: „Im Blick eines Herzschlages,“ was vermutlich „in einem Augenblicke“ bedeuten soll. Auch Gottfried Keller bleibt nicht ohne eine *notae levis macula* — ganz zwecklos schreibt er „Abendland“ statt „Abendlandschaft,“ während wir doch unter Abendland den europäischen Westen im Gegensatz zum Orient verstehen. Im „Sinngedicht“ heißt es: „Sich des Zettels erinnernd, den ihr Reinhardt gegeben hatte, rötete sich ihr Gesicht.“ Leider ist gerade diese falsche Partizipial-Konstruktion in Adverbialsätzen nur allzu verbreitet. Schreibt's ein Journalist in der Hitze des Gefechtes, so mag's, wie gesagt, drum sein — aber der sorgsam feilende und wägende Gottfried Keller!!

Wir wollen diese Blütenlese nicht vermehren, empfehlen aber dem Leser das Werk als eine willkommene Ergänzung zu Lehmann's „deutschen Sprachsünden der Gegenwart“ und als ein dankenswertes Schutzmittel gegen eine fernere Verflachung und Verlotterung des Stiles, die um so schneller fortschreiten muß, wenn selbst unsere ersten Sprachmeister nicht strengere Selbstzucht üben.

Zum Schlusse möchten wir noch vorläufig anzeigen, daß die „Gesammelten Werke“ von Karl Frenzel in halbmonatlichen Lieferungen bei W. Friedrich in Leipzig zu erscheinen begonnen haben.



Litterarische Berichte.

Erinnerungen aus dem Leben des General-Feldmarschalls Hermann von Boyen.

Aus seinem Nachlaß im Auftrag der Familie herausgegeben von Friedr. Rippold. Erster Teil 1771—1809 mit einem Bildnis. Leipzig 1889. Verlag von S. Hirzel.

Den großen Werken über Stein, Scharnhorst und Gneisenau, die wir besitzen, schließt sich das vorliegende in würdigster Weise an und steht insofern noch jenen voran, als wir hier die eigenen Aufzeichnungen des „sieggekrönten Generalstabschefs des IV. preußischen Korps der Freiheitskriege, des Nachfolgers Scharnhorst's im Kriegsministerium, des Erben und Vollenders seines Werkes“ empfangen. Der Herausgeber, der nur als Kirchenhistoriker

sich einen bekannten Namen erworben hat, aber durch Verhältnisse, die nur leise angedeutet werden, mit dem Sohne des Generalfeldmarschalls und dessen Nachkommen in vertraute Beziehungen gelangt ist, hat sich ein großes Verdienst damit erworben, daß er Jahre hindurch einen langen und zähen Kampf gegen die edlen zwar, aber doch nicht hinreichend begründeten Bedenken geführt hat, welche der Veröffentlichung der genuinen „Erinnerungen“ entgegengestellt wurden. Während dies rühmend hervorgehoben wird, ist doch die Meinung des Herausgebers, daß die „Rückkehr zum Urtext auch die uns fremd gewordene Orthographie und Stilistik eingeschlossen hätte,“ keineswegs zugestanden. Die Stilistik mag noch gelten — die Orthographie aber hätte

wohl ohne Verletzung der Pietät oder des Zeitcharakters der Ruhe und Sammlung des Lesers zum Opfer gebracht werden können. Die den Herausgeber deckende Bemerkung des Generals von Boyen, des Sohnes unseres Helden, daß die Memoiren seines Vaters, zwischen 1830 und 1840 geschrieben, kein geeignetes Feld wären für moderne Orthographie, die erst nach dem Jahre 1870 begänne, ist schon darum nicht zutreffend, weil die orthographischen Streitfragen mit ihrer Tragikomik aus der letzten Zeit gar nicht in Frage kommen. Die Orthographie des Feldmarschalls war auch in der Zeit zwischen 1830 und 1840 eine durchaus willkürliche. Man schrieb auch damals nicht so, wie in den „Erinnerungen“ geschrieben wird. Aber daß auch eine verkehrte Orthographie einen packenden, großartigen und gewaltigen Inhalt haben könne, das zeigt unser Buch in der eindrucksvollsten Weise. Was dem Leser zuerst sich energisch einprägt, das ist der wahrhaft erhabene Adel und der unvergleichliche Charakter des Verfassers. Es ist wenig bisher von ihm bei der Erzählung der Ereignisse aus jener heroischen Epoche gesprochen worden, aber es erklärt uns das Geheimnis jener wunderbaren Zeit, wenn sie solche schöpferische und strahlende Heldengestalten bergen konnte, ohne von ihnen viel Ruhmens und Redens zu machen. Vor allem ist es die geradezu durch nichts eingeschränkte Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit, die jeder Mitteilung ein Vertrauen einflößt, als ob man mit eigenen Augen sähe und mit eigenen Ohren hörte. Und welcher geniale Scharfblick, welche Beherrschung der militärischen wie der politischen und sozialen Gegenstände! Freilich sind die Erinnerungen, soweit sie vorliegen, in den Jahren 1833—35 niedergeschrieben, aber der Verfasser giebt selbst eine Andeutung darüber, wie wenig dadurch der Wert der völligen Unmittelbarkeit geschmälert wird. Nachdem er erzählt hatte, wie er durch eine feindliche Kugel bei Auerstädt für eine Weile dienstunfähig geworden und an das Krankenlager gefesselt gewesen wäre, schien ihm dort der schickliche Punkt, „seine Ansichten über die großen Ereignisse des Krieges und über die inneren Verhältnisse des preußischen Heeres und Staates übersichtlich zusammenzustellen.“ „Freilich,“ fährt er fort, „werde ich dabei manche wunde Stelle berühren, manche mir schmerzliche Erinnerung wecken müssen, indeß halte ich eine solche Darstellung doch für notwendig, da über diese für Preußen so traurig merkwürdigen Ereignisse noch sehr unrichtige Meinungen hin und wieder verbreitet sind. Bei dieser versuchten Darstellung werden allerdings meine späteren Erfahrungen nicht ohne Einfluß auf meine hier ausgesprochenen Urteile bleiben, doch kann ich es beteuern, daß ich in den Hauptpunkten es nicht nötig gefunden habe, meine Meinungen zu ändern. Das geringe Erbteil meines Lebens (wir haben Grund an-

derer Ansicht zu sein!) setze ich überhaupt darin, daß ich meine Lebensansichten Gottlob wenig geändert habe.“ Mit einem Mannesmut, wie er dem an der Seite Scharnhorst's wirkenden Helden natürlich erscheint, werden die Schäden der gesamten preußischen Verfassung, die sich in dem Zusammenbruch bei Jena so furchtbar rächten, in militärischer wie in politischer Hinsicht klar gelegt, nicht in der Weise der nörgelnden Malkontenten, deren es ja damals eine große Zahl gegeben, sondern in dem verwundeten Gefühl eines unerschütterlichen Vaterlandsfreundes, mit der freudigen Zuversicht, daß es nur der Befreiung des Geistes von der Ueberfülle von Vorurteilen und der höchsten Anspannung der Kräfte bedarf, um alles zu retten, um alles wieder zu gewinnen. Diejenigen allerdings, welche noch heute nicht begreifen, daß das eigentümliche historische Geschöpf, welches man preußischen Staat nennt, nicht dazu angethan ist, feudale und junkerliche Träumereien zu verwirklichen, werden in unserem Helden den ihrigen nicht anerkennen wollen. Es hat ja in seiner Zeit und späterhin und bis auf den heutigen Tag an Leuten nicht gefehlt, welche in Stein, Scharnhorst, Gneisenau, Grolmann und vielen Anderen jener niemals ausgefungenen Epoche Revolutionäre fanden, denen man allenfalls in einem Augenblick höchster Gefahr und Not Gehör und Einfluß gewähren durfte, deren Werk zurückzubilden aber als die höchste Aufgabe in der Zeit des Friedens und der Sicherheit angesehen werden müsse. Diesem Kreis der „Revolutionäre“ aber gehört auch von Boyen mit ganzer Seele an. Und doch, obwohl die Unerbittlichkeit seines Urteils auch vor der Person des Königs keinen Halt macht, welche tiefe Ergebenheit und welche zarte Anhänglichkeit für den Monarchen und für sein Haus! Allerdings für den ständischen Kram, der ohne offene oder verdeckte Leibeigenschaft gar nicht denkbar ist, hat der schlichte Mann keinen Sinn und kein Interesse. Mit einer Kunst, als ob der tapfere und hochbegabte Militär sich Zeit seines Lebens in der Schriftstellerei geübt hätte, werden die persönlichen Erfahrungen mit den großen Verhältnissen und allgemeinen Erscheinungen in Verbindung gesetzt und wiederum die Darstellung allgemeinerer Beziehungen durch kleine bis zur Anekdote zusammengedrückte Bilder beleuchtet. Auch abgesehen von der Größe und Mannigfaltigkeit der behandelten Gegenstände werden die „Erinnerungen“ wegen der anziehenden und fesselnden Vortragsweise schon unter die klassischen Bücher gezählt werden müssen. Wie viel auch immer schon über den Untergang Polens und über die letzten Szenen seines politischen Daseins geschrieben worden ist, ein wahrheitsgetreueres, von Sentimentalität und von tyrannischem Uebermut gleich weit entferntes und in seinen Begründungen logischeres Bild ist denn doch von diesen unerhörten Vorgängen nicht entworfen

worden. So summarisch die Rückblicke auf die Regierung Friedrich Wilhelms II. auch gehalten sind, so lehren sie doch die Punkte scharf hervor, welche die Erschlaffung der preussischen Staats- und Militärkraft herbeiführten und in Verbindung mit den Irrthümern in den ersten Regierungsjahren Friedrich Wilhelms III. die Katastrophe von 1806 begreiflich machten. Die „Untersuchung über die Ursachen der Niederlage“ enthält einen wahren Schatz militärischer Einsicht, und der Feldzug in Ostpreußen ist vielleicht niemals bei so knapper Fassung mit so plastischer Klarheit dargestellt worden. Die anziehendsten Kapitel aber sind die über die Reformgesetzgebung, an der Boyen einen stetigen Anteil nahm, wie denn beispielsweise der Mobilmachungsplan, nach welchem 1813 und 1814 die Armee mobilisiert wurde, ganz von ihm herkommt. Besonders hervorgehoben möge noch die Darstellung des Tugendbundes sein, dessen Hauptmitglied Boyen gewesen war. Der erste Band schließt mit der Rückkehr des Königs nach Berlin ab, der zweite umfaßt nach der Einteilung des Verfassers die Epoche bis zum Bündnis von Kalisch und der dritte bis zum Einzug in Leipzig. Der vorliegende Band hat den Wunsch lebhaft rege gemacht, daß die anderen nicht zu lange auf sich warten lassen.¹⁾ C.

Pinfel und Kutte. Trauerspiel in 4 Aufzügen von C. G. Bruno. Berlin, Verlag von J. Schulz.

Wem das Wort unseres Schiller zu tief-sinnig ist, daß das allein nicht veraltet, was sich nie und nirgend begeben hat, der mag die Sache anders wenden und meinen, daß gewisse Konflikte, welche das Kulturleben mit sich bringt, nie veralten, ob die Geschichte im 15. oder 19. Jahrhundert spielt. Wir werden hier am Ende des 15. Jahrhunderts nach Florenz geführt zu einer Darstellung des alten Gegensatzes zwischen irdischer und himmlischer Liebe. Erstere empfindet glühend ein Maler, Andrea, für seine Kunst und für Lucrezia, seine spätere Frau. Nun hat er einst gegen eine plumpe Straßenübermacht einen heiligen Prediger, Bartolomeo, verteidigt, welcher, vom nahen Ende der Welt überzeugt, die Ausrottung aller der Welt zugewendeten Triebe verlangt. Dessen Freund und Anhänger wird allmählich Andrea, in dem Irrtum, er könne Kunst und Liebe und so gleichsam „das Recht, das mit ihm geboren ist,“ aufgeben. Diesen Irrtum büßt er in schmerzlichster Reue und auch dadurch, daß er ein zweites Mal von sich selbst abfällt, indem er Bartolomeo's Mönchsgemeinschaft entfliehen will. Hatte er ihn doch schon vorher insofern verraten, als er seinen Freund Antonello, einen Feind des Mönches, hatte entfliehen lassen, nachdem er ihn in wütender Eifersucht verwundet hatte. Antonello, wieder hergestellt,

will Andrea zur Flucht verhelfen, wobei sie den Tod finden. Mit großem Geschick hat der Dichter Idealismus und Realismus verschmolzen. Seine Sprache ist herrlich, seine Figuren lebenswahr. Ist die Schilderung der Seelenzustände und die Motivierung durchaus realistisch, so bleibt diesen flüssigen Sätzen doch der Vorwurf erspart, in der Karrikatur abgerissener Sätze und in der Aufhäufung der trivialsten Redensarten gemeinster Bildung zu schwelgen. Diese realistische Dichtung sucht ihre Stärke nicht darin, ein Schnaps- und Unzuchtparfüm zu verbreiten, in dessen Dunstkreis man neuerdings anfängt sich satt zu weiden, und wir sehen, daß Naturalismus und Realismus zwei sehr verschiedene Dinge sind. Das Stück ist durchweg interessant und besonders gegen den Schluß sehr ergreifend. Auch der Prediger, dessen Reich offenbar nicht von dieser Welt ist, erregt tiefe Sympathie, wenn er auch oder weil er durchaus keine langen, erbaulichen Reden hält. Somit sei das Drama dem Leser und den Bühnen eindringlich empfohlen. B.

Die Protokolle des Mannheimer Nationaltheaters unter Dalberg aus den Jahren 1781 — 1789. Herausgegeben von M. Martersteig. Mannheim 1890. J. Bensheimer.

Für die Geschichte des Mannheimer Theaters ist in lezter Zeit durch die Chronik desselben von Anton Pichler und die Schrift von C. Hermann (das Mannheimer Theater vor hundert Jahren) recht dankenswertes geschehen. Jetzt erhalten wir durch Herrn Martersteig eine wichtige urkundliche Quelle für die wichtige Periode, als jene Bühne unter Leitung des Freiherrn Heribert v. Dalberg stand. Die Protokolle der Sitzungen des Theaterausschusses, die Urteile und Entscheidungen des Intendanten über Stücke und Spiel, so wie in Sachen der Theaterpolizei, die Gutachten der hervorragendsten Schauspieler über wichtige Fragen der Intendanz (z. B. Welches ist der wahre Anstand auf der Bühne? — Können französische Trauerspiele auf der deutschen Bühne gefallen? — Giebt es allgemeine sichere Regeln, wenn ein Schauspieler in seinen Reden Pausen machen muß?) sind in der Folge des Protokollbuches im genauen Wortlaute hier veröffentlicht. Wir gewinnen vollen Einblick in die entschiedene Richtung der Mannheimer damaligen Bühne auf den Naturalismus in der theatralischen Kunst. „Empfindung und Laune“ erscheinen den Schauspielern als die Leitsterne für ihr Spiel, und der kritische Intendant hatte große Schwierigkeiten, die Unterordnung der einzelnen Künstler unter ein allgemeines Gesetz, und die Anerkennung des Rechtes fester Formen durchzusetzen. — Im Anfang hat der Herausgeber eine kurze Schilderung der Grundverhältnisse der Dalberg'schen Periode und der Hauptpersönlichkeiten, sowie erläuternde Anmerkungen beigelegt. Q.

¹⁾ Inzwischen ist der zweite Teil erschienen.
Redaktion der Deutschen Revue.



Eingeladene Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten).

- Arnold, Dr. Julius, Ueber den Kampf des menschlichen Körpers mit den Bakterien.** 8. (Karl Winter's Univ.-Buchh., Heidelberg.)
- Boissier, Gaston, Madame de Sévigné.** Uebersetzt von Carl Seefeld. 8. (F. Fontane, Berlin.)
- Brandes, Georg, F. W. Dostojewski.** Deutsche litterarische Volkshefte Nr. 3. (Brachvogel & Ranft, Berlin.)
- Brodbeck, Karl Adolf, Geistesblitze grosser Männer.** 8. (C. G. Naumann, Leipzig.)
- Cless, Alfred, Die Menschwerdung.** 8. (J. B. Metzler's Sort., Stuttgart.)
- Cronau, Rudolf, Im wilden Westen.** 8. (Oskar Löbbecke, Braunschweig.)
- Dahnow, M., Tante Hanna's Sommerfreude.** 8. (Mar Babenzien, Rathenow.)
- Diehl, August, Opfer des Glaubens.** 8. (Robert Frieße, Leipzig.)
- Dreher, Dr. Eugen, Die Physiologie der Tonkunst.** 8. (C. E. M. Pfeffer, Halle.)
- Ebeling, Friedrich W., die Kahlenberger.** Zur Geschichte der Hofnarren. 8. (Hans Lüstenöder, Berlin.)
- Encyklopädie der Naturwissenschaften,** herausgegeben von Prof. Dr. W. Förster, Prof. Dr. A. Kenngott, Prof. Dr. A. Ladenburg, Dr. Ant. Reichenow, Prof. Dr. A. Schenk, Geh. Schulrath Dr. O. Schlömilch, Prof. Dr. W. Valentiner, Prof. Dr. A. Winkelmann, Prof. Dr. G. C. Wittstein. Lex. 8. — Erste Abtheilung, 63. Lief., enthält Handbuch der Zoologie, Anthropologie und Ethnologie. Lief. 26. — Zweite Abtheilung, 56. und 57. Lief., enthält Handwörterbuch der Chemie. Lief. 36. und 37. — Dritte Abtheilung, 3. Lief., enthält Handbuch der Physik. Lief. 3. (Eduard Trewendt, Breslau.)
- Eucken, Rudolf, Die Lebensanschauungen der grossen Denker.** 8. (Veit & Comp., Leipzig.)
- Friedmann, Fritz, Verbrechen und Krankheit im Roman und auf der Bühne.** 8. (Paul Wiesenthal, Berlin.)
- Fuchs, Reinhold, Strandgut.** Neue Gedichte. 8. (Karl Bauch, Gera.)
- Ganghofer, Ludwig, Es war einmal.** Moderne Märchen. 8. (Adolf Bonz & Comp., Stuttgart.)
- Haas, Hippolyt J., Die geologische Bodenbeschaffenheit Schleswig-Holsteins.** 8. (Lipsius & Tischer, Kiel.)
- Handbuch der Physik,** herausgegeben von Prof. Dr. A. Winkelmann, unter Mitwirkung von Prof. Dr. F. Auerbach, Prof. Dr. F. Braun, Dr. S. Czapski, Prof. Dr. K. Exner, Prof. Dr. W. Feussner, Dr. L. Grätz, Prof. Dr. H. Kayser, Prof. Dr. F. Melde, Prof. Dr. A. Oberbeck, Dr. J. Pernet, Prof. Dr. Fr. Stenger, Dr. K. Waitz. Lex. 8. — Dritte Lieferung. (Eduard Trewendt, Breslau.)
- Heitmüller, Ferdinand, Im Banne der Aphrodite.** 8. (A. C. Reher, Altona.)
- Kalischer, Dr. Alfred Christlieb, Gotthold Ephraim Lessing als Musik-Aesthetiker.** 8. (Ferd. Dehmann's Verlag, Dresden.)
- Kirchbach, Wolfgang, Die letzten Menschen.** Ein Bühnenmärchen in fünf Aufzügen. 8. (E. Pierson's Verlag, Dresden.)
- Kohut, Dr. Adolf, Kaiser Joseph II.** (Hönsch & Liesler, Dresden.)
- Lange, Rudolf, Frucht- und Blumenlese aus Goethes Schriften.** 8. (Aug. Stein, Potsdam.)
- Leirner, Otto von, Aus der Vogelschau.** Sprüche und Stachelreime. 8. (Hans Lüstenöder, Berlin.)
- Magat, Heinrich, Die Ueberfüllung der gelehrten Fächer und die Schulreformfrage.** 8. (Weidmann'sche Buchh., Berlin.)
- Meyer, M. Wilhelm, Die Lebensgeschichte der Gestrirne.** 8. (Fr. Mauke's Verlag, Jena.)
- Neumann, Carl, Unsere Vogelwelt im Kampfe um das Dasein.** 8. (Aug. Schröter's Verlag, Jlmeneau.)
- Puttkamer, Alberta von, Afforde und Gesänge.** 8. (F. H. Ed. Heiß, Straßburg.)
- Schwarz, Dr. Bernhard, Nachtigals Grab.** Ein Negerroman. (Eduard Baldamus, Leipzig.)
- Schwebel, Oskar, Verfestet.** Eine Berliner Geschichte aus dem Jahre 1380. 8. (F. C. C. Bruns' Verlag, Minden.)
- Stohn, Dr. Hermann, Litterarische Skizzen für die deutsche Frauenwelt.** 2 Bände. 8. (Gustav Engel, Leipzig.)
- Sudermann, Hermann, Der Katzensteg.** Roman. 8. (F. & P. Lehmann, Berlin.)
- Telmann, Konrad, Sizilianische Geschichten.** 2 Bände. 8. (F. C. C. Bruns' Verlag, Minden.)
- Weß, Gustav, Von Heimat zu Heimat.** 8. (Th. Knaur, Leipzig.)
- Wollny, Dr. F., Prolegomena der natürlichen Moral.** 8. (Otto Wigand, Leipzig.)
- Wollny, Dr. F., Telepathie und Hypnotismus.** 8. (Otto Wigand, Leipzig.)

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Eph. lit.

5-MRZ 91

Datum der Entleihung bitte hier einstempeln!

26. Juli 1999

SLUB DRESDEN



3 0162478

Ephem. lit. 767

